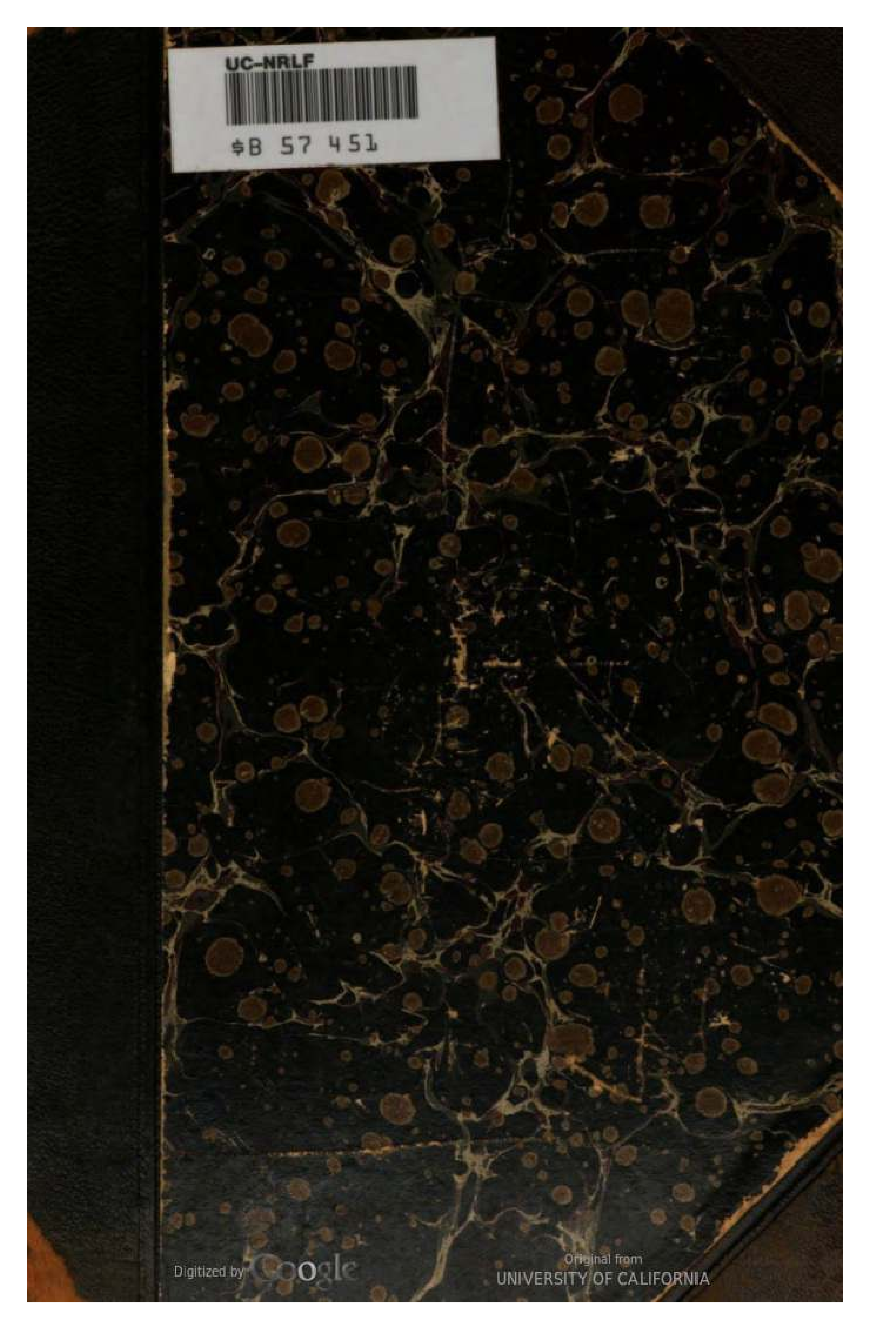



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Digitized by Google




PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

ALLGEMEINE STAATENGESCHICHTE

Herausgegeben von **KARL LAMPRECHT**

I. ABTEILUNG: **GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN** — II. ABTEILUNG: **GESCHICHTE DER AUSZEREUROPÄISCHEN STAATEN** — III. ABTEILUNG: **DEUTSCHE LANDESGESCHICHTEN**

Erste Abteilung:

GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN

Herausgegeben

von

A. H. L. HEEREN, F. A. UKERT,
W. v. GIESEBRECHT UND **K. LAMPRECHT**

Vierunddreifsigstes Werk:

JORGA, GESCHICHTE DES RUMÄNISCHEN VOLKES

Zweiter Band
(Bis zur Gegenwart)



GOTHA
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES
AKTIENGESELLSCHAFT
1905

GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN

Herausgegeben von

A. H. L. HEEREN, F. A. UKERT, W. v. GIESEBRECHT

UND K. LAMPRECHT

Vierunddreifsigstes Werk

GESCHICHTE DES RUMÄNISCHEN VOLKES IM RAHMEN SEINER STAATSBILDUNGEN

VON

N. JORGA,

Professor an der Universität Bukarest

Zweiter Band

(Bis zur Gegenwart)





GOTHA

FRIEDRICH ANDREAS PERTHES

AKTIENGESELLSCHAFT

1905





Vorwort.

Der Druck dieses Werkes hat zwei Jahre gedauert. Während dieses Zeitraumes haben sowohl der Verfasser als auch andere weitere Studien zur Geschichte der Rumänen gemacht. Dadurch werden hier und da einige Einzelheiten geändert, die nicht alle berichtigt werden können; eine Ergänzung durch Mitteilung der neugewonnenen Resultate ist auch unmöglich.

Ich mufs hier aber auf folgende Arbeiten hinweisen. J. Bogdan hat von seinem Werke „Relaţiile Braşovuluĭ" eine zweite, mit den slavischen Texten versehene Ausgabe erscheinen lassen (Relaţiile Ţăriĭ-Româneştĭ cu Braşovul şi cu Ţara Ungurească, I, Bukarest 1905), und als dessen natürliche Fortsetzung kommt mein Braşovul şi Romîniĭ (Bukarest 1905) in Betracht, das Studien unter Heranziehung der im Kronstädter Stadtarchive aufbewahrten rumänischen Briefe enthält. Ein IX. Band ist zu den bisherigen sieben der „Studiĭ şi documente" hinzugekommen, und Braşovul şi Romîniĭ erscheint nun als der zehnte der ganzen Serie. Der VIII., welcher ein kulturgeschichtliches Repertorium enthalten soll, liegt noch nicht vor. Die Inschriften der Kirchen und Klöster Rumäniens habe ich in einem Werke ge-

sammelt, dessen I. Teil nunmehr vorliegt („Inscripţiĭ din bisericile Românieĭ“). Endlich enthält meine „Istoria Romînilor în chipurĭ şi icoane“ („Geschichte der Rumänen in Porträts und Bildern“, 2 Bändchen, Bukarest 1905) eine Reihe von Vorträgen, die vor dem „Verein der rumänischen Frauen“ gehalten worden sind und viele Kulturgegenstände behandeln.

Bukarest, Juni 1905.

N. Jorga.

Inhalt.









Dritter Abschnitt.

Drückende türkische Oberherrschaft bis zur Zeit der Fanarioten. Verfall des rumänischen Bauernstandes. Der Fiskalstaat als Erwerbsquelle für abenteuerliche Pächter [1]).

---

1. Kapitel.

Verhältnis der Rumänen zu den Türken. Das türkische Gebiet (Raja) auf rumänischem Boden. Ansiedelung von Tataren in Bessarabien (Budschak).

Die vollständige Unterwerfung der Moldau und Walachei unter die Türkenherrschaft bezeichnet für beide ein neues Stadium der Entwickelung, und zwar handelt es sich um eine Periode des Verfalls. Vom Fürsten angefangen, der seinen südlichen Nachbarn als

1) Die erzählenden Quellen sind für die Moldau die im vorigen Kapitel genannten, ferner die Urechesche Chronik, die bis gegen 1600 reicht, und die Chronik von Miron Costin, die bei Kogălniceanu, Letopisețe I gedruckt ist und in einer neuen, aber nicht besseren, mit Anmerkungen überhäuften Ausgabe der rum. Akademie, besorgt von V. A. Urechiă, vorliegt; der lateinische Text der Chronik wird nach einer Handschrift des Museums Czartoryski in Krakau im Auftrage der rum. Akademie durch Eug. v. Barwiński herausgegeben werden. Miron Costin wird durch seinen Sohn Nikolaus und durch J. Neculce (Kogălniceanu, II) sowie andere Kompilatoren (ebenda, III) fortgesetzt. Für die Walachei liegt die 1688 abgeschlossene Kompilation des Stoica Ludescu (Magazinul istoric IV—V) vor, an die sich die vervollständigende Chronik des Constantin Căpitanul Filipescu (Ausg. Jorga, 1902) anlehnt. Die griechischen Chroniken des Matthäos, Erzbischofs von Myrai, und des Stavrinos für die Zeit Michaels des Tapferen und die zwei folgenden Jahrzehnte sind bei Papiu, Tesauru I, abgedruckt. Die Regierung Brîncoveanus (1688—1714) wird zum gröfsten Teile von Radu Greceanu beschrieben (Magazin, II), die Memoiren des oppositionellen Bojaren Radu Popescu finden sich ebenda V; die Chronik, die derselbe im offiziellen Auftrage



Herrn anerkennt und von diesem mit einer an Allmacht streifenden Gewalt über seine Untertanen ausgestattet ist, bis zum Bauer hinab, der anfangs die neuen Abgaben mit der Frucht seines Fleifses, dann mit seinem Leibe und mit seiner menschlichen Würde und Freiheit bezahlt, gleicht nichts mehr der Vergangenheit. An die Stelle des aus freien Bauern bestehenden Staates, die gegen jeden Angreifer für die grofse oder kleine moşie, den von ihren Ahnen ererbten Besitz, kämpfen, tritt als unwürdiger Nachfolger der Fiskalstaat, dessen einziger Zweck es ist, Geld, ungeheuer viel Geld, ja unberechenbare Summen, für das üppige Leben der fremden Herrscher in Konstantinopel zusammenzubringen.

Die Geschichte dieses Lebens der Unfreiheit gilt es jetzt zu

---

des Nikolaus Mavrokordato (1716—1730) verfafste, ebenda II. Vgl. über alle meine Istoria literaturiĭ romîne. Als Akteneditionen kommen die bereits oben genannten in Betracht, ferner das Rechnungsbuch des Brîncoveanu in der Revista istorică a Archivelor, Aricescus, III. Von Spezialarbeiten kommen nur die folgenden in Betracht:

1. Bălcescu, Istoria luĭ Mihaĭ Viteazul, Ausg. der rum. Akademie: der Verfasser lebte um 1848 und kannte nur die Chroniken. Sein Werk ist ein texte de langue, besitzt aber keinen historischen Wert mehr.

2. Szádeczky, Erdély es Mihály Vaida (Temesvár, 1893) behandelt die Herrschaft des walachischen Fürsten Michael in Siebenbürgen. Der Anhang unedierter Aktenstücke ist interessant: aber jetzt sind beinahe alle dort im Regest mitgeteilten Schriftstücke im XII. Bande von Hurmuzaki zu finden.

3. Jorga, Istoria luĭ Mihaĭ Viteazul (Ausg. Bukarest, Socecŭ, 1900); eine andere volkstümliche Istoria luĭ Mihaĭ Viteazul (Bukarest, Minerva, 1901); das zum Teil in den Convorbirĭ literare, Jahrg. 1901—1902, erschienene umfangreiche Werk mit demselben Titel.

4. J. Sîrbu, Mateiŭ-Vodă Băsărabăs auswärtige Beziehungen (Leipzig 1900), ein sehr gewissenhaftes grundlegendes Buch, das alles gedruckte Material verwertet.

5. Jorga, Studiĭ şi documente IV; die Vorrede enthält eine Darstellung der ganzen rumänischen Geschichte im XVII. Jahrhundert, und dort ist auch die Literatur mitgeteilt.

6. Jorga, Operele luĭ Constantin Cantacuzino (Bukarest 1901). Die Vorrede schildert die Geschichte der Walachei 1714—1716.

7. Jorga, Documente privitoare la Constantin-Vodă Brîncoveanu (Bukarest 1901). Die Vorrede schildert die inneren Verhältnisse unter Brîncoveanu.

8. Jorga, Istoria literaturiĭ romîne. Gelegentlich der Kritik der Chroniken wird ein grofser Teil der rumänischen Geschichte auch des XVII. Jahrhunderts behandelt.

schreiben, bis endlich gegen 1700, nach anderthalb Jahrhunderten, sich dadurch eine Wendung vollzieht, daſs ein groſser Teil der alten Formen wegfällt und der türkische Vasallenstaat einigermaſsen das Vorbild des europäischen, mechanischen Staates des 18. Jahrhunderts nachahmt; dabei ergeben sich auch für die Wahl des Fürsten neue Bedingungen, und das ganze Verhältnis zu den Nachbarstaaten gestaltet sich anders.

Die türkische Herrschaft griff unmittelbar nur in drei Gebiete des rumänischen Lebens ein, auf die anderen gewann sie nur mittelbaren Einfluſs. In erster Linie kommt die Bildung eines türkischen Distriktes in Betracht, einer türkischen Militärzone, die, durch Türken verwaltet, sich vom übrigen Lande absonderte; dies war die sogenannte Raja.

I. Die Art, wie sich ihre Absonderung vollzog, und die Punkte, die das Gebiet begrenzen, sind bereits oben [1]) angedeutet worden. Den Anfang machte das südliche, dem Feinde zuerst ausgesetzte walachische Fürstentum. Noch in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts wurden Turnu, d. h. Nicopolis minor, von den Türken Kule genannt, sowie Giurgiu, ihr Yerköki, besetzt, um jede Bewegung des Fürsten von Argeş zu beherrschen. Um die Festungen bequem verproviantieren zu können, nahmen aber die Türken auch ein Stück des ringsum angrenzenden Landes in Besitz und vernichteten alle früheren Eigentumsrechte des Staates oder Privater. Im 16. Jahrhundert wurden trotz des ursprünglichen Versprechens, das Land unangetastet lassen zu wollen, hier und da neue geeignete Stellen besetzt: so bezahlte der Mönchfreund Radu die Ruhe, die man ihm lieſs. Die Mirceştĭ, die Dynastie des Mircea Ciobanul, des dem Sultan stets getreuen Dieners, muſsten auf den Besitz des wichtigen Brăila verzichten. Schlieſslich 1580, während der zwar zu dieser bevorzugten Familie gehörige, aber unbedeutende Mihnea regierte, kam ein Tschausch von der Pforte, um auch das Gebiet von Severin auf seinen Umfang zu untersuchen und für den Sultan zu besetzen [2]).

Die Moldau verlor erst infolge des groſsen Zugs von 1484 ein Stück ihres Gebietes: aus Chilia und Cetatea-Albă wurden damals türkische

1) Bd. I, S. 381.

2) Hurmuzaki XI, S. 643—644.

Kriegshäfen, und wie üblich kam die nächste Umgebung als Raja zu den Burgen. Diese Raja erstreckte sich seit der im Jahre 1538 getroffenen Verfügung Solimans II. beinahe bis an die Linie, die der Fluſs Botna bezeichnet, und eine neue türkische Besatzung kam bei dieser Gelegenheit auch nach Tighinea, dem nunmehrigen Bender. Das Donauufer war jetzt vollständig, die Dnjestrgrenze gegen Polen wenigstens teilweise in fremden Händen. Südlich reichte nunmehr die Macht des Fürsten der Moldau nur noch bis Lăpuşna, das die Ehre hatte, dem Lande den Tyrannen Alexander zu schenken. Neben Chilia und Akkerman erbauten die Türken hier noch eine neue befestigte Stadt, Ismail, die bei den Rumänen Smil hieſs. Galaţĭ gegenüber stand noch im 16. Jahrhundert der türkische Donauhafen Tomarova, der mit dem früheren Renĭ identisch ist.

In diesem Umfange blieb die Raja bis ins 18. Jahrhundert bestehen, mit Ausnahme der Zeiten des Aufruhrs, wo sie selbst zwar öfter verlorenging, nicht aber die Festungen, um bei einer neuen Wendung der Dinge wieder besetzt zu werden. Jedoch keine einzige türkische Festung ist in diesem Zeitraume neu entstanden, wenn man nicht die Besetzung eines Vorortes von Galaţĭ so verstehen will. Im einzelnen blieben die Grenzen der entrissenen Gebiete allerdings nicht immer dieselben; denn die Befehlshaber ebensowenig wie die einzelnen Gutsbesitzer der Raja machten sich ein Gewissen daraus, fürstlich walachisches oder moldauisches Land durch eine Vorschiebung der Grenzpfähle, der stîlpĭ, unrechtmäſsig als Weideplatz oder Acker an sich zu ziehen.

Einfluſsreiche Wojwoden klagten gelegentlich über solche Übergriffe bei der Pforte und erhielten mittels einiger Geschenke auch eine Kommission, die den früheren Zustand feststellen und wieder herstellen sollte. Wir wissen von der Tätigkeit vieler solcher kaiserlicher Kommissionen, und wir besitzen somit Belege sowohl für die Fürsorge der Fürsten für die Integrität ihres Gebietes als auch für die Neigung der Türken, diese Integrität anzutasten. Unter Vlad Ţepeş erschien einmal der Beg von Nikopolis, Hamza, mit einem ganzen Heere, „um die Donaugrenze festzustellen“, ad metas super Danubium constituendas. Unter Mircea dem Hirten wahrscheinlich prüfte ein Nachfolger Hamzas, Ahmed, in

kaiserlichem Auftrage dieselben Grenzen. Aber schon wenig später klagte der Sohn Mirceas, Peter, wieder über eine unerlaubte Ausdehnung der Raja von Giurgiu. Alexander, der Bruder und Nachfolger Peters, erkaufte sich einen Bevollmächtigten der Pforte, um in der Gegend von Giurgiu, wie in der von Turnu, in dem „Hailyk“ von Kule, die allzuweit vorgedrungenen Nachbarn zurückzutreiben und dem Wege „des Banes“ seinen alten Charakter als Grenzscheide wiederzuverleihen. Schon unter dem Sohne Alexanders ist es aber für die Rechtswirkung notwendig, daſs die Ergebnisse einer solchen Grenzregulierung durch einen kaiserlichen Firman bestätigt werden. Dann kommt die Zeit, wo durch Michael den Tapferen der alte freie Zustand im Kampfe wiederhergestellt wird. Unter seinen wieder als türkische Vasallen herrschenden Nachfolgern haben, wie es scheint, die Türken das alte Spiel mit der Grenze nicht mehr getrieben. Einer von ihnen, Mateĭ, war sogar stark genug, um solche etwaige Versuche, ohne die Vermittelung der Pforte anzurufen, aus eigener Kraft zu bestrafen; er hatte seine roşĭ und călăraşĭ, bewaffnete Bauern, überall, wo es eine Grenze zu bewachen gab, in privilegierten Dörfern angesiedelt; von heutigen Ortsnamen erinnern noch daran Roşĭ-de-Vede und Călăraşĭ gegenüber Silistrien: ersteres ist ein Städtchen, letzteres sogar eine Stadt. Bis auf unsere Tage tragen auch die ruhigen Ackerbauer im Buzăuer Distrikte rote Jacken als unbewuſste Erinnerung an die Zeiten, wo sie die ordnungsmäſsigen Verteidiger gegen die weit ausgedehnte Raja von Brăila und Odaia Viziruluĭ waren [1]).

In keiner der walachischen Rajas gebot in älterer Zeit, d. h. bis zu den Kriegen mit Ruſsland, wie in den Festungen auf dem linken Donauufer, ein Pascha, ja nicht einmal ein Beg oder Sandschak; es war vielmehr der oberste Befehlshaber für jede Raja der zunächst wohnende von den höheren Offizieren des gegenüberliegenden türkischen Landes: so stand Severin unter Widdin, Turnu unter Nikopolis, Giurgiu unter Rustschuk, das als Festung schon 1445 bei Wavrin genannt wird. Über die Stellung Brăilas läſst sich bis jetzt ein sicherer Aufschluſs nicht geben. In jeder Burg standen selbstverständlich türkische Soldaten: Spahien, welche zu Pferde

1) S. Weigand, Leipziger „Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache“ Jahrgang 1902, S. 240.



dienten und zugleich als gröfsere oder kleinere Lehnsleute ihre Timars, d. h. Lehen, auf walachischem Boden besafsen. Recht sprach wie überall ein Kadi, der Richter, nach dem Koran, und die Verwaltung der kaiserlichen Zölle und des Kriegsproviants, der hierher geliefert wurde, war einem Nazir anvertraut.

In der Moldau dagegen gab es zwei Begs, von denen der eine in Bender, der andere in Akkerman seinen Sitz hatte, aber in Chilia erscheinen nur untergeordnete militärische Würdenträger. Diese moldauischen Festungen waren isoliert, in der ersten Zeit wenigstens, und dieser Umstand bedingte für sie eine selbständigere Stellung. Im übrigen glichen aber auch sie den befestigten türkischen Nestern in der benachbarten Walachei [1].

Für die Fürstentümer war der Verlust blühender Häfen und reicher Landstriche gewifs schmerzlich, aber schwerer traf sie noch die immerwährende Gefahr, die daraus entsprang. Denn ganz abgesehen von den häufigen Grenzverletzungen erwiesen sich die Türken aus der Raja und die unter ihnen lebenden christlichen Bauern, die dem Beispiel ihrer Herren nachlebten, keineswegs als gute Nachbarn. Sie trieben ihr Vieh auf die angrenzenden Wiesen und fügten den Gutsbesitzern des benachbarten Gebietes empfindlichen Schaden zu; wenn sie durch Vertrag mit Privatpersonen gewisse Rechte an Grund und Boden innerhalb des Fürstentums gesetzmäfsig erwarben, hielten sie es niemals für notwendig, dem „Hunde“ auf dem Vasallenthron die ordnungsmäfsigen Gebühren dafür zu entrichten: dijmă für die Felderzeugnisse, goștină für die Schafherden. Die gefürchtetsten Pferde- und Ochsendiebe fanden in der Raja ihren gesicherten Unterschlupf, und kraft dieses Zustandes erfreute sich das türkische Gebiet immer eines grofsen Reichtums an Fleisch. Bei den Jahrmärkten gab es immer Zank und Schlägereien, und die unbewaffneten Christen zogen dabei immer den kürzeren. Die Zigeuner, die nicht mehr in der Sklaverei leben wollten, und unfreie Bauern strömten in die Raja, die verhältnismäfsig stärker bevölkert war. Auch freie Bauern aus walachischen und moldauischen

1) Vgl. Chilia și Cetatea-Albă; Studiĭ și doc. V, 475 f. und die Regesten des 16. Jahrhunderts in Jorga, Documente și cercetărĭ I.

Dörfern zogen es vor, wenn sie kein Land mehr besaſsen oder beim Erbgang leer ausgegangen waren, zu den Türken überzusiedeln, wo nur der Kharadsch und die dem Spahien zuflieſsenden Zinse zu entrichten waren, während zu Hause unter dem nationalen Wojwoden infolge der Verhältnisse, die wir bald kennen lernen werden, unaufhörlich Leistungen in Geld und Naturalien verlangt wurden. Die Befehlshaber der Raja hatten zwar den direkten Auftrag, gegebenen Falles den Fürsten gegen seinen Nebenbuhler oder die unzufriedene, aufrührerische Landbevölkerung zu unterstützen, doch erschien es ihnen nicht selten vorteilhafter, die Unzufriedenen selbst vor ihrem Einfalle ins Land oder nach ihrer Niederlage zu sich zu rufen, sie bei sich aufzunehmen und ihnen die Frage vorzulegen, ob sie nicht den türkischen Glauben annehmen möchten [1]).

Nur kurze Zeit verging, und die Zustände in der Moldau, ja in gewissem Grade auch in der Walachei, verschlimmerten sich durch den Einfall der Tataren, die nunmehr ständige — insofern man dies Wort für solche rastlose Reiter und Plünderer überhaupt gebrauchen kann — Ansiedler innerhalb der alten Grenzen des Fürstentums wurden.

Der neue Tatarenstaat in der Krim, ein Splitter des groſsen Kaisertums von Sarai, hatte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Geiſsel Gottes für die Moskowiter, Polen und Rumänen gebildet, und der Herrscher in der Krim, der Befehlshaber aller vier Horden, nahm den alten ehrwürdigen Titel Khan, Kaiser, an. Bei der Eroberung Caffas im Jahre 1475 lieſsen die Osmanen diesen mohammedanischen Staat — denn nur wenige Tataren waren Heiden geblieben — weiter bestehen, weil sie ganz richtig in ihm eine Stütze für ihre Unternehmungen erblickten. Durch einen allerdings nur aus unbestimmter annalistischer Überlieferung bekannten Gnadenakt ward der Khan ein Vasall des Emirs in Konstantinopel: im übrigen aber blieb alles beim alten; die oberste Kontrolle führte der Beg, der von nun an in der groſsen, vordem genuesischen Stadt Caffa saſs und von hier aus, ohne sich in die innere tatarische Verwaltung oder die zwischen den Giraiden üb-

1) Vgl. die bereits erwähnten Quellen.



lichen dynastischen Ränke zu mischen, über alles Bericht erstattete. Als Selim, der Sohn des Sultans Bajesid II., sich mit diesen Giraiden verschwägerte und sich mit den Tataren vereinigte, um seine grofsen rebellischen Pläne zu verwirklichen, stieg das Ansehen des tatarischen „Kaisertums“, des „Zarats“, wie man in Polen und Moskowien sagte, beträchtlich: man mufste mit der Möglichkeit rechnen — und einmal wurde sogar schon davon als von einer Tatsache gesprochen —, dafs ein Nachkomme des Hadschi-Girai, des Gründers der krimischen Dynastie, in Konstantinopel Kaiser der beiden Weltteile werden könne.

In jenen Tagen, da der junge Selim noch nicht auf dem Throne seines vor Kummer gestorbenen Vaters Ruhe gefunden hatte, ward die Moldau fast jedes Jahr, trotz aller gegenteiligen Versprechungen und trotz reicher Geschenke, von den Tataren heimgesucht und bis zum Sereth greulich verwüstet. Seitdem aber hatte man einen modus vivendi mit diesem schlechtesten der schlechten Nachbarn gefunden: die Moldau, auch Polen übrigens, bezahlte dem Khan einen Tribut und überliefs ihm aufserdem auch andere „Einkünfte“, damit der arme, arbeitsscheue, aber tapfere Tatare standesgemäfs leben konnte. Schon für das Jahr 1566 wird dieser Tribut erwähnt und gesagt, dafs ihn der Khan „nach alter Sitte“ empfange [1]). Gelegentlich der Übersendung des Tributs und des Geschenkes, das balgi-başlic, d. h. „Honig und Wachs“ heifst, verehrte der Fürst diesem räuberischen Kaiser auch noch ein Ehrenkleid, eine cabaniţă [2]). Und daran änderte sich nichts, solange ein freier gefürchteter Khan der Tataren an der moldauischen Grenze stand.

Doch diese Grenze selbst verschob sich schon am Ende des 16. Jahrhunderts zum Schaden der Moldau. Nicht lange nach der Eroberung des Landes im Jahre 1538 wurde es bei den Türken Sitte, in die Festungen an der Donau und in die neue Festung am Dnjestr auch tatarische Besatzungen zu legen. Truppen aus dem Stamme der Nogai verteidigten nunmehr Akkerman, Bender und Chilia sowie die grofse Feste Oczakow am Dnjestr, und

1) Studiĭ şi cercetărĭ I, S. 181.

2) Chilia şi Cetatea-Albă, S. 229. — Şăineanu, Elem. turceştĭ, III, unter dem Stichwort.

zwar schon während des Krieges mit Ioan cel Cumplit, dem moldauischen Rebellen [1]). Sie waren besser als irgendwelche Soldaten befähigt, die Kosaken zu bekämpfen, ihre natürlichen Gegner, die jetzt auch den Weg nach der Moldau gefunden hatten. Die Kosaken erschienen aber, um fürstliche Prätendenten zu stützen, oder in einfachen Verheerungszügen regelmäfsig jenseits des Dnjestr. Obgleich der grofse polnische König Stephan Báthory andere Pläne verfolgte und nichts so sehr scheute wie eine Verwickelung mit der Pforte, zwang er den christlichen Räubern 1576 eine Organisation auf, die sie von der polnischen Krone abhängiger machen sollte, und ging in der Folge auch mehrmals mit Hinrichtungen von Kosakenhäuptlingen und Kosakengönnern scharf vor; trotz alledem aber wurden die tapferen Bewohner der Dnjepr-Inseln ihre schönen Erinnerungen an das fruchtbare moldauische Land nicht los. In den Jahren 1576 und 1578 erschienen sie blitzschnell vor türkischen Festungen und tatarischen Hirtendörfern; 1583 wurde Bender belagert, die Gegend von Akkerman verheert und ein Sandschak getötet. Der Fürst der Moldau ebensowenig wie eine Donauflottille vermochten ihre Heimkehr zu erzwingen. Im Jahre 1587 erlitt Oczakow dasselbe Schicksal, und auch Bender ward nicht geschont. Im Jahre darauf erfolgte wieder ein Kosakeneinfall, der ausschliefslich Bender galt, und am Dnjestr ward eine Schlacht geschlagen. Im Jahre 1589 fiel der Jahrmarkt von Kozlow den christlichen Banditen zur Beute, und der Beglerbeg von Rumili mufste in eigener Person ausziehen, um die Kosaken und besonders die Polen, ihre angeblichen Herren, zu bestrafen, und drang bis Sniatyn vor. Wenig später, und zwar trotz des Friedens, der 1592 zwischen dem Kaiser und dem König, die sich nicht ernstlich bekämpfen wollten, zustande kam, boten die Kosaken nach der gelungenen Überrumpelung von Orheĭ ihre Dienste dem deutschen Kaiser an, der, von den Türken herausgefordert, einen schweren Kampf mit diesen in Ungarn zu bestehen hatte. Aus Prag brachte Chlopicki eine Fahne mit dem Doppeladler zurück und das Versprechen eines Soldes, der auch in der Tat bezahlt worden ist. Im Jahre 1594 hörte man wieder von Schlachten

1) Chilia şi Cetatea-Albă, S. 201.



zwischen Kosaken und Tataren: die Helden vom Dnjepr unterhandelten mit Aron, dem moldauischen Fürsten, der zwar Neigung hatte, die türkische Oberherrschaft abzuschütteln, aber das Kämpfen nicht selbst gewohnt war. Von ihm empfingen sie Lebensmittel, aber keinen vereinbarten Sold; dafür fielen sie in sein eigenes Land vor Ende des Jahres ein und jagten ihn bis ins Gebirge. In diesem Augenblicke versöhnte sie der Flüchtling mit Geschenken, nahm sie in seine Dienste und sandte die wilden Scharen gegen die türkischen Bollwerke von Bender und Akkerman. Hier konnten sie allerdings, weil ohne Geschütze, nichts ausrichten, nahmen aber Ismail und Oczakow ein, plünderten und zerstörten diese Plätze. Ein Kosakenhäuptling, Koscza mit Namen, trat unter die Fahnen des walachischen Helden Michael und kämpfte 1595 gegen die Türken bei Călugărenĭ. Immer mehr Kosaken strömten in die Walachei, wo sie guten Sold, reiche Beute und einen erfahrenen, tapferen Führer fanden. Als sich Michael des Fürstentums Siebenbürgen bemächtigte, gehörten zu seinen besten Soldaten die Kosaken von Branecki, Walaocki, Oczesalski und Rostopcea. Auch in dem neuen Jahrhundert beunruhigten sie die Dnjestrgrenze: 1601 sind sie bei Soroca, 1602 in Bessarabien und in der Dobrudscha, 1603 zu Ismail und Isacce; 1606 statten sie der östlichen Moldau einen neuen Besuch ab.

Von da an aber nimmt ihre Abenteuerlust, die sich mit der unabwendbaren Notwendigkeit, ernährende Beute zu erwerben, vereinigt, eine andere Richtung, oder es wird vielmehr eine bisher nebenbei geübte Tätigkeit mehr bevorzugt. Wie die Ostgoten der alten Zeit, wie die Russen des frühen Mittelalters besuchen sie auf kleinen Fahrzeugen, die aus einem einzigen Baumstamme roh gefertigt sind, reiche Städte an den Ufern des Schwarzen Meeres, wo wohlhabende Kaufleute wohnen, und dehnen ihre Streifzüge jedes Jahr wieder auf das ungastliche Meer aus, vor dem sie sich aber ebensowenig fürchten, wie vor dem Tode. Der gesamte Handel in diesen Gegenden wird dadurch gefährdet, und so schnell sind ihre Bewegungen, so plötzlich erscheinen sie, wie vom Himmel gefallen, bald hier, bald da, den reichen Ungläubigen Verderben bringend, daſs der Sultan die Schmach erdulden muſs, aus seinem kaiserlichen Palaste die mehr oder weniger weit entfernten Flammen

der Verheerung zu beobachten, die den Himmel der Nacht rötlich färben. Besonders bis 1640 ist die Kosakenplage, trotz aller Unterhandlungen mit dem König, und trotz aller Züge gegen das treulose Polen, ein regelmäfsig wiederkehrendes Unglück, das sich durch nichts verhüten läfst.

Aber auf das Festland kamen sie nur sehr selten; denn hier hatten die Türken ein Mittel entdeckt, um sie fernzuhalten. Was der Beg in den starken Festungen, die mutigen Janitscharen und stolzen Spahien nicht zu verhindern vermochten, das gelang den wilden Tataren, die als des Reiches Wacht am Dnjestr angesiedelt wurden, wie es schon früher — nach 1500 — in der Dobrudscha geschehen war.

Schon 1502 machte der Sultan den Tataren den Vorschlag, sie sollten die „Felder um Chilia und Akkerman" in Besitz nehmen. Bis zu ersterem Platze sind sie nicht gekommen, aber in dem zweiten schufen sie, auf den Trümmern des alten Handelsverkehrs, eine ihren Sitten entsprechende Wüstenei und lebten dann in diesen „bialogrodenses campi" [1]). Mit Hilfe seiner tatarischen Freunde bemächtigte sich Selim der beiden Häfen und hegte sogar die Absicht, aus allen Grenzplätzen eine Mark als Kronprinzenapanage zu bilden. Im Jahre 1560 durchstreiften die Tataren wieder die Moldau, und Ioan der Rebelle geriet im wesentlichen durch einen Zug des Khan ins Verderben. Bald darauf schlossen Polen und Türken Frieden miteinander, und in dem Friedenstraktate werden bereits die Tataren von Akkerman, Bender und Chilia, sowie ihre dortigen Besatzungen erwähnt. In dem Kriege gegen die persischen „Kasilbaschen" leisteten die Tataren so gute Dienste, dafs sie sich erlauben konnten, als Belohnung die Moldau und Walachei, wo sie ihre Nahrung suchen mufsten, vom Sultan zu verlangen [2]). Der Khan Islam-Girai, der oft gegen die Kosakenschwärme zu Hilfe gekommen war, starb während eines Streifzuges gegen die letzteren in der Nähe von Bender und fand im alten Monkastro seine Ruhestätte [3]).

---

1) Vgl. Ulianicki, S. 195.

2) Hurmuzaki XI.

3) Hammer, Geschichte der Krim, S. 67.

Der französische Reisende Fourquevaux [1]) begegnete auf den „wüsten Feldern“ von Bessarabien Hirtenscharen, die hinter ihren Herden herzogen: das waren, wie ohne weiteres einleuchtet, nichts anderes als die coşurĭ (polnisch kosz) der Tataren. Während des Krieges gegen Ungarn kamen die Tataren sehr oft in die Moldau und Walachei und eilten als erklärte Feinde oder wenigstens feindlich gesinnt auf die Kriegsgefilde Pannoniens. Im Jahre 1594 ward Aron in Jassy von den wilden Gästen belagert und mufste sich, obwohl ihm ein kleines Heer zur Seite stand, loskaufen. Im Jahre 1595, noch während des Winters, fielen die Tataren in die Walachei ein, um den walachischen Empörer Michael zu bekämpfen, wurden aber geschlagen; 1596 folgte wieder ein, diesmal vom Glück begünstigter Zug in die Walachei; das ganze Jahr 1597 dauerte die Tatarenfurcht an, aber der innere Krieg zwischen dem Khan Ghasi-Girai und seinem Bruder hielt die verwöhnten Plünderer von einem neuen Einfalle ab. Im Jahre 1598 leiteten die Christen Unterhandlungen mit ihnen ein in der Hoffnung, durch Tributzahlung sich die Missetäter vom Halse zu halten, doch hatten sie keinen Erfolg damit. Infolge verschiedener Ursachen stehen zwar einige Jahre lang die Tataren nicht mehr im Vordergrunde, aber schon 1602 erscheint der Khan selbst wiederum mit den gewöhnlichen „hundertundfünfzigtausend“ Kriegern jeder grofsen türkisch-tatarischen Unternehmung, um den geliebten Simion Movilă statt des ihm verhafsten Radu Şerban in Tîrgovişte einzusetzen: dabei wird auch mit den Polen heftig gestritten. Radu Şerban kann sich aber halten und verspricht den Tataren, damit sie ihn in Ruhe lassen, einen bir von 15000 Dukaten. So oft mufsten diese Hilfskorps der Osmanen während des Krieges mit dem römischen Kaiser erscheinen, dafs sie schliefslich die Heimkehr vergafsen. So schufen sie sich, ohne grofse Forderungen zu erheben und deren feierliche Zusage und Bestätigung abzuwarten, aus ihren Winterquartieren in Bessarabien eine neue Heimat. Die alte walachische Provinz, die moldauische Eroberung der grofsen Fürsten des 15. Jahrhunderts, die Raja des Sultans Bajesid wurde auf diese Weise die Wohnstätte der häfslichen, unruhigen, kultur-

1) Jorga, Acte şi fragmente, I, S. 34—36.

unfähigen Nogaien und hiefs in der Sprache der neuen Herren seitdem Budschak: das heifst wiederum angulus [1]), wie in der alten Zeit. Die „Tatari Bucyakienses“ sind schon 1603 eine Tatsache. Der moldauische Fürst Jeremias hatte ihnen jenseits der budschakischen Grenze sieben Dörfer geschenkt, die erst nach etwa zehn Jahren gegen eine Erhöhung des Tributs zurückgewonnen wurden. Im ganzen hatte die südliche Moldau ungefähr 15000 dieser schrecklichen Nachbarn gewonnen, denen, um von anderen zu schweigen, die zunächst wohnenden Bauern Holz zum Hüttenbau und Kochen aus den Chigheciŭ-Wäldern liefern mufsten.

Während fünfzehn voller Jahre stand ein tatarischer Edelmann, ein Mirzak, Cantemir, an der Spitze dieser Nogaien und gründete eine Art selbständigen tatarischen Staat, der sich dem Willen des Kaisers der Krim nicht immer fügte. Als Lohn für seine Dienste, die er den Osmanen gegen die Polen geleistet hatte, erhielt Cantemir, ein unversöhnlicher Gegner dieser Nachbarn, auch die Statthalterschaft über Silistrien mit dem Titel eines türkischen Pascha; ja der Wesir nannte ihn im Jahre 1622 seinen „Sohn“ und verteidigte ihn gegen alle möglichen Beschuldigungen. Offiziell war ihm das Amt des Gubernators über das ganze Ufer des Schwarzen Meeres gegen die Donaumündungen hin übertragen. Einmal zwar ward er den Polen zuliebe versetzt, aber es verstrich keine lange Zeit, und er kehrte wieder in sein Kriegsquartier, das Budschak, zurück. Gegen einen rebellischen Khan leistete er auch gute Dienste und wurde deswegen allgemein noch höher gepriesen. Seine Ämter und Würden wurden ihm 1636 in feierlicher Weise verliehen, aber schliefslich wurde er, nach einer so glänzenden Laufbahn, von einem feindlichen Khan besiegt und verjagt, so dafs er in Konstantinopel ein Obdach suchen mufste. Ja, den vereinigten Klagen des einflufsreichen moldauischen Fürsten Vasile Lupu und der ihm grollenden Polen gelang es, einen Hinrichtungsbefehl gegen ihn zu erwirken, und kurze Zeit nachdem der Khan selbst seine Unfähigkeit zu regieren mit dem Tode hatte bezahlen müssen, wurde auch der mächtige tatarische Häuptling, der einst an der unteren Donau gebot, vor den Augen des strafenden

1) Chilia și Cetatea Albă, Kapitel X.



Sultans enthauptet (1637). Die zurückgebliebenen Krieger wurden durch einen besonders gegen sie gerichteten Zug gezwungen, sich entweder wieder nach der Krim zurückzuziehen, oder, wenn sie auf polnischem Boden bleiben wollten, Untertanen des Königs zu werden. Erst nach einigen Jahren schlichen unbemerkt die einstigen Budschaker in ihr Land zurück, aber da sie keinen tüchtigen Führer wieder fanden, konnten sie die bisherige Rolle nicht weiter spielen.

Die Kosaken waren schon in ihre dritte Entwickelungsphase eingetreten: nachdem sie einige Jahre treue Untertanen der Polen gewesen waren, strebten sie unter Bogdan, dem Sohne des Chmiel, Chmielnicki, danach, einen eigenen Staat zwischen Polen und Moskowien zu bilden, und bei der Verfolgung dieses Zweckes fanden sie in den nunmehr entnervten Tataren, die höchstens dann und wann in die Moldau streiften, gelegentliche Verbündete.

Die Verfassungszustände der Budschaker Tataren unterschieden sich in nichts von denjenigen ihrer Stammesgenossen. Im Frieden waren sie vornehmlich Hirten, während sie sich im Kriege als tüchtige Kämpfer bewährten. Zwar lernten sie auch den Acker bauen, aber die Feldarbeit verrichteten sie nicht selbst; das hätte sie erniedrigt. Vielmehr dienten ihnen dabei die zahlreichen Gefangenen sowie die noch vorhandene alte christliche, rumänische Bevölkerung, die in ihren schmutzigen Dörfern lebte, wo erst mit der Zeit besser gebaute Häuser entstanden. In jedem von diesen Dörfern herrschte als gefürchteter tatarischer „Ritter" der Mirza, und alle die Mirza mit ihren Untergebenen waren in vier Gruppen eingeteilt. Ihr Führer im Kriege und zugleich ihr ordentlicher Richter war der Stellvertreter des Khans, der erst später im Budschak eine oft besuchte Residenz, nämlich Căușanĭ, hatte; dieser Stellvertreter hiefs Kaimakam oder, als Befehlshaber des ganzen Heeres der Provinz, Serasker. Erst gegen 1700 wurden zwei Bezirke von dem Gebiete des Seraskers abgesondert und einer speziellen Regierung anvertraut, die mehr Geld herausschlug: nach Sitte der Kosaken wurde damals für die benachbarten rumänischen Dörfer ein christlicher Hatman in Dubasarĭ eingesetzt, während andere Dörfer dem Befehle des Jali-Aga unterstellt wurden [1]).

1) Chilia și Cetatea Albă, S. 259ff.



Vor Cantemir hatten die Türken die Wacht an der Donau einem ihrer Paschas anvertraut. Dieser war zugleich Befehlshaber über Silistrien und die übrigen kleinen Festungen, über die ganze meistens von Tataren bewohnte Dobrudscha, wo später in Babadag eine Residenz für den Markgrafen des nördlichen osmanischen Grenzgebietes entstand, über die moldauische Raja, wo es einen Beg von Akkerman ebensowenig wie einen solchen von Bender seit 1600 und zwar bis gegen 1699 gibt, und schliefslich über die starke Dnjeprfestung, den türkischen Schlüssel gegenüber den Kosakennestern und der russischen Steppe, nämlich Oczakow, von den Türken selbst Ozu genannt. Der Ozu-Valessi oder Silistrien-Valessi hatte die unsicheren christlichen Vasallen in der Walachei und Moldau zu überwachen, die Polen auszuspionieren und gelegentlich einen Rachezug gegen den königlichen Hetman zu führen, die Kosaken, solange sie eine ständige Gefahr für das Reich bildeten, zu bekämpfen, und endlich auch an der Spitze kaiserlicher Truppen gegen das entfernte Moskowien zu ziehen. Er hatte grofse Einkünfte und erhielt aufserdem von seiten aller derer, denen an seiner Gunst gelegen war, am meisten selbstverständlich von seiten der Vasallenfürsten, deren Stellung von den Berichten des Befehlshabers von Oczakow und Silistrien abhing, gröfsere Geschenke. Von dieser wichtigen Statthalterschaft führte der Weg zu den höchsten Würden im Staate, aber gelegentlich auch in die Verbannung oder zum Henkerplatz.

Der neue Ausbruch des persischen Krieges, der bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts für immer beendet schien, dieser unaufhörliche Krieg mit kurzen Rastzeiten und desto längeren späteren Anforderungen, machte diese eigenartige Regierung an der entgegengesetzten Grenze gegenüber den polnischen und deutschungarischen Christen zu einer Notwendigkeit. Und diese Einrichtung, die an die Zeiten erinnert, als die Mihalogli und Malkotschogli die Herren der Donau waren, hat bis zum späten endgültigen Frieden Bestand gehabt.

Nachdem die Türken die vom Walachenfürsten Michael (1593—1601), ihrem grofsen Feinde, zerstörten Rajas wiederhergestellt und die Burg Brăila, sowie die von Giurgiu, wo die siegreichen Christen keine ständige Besatzung zurückliefsen, in Ver-



teidigungszustand gesetzt hatten, bekam die Oberherrschaft in dieser Gegend Skender-Pascha, ein energischer und dabei sehr vorsichtiger und bedachtsamer Mann, der dem Sultan schon zu Kanisa und dann in Bosnien gute Dienste geleistet hatte. Skender ordnete die verwickelten siebenbürgischen Verhältnisse, verjagte den tollen Gabriel Báthory, den Fürsten von Siebenbürgen, und setzte an seiner Stelle den klugen Gabriel Bethlen ein (1613). Er befestigte den Thron des letzteren durch den neuen Zug von 1614, und als die Moldau von der Familie des polnischen Schützlings Jeremias Movilă mit polnischer Hilfe überfallen wurde, gelang es dem grofsen Listenersinner, den ganzen Rebellenstamm fast ohne Blutvergiefsen in seine Hände zu bringen (1615). Zwei Jahre später zog er gegen Polen, um eine solche beleidigende Tat, wie es die Unterstützung der Movileştĭ war, zu bestrafen. Er führte sehr geschickt und wieder ohne Schlacht den Frieden von Jaruga oder Bussa herbei, und als dieser Frieden nicht sogleich bestätigt wurde und aus Konstantinopel der Befehl, einen neuen Zug zu unternehmen, eintraf, verhinderte er wiederum das Blutvergiefsen. Dem kroatischen Abenteurer und spitzfindigen Diplomaten Gaspar Gratiani hatte er auf den Fürstenstuhl der Moldau verholfen, und als dieser sich gegen seinen türkischen Kaiser erhob und die Polen noch einmal ins Land rief, da beendigte er in glänzender Weise mit der Vernichtung des ganzen feindlichen Heeres den nicht erwünschten neuen östlichen Krieg (1620).

Nach ihm erschien Murteza, allerdings nur für einen Augenblick, als Pascha in Silistrien, um dann seine Laufbahn weiter fortzusetzen. Abaza folgte ihm in der Donaumetropole und in dem ständigen Limeslager, Mohammed Abaza, ein alter asiatischer Rebelle, der ein etwas unruhiger Statthalter in Bosnien gewesen war, „der stärkste und berühmteste von den türkischen Befehlshabern in Europa“. Er spielte eine entscheidende Rolle in den walachischen, moldauischen und siebenbürgischen Angelegenheiten, war ein guter Nachbar für die aufstrebende Macht des ersten Rákóczy, half den walachischen Landesbojaren, einen der ihrigen, den alten Aga Mateĭ, auf den Thron von Tĭrgovişte zu bringen (1632), half diesem auch, nachdem er mit bewaffneter Hand gegen ein Heer, welches die kaiserliche Ernennungsfahne trug, gekämpft

hatte, den Moise Movilă aus der Moldau hinauswerfen und verschaffte dem Vasile Lupu die Fürstenwürde (1634). Das alles schien ihm noch nicht genug, und so arbeitete er emsig an der Wiedereröffnung des Krieges gegen die ihm verhafsten Polen. Diese verstanden aber die Bestätigung des alten Friedens zu erwirken, und im Sommer 1634 wurde Abaza als Unruhestifter, obwohl er bei dem Sultan in groſser Gunst stand, nach Konstantinopel gerufen, um sich zu verantworten, und dann erdrosselt.

Nach ihm regierte in Silistrien als Vizekönig ein Schwager des gefürchteten Sultans Murad IV., Kenaan mit Namen, der in seiner Laufbahn rasch vorwärtskam. Ein ehemaliger Groſswesir folgte ihm in diesem wichtigen Amte. Noch während der siebenbürgischen Krise bei dem Falle des zweiten Rákóczy spielte Siawusch, der Pascha von Silistrien, eine seiner Vorgänger würdige Rolle, und sein Nachfolger, Khidir, kam mit den anderen kaiserlichen Truppen ins aufrührerische Land. Nachher aber erlosch der Glanz dieser groſsen Statthalterschaft, und in wenigen Jahrzehnten hatte die Raja und die ganze nördliche Mark des Reiches ihre Bedeutung verloren. Die Tataren waren um dieselbe Zeit so schwach, daſs sie sich ruhig verhielten, kurz, in jeder Beziehung zeigte sich der rasche Verfall der osmanischen Macht, der zwar bald allgemein erkannt und von den Türken selbst betrauert wurde, sich aber nicht verhindern lieſs.

---

2. Kapitel.

Erwählung und Einsetzung der Fürsten in Konstantinopel.

Die türkische Oberherrschaft zeigte sich ebenso deutlich, aber mit noch viel verderblicheren Folgen in der Art, in der nunmehr die Fürsten gewählt und eingesetzt wurden, denn nach einer verhältnismäſsig kurzen Zeit hatte sich das Verfahren völlig verändert.

Bei den Rumänen, wie bei ihren slavischen Nachbarn und ehemaligen Lebensgefährten, hatte jeder Mann, der nachweisen konnte, daſs er fürstlicher Herkunft sei und aus der alten Dynastie stamme, Anspruch darauf, den Fürstenstuhl des Landes zu be-

steigen, das seiner Familie gehörte. Eheliche und uneheliche Kinder hatten dieses Recht, und nicht immer genossen die ersteren den Vorzug. In der zahlreichen Nachkommenschaft eines verstorbenen Wojwoden gab es gewöhnlich viele schöne, tapfere, dem Volke bekannte und von ihm geliebte Bastarde, und es kam sehr oft vor, daſs die freie Wahl der Untertanen auf eins von diesen besseren Exemplaren des herrschenden Geschlechtes fiel.

Die Wojwoden, welche die Macht länger in ihren Händen gehabt und sich dadurch, wie durch ihre persönlichen Eigenschaften, verehrt oder gefürchtet gemacht hatten, wuſsten die Unsicherheit einer solchen Wahl zugunsten ihres ehelichen Erstgeborenen zuweilen auf zweierlei Weise zu beseitigen. Einige Male ward dieser bevorzugte Sohn schon bei Lebzeiten des Vaters als Mitregent anerkannt und trat nach dem Tode des alten Fürsten ohne weiteres in alle Rechte eines Herrschers ein; diese Sitte findet sich schon in den ersten Zeiten beider Fürstentümer: so steht dem müden Mircea sein Sohn Michael zur Seite, dem hochbejahrten Alexander sein späterer Nachfolger Ilie. Auch Brüder regieren mitunter gemeinsam, um bei dem Todesfalle des einen dem anderen den Thron zu sichern. Peter und Roman, die Herrscher der Moldau, befinden sich vielleicht gleichzeitig im Besitze der höchsten Macht, und beim Beginne seiner Regierung teilte Alexander der Gute seine Rechte mit dem Bruder Bogdan. Das konnte aber, wenn der alte Fürst sich eines sehr langen Lebens erfreute und der Sohn oder jüngere Bruder allzu ungeduldig war, zu unangenehmen Zwischenfällen führen, und auch im Lande war diese Verdoppelung des imperiums nicht sehr populär, weil sie auch für dieses nicht allzu vorteilhaft war. Es finden sich aber auch zweitens groſse oder kleine moldauische Fürsten, welche in ihren letzten Tagen, von Krankheit oder Alter gebeugt, im Vorgefühl des Todes ihren Nachfolger selbst bezeichnen, indem sie die Wahl nach vorheriger Hinrichtung der feindlich gesinnten oder unsicheren Bojaren in ihrer Anwesenheit vollziehen lassen: einem solchen Eingreifen in extremis verdankten der schwache Bogdan und der Knabe Ştefăniţă ihre Erhebung auf den Fürstenstuhl.

Aber nicht jeder konnte diese letztere Maſsregel ergreifen, wie nicht jeder sein Ende vorauszusehen vermochte, und die Ge-



fahr einer Mitregentschaft erkannten doch viele in ihrer ganzen Gröfse. In solchen Fällen schritt „das ganze Volk" zur wahrhaft freien Ausübung seines Wahlrechtes. Wie dies im 17. Jahrhundert und gewifs in gleicher Weise lange vorher schon geschah, kann man sich aus den vorhandenen Quellen gut vergegenwärtigen. Nach Ureche, einem Chronisten aus dieser Zeit, versammelte Stephan der Grofse nach seinem Siege über Petru Aron „die Bojaren, grofse und kleine, und die anderen Hofbeamten — curte mărunt㠗 wie auch den Metropoliten und die Klerisei an einem bestimmten Orte, einem Felde vor den Toren der Hauptstadt". Er liefs die Anwesenden fragen, „ob es allen genehm sei, dafs er ihr Domn werde". Das Blut klebte noch an dem scharf geschliffenen Schwerte, und es entstand sogleich eine allgemeine Salutatio nach kaiserlich byzantinischer und altrömischer Art: „Herrsche viele Jahre nach Gottes Willen", das *εἰς πολλὰ ἔτη* des konstantinopolitanischen Pöbels [1]). In den alten slavischen Annalen wird nur berichtet, dafs das ganze Land den Fürsten erwählte. Nach dem Tode des greisen Mateĭ-Vodă (1654), der keinen Sohn hinterliefs und auch keinen näheren Verwandten hatte, richtete der Metropolit von einer erhöhten Stelle aus an die zuströmende Menge folgende Worte: „Euer Herr ist gestorben; wen wollt ihr an seiner Stelle, auf dafs er über euch herrsche?" Die Bojaren, das Heer und das „ganze Volk" antworteten darauf: „Keinen anderen wollen wir, als Konstantin, den Sohn des Fürsten Şerban." Dieser stellte sich erst, der Sitte gemäfs, als ob er sich der Wahl entziehen wolle, und ward dann zur Metropolie geführt, wo das Haupt des Klerus die Salbung an ihm vollzog. Vom Metropoliten, dem Exarchen, als Stellvertreter des Patriarchen, empfing er die Zeichen seiner neuen Würde: das Goldkleid der Kaiser des Ostens, den Mantel von reichem Brokate, der aus Venedig stammte, die sogenannte cabaniță, und den Zobelhut. In früheren unabhängigen Zeiten ward an seiner Stelle gewifs eine Krone benutzt, wie in Bulgarien und Serbien bei Caren und Kralen, und wie in Konstantinopel für die „christliebenden *βασιλεῖς* der ganzen Welt"; der später eingeführte Hut ist mit einem „surguciŭ", einer Aigrette

1) Letopisițe I, S. 152.

von Gold und kostbaren Steinen, geziert. Alle Bojaren und Würdenträger küssen noch in der Kirche die Hand ihres Monarchen. Der Domn sitzt in seinem Stuhle, den vergoldete Holzarbeit schmückt, und über seinem heiligen Haupte blitzt die goldene Krone. Nachdem die Huldigung vollzogen ist, steigt er als oberster Kriegsherr aufs Pferd und geht zu Hofe: von nun an müssen ihm alle gehorchen.

Im Grunde wird die Wahl, wenn auch nur in seltenen Fällen, auch noch zu Ende des Jahrhunderts mit denselben Förmlichkeiten vollzogen; nur wirkt in der Walachei wie in der Moldau der aristokratische Einfluſs stärker als vorher. Nachdem durch den Tod des regierenden Wojwoden der Thron erledigt ist, versammeln sich nur die groſsen Bojaren und ihre Stellvertreter, die boierĭ al doilea, die Curtenĭ, „aulici", im Diwansaale oder in einem anderen dazu geeigneten Zimmer; in Bukarest wählen sie die Spătăria-Mică cu stelele, das kleine, mit Sternen bemalte Zimmer des Spatarenamts. Hier, ohne Vorwissen des Volks, geschieht die Erwählung des Fürsten, der berufen wird, nur um sich dem Willen des Oligarchen zu beugen. Er wird gleich darauf zur Metropolie oder auch zur Hofkirche geführt, und die Feierlichkeit endet, nachdem die Bojaren den Treueid geleistet haben, im groſsen Diwan, wo der Fürst zum ersten Male den Thron besteigt. In solcher Weise wurde die oberste Macht dem Konstantin Brîncoveanu, dem Walachenfürsten (1688), und dem Fürsten der Moldau, Demetrius Cantemir (1693), anvertraut [1]).

Aber nur selten wurde in der alten Zeit die Herrscherfrage friedlich entschieden. Nicht an einem Versammlungsorte, im grünen Felde oder in dem geschmückten Saale eines Palastes wurde der Fürst wirklich erwählt, sondern im Gewimmel des Kampfes, unter der siegreichen Fahne und dem wilden Jauchzen der blutbedeckten Bojaren und bewaffneten Bauern. Das war ein groſses Unglück für beide Fürstentümer, aber am meisten für die mehr im Bürger-

---

1) Vgl. die Reisen des antiochenischen Patriarchen Macarius, englische Übersetzung von F. C. Balfour, 1836, 2 Bände; rumänische in Arch. istorică, und von Emilia Cioran (Bukarest 1900). Eine russische Übersetzung des arabischen Textes ist 1903 erschienen. Dann Denkwürdigkeiten des Radu Popescu in Magazin istoric, V, S. 95ff.; Jorga, Cronicile muntene, I, S. 18—19; Cantemir, Descriptio Moldaviae, S. 48ff.

kriege als im Frieden lebende Walachei, denn nach kurzer Ruhe tobte fortwährend wieder der leidenschaftliche Kampf um die Krone. Dies trug auch dazu bei, dafs sich die Walachen viel früher als die Moldauer den Türken unterwerfen mufsten. Gegen Mircea kämpft Dan, Dan selbst wird von Mircea vertrieben, und Vlad bemächtigt sich der Walachei gegen denselben Mircea. Nach dem Ende der ungemein langen Regierung Murceas entreifst der zweite Dan dem Michael die Fürstenwürde und tötet ihn. Gegen ihn tritt nur wenig später Radu, der Prasnaglava, auf; Dan II. siegt zwar, verschwindet aber einige Jahre danach. Alexander kämpft nun mit dem teuflischen Vlad. Gemeinsam mit dem rächenden Hunyady erscheint Vladislav Dan, um den Drachen und seinen Sohn zu entthronen und zu töten. Eines gewaltsamen Todes stirbt dieser selbe Vladislav, dem in dem zweiten Vlad, Ţepeş, ein Nebenbuhler ersteht. Der „Pfähler" wird durch seinen Bruder ersetzt, eben dieser Radu verliert das Leben, und die beiden Basarab, Vater und Sohn, ringen nun elendiglich miteinander. Der Vater stirbt als Flüchtling, der Sohn wird von den Banater Bojaren ermordet. Nur Vlad der Mönch — Vlad Ţepeş war auch als blutige Leiche hinausgetragen worden — versöhnt sich mit seinen Gegnern und es finden sich endlich einmal Fürsten, er selbst und sein Sohn Radu, die ruhig daheim im Krankenbett sterben. Danciu, der Sohn des jungen Basarab, und Mihnea, der Sohn des Ţepeş, erscheinen jetzt auf der Bühne; der letztere siegt, wird aber von den Bojaren vertrieben. Sein Nachfolger Vlad verliert sein Haupt nach einer Niederlage, und erst dem frommen Neagoe beschert Gott wieder einen gesegneten Abgang aus dem Leben. Teodosie, der Sohn von Neagoe, verschwindet als türkischer Gefangener; Vlad-Dragomir fällt auf dem Schlachtfelde; dem Radu-Bădica wird der Kopf zerschmettert, und den Radu de la Afumaţĭ morden die Bojaren in einer Kirche. Es folgen Moise, der in der Schlacht fällt, Vlad der Ertrunkene, und Vlad Vintilă wird das Opfer eines Jagdunglücks. Was für eine Reihe blutiger Ereignisse in dem Zeitraum, der wenig über ein Jahrhundert freien walachischen Lebens umfafst!

Kronprätendenten lauerten aber unaufhörlich, trotz dieser abschreckenden Beispiele, an der ungarischen oder auch moldauischen



Grenze. Ebenso fanden sich in Ungarn und im ungarischen Siebenbürgen Bewerber um den moldauischen Thron, und nicht minder in Polen.

Auch in der Moldau war während des 14. Jahrhunderts in dunklen Verhältnissen viel Blut für die goldene Krone vergossen worden: Jurij, der Litauer, vielleicht, und nach ihm wahrscheinlich Juga und Bogdan sanken durch Mörderhände vom Fürstenstuhle. Dann verleiht der treffliche Patriarch Alexander während dreifsig Jahren seinem unter ihm blühenden Lande den Segen des Friedens, und es folgt nun ein Atridenzeitalter, während dessen sein Stamm erlischt, aber glücklicherweise der einzige wirklich Begabte übrigbleibt. Ilie wird vom Bruder geblendet, Stephan vom Neffen hingemordet, Peter vielleicht ebenfalls getötet, Bogdan von einem zweiten Peter nach dem Schmause von Reuseni geköpft, und der verdorbene Epigone Alexăndrel schliefslich von seinen Ratgebern vergiftet: das erinnert lebhaft an die leichtgläubigen walachischen Fürstensöhne, die den Glanz der Herrschaft suchten und in ihr den Flammentod fanden. Nur der Herrschaft des grofsen Stephan, die ein halbes Jahrhundert andauert, ist die darauf folgende Stabilität der Verhältnisse zu danken: seitdem erscheint der Fürstenmord in der Moldau als ein vereinzelter Fall, und die Zahl der Schiffbruch leidenden Prätendenten ist nur sehr gering.

Zu den Donautürken haben schon früh die feindlichen Brüder und Vettern des walachischen Fürstenhauses den Weg gefunden. Vlad I. ist zwar wahrscheinlich nicht von einer heidnischen Festung oder vom Lager Bajesids gekommen, aber er mufs nach dem Einfalle des Sultans diesem seine Dienste angeboten haben. Dan, der ehedem als Geisel an der Pforte des Oberherrn lebte, langte dagegen auf einem byzantinischen Schiffe aus Konstantinopel an. Aber Radu Prasnaglava, Mihnea, Vlăduț, Neagoe, Vladislav, Basarab V., sämtlich Kreaturen der Mihalogli und Malkotschogli, waren, wie man annehmen mufs, alle aus der Raja des rechten Donauufers, oder aus den gegenüberliegenden Festungen ausgeflogen. Nichtsdestoweniger waren sie in ihrer Verbannung von einer Bojarenpartei umgeben, und so tat der Donaubeg nichts anderes als das, was so oft der siebenbürgische Wojwode getan hatte: er verhalf einem rechtmäfsigen, vom Lande verlangten Herrscher zu

seinem Rechte. So gewann auch die Pforte Fürstenspröſslinge, deren sie sich gelegentlich bedienen konnte, und diese waren nicht Flüchtlinge, sondern rechtmäſsige Bewerber um die väterliche Krone. Unter den Bedingungen, die den unterworfenen Christen aufgezwungen wurden, befand sich regelmäſsig auch die, daſs der Vasallenfürst einen von seinen Söhnen nebst einigen jungen Bojaren nach Adrianopel oder Konstantinopel schicken muſste, damit dieser Jüngling für das Verhalten seines Vaters Sicherheit leiste. Der französische Reisende Bertrandon de la Brocquière fand am Hofe Murads II. „zwanzig walachische Edelleute, welche als Geiseln des walachischen Landes hier weilten“ [1]). Schon Mircea hatte seinen Sohn Dan in dieser Eigenschaft an den Hof des Sultans schicken müssen; Vlad Dracul hatte nur seinen ältesten Sohn Mircea an seinem Hofe, die zwei anderen, Vlad und Radu, hatte Murad an die Pforte berufen, und dort kamen sie einmal in die Gefahr, für ihren Herrn und Fürsten zu büſsen; Vlad kehrte als ein Wüterich, Radu als ein in die leichten Sitten des Morgenlandes Eingeweihter zurück. Gelegentlich des Feldzuges von 1462 brachte der Sultan diesen schönen Prätendenten mit sich, um ihm die Regierung der Walachei anzuvertrauen. Aber dadurch wurde kein neuer Brauch geschaffen: Mohammed war gegen einen erklärten Feind des Reiches ins Feld gezogen und hatte ihn besiegt; nunmehr kam „das Land“ zum kaiserlichen Zelte und verlangte nach einem neuen Fürsten, dessen Namen man auch aussprach. Der Sohn Peter Arons, der ein Jahrzehnt später mit demselben Sultan in die Moldau kam, war vorher in gleicher Weise als Geisel aus Fürstenblute in Konstantinopel gewesen. Im 16. Jahrhundert war Moise, der Sohn Vladislavs, bei den Türken auf diese Art zu Gaste. Zu guter Letzt hatte auch Stephan, der Schwager des Sultans, der nach der Vertreibung des Rareș durch die siegreichen Waffen Sultan Solimans als Fürst in Suczawa einzog, von seiner Kindheit an in der osmanischen Hauptstadt gelebt, weil sein Vater Alexander (Sandrin) hier als Geisel des groſsen gefürchteten alten Stephan gestorben war: er hatte also die Stellung als Geisel gewissermaſsen geerbt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daſs er geraume Zeit im Einverständnis mit den Unzufriedenen in der Mol-

1) Ausgabe Schéfer, S. 190.

dau stand und daſs diese ihn ausdrücklich vom „Kaiser“ zum künftigen treuen Herrscher verlangten.

Bis in so späte Zeit äuſsert sich in der Moldau wie auch in der Walachei die türkische Oberhoheit durch weiter nichts als durch Tributzahlung, Proviantlieferungen, Geschenke und Sendung des Sandschaks; letzteres ist eine groſse, breite Fahne — so groſs, daſs man zur Not ein Zelt daraus verfertigen könnte [1]) —, in welcher der stets mehr oder weniger unsichere Basilikos der Despote eine Art von „goldenem Vliese“ sehen wollte, und nicht das Zeichen einer türkischen Belohnung für das durch die Waffen eroberte moldauische Fürstentum erblickte. Mit dem Sandschak erschien in zahlreicher glänzender Begleitung ein Offizier der Pforte, ein Kapudschi, der durch schöne Geschenke für seine Mühewaltung belohnt wurde [2]). Zu dem genannten Despoten kam der oberste Pförtner des Sultans selbst, der Kapudschi-Pascha, mit 150 Leuten im Gefolge, die alle prächtige reiche Kleider trugen, mit 46 Kamelen und 18 Maultieren. Zugleich mit dem roten Sandschak brachte er dem neuen Vasallen des Kaisers Geschenke nach morgenländischem Geschmacke: sechs von den Kamelen und Maultieren blieben in der Moldau, und daneben wurden auch drei vollständig ausgestattete Pferde, drei Ehrenkleider von Brokat, mit Zobelpelz gefüttert, drei goldene Ringe, zwei krumme Säbel — sarculi — ähnlich denen, die die Janitscharen tragen, dargebracht. Die Gegenleistung übertraf selbstverständlich an Wert die Geschenke des Sultans: der Despot lieferte dem groſsen Sendboten 100 Pferde, 18 Kleider, 40 Stücke feinen Tuches, „Seidenwaren und vieles andere“. Auſserdem wurden an barem Gelde 90000 Aspern ausgeteilt. Einige Zeit vorher war zu dem neuen Wojwoden Bădica, um ihn während der Feierlichkeit der Belehnung zu ermorden, ein Gesandter des Kaisers mit 300 Reitern gekommen, und das war offenbar nichts Ungewöhnliches, so daſs die List gelang.

Trotz dieser öffentlichen Anerkennung seines Vasallenverhältnisses genoſs aber der Fürst bis in sehr späte Zeiten alle die

1) Alex. Szilágyi, G. Rákóczy I. im Dreiſsigjährigen Kriege (Budapest 1883), S. 104.

2) Hurmuzaki II[1], S. 404—405; vgl. Jorga, Pretendenţĭ Domneştĭ, S. 81—82.

Rechte, welche nach alt- und spätrömischem, d. h. byzantinisch-slavischem Begriffe, das imperium ausmachen. Über das ganze Land, über den Grund und Boden im allgemeinen hatte er ein oberstes Verfügungsrecht; er galt als dessen erster Besitzer, als der Ursprung, die Quelle jedes anderen, abgeleiteten Besitzrechtes seiner Untertanen. Deshalb konnten in beiden Fürstentümern Eigentumsprozesse in letzter Instanz nur durch den Spruch des Fürsten entschieden werden, und wenn eine ocină durch Kauf, Tausch oder auf irgendwelchem anderen friedlichen Wege erworben ward, genügte noch nicht die Bezahlung der fraglichen Summe Geldes oder der tatsächliche Austausch der Güter, auch nicht die Zeugenschaft der Nachbarn „von oben und unten" oder diejenige eines grofsen Würdenträgers, eines berühmten, weitbekannten Landesbojaren; vielmehr geht man in der Türkenzeit wie früher, nachdem der aldămaş getrunken, der zapis geschrieben, unterzeichnet und versiegelt ist, zum Fürsten, um ihn um die Bestätigung zu bitten. In den cărţĭ domneştĭ heifst es ausdrücklich, dafs das erworbene Stück Landes „auch von seiten des Wojwoden gegeben", d. h. geschenkt worden ist. Jeder Fürst hat das Recht, sich nach Belieben in Angelegenheiten des Besitzes einzumischen, und nur die Sitte verhindert ihn, zu häufig von diesem Rechte, das eine Ursache der Unsicherheit und des Haders werden konnte, Gebrauch zu machen [1]).

Mit der kaiserlichen Fahne wird in der Walachei schon im Beginne des 16. Jahrhunderts auch die „mazza ferrata", der buzdugan überreicht. Es ist dies eine mit Silber beschlagene oder aus Silber verfertigte Kriegskeule, welche aber auch gelegentlich in Friedenszeiten zur Bestrafung eines verbrecherischen, treulosen, aufrührerischen Bojaren gebraucht werden kann: in den Siegeln der Fürsten erscheinen neben dem Landeswappen auch rechts und links ein entblöfstes Schwert und die mit einer Kugel versehene Keule. Diese Sinnbilder zeigen, dafs jetzt wie vordem der Wojwode die höchste Gerichtsbarkeit über jeden angesessenen oder zeitweiligen Bewohner seines Landes persönlich oder durch seine Beamten ausübte. Selbst der türkische Kaufmann und der tür-

1) Cantemir, Descriptio Moldaviae, S. 39.



kische Krieger, der sich vergeht, nur der „kaiserliche Diener" — der om împerătesc — nicht, sind diesem unbedingten Strafrechte des Fürsten, solange sie auf rumänischem Boden weilen, unterworfen. Kein Kadi ist je aufserhalb der Grenzen der Raja eingesetzt worden, und gegen die Türken, die sich mit Drohungen und Waffengewalt selbst Recht schaffen wollten, traf die Pforte, wenn Klagen laut wurden, immer Mafsregeln. Nicht gerade selten wurden die gröfsten Bojaren von der geheiligten Hand des Fürsten selbst bestraft; waren diese aber zu beliebt gewesen und ihr Ansehen zu grofs, als dafs es sofort vergessen werden konnte, dann brachte der Fürst sie gelegentlich auch auf den Richtplatz. So glaubt Cantemir-Vodă der Alte, eine Verschwörung gegen sich entdeckt zu haben, und sieht in dem mächtigen Hatmań Velicĭco Costin ihren Führer, der, wie er meinte, selbst nach der Krone der moldauischen Fürsten strebte. Der Hatman wurde einfach an den Hof gerufen, geschlagen und nach wenigen Stunden enthauptet; der mit kostbaren Seidenkleidern bedeckte Leichnam aber blieb auf der offenen Strafse liegen. Velicĭco jedoch hatte einen Bruder, der ein gelehrter Mann und, wie Velicĭco selbst, einer der gröfsten Bojaren war, nämlich den ehemaligen Grofs-Logofăt, Miron. Diesem überbrachte ein Hofoffizier, ohne dafs vorher ein Urteil gefällt worden und eine Prüfung der Schuld möglich gewesen wäre, den Todesbefehl, und so ward denn auf einem entfernten Landgute der Logofăt Miron Costin, der bedeutendste moldauische Schriftsteller seiner Zeit, hingerichtet.

In den älteren Zeiten brauchte übrigens der Fürst seinem kaiserlichen Herrn in Konstantinopel keine Rechenschaft abzulegen, ja dieser war nicht einmal gesinnt, Rügen zu erteilen. Man denke nur an die grausamen Metzeleien Mihneas des Bösen und des ebenso bösen Mircea, die sich beide tierisch im Blute wälzten, ohne dafs jemand zu der Meinung gekommen wäre, diese „gottlosen" Taten, der Himmelsstrafe würdig, seien ein Vergehen gegen das Landesrecht, gegen das ungeschriebene Gesetz. Bojaren zu töten, Güter einzuziehen und an andere zu vergeben, weil deren frühere Besitzer „den Kopf für bewiesene Untreue (hiclenie) verloren hatten", das sind ganz gewöhnliche Tatsachen. Gegen das niedere Volk

konnte der Landesherr desto mehr wüten, ja von einem guten Herrscher, Vasile Lupu (1634—1653), erzählten fremde Reisende, dafs er in ungefähr zehn Jahren 15000 Leute, von denen sich manche nur leichte Verbrechen gegen das Eigentum hätten zuschulden kommen lassen, dem Henker überliefert habe [1]). Der Fürst konnte die Todesart ganz nach Belieben bestimmen, das Schwert, den Galgen, den Pfahl wählen und noch raffinierte Qualen hinzusetzen; z. B. wurde gelegentlich der nackte Körper des Schuldigen mit Honig bestrichen und dann den Fliegen, Bienen und Wespen zur Beute hingeworfen. Ein solcher Fürst lebte dann zwar in der Erinnerung der Landesbewohner als ein unmenschlicher Tyrann, aber die Grenzen seines Rechtes hatte er nicht überschritten, und bis sehr spät konnte nur Gott als alleroberster Richter der Schuld und Unschuld zum Rächer angerufen werden. Mit dem Wunsche, dafs Gott ihm heimzahlen möge — să-ĭ plătească Dumnezeŭ — gingen die blassen, zitternden Zuschauer am Richtplatze vorüber oder auch an dem Verlies unter dem Schlosse, den dunklen beciurĭ, wo man die Menschen zu martern pflegte.

Eine Zeichnung von morgenländischer Hand aus dem 17. Jahrhundert zeigt einen moldauischen oder walachischen Fürsten in seinen Audienzkleidern beim Sultan. Er trägt auf dem Kopfe einen spitzen weifsen Filzhut, mit langen schneeweifsen Federn auf der einen Seite, und mit einer reichen Aigrette, die von Edelsteinen glänzt, auf der anderen, und am unteren Rande finden sich breite Goldstreifen. Der festliche Mantel von hellblauer Farbe hat keine Ärmel, so dafs nur ein violettes Unterkleid die Arme bedeckt. Der Mantel hat vorn kostbare Knöpfe, sechs an der Zahl, und goldene Stickereien, er ist mit Zobelpelz gefüttert und mit einer Garnitur von Zobel an den Schultern verbrämt. Gelbe orientalische Stiefelchen schliefsen diese Paradetracht ab.

Der Hut unterscheidet sich durch nichts, als vielleicht den noch gröfseren Reichtum des verschwendeten Materials von dem, den die Janitscharenoffiziere tragen; das Wort cucă, mit dem er bezeichnet wird, ist türkischen d. h. persischen Ursprungs. Der schöne Mantel ist der, den im osmanischen Konstantinopel die

1) Studiĭ şi documente, IV, S. 231.



höchsten Würdenträger tragen; nur die Farbe ist anders. Schon der Name cabaniţă zeigt dies an. Im Lande selbst, wo er kein Vasall, sondern der absolute Domn seiner Untertanen ist, wird in dieser späten Zeit die cabaniţă beibehalten, die cuca aber wird durch einen calpac, wie er in Ungarn getragen wird, ersetzt, das ist ein rundes Hütchen, unten mit Zobel besetzt und ebenfalls mit einer Aigrette verziert. Vorher trugen die moldauischen und auch die walachischen Fürsten grofse, zur Seite gebogene Pelzhüte, căciulĭ, die denen der Bauern ähneln und ebenfalls mit Aigretten besetzt sind, ferner Brokatkleider nach orientalischer Art oder auch eine mehr abendländische Tracht nach polnischem oder ungarischen Muster [1]). Eine goldene Kette mit anhängendem Kreuze trugen sie am Halse als gewöhnliches Erkennungszeichen [2]). Aber an den Wänden der von ihnen gestifteten Kirchen, deren Stifter, ctitorĭ, κτήτορες, sie waren, erscheinen sie in der ganzen Majestät ihrer im Grunde kaiserlichen Würde: die Krone auf dem Haupte, das Zepter in der Hand und den langen herabwallenden Mantel auf den Schultern.

Schon dem unglücklichen Bădica wurde von seinen Mördern die cucă gebracht: daraus läfst sich schliefsen, dafs schon im Jahre 1523 wohl der walachische, aber noch nicht der moldauische Fürst als Ehrenjanitschar, als aufserordentlicher Soldat des Kaisers betrachtet wurde. Zwei neu eintretende Umstände führten diesen Umschwung herbei. Erstlich waren die Tributarfürsten immer zu militärischer Hilfe verpflichtet gewesen; wenn der Sultan selbst ins Feld zog, mufsten sie persönlich ihre Kontingente befehligen. Darum dringen die Fürsten der Walachei meist sehr unwillig und fast immer schonend während des 15. Jahrhunderts in Siebenbürgen ein; darum überschreiten sie im 16. Jahrhundert die Pässe, die das walachische Land von dem siebenbürgischen Fürstentum trennen, je nachdem murrend oder beutegierig. Nach seiner Rückkehr von Konstantinopel schickte Rareş nicht weniger als 5000 moldauische Krieger in das kaiserliche Lager nach Ungarn. Für solche Fälle

1) S. den Aufsatz von D. A. Sturdza in den Anal. Academieĭ Romîne, erste Serie (1874), sowie die der Sammlung Hurmuzaki und meinen Acte şi fragmente beigegebenen Porträts.

2) Jorga, Relaţiĭ cu Lembergul, I, S. 37; Hurmuzaki II¹, S. 420.

aber mufste der rumänische Vasall auch eine bestimmte Stellung im osmanischen Heere einnehmen. Ein zweiter Grund für diese Verleihung der cucă ist, dafs schon im 15. Jahrhundert, unter Radu dem Schönen und Basarab dem Jungen, türkische Truppen zurückblieben, um den Schützling des Sultans vor den Moldauern oder den eigenen Bojaren zu schützen. In der Moldau geschah dieses erst im Jahre 1538, als dem Eindringlinge Stephan zu seiner Sicherheit 500 Janitscharen beigegeben wurden. Rareş mufste sich wohl oder übel in die Notwendigkeit fügen und diese sehr unwillkommenen Gäste samt ihrem Baschbege dulden, bezahlen und auch noch in besonderen Ehren halten. Unter Alexander Lăpuşneanu, der, wenn irgendeiner, ihrer bedurfte, erschienen sie wiederum: in den Verzeichnissen wird ihre Zahl auf fünfhundert angegeben, in Wirklichkeit aber war es kaum die Hälfte [1]). Die Janitscharen selbst verschwinden zwar nach dem Kriege mit Ungarn und der Rebellion beider Fürstentümer, aber die den Fürsten einmal verliehene Janitscharentracht blieb auch später bei allen im Gebrauch.

Die Janitscharenstatthalterschaft und die Janitscharenhilfe konnten gelegentlich auch von Nutzen sein, und an der Spitze solcher Hilfstruppen kämpften Alexander Lăpuşneanu und Petru Şchiopul gegen Kronprätendenten, allerdings ohne durch sie den Sieg zu erringen. Den erniedrigenden Sandschak, die grofse kaiserliche Fahne, liefsen in gewissen Fällen selbst ehrgeizige Fürsten neben den Landesfahnen ihrem Heere vorantragen, um den Feind daran zu erinnern, dafs hinter der Schwäche des Wojwoden die „unüberwindliche“ Macht des Kaisers stehe: so verfuhr der stolze Rareş am Tage von Obertyn [2]). In anderen, später eingeführten Sitten kam die Schmach und Ohnmacht, in welche die rumänischen Fürsten versunken waren, noch mehr zum Ausdruck: das ist vor allem die Ernennung der Fürsten zu Konstantinopel und ihre beliebige Absetzung.

Bisher waren die Türken in dieser Hinsicht nicht weiter gegangen, als dafs sie Kronprätendenten, d. h. „rechtmäfsige

1) S. die urkundlichen Belege bei Jorga, Istoria lui Mihaĭ Viteazul I.

2) „Vexillum maius, a Turca ei in homagii praestatione datum“; Hurmuzaki Supl. II[1], S. 38.



Erben“ unterstützten oder, an Stelle eines Rebellen, denjenigen von den zur Verfügung stehenden Geiseln, den das Land „verlangte“, mittels eines Feldzuges einsetzten. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war aber in Siebenbürgen keine sichere Zufluchtsstätte mehr zu finden, es konnte von hier aus keine bewaffnete Hilfe kommen. Nachdem jahrelang die Deutschen und „der Waida“ sich um die Trümmer des bei Mohács zersplitterten ungarischen Reiches gestritten hatten, nachdem der „König Janos“ gestorben war und die Türken den kleinen „König Stephan“ nicht in Ofen, das sie für sich selbst bezw. für ihren neuernannten Pascha behielten, sondern in Klausenburg oder vielmehr in der benachbarten Festung Gyalu eingesetzt hatten, nachdem langsam der zwischen den beiden christlichen Dynastien tobende Kampf um Ungarn erloschen war, erschien in Stephan Báthory, dem Sprößling eines kräftigen Geschlechts, ein hochbegabter, ruhig erwägender Staatsmann und wurde als Erbe der verschwundenen Zapolya Fürst von Siebenbürgen, Herr über die sich bis an die Theiß erstreckenden Gespanschaften, doch ohne jegliche königliche Ansprüche. In viel höherem Grade als die „Könige“, seine Vorgänger, fühlte er sich von der türkischen Macht abhängig, die ihn bei der Beseitigung eines von den Deutschen geförderten Nebenbuhlers unterstützt hatte. Bei Stephan Báthory konnte kein walachischer oder moldauischer Kronprätendent, kein eifriger Unruhestifter mit Erfolg um Hilfe bitten. Im Jahre 1571 hielt er den angeblichen Sohn des Rareș, Bogdan-Constantin, der an die Grenze eilte, mit Gewalt auf und machte seinem Umhertreiben auf siebenbürgischem Boden ein Ende. In demselben Jahre wurde „ein Wladika, welcher sich einen Wojwoden nannte“, ein Wojwode des walachischen Landes, an ihn abgesandt, doch dieser kehrte nicht mit Trabanten vom Hofe des Fürsten heim, und als er, Radu Popa, später seine Absicht verwirklichen konnte, wurde bei Craiova die Schlacht geliefert, woraus zu schließen ist, daß er in den Banater Türken Helfer gefunden hatte. Diese vorsichtige Politik der Schwäche verfolgten auch seine Nachfolger Christoph und Sigmund Báthory bis zum Wendepunkte von 1594, während der Krieg mit Ungarn aufs neue ausbrach.

In Polen hatten ehedem jederzeit moldauische Fürstensöhne



gelebt, im 14. und 15. Jahrhundert sogar in großer Menge. Unter Stephan dem Großen wartete hier auf eine bessere Zukunft Peter Aron, der unterwürfige Vasall des Königs, dann ein gewisser Ilie, der später den Rachegelüsten des gefürchteten „Walachen" zum Opfer fiel. Peter Rareş kam von jenseits des Dnjestr, nachdem er jahrelang hier sowie in Preußen gelebt hatte: der künftige große Polengegner hat seine Laufbahn als Polenschützling begonnen. Auch Alexander aus Lăpuşna hielt sich als Petru Stolnicul eine Zeitlang vor seiner Thronbesteigung, die nicht ohne polnische Hilfe vor sich ging, in Polen auf.

Aber dieses war bis zu den Verwickelungen am Ende des 16. Jahrhunderts auch das letzte Mal, daß Polen, sei es auch nur heimlich, für einen moldauischen Prätendenten Partei ergriff. Der russische Wojwode vernichtete zuerst die angesammelte Macht des Basilikos; und als dieser Abenteurer wieder einen Einfall vorbereitete, führte er seine Söldlinge nach Kesmark, wo ein polnischer Edelmann, sein Gönner Albrecht Łaski, Güter besaß: aus der Zips, und nicht von Reußen oder Podolien aus zog er in sein „Erbreich" Moldau, um es endlich in Besitz zu nehmen. Der immer unruhige Łaski wollte nach dem Falle seines Freundes selbst gern den Despoten spielen und zwar, wie er hoffte, mit besserem Erfolge. Obwohl Feind der Türken, spielte sich der sonderbare Mann als ihr angeblicher treuer Freund und künftiger guter Vasall auf und versuchte an den Höfen von Wien und Paris alles mögliche, damit er Wojwode der Moldau würde. Aber sein eigenes Land unterstützte ihn nur durch Unterhandlungen in Konstantinopel, und dies auch nur, solange Heinrich von Valois planlos regierte.

Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts hatte das polnische Reich auf seine Oberheitsrechte über die Moldau zugunsten Ungarns verzichtet, aber nach dem Tage von Mohács nahm es sie wieder auf, doch nur, um den feierlichen Schwur eines nichtssagenden Vasalleneides zu verlangen, und ein solcher war nunmehr unschwer zu bekommen. Der letzte moldauische „Palatin", welcher mit falschen Worten seinem stolzen „Herrn und König" Treue schwur, war Alexander Lăpuşneanu, und zwar zu Anfang seiner ersten Regierung. Nach dieser Zeit wurde auch diese leere Förmlichkeit aufgegeben, und ein moldauischer Wojwode, der alte, kranke, ein-

fache Peter Şchiopul ward sogar als Schatten eines Bewerbers um die polnische Krone von den Türken fast zum Hohne aufgestellt. Unter Stephan Báthory, der 1575 zum König von Polen gewählt wurde, stellte sich das Reich die Aufgabe, den konstantinopolitanischen Freund niemals durch Erregung von Unruhen in der Moldau in Miſsstimmung zu versetzen. Jeder Träger des Sandschaks wurde vielmehr nun als rechtmäſsiger Fürst des benachbarten Landes anerkannt; jeder Friedensstörer, jeder Prätendent, den die Pforte nicht bestätigt hat, jeder abgesetzte Wojwode, der sich nicht an den Hof seines Herrn hatte begeben wollen, sondern sich mit Geld und Kostbarkeiten ins Ausland flüchtete, ward summarisch abgeurteilt und in Anwesenheit eines Offiziers der Pforte als Anklägers öffentlich enthauptet. So wurde mit Stephan (Tomşa) 1564, mit Iancu Sasul 1582, mit Ioan Potcoavă 1578 verfahren. Sogar die polnischen Edelleute, die durch ihre Hilfe solche Wirren in der Moldau möglich machten, wurden nicht mit gröſserer Schonung behandelt. So büſste der mächtige Samuel Sborowski mit seinem hochfahrenden Kopfe seine Schuld gegen den türkischen Kaiser. Erst der Krieg mit Ungarn und die dadurch verursachten Verwickelungen veranlaſsten auch hier eine neue Politik.

Aber rumänische Fürstensöhne gab es stets genug, und nach jedem Herrscher, der einige wenige Tage geboten hatte, erschien noch eine ganze Rotte neuer; Betrüger wuſsten auſserdem den Unkundigen, an die sie sich wendeten, oder den Bestochenen allerlei alberne Fabeln zu erzählen und verdoppelten noch die schon an sich beträchtliche Zahl, und da sie alle fast niemals Gelegenheit hatten, zu kämpfen und zu sterben, zu herrschen und ermordet zu werden, so blieben sie immer vollzählig. Zu allem waren sie eher bereit, zu jedem Opfer lieſsen sie sich eher überreden, als dazu, auf ihre „heiligen Rechte“ zu verzichten. Nachdem die ungarischen und polnischen Grenzen nicht mehr wie früher gangbar waren, standen ihnen nur noch drei Wege offen.

Sie konnten sich, wenn sie nur junge, starke, schöne, tapfere und freigebige Helden waren, bis zu den Dnjeprinseln durchschlagen, wo immer kampflustige, beutegierige Krieger des Glücks harrten, die Flinte in der Trinkstube, das Pferd an der Stiege.

So ein moldauischer Wojwodensohn, so ein kühner Gospodarenspröſsling war für die Kosaken ein Sendbote des Glücks. Rasch stiegen sie in den Sattel, pfeilschnell durchschwammen die kleinen ukrainischen Steppenpferde die gelblichen Wellen des Dnjestr, dann ging es durch die bessarabische Öde: Türken wurden niedergemacht, Dörfer verbrannt, Beute genommen, und bald standen sie vor dem Schlosse von Jassy, um für ihren würdigeren Domnişor gegen den feigen Türkensklaven loszuschlagen. Von einem Ende des bedrückten, ausgesogenen Landes bis zum anderen erscholl der Jubel der Bauern, die dem neuen Herrn viele Herrscherjahre wünschten. Dann flogen die Olaken zu den Donaufestungen und zur entfernten Hauptstadt, es ergingen kaiserliche Befehle an den mächtigen „Erdelbeg“, d. h. an den Fürsten von Siebenbürgen, der immer Trabanten, Reiter, Flinten und Geschütze zur Verfügung hatte. Der neue Wojwode der Moldau muſs fliehen oder wird von den zahlreicheren Feinden gefangengenommen und verliert die Nase oder die Ohren, damit er sich nicht mehr, weil er jetzt ein verstümmelter Mann ist, zum Prätendenten aufwerfen kann: auf jeden Fall aber hat er bis zu dieser schmählichen Strafe oder bis zum Tode auf einem polnischen Richtplatze im Inneren seines Herzens die Hoffnung, einst zur Herrschaft zu gelangen, nicht verloren, und die Kosaken entsprechen immer seinen Bitten und Befehlen.

Nach dem Tode des berühmten, geliebten Ioan des Rebellen erschienen schon im Jahre 1577 die Kosaken mit zwei jungen Leuten, in denen sie nacheinander diesen Helden selbst zu erkennen vorgaben; beide hieſsen selbstverständlich Ioan, der eine Ioan der Krause, Creţul, und der andere Ioan der Hufeisenbrecher, Potcoavă. Beide wurden verjagt, und der zweite, der einige Tage wirklich regierte, starb in Lemberg durch Henkers Hand. Im Jahre 1578 erschien Alexander, der Bruder des Potcoavă, regierte, ward besiegt und starb an seinen Wunden; dann trat an der Grenze Peter, der Bruder des Bogdan Lăpuşneanu, auf, obgleich man versicherte, daſs der echte Peter schon längst in der türkischen Hauptstadt der Pest erlegen sei. Nach ihm, und zwar noch in demselben Jahre, erstehen zugleich zwei Constantin-Vodă, von denen der eine der Sohn des Potcoavă, der andere der Spröſsling des

alten Lăcustă sein will, und während der zweiten Regierung des lahmen Peter macht wieder ein falscher Ioan-Vodă von sich reden. Zuletzt, kurze Zeit vor der Flucht dieses armen, unkriegerischen Menschen, die zum Teil dadurch herbeigeführt wurde, zeigt sich wieder Petru Lăpuşneanu und neben ihm Lazăr, der angebliche Sohn des Ioan-Vodă cel Cumplit. Nach der Absetzung Arons im Jahre 1591 bringen die Kosaken endlich den schönen Peter mit dem langen, wallenden Haare ins Land; er hat einige Wochen den Fürstensitz inne, wird von den Siebenbürgen geschlagen und endet in Konstantinopel an den „Hacken" durch einen barmherzigen Flintenschuſs.

Die zwischen Prut und Dnjestr ansässigen kleinen Gutsbesitzer, die răzăşĭ und hînsarĭ von Orheĭ und von Lăpuşna, wurden durch diese Vorgänge, welche sich unter ihren Augen abspielten, zu ähnlichen Taten verleitet. Unter Peter dem Lahmen wollten sie den Ioan Lungul — dies war wieder ein falscher Ioan-Vodă — einsetzen; unter Aron-Vodă spielten sie das Kosakenspiel mit Ionaşco, einem angeblichen Bruder Arons, der auch Bogdan heiſst. Lange, nachdem es die Dnjestrhelden aufgegeben hatten, ihrerseits Prätendenten aufzustellen, entstanden in dieser östlichen Mark unter Radu Mihnea wie auch unter Alexander Movilă und Gaspar Gratiani Aufstände zugunsten genannter oder ungenannter Fürstensöhne; ja einmal hatten sie nach beinahe einem halben Jahrhundert wieder den „Sohn des Ioan cel Cumplit" unter sich!

Ein anderer Weg, um gegen den Willen des Landes und in gewissem Maſse auch gegen den Willen der Türken Fürst der Moldau oder der Walachei zu werden, war der, sich an die „christlichen Fürsten" zu wenden, die Gesandte in Konstantinopel hatten; letztere waren mächtige Leute, die wohl imstande waren, den Gröſsen des türkischen Hofes eine Wahl aufzuzwingen. Darin besteht einer der hauptsächlichsten Unterschiede gegenüber der früheren Zeit, in der niemals Empfehlungsbriefe an solche Botschafter oder gar Geldbeihilfen für schwierige und kostspielige Reisen nach Konstantinopel verlangt wurden, sondern nur Waffen und Soldaten. Jetzt aber sind die Pässe der Karpathen für flüchtige Prätendenten gesperrt, und die Fähren des Dnjestr versagen ihnen den Dienst; die nächsten Nachbarn haben das Prätendentenspiel, welches nur

die Eitelkeit befriedigte, sonst aber keinen Vorteil brachte, vollständig aufgegeben. Der Bewerber um eine rumänische Krone tritt jetzt nicht mehr mit einem zahlreichen Gefolge von kriegsgeübten Leuten grob und wild auf den Plan, bereit zum rohen Handwerke der Menschenbekämpfung, nein, er ist ein feiner Jüngling, dem Hofleben ergeben und in Höflingskünsten bewandert, der sich in vielen Sprachen elegant auszudrücken versteht. Ja in einigen Fällen verrät sich das absolut Vollkommene dieser Menschengattung darin, dafs der Repräsentant die schwierigen Reime eines ausgesuchten, aus lauter italienischen finezze bestehenden Sonetts herauszufinden oder in schwungvollen Gedichten höherer Art täuschend zu toskanisieren, d. h. die grofsen Meister nachzuahmen vermag. Er, der Fremdling aus dem fernen Osten, der auf Unglückswegen gekommen ist, erregt Bewunderung durch die zahlreichen, seltenen Eigenschaften seines Körpers und Geistes: seine braunen Augen glänzen, sein schönes, schwarzes Haar wallt auf die breiten Schultern herab, kurz, er ist ein schöner, starker, des Thrones würdiger Mann. Mitleid aber erregt er bei dem, der ihn sprechen hört oder die schöne sposizione seines welschen Sekretärs liest, wobei oft auch eine Genealogie angefügt ist. In Wort und Schrift, sowie in den genealogischen Artikeln wird überzeugend nachgewiesen, dafs der christliche Gast aus dem Morgenlande ein echter Fürstensohn sei, dafs er von den türkischen Feinden wegen seiner unerschütterlichen Liebe für den reinen christlichen Glauben verstofsen worden sei, unter äufserst schwierigen Verhältnissen für sein Leben gekämpft habe, und dafs er endlich, nur er allein, der durch ein dynastisches Gesetz, welches denjenigen des Abendlandes an Genauigkeit und Logik ähnelt, einzig Berechtigte, der heres Moldaviae oder Valachiae sei. Daneben wird mitgeteilt, dafs der vornehme Reisende schon anderswo bei einem befreundeten oder bei einem konkurrierenden Hofe eine sehr gute Aufnahme gefunden habe, dafs er zum Ritter eines grofsen Ordens ernannt worden sei und dafs er die Empfehlungsbriefe für Konstantinopel von diesem oder jenem Könige und Fürsten bei sich trage. Solche Reden trugen immer ein wenig Geld zur Reise bis zur nächsten Residenz oder wenigstens bis zur nächsten freien Stadt ein, und der heres des Donaulandes versprach immer bei seiner als gesichert angenommenen Thronbesteigung alles empfangene Geld,

wie eine Anleihe, pünktlich zurückzuzahlen, wenn er nicht gar den Privatpersonen, die sich ihre Beutel zu öffnen entschlossen, eine reiche Zukunft, wie die „Markgrafschaft von Ialomiţa“, versprach! Zu Rom zeigten sich solche echte oder unechte Sprösslinge der alten rumänischen Dynastien als aufrichtige Bekenner der römischen Lehre, als treue Söhne des Papstes, dem sie gelobten, ihre künftigen Besitzungen durch gewaltsame oder friedliche Maſsregeln den Krallen teuflischer Ketzerei zu entreiſsen. Man erinnerte sich hier, d. h. am Hofe des Heiligen Vaters, noch der Bistümer in der Moldau und Walachei: Argeş', dessen Sitz seit langem nicht mehr besetzt wurde, und Bacăŭs, wo die Reihe der katholischen Bischöfe ebenfalls unterbrochen war; nur während der Regierung Peters des Lahmen, der seine Sympathien für die römische Kirche öffentlich bekundete, residierte hier dank der Hilfe seines katholischen Rates, Bartolomeo Bruti von Durazzo, ein apostolischer Vikar und erwählter Bischof für die Moldau, Arsengo, und noch vor der Flucht Peters erhielt Bernardino Querini aus Kreta die Würde eines „Bischofs von Argeş über die Moldau und Walachei“ [1]). Es fanden sich in Rom naive Proselytenmacher genug, die an die Erfüllung solcher leeren Träume glaubten. In Frankreich berief man sich auf den mächtigen Einfluſs, den der König in Konstantinopel genoſs, wo man ihn als fränkischen Kaiser mit Ehrfurcht nannte, in Spanien und im deutschen Reiche erinnerte man an die dem Despoten und vielen anderen gnädigst gewährte Hilfe; in Venedig vergaſsen die armen, bedürftigen, aber auch ehrgeizigen Leute nicht, an die Magnifizenz der reichen, mächtigen Republik zu appellieren, und überall ergab die Sammlung immerhin etwas. In sehr seltenen Fällen erhielt einmal ein Prätendent tatsächlich die türkische Ernennung: so glückte es dem auſserordentlich begabten Petru Cercel, dem Sohn des guten Petraşcu, der mit Hilfe des für männliche Schönheit sehr empfänglichen Mignonenkönigs Heinrich (1583) die Beherrschung der Walachei für drei Jahre antrat. Allerdings be-

1) Bezüglich der katholischen Propaganda in den rumänischen Ländern vgl. den I. und II. Band meiner Studiĭ şi Documente, sowie Abraham in dem Kwartalnik hystoryczni, Jahrgang 1902, und dessen polnisch erschienene „Einrichtung der katholischen Kirche in Ruſsland“ (1904).

nahm er sich hier ganz gemein, wurde abgesetzt, flüchtete sich mit einem kleinen Heere nach Siebenbürgen, wurde dort entwaffnet, beraubt und in Huszt eingeschlossen, schlich sich hier davon und kam wieder nach Rom, Venedig und schliefslich auch nach Konstantinopel, wo er von den durch seinen Nebenbuhler Mihnea, den Sohn von Alexander Mircea, erkauften Türken ins Meer geworfen wurde. Ilie, einer der Söhne Lăpuşneanus des Alten, war anfangs ernannter Fürst der Walachei (1591), betrat aber dann die Irrpfade des Prätendententums und wurde in Wien als Spion vom Profofs eingesperrt. Bogdan, der Sohn des Iancu Sasul, war in Polen erzogen und trat als Katholik auf, wendete sich an den Kaiser und den Papst und wollte eine venezianische donzella, die Tochter eines konstantinopolitanischen Renegaten, heiraten. Er erhielt die Moldau während des ungarischen Krieges, jedoch ohne sie tatsächlich besetzen zu können (1595), vertauschte dann seinen Namen mit dem eines verstorbenen, über bessere Gönner verfügenden ehemaligen Fürsten der Walachei, besuchte England und empfahl sich in Deutschland als protestantischer Fürst, wühlte dann lange Jahre den türkischen Intrigenboden auf und endete schliefslich als asiatischer Sandschak [1]).

Die zähe Rasse dieser Kronprätendenten, die unermüdlich im Abendlande Empfehlungsbriefe und Geld sammelten, starb jedoch im 17. Jahrhundert aus; von 1600 an bleiben die europäischen Höfe von diesem Übel verschont. Nicht in Polen, nicht in Ungarn, nicht bei den Donaubegen, auch nicht im leichtgläubigen, freigebigen Westeuropa suchen jetzt die Fürstensöhne, echte und unechte, nach Mitteln, die ihnen auf den „väterlichen“ Thron verhelfen sollen, sondern nur in Konstantinopel, und zwar unter ganz anderen Verhältnissen.

Seitdem das Vasallenverhältnis der rumänischen Länder zu dem osmanischen Reiche bestand, war es Brauch, alle drei Jahre einmal die Fürsten nach Konstantinopel zu rufen, auf dafs sie durch den Kufs, mit dem sie den Saum des kaiserlichen Kleides berührten, ihre Abhängigkeit vom Sultan aufs neue bekräftigten. Bei dieser Gelegenheit liefs sich auch die Verwaltung des zur

1) S. meine Pretendenţĭ domneştĭ (Bukarest 1898), sowie Prinos Sturdza, S. 279ff.



Pforte des Herrschers gerufenen Tributpflichtigen leicht ein wenig kontrollieren. Nicht, daſs die Türken damit die heiligen Rechte des Landes hätten antasten wollen; im Gegenteil dem Lande selbst, und nicht diesem oder jenem Statthalter, der gerade an der Spitze der Regierung stand, waren die umfassenden, unter Soliman sorgfältig beobachteten Privilegien des Sultans verliehen. Der Oberherr hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu prüfen, ob nicht seine treue Raja, die er übrigens als „ein durch sein allmächtiges Schwert erobertes Gebiet“ und deren Bewohner er als „zinspflichtige Untertanen, die allen anderen im Reiche gleichgestellt seien“, betrachtete, von dem Fürsten nicht allzu stark ausgesogen oder zu schlecht behandelt worden sei. Von einer rechtmäſsigen Absetzung war noch keine Rede, und es konnte dies noch gar nicht der Fall sein, denn abgesetzt — mazul — wurden überhaupt nur diejenigen türkischen Beamten und Würdenträger, die keine Sonderstellung einnahmen, wie sie diesen moldauischen und walachischen „Begen“ zukam. Aber falls ein allzu grausamer oder allzu habgieriger „Beg“ in seinem Gebiete Unruhen stiftete, und durch die von ihm verursachte Unzufriedenheit die Herzen der Rajabewohner der Pforte entfremdete, dann ward er durch ein solches nichtswürdiges Verhalten zum Verräter an seinem Kaiser; als solcher angeklagt, verlor er allen seinen unrechtmäſsig erworbenen Reichtum und muſste in die Verbannung wandern, bis er Reue bewies und dadurch seine Würdigkeit, „noch einmal zu werden, was er schon gewesen war“, an den Tag legte. Damit er vorläufig sein armseliges Leben friste, wurde dem noch gestern millionenreichen, kaiserlich waltenden Domn ein Gnadenbrot, ein tain, von etlichen Aspern täglich verabreicht.

Mit Ausnahme der Geiseln, die wohl noch unter Iancu Sasul (1579—1582) und unter den Mirceştĭ — es waren Alexander, der Sohn des Iancu, Miloş, der Bruder des Alexander Mircea, und Petraşcu, der Bruder des Cercel —, aber später nicht mehr zu treffen sind, duldeten die Türken keine Kronprätendenten zu Konstantinopel, erstens, um nicht in zu hohem Grade beunruhigt zu werden, und zweitens, um den gut zahlenden regierenden Wojwoden eine Gefälligkeit zu erweisen. Sie lebten aber dafür, um immer rasch zur Hand zu sein, in den Schlössern Syriens, auf den Inseln, in

Nordafrika, auf Cypern, Rhodos, Alep und Tripolis, und zwar als freie Gäste des Sultans, der für ihren Unterhalt sorgte, in einer Art von domicilio coatto. Während sie hier ein träges Leben führten, arbeiteten ihre Agenten eifrig daran, ihnen unter den Mächtigen am türkischen Hofe Freunde zu gewinnen: ungeheure Summen versprachen sie, aufserordentlich grofse, lichtklare Edelsteine, künstlich gearbeitete Ketten und allerlei sonstige Schmuckgegenstände wurden heimlich verschenkt. Aber der Verbannte besafs nur in den seltensten Fällen im verborgenen so viel Geld, dafs er dies alles bestreiten konnte; jedoch fanden sich Geldwucherer genug, die sehr bedeutende Summen vorstreckten, und zwar nur gegen einen vom Agenten ausgestellten Schuldschein, in dem eine viel gröfsere Anzahl von Aspern oder Dukaten, als wirklich dargeliehen wurden, angegeben war; es kam vor, dafs das Fünffache an Kapital eingesetzt wurde, was eine recht ansehnliche Verzinsung bedeutete. Sehr oft wurde, statt einer Rückgabe des Geldes, die Vergütung in allerlei Lieferungen vorgesehen, wodurch der Zins eine noch unverschämtere Höhe erreichte. Die Gläubiger liefen andrerseits Gefahr, alles zu verlieren, wenn die Machenschaften zu nichts führten, und so mufste ein Sieger für alle die zahlreichen Besiegten mit bezahlen.

Infolge der Bemühungen, die die Bewerber um ihre „Erbschaft“ nicht scheuten, — durch einen feierlichen Eid von sechs oder mehr Bojaren, die entweder mit anwesend waren, oder heimlich aus dem Fürstentume ihre Unterschriften schickten, hatten sie ihre Eigenschaft als rechtmäfsige Erben bezeugt — wurden gewöhnlich die regierenden Fürsten zur Pforte gerufen. Die Gönner des Prätendenten hatten schon beim Grofswesir einen Befehl erwirkt, der dem Begogli von Alep oder Tripoli erlaubte, in die Hauptstadt zu kommen, und dieser wählte ungesäumt das erste beste Schiff, um schneller als andere an die Stelle zu gelangen, wo die Herrschaft über das Donaugebiet verschenkt wurde [1]). Dem Grofswesir fiel auch die Aufgabe zu, seinem Kaiser Bericht über den Stand des Prätendentenmarktes zu erstatten und schriftlich diesen oder jenen, der ihm im Augenblick als der Edelste, Beste, Echteste

1) Solche Akten finden sich bei Hurmuzaki XI, S. 311—313.



und mit allen Tugenden Begabte erschien, zu empfehlen. Wenn nicht gerade eine Palastintrige oder eine Einmischung der gerade begünstigten Frau oder Sklavin, der Mutter — der Valideh — der Eunuchen, Hofpagen oder Günstlinge den vorbereiteten Herrscherakt vereitelte, dann schrieb der König der Könige — *τῶν βασιλευόντων βασιλεύς* — einige „heilige" kaiserliche Worte auf das ihm vorgelegte reka oder talchyz, und die Sache war erledigt.

Zuerst geht der Neuerwählte zum Grofswesir, dessen Stellvertreter, der Kehaja, der auch die Einladung hat ergehen lassen, ihn vorstellt. Zur Stunde des „Händeküssens", der Audienzen, die nach Erledigung der laufenden richterlichen und politischen Geschäfte im Wesirpalaste stattfindet, erscheint er und erhält ein goldenes Kleid, das Symbol der Erinnerung und Beförderung im osmanischen Reiche, über die Schultern geworfen. Dieses legt er erst ab, wenn er das ihm in Konstantinopel angewiesene Quartier erreicht hat, nämlich den Bogdan- oder Wlachserai, der von jetzt ab für ihn offen steht. Auf dem Rückwege vom Grofswesir begleiten ihn Hofbeamte der Pforte: Tschauschen, Agalaren und Tschatyren. Die Türken, die zufällig auf der Strafse weilen, sind verpflichtet, dem neuen Fürsten als dem Inhaber der höchsten Macht in einer Provinz des Reiches die gröfste Ehre zu erweisen, den Grufs mit gefalteten Händen. Wenn das Alai, der feierliche Zug, an die ehrwürdige Pforte der Patriarchenkirche kommt, klingt ihm aus Türkenmunde die salutatio entgegen: „Möge der gerechte Gott dem allerhöchsten Kaiser und diesem unseren Effendi — *αὐθέντης* — viele lange Jahre und ein glückliches Leben verleihen!" In der Kirche wird der rumänische Fürst, der als einziger mit Krone und Zepter geschmückter christlicher Herrscher in dem von den Heiden unterjochten Oriente übrig geblieben ist, mit den Ehren empfangen, die ehedem den Kaisern des rechtgläubigen Ostens zukamen. An der äufseren Pforte treten ihm die zahlreichen Beamten der „grofsen Kirche" entgegen, die Suffraganbischöfe und die Metropoliten in partibus, die den Stuhl ihres Patriarchen beständig umgeben; an der Türe der Kirche erscheint dann der Ökumenikos selbst, in vollständigem Ornate, die altehrwürdige Krone auf dem Haupte. Ein Thron ist für den Fürsten errichtet, und wenn er dessen Schwelle betritt, werden — wie

einst für den längst verschwundenen christlichen βασιλεύς — Gebete „für ihn, für seinen Sieg, lange Regierungsdauer, Gesundheit und Heil“ (νίκης, διαμονῆς, ὑγιείας, σωτηρίας αὐτοῦ) gesprochen; wie jenem Cäsar des Morgenlandes wird ihm zu Ehren von den geübten Psalten des Patriarcheion das πολυχρόνιον, das byzantinische „Gott erhalte“, gesungen.

Während der folgenden Tage empfängt der Fürst die Besuche der angesehenen Christen, die meistens Griechen sind; später kommen auch die fremden Gesandten oder deren Sekretäre hinzu. Der Fürst bekommt Geschenke und erwidert die Gaben, verteilt auch die noch schuldigen Präsente an die, welche ihm zu seiner neuen Würde verholfen haben. Der kaiserliche Militärschneider erscheint, um den vom Patriarchen mit dem heiligen Öl gesalbten Kopf zu studieren, damit er die Kuka entsprechend anfertigen kann. Nach kurzer Zeit schickt der Bogdan oder Iflakbeg seine Vertrauten, um den Sandschak, später auch die zwei Tugs, d. h. Pferdeschwänze, die an einer Stange mit vergoldeter Kugel und dem Halbmonde darauf hängen, zu holen, und der Imbrohor selbst, der Groſs-Stallmeister, der auch sein Teil erwartet, bringt diese Abzeichen der Herrscherwürde selbst inmitten eines neuen glänzenden Alais, unter den schrill dröhnenden Klängen der kaiserlichen Hofkapelle, der tabul-chana. Ein Teil der Kapelle bleibt nun am kleinen Fürstenhofe zurück, und zur Kindistunde, d. h. drei Stunden vor Sonnenuntergang, ertönen zur Freude der Nachbarschaft die orgiastischen Töne der türkischen Militärmusik. Unterdessen sind schon Tschausche in gröſster Eile in das Fürstentum abgeritten, um eine Flucht des abgesetzten Wojwoden zu verhindern; in ihrer Begleitung befindet sich auch ein Bojar des neu Ernannten, der als Kaimakam, als Stellvertreter, die Angelegenheiten des Landes während der Abwesenheit seines Herrn zu besorgen hat. Ehe der Abgesetzte nicht zur türkischen Hauptstadt gelangt ist, von wo er bald, oftmals ohne den Boden der kaiserlichen Residenz überhaupt betreten zu haben, in die Verbannung geschickt wird, kann der neue Fürst seinen Alai nicht in Bewegung setzen: zwei sich in der Herrschaft ablösende Wojwoden können sich, ohne die Etikette zu verletzen, unmöglich einander begegnen. Ein anderer Tschausch ist auch bereits abgereist, um den als Geisel dienenden Verwandten des



neugebackenen Begs zu suchen; auch die Ankunft des letzteren muſs der Besitzer der kaiserlichen Fahne abwarten, ehe er aufbrechen kann.

Endlich sind die Vorbereitungen abgeschlossen, endlich ist alles Notwendige geordnet. Der Fürst wartet nur noch auf die wichtige Stunde am Mittwoch oder Freitag, wo er seinen erlauchten Kaiser sehen, hören und, wenn er selbst türkisch versteht, sogar dankend ansprechen darf. Der Muhzur-Aga, der Befehlshaber aller Janitscharen am Hofe des Wesirs, setzt ihm zum ersten Male die weiſse und goldene Kuka auf das Haupt; der oberste Schatzmeister, der Defterdar, bedeckt seine reichen Kleider mit einem noch reicheren Kaftan, der cabaniţa, mit dem Janitscharenmantel von hellblauer Farbe. Geleitet von zwei Kapudschibaschen, Gardeoffizieren, tritt er in das Gemach der sichtbaren Gottheit des Islams, vor der er dreimal den Gruſs bis zum Boden ausführen muſs. Jetzt klingen ihm aus dem schattigen, duftenden, von Edelsteinen und Gold blitzenden Jatak die übermenschlichen Ermahnungsworte entgegen, daſs er gut, mild gegen seine Untertanen verfahren, aber mit scharfem Auge die Feinde seines Herrn bewachen möge. Beim Weggange erwartet ihn das später Tablabascha genannte, vom Kaiser geschenkte edle, arabische Roſs, an dessen Sattel das Schwert und der Buzdugan oder Topuz hängen; ringsherum stehen, mit ihren hohen vergoldeten und versilberten Mützen, die Offiziere der kaiserlichen Stallungen. Stolz reitet der christliche Fürst voran und wieder verweilt er einige Augenblicke in der Patriarchatskirche. Dann erhält er noch ein in goldenen Buchstaben ausgeführtes kaiserliches Dekret, das bei seiner Ankunft in der Landeshauptstadt feierlich verlesen werden soll [1]). Noch eine Abschiedsaudienz beim Groſswesir, und dann strömt ganz Konstantinopel zusammen, um zu sehen, wie sich der glänzende Reisealai unter dem angenehmen Regen kleiner Silbermünzen durch die Straſsen der Hauptstadt gegen das Stadttor bewegt, durch das der Weg nach Adrianopel führt.

Vom Fürsten angeworbene Söldner zu Fuſs und zu Pferde —

1) Wie für Leca Aga, im Jahre 1599, einen von den Donautürken auserlesenen Gegenfürsten, ausdrücklich bezeugt ist; Hurmuzaki XII, November 1599.



es sind Christen, die sich dazu erbieten — eröffnen den Zug mit der neugesegneten Fahne, die oftmals nur bei diesen Paradeübungen flattert; dann kommen Fahnen, Tugs, Handpferde, mit schweren, reichen Stoffen bedeckt; Kapudschis, Tschauschen, Schatyren, Paiken und Jedekdschis. Mit der cuca und cabaniţa bedeckt, reitet langsam der Donaubeg zwischen dem Aga, der ihn nach seinem Sitz geleiten soll, und dem Fahnenträger. Die türkische Musik beschließt pfeifend und trommelnd den Zug.

So kommt das kleine Heer, das sich oft in Konaks ausruht, an die Donau, bei Giurgiu oder bei Galaţi, wo sich stets eine Bojarenabordnung einfindet, die Glückwünsche und Nachrichten überbringt, aber auch Intrigen anzettelt. Von hier geht es zur Hauptstadt, wo sich dieselben Feierlichkeiten, die in Konstantinopel stattfanden, in bescheidenerer Weise wiederholen. Von seinen großen und kleinen Bojaren umgeben, reitet der Fürst auf dem kaiserlichen Pferde zur Metropolitankirche oder zu einer anderen, welche diesen Vorzug genießt. Hier wird selbstverständlich eine neue Weihe durch den Metropoliten nicht vollzogen, aber wieder tönen dem kaiserlich auftretenden Domn die byzantinischen *ἐκτεναί* angenehm in die Ohren. Einen Mißklang in die stolze Zeremonie bringt nur die Verlesung des kaiserlichen Dekrets, welches die Einsetzung des Fürsten durch die allerdings ehrfurchtsvolle Hand des Skemni-Agassi von Stambul verfügt. Dann bildet der Fürst seinen Bojarenrat, zieht neue Leute heran und schließt andere aus, befördert wieder andere, hält in den Nachmittagsstunden Gericht, begnadigt oder bestraft mit Tod und Schlägen, geht auf die Jagd mit außerordentlich großem Gefolge, das einem kleinen Heere ähnelt, besucht jeden Frühling und Sommer auch die entlegensten Landschaften, um Recht zu sprechen und die Ordnung zu sichern, befehligt Heere und schließt heimliche Verträge, spioniert für sich und für seinen Kaiser, sammelt, berechnet und verteilt mit großer Anstrengung, aber auch mit großer Zaghaftigkeit die seiner Vistierie zufließenden Gelder. Zuletzt aber wird er abgesetzt und flieht, wenn nicht der barmherzige Tod seiner Größe und seinen Qualen ein ruhiges Ende bereitet.

Durch die engeren Beziehungen zu dem türkischen Reiche, besonders durch den langen Aufenthalt, den die Fürsten während



ihrer Wartezeit und Verbannung in der Residenz zu Konstantinopel und in verschiedenen Plätzen der vom Sultan beherrschten Länder nehmen, werden zum ersten Male türkische Sitten, türkische Mode, türkisches Hofleben und türkische Würden in die Walachei und Moldau eingeführt; doch gilt dies im besonderen für das erstere Land, das schon seit längerer Zeit unterworfen war und auf einer wesentlich längeren Strecke unmittelbar an das Türkenreich grenzte.

Mircea der Alte trug dieselbe Kleidung, die seinerzeit auch im benachbarten Ungarn die Leute seines Standes trugen: das einzige bekannte gleichzeitige Porträt eines walachischen Fürsten des 15. Jahrhunderts, das den grausamen Vlad Țepeș darstellt, zeigt eine mit Perlen gestickte Mütze aus Sammet mit einer Aigrette; das lange Haar fällt in künstlichen Locken auf die Pelzgarnitur eines Kleides, das grofse, kostbare Knöpfe zusammenhalten. Es zeigt sich schon darin ein unbestreitbarer türkischer Einflufs, der bald auch weiter, nach Siebenbürgen, Ungarn und Polen, wo für die Krieger eine Nachahmung der Türken etwas Verlockendes hatte, vordrang [1]).

Diese morgenländische Mode drang aber nicht allzu tief ein; ja sie blieb auf die Hofkreise beschränkt, in denen die Erscheinung des Fürsten den grofsen und kleinen Bojaren zum Modell diente. Dagegen hat sich in den zahlreichen Dörfern niemals auch nur die leiseste Spur dieses Einflusses gezeigt, der nur im Lichte der Macht und des Reichtums sichtbar wurde. Sogar in diesen Kreisen, in denen der Wojwode künftighin mit langen, goldgestickten Kleidern, mit kostbaren Pelzen und gelben orientalischen Stiefelchen aus Konstantinopel erscheint, gewinnt die fremde Mode darüber hinaus keinen Einflufs, und andere Bestandteile des türkischen Kostüms haben fast niemals bei den Rumänen Liebhaber gefunden.

Neben den alten Ämtern finden sich jetzt auch neue, von den Türken herübergenommene. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts befehligt neben dem Spatar auch der Aga einen Teil der walachischen

1) Țepeș' Porträt findet sich im Schlosse Ambras in Tirol: nach einer Photographie ist es in meinen Acte și fragmente II, nach einer Kopie bei Bogdan, Vlad Țepeș (Bukarest, 1896), wo sich auch andere Bilder desselben Herrschers finden, wiedergegeben.



Miliz. Vielleicht — allerdings fehlen die Belege dafür — trugen auch niedere Hofbeamte, die nur dem Fürsten persönlich und nicht dem Lande dienten, türkische Namen. Dagegen konnten sich Ungläubige nicht am politischen Leben der Fürstentümer beteiligen, solange sie dem falschen Glauben anhingen; an eine Bekehrung solcher Leute, um sie der Gunst rumänischer Herrscher teilhaftig werden zu lassen, ist nicht zu denken, denn diese Tat, einen Muselmann für das Christentum zu gewinnen, wäre in Konstantinopel als ein sehr grofses Verbrechen betrachtet und von den Türken hart bestraft worden. Dennoch findet sich in der Walachei während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein grofser Bojar, welcher Benga heifst, ein anderer, der Sohn des ersteren, trägt den Namen Hamza; in der Moldau gibt es unter Ilie Rareş einen anderen Hamza, der in fürstlichen Urkunden als Zeuge und im fürstlichen Rate als Mitglied erscheint. Auch der Name Ţalapie (Tschelebi) findet sich im 16. Jahrhundert [1]. Schon im Heere des tapferen Michael gibt es Truppenabteilungen, die — wie die Beschlien — serbischer Abkunft sind und türkische Namen führen [2].

3. Kapitel.
Der griechische Einflufs.

Entschieden die bedeutendste Folge, die sich aus der neuen politischen Stellung der Fürstentümer gegenüber der Pforte ergibt, ist die immer gröfsere Rolle, welche von nun an die Griechen in rumänischen Angelegenheiten und auch im rumänischen Leben spielen.

Bis zum 16. Jahrhundert waren die in der Moldau und in der Walachei angesiedelten Griechen sehr wenig zahlreich; entweder waren es persönliche Freunde des Fürsten und Inhaber höherer und niederer Hofämter, oder Kaufleute, namentlich in den Häfen; man trifft jedoch, wie schon gesagt, nur sehr selten Namen, die hellenisch klingen. Auch in dieser älteren Zeit finden aber die Griechen in der Walachei leichter als in der Moldau Unterkunft.

1) Ilie Nicolescu, in Literatura şi artă romînă, Jahrgang 1903, S. 665.

2) Jorga, Doc. rel. la Petru Şchiopul şi la Mihai Viteazul, S. 37.



Infolge der neuen Art, auf die der Fürst einen rumänischen Thron zu besteigen pflegte, hatte er jedoch Zeit genug, um viele griechische Bekanntschaften zu machen; denn in Konstantinopel sowie in den sonstigen üblichen Aufenthaltsplätzen der Prätendenten begegnete er doch überall, wo er hinkam, in der Kirche, in den Geschäften und bei den wenigen gesellschaftlichen Zusammenkünften den Griechen reinen Blutes oder wenigstens den mehr oder weniger hellenisierten Levantinern. Diese Griechen oder Halbgriechen haben sich bald aus der ersten Lethargie und Erniedrigung, in die sie nach der Besitznahme ihres Kaisertums, ihrer Güter und ihres Landes durch die Osmanen gesunken waren, geschickt und mutig erhoben; denn schon sehr bald nach dem großen blutigen Triumphe fühlte der Türke, daß er — träge, ausschweifend und unfähig, etwas anderes zu tun, als das Schwert über den Köpfen der Feinde oder Untertanen jauchzend zu schwingen, — des griechischen Geistes und des griechischen Fleißes bedurfte. Langsam kehrten nun die Flüchtlinge zurück oder erhoben aus den ärmlichen und kummervollen Verhältnissen, in denen sie bisher gelebt, ihre beweglichen Köpfchen mit den schlauen Augen und den nimmer rastenden Zungen: der Grieche bot seine Dienste dem im innersten Herzen bitter verhaßten Tyrannen, Barbaren und Heiden an. Um sich die Mittel für seine Leidenschaften oder seine Vergnügungen zu verschaffen oder vielmehr, um sich Geld, viel Geld und viele schöne, seltene Sachen aus Gold, Perlen und Edelsteinen, Teppiche, Vorhänge, Waffen, Hausgeräte allerart zu erwerben und damit seine Person und sein Haus vor allen anderen auszuzeichnen, um den Stolz aller seiner Nebenbuhler die meistens gute Freunde oder nahe Verwandte sind, durch seinen fürstlichen, ja königlichen Luxus zu beschämen, um vor ihnen großartig aufzutreten und sie bei sich bewirten zu können, verschwendete der Grieche, der nicht mehr herrschen oder an einem Hofe erscheinen konnte, alle die großen Kräfte seines Geistes, vergaß alle moralischen Skrupel und setzte sich täglich, ja stündlich den größten Gefahren aus. Die alten Namen der christlich-kaiserlichen Zeit, die früher nur auf den Gräbern der Ermordeten, in den Verzeichnissen der im Auslande angeworbenen Stratioten oder in den Rechnungen über fürstliche Gnadengeschenke für vornehme Bettler erschienen, diese großen Namen —





Paläologen, Kantakuzenen, Rallien — kamen jetzt wieder in aller Mund und wurden unaufhörlich in zahlreichen Geschäftsbriefen genannt; die Siegel mit dem Doppeladler zierten wieder hochfahrende Briefe. Wenn der türkische Monarch eines Pächters, d. h. eines sehr gut zahlenden Pächters für seine kaiserlichen Einkünfte, für die Salzwerke zu Anchialos am Meere, für die Zölle vom Wein und Fisch oder für sonstige Nutzungen bedarf, dann fehlt auch der Grieche nicht als Mitbewerber neben dem Juden, welcher auch als stolzer Intrigant zu den Füſsen des Herrn sitzt, der nach Belieben zerschmettern kann, und läſst sich, wie der groſse Don Jose, zum Herzog von Naxos machen. Wenn es gilt, jedes Jahr aus dem entfernten moskowitischen Reiche kostbare Pelze, wie Zobel, Hermelin oder schwarze Fuchsfelle, herbeizuholen, und daneben „Fischzähne" und Metalle jeglicher Art aus Polen und anderen Gegenden zu verschaffen, da beansprucht der Grieche für sich die Ehre und den Gewinn — er bekommt 60000 Dukaten jährlich! —, „Groſskaufmann", *μέγας πραματευτής*, zu heiſsen, und da auch andere Türken und andere Leute sich wegen des Bezuges nordischer Waren an ihn wenden, so hat dieser „negotiator insignis" eine Art von Monopol für einen ganzen Zweig des Handels nach der Türkei. Braucht ein allmächtiger Groſswesir, dem der „allmächtigere" Sultan in allem wie ein Kind folgt, einen schlauen Mann, der alle Schleichwege kennt, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, einen treuen Agenten, der für alle Fälle die volle Verantwortung auf sich nimmt, so hat dieser Groſswesir — ein Mohammed Sokoli z. B. —, der wirkliche Nachfolger Kaiser Solimans, freie Wahl unter den Griechen von Konstantinopel, die sich um eine solche geheime Anstellung fast wütend reiſsen. Er läſst sich ruhig, wie Michael der Kantakuzene († 1578), der erste dieser groſsen Griechen, durch einen Nebenbuhler seines Herrn einkerkern und quälen, in der Zuversicht, daſs sein Herr ihn doch schlieſslich befreien und ihm seine Leiden vergelten wird.

Ein solcher Helfershelfer hat aber auch seine eigene Politik und seine speziellen Interessen, die er meisterhaft zu verfolgen weiſs: will ein Mönch, mag seine Vergangenheit sein wie sie will, der nur über einige Beutel mit Geld verfügt, den Stuhl des Patriarchen besteigen, oder will ein einstiger Patriarch



nach einer kürzeren oder längeren Verbannung ihn wiederbekommen, braucht ein moldauischer oder walachischer Fürst eine sichere Stütze in Konstantinopel, oder sucht ein „Fürstensohn" nach einem heimlichen Förderer, durch dessen Vermittelung er ungesehen vom Wesir in Audienz empfangen werden könnte, so läßt ein solcher Verteiler weltlicher und geistlicher Kronen nicht lange auf sich warten. Der Grieche hat ja Geld, oder weiß wenigstens, wo er Aspern, Dukaten oder Juwelen finden kann, denn er genießt einen unbegrenzten Kredit und steht mit vielen Häusern in Familienverbindungen. Die Wojwoden sind sehr froh, wenn sie sich durch eine schlau berechnete Heirat einer solchen „Christenstütze", die zugleich die „rechte Hand des Wesirs" ist, für das ganze Leben versichern können. In früherer Zeit waren die Verschwägerungen mit Ungarn und Polen bevorzugt: Bogdan Orbul kämpfte ja lange Zeit um die Ehre, Schwager des polnischen Königs zu werden, Ţepeş war durch seine Frau ein „collateralis" des großen Königs Matthias, und mehrere von den Töchtern Alexander Lăpuşneanus heirateten nach Polen [1]). Die erste Frau des lahmen Peter (1559—1591) war aus der siebenbürgischen ungarischen Familie Cherepovich und Johann Sigmund, der dortige „König", betrachtete sie als seine Schwester. Das wird nun anders: von jetzt an haben die Fürsten der Moldau und Walachei gar nicht selten morgenländische Damen zu Frauen, und die domniţe, die Töchter der Wojwoden, heiraten nicht selten Griechen, die mit Waren und Kronen handeln. Während dieses ganzen Zeitraumes läßt sich diese neue Erscheinung verfolgen. Alexander Mircea hat die Ekaterina Salvaresso zur Frau, so daß sein Sohn Mihnea ein Halblevantiner ist; Mihnea heiratet zwar in eine walachische Bojarenfamilie, aber der „Bruder" Alexanders, Peter, der Fürst der Moldau, ist wieder der Gemahl einer Maria Amirali von Rhodos. Eine Paläologin von den Inseln besteigt mit Iancu Sasul den moldauischen Thron, und eine ihrer Töchter, Chrysaphina, heiratet den Kaufmann Anton Katakalos [2]). Aron und Iliaş Alexandru, die Nachfolger Peters und Mihneas, sind wahrscheinlich beide Schwiegersöhne des Andronikos;

---

1) S. meine Pretendenţi domneşti, S. 46—47.

2) S. Jorga, Relaţiile cu Lembergul, I.

der Träger dieses kaiserlichen Namens ist der Sohn des im März 1578 zu Anchialos hingerichteten Michael Kantakuzinos. Jener Michael, wegen seiner Kunstgriffe von den Türken der Satanssohn, Schaitanoglu, genannt, war mit Maria, der Schwester Peters, vermählt gewesen, aber die verwöhnte domniță wollte ihm, dem viel älteren Gemahl, nicht nach Konstantinopel folgen und lieſs sich von ihrem Bruder entführen. Peter büſste zwei Jahre später, 1568, diese dreiste Tat gegen den mächtigen Griechen mit seiner Absetzung. Die Mutter des walachischen Helden Mihaĭ Viteazul (1593—1601) hieſs Theodora und war mit einem der „groſsen Griechen", dem Ban Jani, verwandt. Eine Argyra war die Frau des Radu Mihnea, eines Enkels der Ekaterina Salvaresso, und der Sohn beider erhielt 1625 Roxandra, die Tochter des sehr reichen und mächtigen Griechen Skarlati aus Konstantinopel, des Groſsen Saidschi oder Ochsenhändlers, zur Frau. Der Vormund dieses jungen Alexander hieſs Bartolomeo Minetti und war ein Schwager des alten Radu Mihnea. Alexander Iliaş, der nacheinander erst Fürst der Moldua und dann der Walachei war, hatte seine Erziehung im Morgenlande genossen und war der Schwiegersohn des Bans Janaki Katerdschi, welch letzterer der Urahn der jetzigen Familie Catargi geworden ist; Janaki war ein Grieche mit türkischem Beinamen. Moise Movilă hatte zur Frau die Schwester Alexander Coconuls, der, wie eben gesagt wurde, der Schwiegersohn des Skarlati war. Marco Cercel, der Sohn Peter Cercels und ein bekannter Prätendent, heiratete ebenfalls in Konstantinopel eine Griechin. Die zweite Gemahlin des mächtigen Vasile Lupu (1634—1653) war eine Tscherkessin, eine Verwandte des Tatarenkhans. Nun folgte, namentlich in der Walachei, eine lange glückliche Zwischenzeit, in der einheimische Landesbojaren auf dem Fürstenthron saſsen; dann aber haben die Fürsten, wie z. B. Radu Leon (um 1660—1670), wieder Griechinnen oder Levantinerinnen zu Frauen.

Solche Leute fühlten sich zwar als Erben eines rumänischen Thrones, aber keineswegs als Rumänen. Fast alle wurden von fremden Gesandten beschuldigt, daſs ihre Anhänger fälschlich ihre fürstliche Abkunft beschworen hätten, und für einige kann dies sogar als eine beinahe festgestellte Tatsache gelten; für andere ist

die fürstliche Abstammung mehr als zweifelhaft. So kommt aus fernen abendländischen Gegenden ein alter Mann, der sich als Sohn des Stephan (Tomşa) ausgibt und als Stephan Tomşevicĭ wirklich in der Moldau regiert, obwohl in dem letzten Willen des enthaupteten ersten Stephan dieser angebliche Sohn mit keiner Silbe erwähnt wird. Dieser oder jener treibt sein ganzes Leben kleine Geschäfte als Kaufmann oder Handwerker, „pellizari, ostregari" — so berichtet der venetianische Gesandte in Konstantinopel (Bailo), der die groſsen und kleinen Leute in Stambul ausgezeichnet kennt —, und erst spät, sehr spät, erinnert er sich seines fürstlichen Vaters. Schon im 16. Jahrhundert findet der lombardische Arzt Bernardo Rosso sechs Bojaren, die mit ihrem Eide bezeugen, daſs er „ein Sohn Basarabs" sei: er wird auf die Galeeren geschickt und verwandelt sich, wie es scheint, in Bernardino Rosso, den kaiserlichen Agenten zu Venedig und anderswo. Im 17. Jahrhundert verlangte der Kroate Gaspar, der sich Gratiani nannte, nachdem er das Herzogtum von Paros und Naxos zu bekommen versucht hatte, die Regierung über die Moldau als Lohn für seine verräterischen diplomatischen Dienste, und erhält 1619 tatsächlich diese fürstliche Würde. Ein bekannter Kaufmann, Locadello, der bisher niemals daran gedacht hatte, seinen Vater zu verleugnen, wird ebenfalls plötzlich von der fürstlichen Groſsmannssucht ergriffen und setzt alles aufs Spiel, um als „Sohn des Aron-Vodă" dessen Nachfolger zu werden. Selbst den Leuten, die gewöhnlich den neuen „Begen" zu ihrem Emporsteigen verhalfen, waren die meisten von diesen als Abenteurer, als nichtswürdige Betrüger bekannt, und Andronikos der Kantakuzine bezeichnet sie 1594 als „elende Leute, die kein Erkennungszeichen, sei es vom Vater, sei es von der Mutter, aufzuweisen vermögen, sondern, ihrer Natur nach, elende Lügner und unwürdige Söldlinge sind, von welcher Seite man sie auch betrachten mag" [1]). Solche Emporkömmlinge, die nicht einmal, wie die einstigen Kosakenschützlinge, Kühnheit, Todesverachtung, Kampfeslust und männliche Schönheit besaſsen, verfügten über die Fähigkeit zu allem möglichen, nur nicht über die, zu regieren, sich Sympathien zu erwerben, oder etwa gar dem armen Lande durch wohltätige oder wenigstens schonende Maſsregeln zu dienen.

1) Hurmuzaki, XI, S. 373—374.



In der Familie der Chiajna, der Witwe des Walachenfürsten Mircea Ciobanul (bis 1559), wurde gewiſs griechisch gesprochen, weil dies die Umgangssprache des grausamen Mircea war, der aus dem Morgenlande kam, wo er wohl seine ganze Jugend zugebracht hat. Jedenfalls schrieb Peter der Lahme das Rumänische in einer geradezu lächerlichen Unvollkommenheit; niemals kam er so weit, ein Wort nach dem Klange der Laute richtig in Buchstaben wiederzugeben. Frau Ekaterina, Mihneas erlauchte Mutter, blieb immer eine Griechin, und ihr Briefwechsel, sowie derjenige, welchen ihr Sohn mit ihrer Schwester, die in Murano bei Venedig Nonne geworden war, pflegte, ist griechisch geschrieben. Eine Schwester der Ekaterina war mit dem Griechen Konstantin Frangopulos aus Zante vermählt, nachdem sie in erster Ehe mit einem anderen Griechen, Xenos mit Namen, verheiratet gewesen war, und jener Konstantin wurde zum Vistiernic (Schatzmeister) der Walachei ernannt. Eine Tochter dieser Lukretia heiratete den Ragusaner Johann de' Marini Poli, der im Lande als Giva bekannt war, und führte ihn als hochgeehrten Bojaren auch in den Diwan Mihneas, und dort erregte dieser Geschäftsmann, in Goldbrokat gekleidet, die Bewunderung seines ärmeren Bruders Pasquale. Dieser Marini, der zwar seine Frau und sein Amt als fürstlicher Rat verlieſs, aber nicht auch seine Geschäfte aufgab, wurde später kaiserlicher Agent in den Fürstentümern und berichtete, daſs in der Moldau unter Aron (1591—1595) „die höchsten Beamten Fremde sind, und insbesondere perfide Griechen“ [1]. In der Tat dienten Aron-Vodă auch Franzosen; ein Ungar hatte den Befehl über die Hoftruppen, die ihm gegen seine Untertanen Schutz gewähren sollten: Michael Tolnay; sein Vistier (Schatzmeister) hieſs Kalogera und war ein Grieche von Kreta. Nur im Groſsdiwan blieben unter ihm, um nicht allzu viel Unzufriedenheit zu erregen, Landesbojaren. Das Amt des Schatzmeisters bekleidete gewöhnlich ein Grieche, der meist zugleich der hauptsächlichste Agent und Gläubiger war: so war Andronikos der Kantakuzine bis zu seinem Tode in Bukarest oder in Konstantinopel walachischer Vistier. Jani, von dem schon die Rede war, amtierte in der Moldau als Vistier, während er in der Walachei als Ehren-

1) Hurmuzaki III¹, S. 197.



ban an der Spitze des Diwans stand. Auch Michael, der Walachenfürst (1593—1601), der seinen Thron dem Andronikos verdankte — „ich habe es versucht“, schrieb er selbst im Jahre 1594, „und habe tatsächlich den Ban Michael zum Fürsten gemacht“ —, hatte beim Beginn seiner ungewöhnlichen Herrschaft den Griechen Theodor Şaitan als Ban, den Griechen Dimitraki als Spatar, den Griechen Pankratios als Vistier, den Griechen Manta als Paharnic, den Griechen Kotzi als Postelnic an seiner Seite, ohne der Griechen Kantakuzinos, Michaltzi Karatzas, Mihalcea bei den Rumänen, zu gedenken [1]).

Bei seinen Kämpfen verwendete der Held Rumänen und Griechen gemeinsam, aber unter den jetzigen Verhältnissen gewannen die Landesbojaren sehr leicht die Oberhand. Erst nachdem die Türken die alte Stellung an der Donau wiedererlangt hatten (1611), kamen Radu Mihnea, Alexander Iliaş und Moise Movilă, — letzterer, obgleich seine Familie anderen Herren huldigte [2]), — mit zahlreichen Griechen im Gefolge, und nach dem Tode Radus waren in der Tat der Katerdschi und der Grofse Saidschi die wahren Herrscher in beiden Fürstentümern. Wie später näher zu schildern ist, riefen 1632 die Landesbojaren in der Walachei Aga Mateĭ zum Fürsten aus; dieser regierte dann zwanzig Jahre und verdrängte während dieser Zeit einigermafsen das griechische Element. Doch dieser Veränderung wird, — wie es gewöhnlich auch mit der geschieht, die in der Moldau nach der durch eine Bewegung der Nationalpartei bewirkten Einsetzung des Albaniers, des hellenisierten Albaniers Vasile Lupu (1634), zustande kam —, eine allzu grofse Bedeutung beigelegt.

Während die Bojaren, die später sogar den Fürsten Leon und die ganze Sippschaft der Abenteurer für lange Zeit von der Regierung der Walachei verdrängten, sich Siebenbürgen zum sicheren Sitz ihrer Unternehmungen und kriegerischen Vorbereitungen ausersahen, erhoben sie ihre Stimme laut gegen die Griechenherrschaft, die das Land ruiniert und seine treuesten Söhne, Glieder der edelsten

1) Vgl. Hurmuzaki XI, Vorrede und meine Istoria luĭ Mihaĭ Viteazul.

2) Eine griechische Urkunde von Moise findet sich in Studiĭ şi documente: IV, S. 18.

alten Familien, in die Verbannung getrieben habe. Damit rechtfertigten sie ihre Bewegung, weil sie sehr gut wufsten, dafs die Pforte nur zwei Vergehen, da sie ihre eigenen Interessen verletzten, an einem rumänischen Fürsten nicht dulden konnte; das erste war die Bedrängung der Raja, deren Besitzer dann aus Verzweiflung die Flucht ergriffen, und das zweite war die Erregung von Unzufriedenheit unter den Landesbojaren; alle, die innerhalb und aufserhalb der Landesgrenzen safsen, standen im Einverständnis miteinander und konnten die allein im Frieden gewährleistete pünktliche Tributzahlung durch Verschwörungen und Bürgerkriege stören. Sie, die Söhne des vaterländischen Bodens, die sich durch die Teilnahme an den glorreichen Kriegen Michaels einen grofsen Namen erworben hatten, waren es, die als Partei den „kaiserlich römischen", den Deutschenschützling Radu Şerban, in der Walachei gegen Radu Mihnea unterstützten und letzterem 1611 das ganze Heer abspenstig machten. Als Radu Mihnea dann schliefslich doch zurückkehrte, er, dessen Vater in unwürdiger Weise als Türke gestorben war und muselmännische Kinder aus Haremsheiraten hinterlassen hatte, da traten jene Bojaren gegen den „Türken" auf in Wort und Schrift, ja sie zogen sich in die Berge der Oltlandschaft zurück und machten den Versuch, den Mihaĭ Cămăraşul als zweiten kriegerischen Michael einzusetzen (1612). Durch die Hinrichtungen, die Radu vornehmen liefs, durchaus nicht eingeschüchtert, wirkte die Partei in demselben Sinne und mit denselben Mitteln weiter gegen die „Griechen". Eine Verschwörung zettelten ihre Mitglieder am Hofe des walachischen Fürsten Alexander Iliaş an; ihr bedeutendster Führer, Lupu aus Mehedinţĭ, bisher Păharnic des fremden Fürsten, entfloh nach Siebenbürgen und kehrte von hier im Juni 1618 mit Haiducken und Szeklern zurück, auf Veranlassung Bethlens, des dortigen Fürsten, der anstatt des ihm unangenehmen Alexander lieber den Sohn Cercels als Nachbar in der Walachei haben wollte. Der feige türkische Statthalter floh an die Donau, und seine Herren schickten ihn nicht wieder, sondern ernannten den jungen Gabriel Movilă an seiner Stelle. Nach wenigen Monaten wurde Lupu zum Grofsspătar ernannt; das war der Lohn für seine Wirksamkeit. Schliefslich wurde er von Skender-Pascha zu Silistrien aufgespiefst, auch diesmal als Belohnung. Trotz alledem war der Wunsch des Landes,



Alexander Iliaş zu verdrängen, in Erfüllung gegangen. Unter einem anderen Alexander, dem Sohne des „grofsen“ Radu, erhoben sich die Soldatenbauern, die călăraşĭ, wie auch die Bojaren des Oltlandes, und suchten unter sich selbst und in den Klöstern nach einem kräftigen Landesfürsten. Nun erklärte sich die nationale, militärische Partei, die den glänzenden „König“ Michael, den Herrn der Walachei, der Moldau und Siebenbürgens nicht vergessen konnte, gegen den „Griechen“ Leon, der in seiner cyrillischen Unterschrift einen griechischen Duktus zeigte und auch in dieser Hinsicht seine alte Beschäftigung als ostrecario, als Austernhändler in Konstantinopel, erkennen liefs.

Durch ein politisches Meisterstück suchte sich Leon der gegen seinen schwankenden Thron gerichteten Umtriebe zu entledigen. Er berief das ganze Land zu sich nach Bukarest zu einer jener grofsen Versammlungen, die nur selten abgehalten wurden, ergriff eine ganze Reihe heilsamer Mafsregeln, um alle zu befriedigen, und begann mit der Vertreibung der Griechen. In dem feierlichen Staatsakte vom 15.—23. Juli 1631 werden die „fremden Griechen“ beschuldigt, dafs sie die häufigen Fürstenwechsel verursachen [1]), insofern sie den Bewerbern um die Krone gegen zu hohe Zinsen das notwendige Geld darleihen; dafs sie schlechte Sitten ins Land bringen, die Abgaben ungebührlich erhöhen, um wieder zu ihrem dargeliehenen Gelde zu kommen und sich auch sonst zu bereichern, dafs sie hochfahrendes Wesen zeigen, keinem von den Landeseingeborenen mit Achtung begegnen und im Herzen diesem sie ernährenden Lande feindlich gesinnt sind [2]). So charakterisierte ein Fürst, der selbst als Grieche galt, die Sünden, die seinen Volksgenossen schon unter Alexander Iliaş von dem in der Walachei angesiedelten Mönch Matthäus von Myrai in ganz ähnlicher Weise vorgeworfen werden. „Quält nicht“, so schreibt jener, „den Rumänen durch eure Habgier, weil ein Gott im Himmel ist und von dort herunterblickt, verlangt nicht nach dem Gute des Rumänen. Gewifs tyrannisiert ihr die armen Rumänen; eure Unersättlichkeit macht diese zu Griechenfeinden, so dafs sie die Griechen nicht einmal im Bilde

1) „Amestecă Domniile“.

2) Magazinul istoric, I, S. 122—125; Arch. soc. ştiinţifice şi literare din Iaşĭ, V, S. 72 ff.; Buletinul fundaţieĭ Urechiă, I, S. 27 ff.

ansehen mögen. Als Hunde betrachtet ihr, ihr Griechen vom Hofe und in den Ämtern, die Rumänen und verachtet sie immer. Wenn ihr Verhalten ungerechtfertigt wäre, hätten sie euch nichts vorzuwerfen, aber sie klagen und zeigen dadurch, daſs sie recht haben. Verlaſst, Griechen, die Ungerechtigkeit, auf daſs euch Gott nicht mit ewigen Strafen belege! Diese Armen sind doch diejenigen, welche uns ernähren und uns betreuen; willig oder unwillig sagen sie zu uns: ‚Jupîne, Herr'. Es geziemt sich, daſs wir sie lieben und als Brüder ehren" [1]).

Jedoch die aufrührerischen Bojaren, von Rákóczy, dem siebenbürgischen Fürsten, und dem mächtigen Befehlshaber an der Donau Abaza unterstützt, ja vom Lande sehnsüchtig erwartet, waren gar nicht so sehr von der Aufrichtigkeit des zum Reformator gewordenen ordinären „Griechen" Leon überzeugt.

In dieser Zeit regierte Alexander Iliaş in der Moldau, und er glaubte, daſs sein Sohn Radu von den Walachen anerkannt werden würde, wenn er nur die kaiserliche Fahne für diesen Knaben, wie es ehedem Radu Mihnea für seinen Cocon („Söhnchen") Alexander getan hatte, erkaufen würde. Aber der Aga Mateĭ, den seine Anhänger Fürst nannten, drang ins Land und verjagte den von der Moldau langsam mit Sandschak und einem bedeutenden Heere anrückenden jungen Radu-Vodă. Er besiegte ihn bei Bukarest, überschritt die Donau, um sich vor seinem Gönner Abaza wegen dieser kühnen Tat zu verantworten, und erschien dann mit demselben glänzenden Gefolge, in dem alle Stände, sogar Bischöfe und groſse Bojaren, vertreten waren, in Konstantinopel selbst; das zeugte von mehr Mut, als die Schlacht gegen den vom Kaiser schon ernannten Radu. Hier siegte er noch einmal durch eine Klage im Diwan, indem er gegenüber den griechischen Feinden den Beweis erbrachte, daſs sie „den Garten des Kaisers verwüstet haben durch ihre Räubereien und Missetaten, daſs sie alles, was sie nur finden konnten, sich anzueignen pflegten, so daſs bis heute das Land öde daliegt" [2]).

---

1) *Ἱστορία τῆς Οὐγγροβλαχίας*, zusammen mit Staurinos, Geschichte Michaels des Tapferen, oft gedruckt, auch bei Papiu, Tesaur I — die Stelle auf S. 336—337 —, und bei Legrand, Recueil IV.

2) Gleichzeitige Chronik in der offiziellen Kompilation von 1688; Magazin istoric, I, S. 319.



In der Moldau ging der Auszug der Griechen ohne Reformversuch und Bojarenflucht vor sich. Durch das Beispiel, das die Walachei gegeben hatte, ermuntert, erhob sich der Pöbel von Jassy — die gefürchteten Bewohner der Vororte — zum Aufruhr; aus den benachbarten Dörfern eilten bewaffnete Bauern herbei. Die Landesbojaren liefsen überall die beunruhigende Nachricht verbreiten, die Griechen am Hofe hätten sie, da sie ihre Beihilfe zu allerlei Missetaten nicht hätten bekommen können, ermorden wollen. Alexander Iliaş erklärte dem Führer des Aufstandes, Vasile Lupu, dafs er die Sache der Griechen zu der seinigen mache, rüstete sich aber sogleich zu einer Reise nach Konstantinopel. Als der Vertreter des Griechentums seine Hauptstadt verliefs, da begleiteten ihn laute Verwünschungen und Drohungen. Es war ihm kaum möglich, von Wachen umringt, die wilde, wogende Menge zu durchdringen, ja, unter seinen Augen wurde sein Günstling, Konstantin Battista Vevelli aus Kreta, in Stücke gerissen. Im Regen fiel dem Griechen der Mantel von den Schultern, und so entkam er, unter dem Schutz der Bojaren, nach Galaţĭ, wo er das Schiff bestieg. Seine Stelle nahm Moise Movilă ein, nachdem die Pforte ihre Unzufriedenheit mit dem Vorgefallenen durch die Hinrichtung des Nationalkandidaten, des tapferen Miron Barnowski — er war der Schwiegersohn Radu Mihneas —, zu erkennen gegeben hatte. Wenig später aber, nach dem ersten polnischen Feldzuge, brachte Abaza den Vasile Lupu an das Ziel seiner lang gehegten Wünsche [1]).

Mateĭ und Vasile, beides Fürsten, die sich lange gegenseitig und im besonderen in den Jahren 1637, 1639 und 1653 befehdeten, diese berühmten Streiter für das rumänische Volkstum im 17. Jahrhundert, drückten das Land deshalb weniger als ihre Vorgänger, weil sie auch länger als zehn dieser Eintagsfürsten regierten. Unter ihnen blühten Walachei und Moldau auf; sie liefsen neben slavischen auch rumänische Gebetbücher, kirchliche Werke und Gesetzsammlungen in ihren Klöstern — wie Cîmpulung und Govora — oder in ihren Residenzen, Tîrgovişte und Jassy, drucken.

1) Vgl. mit der Erzählung bei Miron Costin, S. 293ff., Jorga, Ceĭ d'intăĭŭ anĭ din Domnia luĭ Vasile Lupu (Bukarest, 1900) und Studiĭ şi documente, IV, Vorrede.

Mateĭ war, bis er in hohem Alter (April 1654) starb, im „Lande“, d. h. bei den grofsen und kleinen Bojaren und Bojarensöhnen sehr beliebt und ward wie ein alter, guter Vater von ihnen in Krieg und Frieden verehrungsvoll umringt.

Aber sie hatten trotzdem, geradeso wie die verhafsten Griechen, in Konstantinopel ihre griechischen Agenten: Kurt Tschelebi und Pavlaki hatten den Auftrag, alle Nebenbuhler — und es gab ihrer genug — fernzuhalten. Diese Griechen wucherten wie andere ihrer Nation, und für sie ward das Land hart mit Abgaben geplagt. In den letzten Jahren des populären walachischen Herrschers Mateĭ-Vodă ermordeten fremde Soldaten einen allmächtigen Griechen, Ghinea Tzukalas, einen Rumelier, der den Landesschatz in seinen Händen oder besser in seinen Krallen hatte, unter den Augen des Wojwoden, welcher der Künste dieses Fremden zu seiner Sicherheit bedurfte und mit seiner Hilfe seinem Nachfolger viel Geld hinterliefs [1]). Während der ganzen Regierung Mateĭs war Konstantin Kantakuzinos, der Sohn des Andronikos, sein Postelnic und geraume Zeit auch sein erster Rat. Vasile Lupu hatte seine ganze griechische Sippschaft in seiner Nähe: seinen Bruder Gabriel, der sich griechisch unterzeichnete, als Hatman, seinen Bruder Georg, auch als Hatman; die Schwiegersöhne des letzteren, den reichen Kaufmann und Vistier Ursachi und den konstantinopolitanischen jungen „Tschelebi“ Alexander Rosetti, dessen Vater Antonios später in der Moldau regierte. Dann weilten bei ihm die Vettern Ştiuca der Jignicer, Iorga der Kapukehaja, der Vertreter an der Pforte und spätere Postelnic, dessen Frau die Tochter des mächtigen walachischen Griechen aus der Zeit Raduls, Trufanda des Vistiers, war. Der Zöllner Necula, ein Grieche, war auch ein Schwiegersohn des Gheorghe Hatmanul; Marga, die Schwester des Wojwoden, war mit dem Griechen Demetrios Geralis, Iarali, der zum Grofsclucer ernannt wurde, vermählt; Iorga, der Stolnic endlich, wird neben dem griechischen Postelnic Iorga genannt [2]). Als Stützen der Herrschaft Vasiles galten die zwei Brüder des Konstantin Kanta-

---

1) Magaz. istoric, IV, S. 328, 365.

2) Vgl. Studiĭ şi docum., III, S. 31—33; IV, S. 342—343; Tanoviceanu, in An. Acad. Rom. für 1901.

kuzinos, die in der Moldau lebten; der älteste von ihnen, Iordachi, hatte dort einen riesigen Grundbesitz, der sich dem des obengenannten Konstantin vergleichen läſst, langsam aber fleiſsig erworben. Ohne den Rat dieses Iordachi und den des jüngeren Toma Kantakuzinos geschah hier überhaupt nichts [1]).

Die Nachfolger von Mateĭ und Vasile haben dieselbe Politik verfolgt, wie jene, ihre groſsen Vorgänger. Konstantin Kantakuzinos und Georg Karidis aus Trikke sind Groſspostelnic und Schatzmeister des walachischen Fürsten Konstantin Basarab (1654—1658), der als gebildeter Mann auch etwas Griechisch sprechen konnte. Der Landesbojar Gheorghe Stephan, der seinen Herrn im Jahre 1653 verdrängte, wäre vielleicht den Griechen weniger als Vasile geneigt gewesen, wenn er nicht, arm und bedroht zugleich, in Konstantinopel die moralische Unterstützung, in seinem Lande das Gold der Griechen notwendig gebraucht hätte. In seinen Rechnungen [2]) erscheinen Dschalepen (Fleischhändler) und Zöllner als seine Gläubiger; der groſse Panajotaki Nikusios, Dragoman der Pforte, zahlte in Konstantinopel für den Griechenfeind und hatte ihn völlig in seinen Händen. Dann kommen — nur Stephan, der Sohn des Lupu mit seiner zweiten Frau, einer Tscherkessin, macht eine Ausnahme — lauter Griechen auf den Fürstenstuhl: der ganz griechisch gewordene Mihnea III., ein angeblicher Sohn des Radu Mihnea, der noch dazu im türkischen Serail erzogen worden war; ferner die beiden Ghica, von denen der Vater ein Albanier von Geburt, der Sohn, Gregor, zwar mit der Moldauerin Maria Sturdza verheiratet, aber ein so eifriger Griechenfreund war, daſs er den zum Griechenfeinde gewordenen alten Konstantin Kantakuzinos erwürgen lieſs.

Bis zum alten Cantemir (1685) bekommt auch die Moldau aus Konstantinopel nur griechische Fürsten: Demeter Kantakuzinos, dessen Vater, ein Vetter des obengenannten Konstantin, in Konstantinopel gelebt hatte und dort gestorben war; Dukas, aus Rumelien gebürtig, Antonios Rossetti, ein Konstantinopolitaner, Iliaș Alexander,

1) S. meine drei, Bukarest 1902, erschienenen Bände über die rumänischen Kantakuzenen: Despre Cantacuzinĭ, Documentele Cantacuzinilor, Genealogia Cantacuzinilor.

2) Studiĭ și Doc., IV, S. 263 ff.

der Sohn des Alexander Iliaș, aber noch mehr als sein Vater entnationalisiert. Sie alle sind gute Freunde des schon erwähnten mächtigen Dragomans oder Dolmetschers der Pforte, Panajotaki. Ștefan Petriceicu, der Fürst der Moldau 1672—1683, bildete nur eine seltene Ausnahme. Erst seitdem die Walachei — der Grund dafür wird später angegeben werden — immer stärkeren Einfluſs auf die in viel höherem Maſse geschwächte Moldau gewann, erst nach diesem Wendepunkte, gegen 1680, bekam dieses letztere Fürstentum rumänische oder wenigstens halbrumänische Fürsten, bis dann mit dem folgenden Jahrhundert die sogenannte Fanariotenherrschaft beginnt.

Die Zustände in der Walachei erwecken jetzt ein erhöhtes Interesse. Nach den beiden Ghica bekommt der „Grieche“ Radu, der Sohn des seinerzeit als schlechten „Griechen“ bekannten Leon-Vodă, die Herrschaft (1665). Die Landesbojaren, an deren Spitze die völlig rumänisierten Söhne des Konstantin Kantakuzinos, besonders Drăghicĭ und dessen ehrgeiziger Bruder Șerban standen, mochten diesen jedoch nicht, und als sie die Absetzung Gregor Ghicas erreicht hatten, war ihr Kandidat ein gewisser Dumitrașco von Căpățineni, ein bescheidener alter Mann, aber ohne Energie und ohne Anhang, wie sie ihn gebrauchen konnten. Nach drei türkischen Jahren jedoch kam für den frohen, jagd- und schmauslustigen Griechen mit dem altrumänischen Namen Radu die Stunde der jetzt ordnungsmäſsigen Rückberufung nach Konstantinopel. Als armer Mann, der alles Gewonnene vergeudet hatte, fiel er den reichen Kantakuzinen zu Füſsen, um das notwendige Geld von ihnen zu bekommen. Dies gelang ihm auch, aber er muſste sich, besonders da sich in Bukarest bedenkliche Aufruhrszenen abgespielt hatten, zu neuen Maſsregeln gegen seine lieben Griechen verpflichten. Zuvor, noch während der „ersten“ Regierung, hatte er rumänische Mönche in die Klöster gesetzt; jetzt, im Dezember 1668, erkannte er reuevoll an, daſs er bisher „fremden Leuten, Griechen, die Bojarenwürde und Ämter verliehen habe“, und daſs durch sie, die sich der fürstlichen Wohltaten unwürdig erwiesen hätten, „schlechte Sitten“ eingeführt worden seien. Darum rief Radu geradeso, wie 1631 sein seliger Vater getan hatte, das ganze Land, bis zu den Bauern herab, zu sich, und ergriff die-



selben Maſsregeln, die in seiner gleichen Bedrängnis Leon-Vodă zum Heil des Vaterlandes ergriffen hatte. Er will alle Griechen in ihre Heimat zurückbefördern und sich im besonderen seiner vertrautesten Berater, Nikolaos aus Sophia und Balasaki, zu entledigen trachten. Die an die groſsen morgenländischen Lavren verschenkten Klöster sollen von nun an einheimische Vorsteher bekommen, und selbst von der Hofkirche sollen die griechischen Mönche zugunsten rumänischer Priester weichen [1]). Kurze Zeit danach taten die Unzufriedenen, die Nationalisten und Reformfreunde von 1668 dasselbe, was jene von 1631 getan hatten; sie gingen nach Konstantinopel und erhielten hier als Fürsten einen Bojaren des Landes, den guten alten Antonie-Vodă von Popeştĭ, der zwar kein Geld und keine persönlichen Freunde, aber auch keinen festen Willen und keine Bosheit in seiner friedlichen Seele hatte (1669). Unter ihm feierten die siegreichen Bojaren am Ostertage ein groſses Verbrüderungsfest, vergaſsen es aber, durch unversöhnlichen Ehrgeiz aufs neue in den Kampf getrieben, nur zu bald wieder. So kam nach kurzer Zeit (1672) Gregor Ghica als mitleidsloser tyrannischer Friedensstifter zurück. Die Kantakuzinen arbeiteten nun eifrig darauf hin, diesen erklärten Feind ihrer Familie, diesen Mörder ihres Vaters, loszuwerden, und in der Tat bekam das Land an seiner Statt infolge ihrer patriotischen Bemühungen einen anderen Griechen zum Herrn, der nicht einmal auf rumänischem Boden geboren war, den habgierigen, gelegentlich blutdürstigen, aber jederzeit treulosen Duca (1674). Die Rossetti, die Söhne des alten Cupariŭ oder Păharnic (Mundschenk), dienten ihm, aber bevormundeten ihn zugleich: es waren dies nicht weniger als fünf Brüder, die alles für sich haben wollten und in dem älteren Bruder Iordachi einen umsichtigen Führer besaſsen. Ein Verwandter von ihnen, Antonios, bestieg sogar 1675 den moldauischen Thron. Diese konstantinopolitanische Kamarilla verfügte über die hauptsächlichen Einkünfte der ihnen preisgegebenen rumänischen Länder, bis nach dem Zuge gegen die kosakische Burg Čehrin im Winter 1678 Antonios abgesetzt wurde, wobei Duca nach der Moldau ging und Şerban Kantakuzinos die Würde eines Walachenfürsten erhielt.

1) Vgl. Despre Cantacuzinĭ S. xcɪf.; Magazin istoric, I, S. 131—134.



Er regierte beinahe zehn Jahre in groſsem Stile und begann eine neue christliche Politik zu verfolgen. Nachdem er die Bojaren durch Würdenverleihungen und nicht minder durch grausame Quälereien und zahlreiche Hinrichtungen sich vollständig unterworfen hatte, starb er in seinen besten Jahren, und zu seinem Nachfolger wurde Konstantin Brîncoveanu, der Sohn Stancas, der Schwester des Verstorbenen, ein auſserordentlich reicher, aber auch in allen Ränken bewanderter, noch ziemlich junger Bojar, vom Lande erwählt. Die Pforte bestätigte die Wahl gegen groſse Geschenke, und er behauptete sich geschickt mehr als fünfundzwanzig Jahre lang, d. h. die Dauer seiner Regierung läſst sich nur mit der des alten, groſsen Mircea vergleichen. Die Walachei gewann unter Şerban und Konstantin ein hohes Ansehen und erlebte, trotz aller in der letzten Zeit zu beklagenden leidenschaftlichen Parteiungen, eine Blüte, wie sie seit langem nicht mehr dagewesen war. Beide dürfen als Nationalfürsten und als Bekämpfer des Griechentums gefeiert werden, aber auch sie benutzten im Anfang als ihre Vertreter zu Konstantinopel die einzigen vorhandenen Spezialisten, die dortigen Griechen, denen sie schmeichelhafte Briefe schrieben und groſse Geschenke machten, um ihren Eifer wachzuhalten. Nicht lange blieben die Brüder Rossetti, die Cupăreştĭ genannt, unbeschäftigt und waren dann sehr oft die Helfer und vertraulichen Agenten des Brîncoveanu. Die Stütze Şerbans bei der Pforte bildete kein anderer, als der in Gesandtschaftskreisen sehr gut bekannte Janaki Porphyrita. Als der Nachfolger des unvergleichlichen Panajotaki, der berühmte Arzt und Dolmetscher des türkischen Ministeriums, Alexander Maurokordatos, der Nachahmer der „groſsen Griechen“ aller Zeiten, seine Stellung befestigt hatte, muſste Brîncoveanu, wie die gleichzeitigen Fürsten der Moldau, meistens seine Schützlinge, — die beiden Brüder Cantemir, Dimitrie oder Dimitraşco und Antioh, und der verwöhnte, schwachsinnige Konstantin, der Sohn des Duca, — den hochfahrenden Terziman (Dolmetscher) auf jede Weise umschmeicheln. Eine Tochter Brîncoveanus wurde mit dem „Griechensohne“ Radu, dem Spröſsling des Ilias Alexander, verheiratet, eine ältere Domniţă wurde die Frau des „Tschelebi“ Skarlat, welcher der Sohn des Maurokordatos war, und dieser junge Grieche kam nun mit seinem



Vormunde, dem Priester Nikolaos aus Sinope, nach Bukarest als Bojare des Schwiegervaters und als väterlicher Spion.

Doch nicht hierin allein zeigte sich der Sieg des aufstrebenden Griechentums über alle Voreingenommenheit und alle mühsam aufgetürmten Dämme, denn niemals gedieh in einem rumänischen Lande die griechische Kultur besser, als während der Regierung Şerbans und Konstantins. Schon seit langem waren Vertreter dieser höchsten Kultur des Morgenlandes, Kleriker und Laien, gelehrte aber ausgehungerte Leute, gebildete graeculi, in die Walachei und Moldau, in die Nähe gebildeter und ungebildeter Fürsten gekommen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts findet sich am Hofe des ausgezeichnet gut erzogenen Radu Mihnea ein Patriarch, Cyrill von Alexandrien und später von Konstantinopel, der berühmte, reformfreundliche, lateinisch schreibende Cyrill Lucari, der vor dem walachischen Fürsten und seinen Bojaren meisterhaft zu predigen verstand; dann auch der fromme Metropolit von Myrai, Matthäus aus Pogoniane, ein guter griechischer Patriot und dennoch ein Freund des ihm Nahrung spendenden rumänischen Volkes, Matthäus, der in Prosa und Versen Chroniken und religiöse Traktätchen in seiner Hegumenie vom Kloster Dealu schrieb; auch der Verfasser einer Weltchronik, Hierotheos, Metropolit von Monembasia, der im Jahre 1618 unter den Händen der Haiducken fiel. Metropolit des Landes war Lukas, ein gelehrter Mann aus Cypern. Unter den Fürsten Mateĭ und Vasile, die wir schon als Verdränger der Griechen kennen gelernt haben, schritt die Bewegung fort, aber darin darf man keinen Widerspruch erblicken. In der Moldau fand eine kleine Synode der morgenländischen Kirche statt. Eustratios der Logofăt übersetzte 1643 einen Teil der kaiserlich byzantinischen Gesetze aus dem Griechischen und beförderte sie zum Druck. Der Metropolit Mateĭs hatte mit einer Übersetzung der Canones aus dem Slavischen (1640) den Anfang gemacht; eine Antwort des walachischen Fürsten auf die moldauische Publikation ist dann die 1652 erschienene grofse Pravilă, die auf einer Handschrift des Griechen Karidas, des Grofsvistiers, beruht [1]). An der letzten Arbeit beteiligte sich auch der bekannte

1) S. Bianu şi Hodoş, Bibliografia românească (Bukarest 1899—1903).



Panteleimon Ligarides, der als Mönch Paisios heifst, aber unter ersterem Namen als Prediger am Hofe der Basaraben wirkte. In der Moldau war 1639 Metrophanes, der Nachfolger Cyrills in Alexandrien, gestorben; Vasile stiftete hier eine Schule in dem prachtvollen, von ihm errichteten Kloster der drei „Hierarchen" — Trei Ierarchĭ —, und in dieser Schule ward auch die griechische Sprache gelehrt, neben der noch immer gebrauchten slavischen und der „moldauischen". Ein Schüler von Treĭ Ierarchĭ mufs der in der kirchlichen Literatur sehr bewanderte Nikolaus Milescu gewesen sein, dessen Name durch das „Enchiridion des griechischen Glaubens" [1]) auch ins Ausland gedrungen ist. Um 1660 bestand bereits auch in dem von Griechen bewohnten Kloster St.-Sava in Jassy eine griechische Schule. Duca, der sich seines Ursprungs noch wohl erinnerte und gern als Beförderer der Kultur auftreten wollte, empfing mit grofsen Ehren den Patriarchen Dositheos aus Jerusalem, der von jetzt an eine Art „Hypermetropolit", ein oberster Herr des rumänischen Klerus und der rumänischen Lehrer griechischer Sprache, zugleich aber ein Hort der reinen Orthodoxie gegenüber den von Siebenbürgen kommenden Unionsbestrebungen wurde. In Ducas Kloster Cetăţuia, auf einem Hügel in der Nähe der moldauischen Hauptstadt, gründete er auf seine Kosten eine griechische Druckerei, in der kirchliche Schriften hergestellt werden sollten. Aber bald sah er ein, dafs in der reicheren Walachei mehr zu machen wäre; damit soll nicht gesagt sein, dafs der griechische Einflufs in der Moldau abgenommen hätte. Wie der Sohn Ducas von Johann dem Komnenen und von einem Spandoni, so wurden die Söhne des einfachen ländlichen Grundbesitzers und Soldaten Cantemir-Vodă von Jeremias Kakavelas erzogen. Hatte die Unterweisung auch bei Antioh nur sehr geringen Erfolg, so wurde Dimitrie, der Lateinisch, Griechisch, alle Sprachen des heidnischen Morgenlandes, Russisch und sogar Französisch verstand, eine Leuchte der Wissenschaft im rumänischen, türkischen und russischen Orient. Unsterbliche wissenschaftliche Werke schenkte er seinen Zeitgenossen; als moralischer Philosoph betätigte er sich durch seinen Diwan, eine Schülerarbeit, die von

1) Legrand, Bibliographie grecque du XVIIe siècle, II, S. 248ff.



wohlfeiler Gelehrsamkeit strotzt, als satirischer und politischer Dichter durch seine Istoria ieroglifică, die in allegorischem Gewande die Wirren und Ränke seiner eigenen Zeit etwas dunkel und kalt schildert, als Musiker durch sein Werkchen über die Theorie der orientalischen Musik, — das zugleich das älteste Kompendium über diesen Gegenstand ist —, als Geograph grofsen Stils in seiner klassischen, wenngleich bei der Ungenauigkeit ihrer Angaben mangelhaften Descriptio Moldaviae, einer Ehrengabe für die Berliner Akademie, zu deren auswärtigem Mitgliede er erwählt wurde. Besonders aber hat er sich als Geschichtschreiber mit der politischen Entwickelung seines eigenen Landes in dem allerdings unvollendet gebliebenen Hronicul Romîno-Moldovlahilor beschäftigt, und die glücklichen und unglücklichen Geschicke der Türken von der stolzen Höhe, die sie im Mittelalter einnahmen, bis hinab zum Verfall ihrer Macht in seiner etwas naiven und zusammenhanglosen Geschichte des osmanischen Reiches dargestellt; zuerst lateinisch geschrieben, ist sie nur in französischer, deutscher, englischer und rumänischer Übersetzung erschienen. Aufserdem beschrieb er fremde Zustände und Sitten und fremde Glaubenslehren, war Genealoge, aber auch Übersetzer und Erklärer des Korans, mit einem Worte der literarische Dolmetsch des Morgenlandes für das von ihm gekannte und hochgeschätzte Abendland.

In Bukarest traf Dositheos unter dem Kantakuzinen Şerban und seinem Neffen Brîncoveanu Patriarchatskollegen, Dionysios den Seroglanen, aus Konstantinopel, Gerasimos von Alexandrien, Athanasios von Antiochien, sowie benachbarte Metropoliten aus Sofia, Silistrien und Nissa als ständige Gäste; daneben fanden sich ehemalige Beamte der Grofsen Kirche, wie Johann Kariophilos, berühmte Gelehrte und Erzieher, wie Sebastos der Kymenite, dort ein; ferner Hofgeistliche mit den Kenntnissen eines Johann Abramios, eines Georg Maiotta, die beide welsche Griechen waren, der Arzt Pylarino, der durch seine Ideen über die Impfung bekannt ist, und viele Bojaren. Ein solcher war der gelehrte Konstantin Kantakuzinos (Constantin Cantacuzino Stolnicul), ein Schriftsteller, der Europa durchreist und sich in Padua die lateinische Bildung und humanistischen Geist angeeignet hatte; auch die fleifsigen Brüder



Greceanu und manche andere gehörten Bojarenfamilien an. Die neu eröffnete griechische Schule von Bukarest hatte zahlreiche Schüler und konnte als eine der besten in der ganzen griechischen Welt gelten. Infolge der Bemühung des Dositheos und seines Neffen, Chrysanthos Notaras, der das Abendland aus persönlicher Anschauung kannte und ein ausgezeichneter Theologe war, sich auch mit Mathematik befaſste und sogar ein Werk auf diesem Gebiete schrieb, lieferte die griechische Druckerpresse unter der Leitung des Mönches Antim, eines hellenisierten Iberers, der später für seine Verdienste durch die Verleihung der Metropolie des Landes belohnt wurde, den griechischen Lesern viele schöne, korrekte Drucke. In schwungvollen Vorreden und begeisterten Versen wurde der Ruhm des groſsen „Authenten Constantinos" gepriesen, der freilich in dieser glänzenden Umgebung nur als ein bedeutungsloses Abbild der alten byzantinischen Kaiser erscheinen konnte.

Dieses war der griechische Einfluſs, gegen den von der Mit- und Nachwelt in Wort und Schrift leidenschaftlich gekämpft wurde. Bei ruhiger Betrachtung der Tatsachen und eingehender Information erweist es sich jedoch, daſs dieser politische, kulturelle und auch bis zu gewissem Grade wirtschaftliche Einfluſs, den das rumänische Leben seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfuhr, durchaus nicht allzu tief eingewirkt hat; er beherrscht nicht, wie man glauben könnte, unmittelbar durch sich selbst das Rumänentum in allen Richtungen. Will man ein treffendes Urteil fällen, dann muſs man sich erst klarmachen, welcher Art die am rumänischen Leben beteiligten Griechen waren.

Die Griechen, die den Fürstenmarkt und die Börse der Begs zu Konstantinopel beherrschten, waren, wenn einer von ihnen die anderen unbestritten an Gewandtheit übertraf, oder wenn sie ihre Anstrengungen vereinigten, dazu imstande, den ihnen genehmen Wojwoden auf den Thron der Moldau oder Walachei zu bringen, und jeden rumänischen Dynasten, auſser wenn er, was nur sehr selten vorkam, persönliche, freundliche Beziehungen zu einem sehr mächtigen Türken unterhielt, zu Falle zu bringen. Im Lande aber hing alles und jedes von dem Willen des Fürsten ab, und so war tatsächlich der konstantinopolitanische Grieche die Quelle jeder politischen Tätigkeit und jeder Veränderung, aber trotzdem



nur die letzte Quelle, so dafs der sich ergiefsende Strom sehr wohl durch viele andere Faktoren in seinem Laufe beeinflufst werden konnte. Über jene stolzen Fremden, die den Landesbojaren nichts weniger als ehrerbietig begegneten, da diese ihren Wünschen und Interessen gewöhnlich nachgeben mufsten, wurde viel geklagt, besonders auch deswegen, weil jene allmächtigen Griechen den Fürstenwechsel, ohne überhaupt jemand zu fragen, zustande brachten, weil sie, wie man in jener Zeit sagte, die „Domnĭ mischten" (amestecaŭ).

Aufser diesen grofsen Gläubigern, bevollmächtigten Agenten und ungekrönten Aufsehern der gekrönten Puppe, die sie erst dazu gemacht hatten, litt „das Land" auch unter der Habgier, der Grofstuerei und beleidigenden Arroganz, wie sie der Emporkömmling zur Schau zu tragen pflegt, anderer „fremder Griechen" (Grecĭ străinĭ). Jeder Fürst hatte nämlich auch sein konstantinopolitanisches Gefolge, welches mit ihm kam, bei ihm blieb und wieder mit ihm ging; es waren dies kleinere Kapitalisten, welche durch Beisteuer einiger Beutel ihrem Beschützer zu seiner Würde verholfen hatten; sie kamen, um sich ihre Geldgaben fünffach vergüten zu lassen. Ferner gab es feine Diplomaten nach morgenländischem Muster, schlaue Spione, die alles auszukundschaften wufsten und dann darüber berichteten, „gute Ratgeber" in verwickelten, gefährlichen Verhältnissen; in ihnen besafs ihr Herr gewissermafsen eine zweite, überall hindringende Seelenkraft. Um für den guten Ton beim glänzenden, meistens verschwenderischen Hofe zu sorgen — alles lebte doch im türkischen Orient für den Augenblick, und das „carpe diem" war für diese Leute eine absolute Notwendigkeit —, erschienen viele niedere Beamte, die in ihrer langen Dienstzeit unter anderen „Authenten" ihr Handwerk, das kaiserlich byzantinische Zeremoniell in der neueren türkischen Ausgabe, gehörig studiert hatten und einem ehemaligen ostregario zeigen konnten, wie er sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe. Endlich darf der wirklichen, treuen Freunde aus der langen, schmerzlichen, unsicheren Wartezeit, der oft sehr zahlreichen, griechischen und levantinischen Blutsverwandten aus der Hauptstadt oder aus dem Verbannungsorte nicht vergessen werden. Neben einem Skarlati, Katerdschi und Panajotaki steht ein Minetti, Bartolomeo Bruti, Bernardo Borisi und mancher andere. Aus den mächtigen

Griechen erwählten die griechischen Fürsten gern ihre Postelnicen, deren Amt es war, geheime, sorgsam verborgene Beziehungen, meist mehr oder weniger verräterischer Art, zu den benachbarten oder entfernten fremden Mächten zu unterhalten; dann wurden aus ihrer Mitte beinahe ausschliefslich die Vistiere, die Schatzmeister, genommen. Alle anderen Mitglieder des Diwans dagegen sind, wie ihr Verzeichnis unter jeder feierlichen Urkunde ergibt, Rumänen. Sonst hätten die Landessöhne den Weg nach Siebenbürgen, nach Polen genommen, um durch ihre Flucht erfolgreich gegen den Griechenbeschützer zu protestieren; das war aber ein gefährliches Ereignis, dem selbst die mutigsten der bösen Fürsten aus dem Wege zu gehen suchten. Das Amt des Postelnic verhalf einem Bojaren zu Ruhm und nützlichen Bekanntschaften für schwere Zeiten, sie verschaffte ihrem Inhaber die Intimität des Herrschers und seine, wenn auch erzwungene höchste Gunst. Jeder habgierige Mann bevorrechteten Standes verlor das Amt des Vistiers nicht aus dem Auge. Man darf nun nicht etwa denken, der Vistier habe in der Griechen- und dann Fanariotenzeit einen ganzen Schwarm seinem Volke angehöriger Harpyien, die überall das spärliche Silbergeld des Bauern verfolgten, zu seiner Verfügung gehabt. Das alte, einfache System bestand vielmehr darin, dafs bei der Versteigerung oder durch die Gnade des Fürsten jeder von den bekanntesten Bojaren einen Judeţ oder einen Ţinut, wenigstens in der Walachei erhielt; als Steuerpächter hatte er nun ganz freie Hand bei der Wahl seiner Werkzeuge, der birarĭ oder feciorĭ. Lediglich darauf kam es an, dafs zur bestimmten Zeit, Mitte August — denn das Finanzjahr begann am 1. September — die ausgemachte Summe an den Vistier abgeliefert wurde. Für die Bojaren war jedoch die Geldeintreibung mit einem bedeutenden Risiko und grofser Gefahr verbunden, während es der an der Spitze stehende Grieche nur mit dem Geldeinnehmen und dem Unterschlagen einiger Beutel in seinem eigenen Interesse zu tun hatte. Gegen die Griechen eiferten nicht so sehr die Steuerzahler, welche die fremden Aussauger nicht selbst zu Gesicht bekamen, sondern vielmehr die Bojaren, die sich mit ihnen zusammen um die hohen Ämter, die Gunst des Fürsten und den daraus fliefsenden materiellen Gewinn bewarben.

5*



Ein griechischer Metropolit oder griechischer Bischof bildet im 16. oder 17. Jahrhundert eine seltene Ausnahme; Lukas von Cypern war zwar Grieche und blieb es auch; aber Männer, wie Antim und Mitrofan von Nissa, hatten schon zu lange Zeit in der rumänischen Gesellschaft zugebracht, und dabei den Charakter als Volksfremde vollständig verloren. In der Walachei und Moldau wurden slavische und rumänische Bücher gedruckt; die ersteren waren vor allem bei den Gelehrten begehrt, der letzteren bedienten sich die Dorfpriester. Die griechischen liturgischen Bücher oder dogmatischen Schriften, die aus den rumänischen Druckereien hervorgingen, wurden praktisch höchstens in den Hofkirchen unter einem Vasile Lupu oder einem Radu Leon benutzt. In anderen Kirchen wurden sie nicht gebraucht, denn das Griechische blieb nur die Sprache der hohen Kultur, der Wissenschaft, der schönen, gezierten Rhetorik, der geistreichen, verfeinerten Unterhaltung im kleinen Zirkel der Hofkreise, aber das war auch das ganze Geltungsbereich jener Sprache. Rhetorisch gehaltene Briefe, die erwachsene Leute als eine Art Prüfung zu schreiben gewöhnt waren, und Geschäftsbriefe an Griechen wurden allerdings in einem schablonenhaften mageren Griechisch abgefaſst, aber im Familienbriefwechsel, bei Schreiben an Freunde und nichtgriechische Fremde herrschte das Rumänische, in letzterem Falle wohl auch das Lateinisch-Italienische vor, wie auch — dies braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden — nach dem Slavischen das Rumänische und nicht das Griechische als Staatssprache in Betracht kam.

Aber in den Klöstern — so könnte man einwenden — besaſsen die Griechen gesicherte Zufluchtsstätten auf moldauischem und walachischem Boden. In Wahrheit besaſsen die Fürsten, seitdem sie den Türken oder Turco-Graeci so bedeutende Summen entrichten muſsten, nicht mehr die Mittel, um Kirchen und Klöster aus Stein und Marmor zu erbauen. Da sich aber infolge der Bosheit der Menschen oder aus unabwendbarer Notwendigkeit die Sünden dennoch wie vorher anhäuften, so muſste ein Mittel gefunden werden, um Gott durch kostbare Gaben zu versöhnen, ohne dem Schatze wesentliche Beträge zu entnehmen. Einige Klostergründer hatten, um den Wert ihrer frommen Stiftung noch zu erhöhen, diese einer der weltberühmten heiligen Lavren des Orients durch



eine închinare, ἀφιέρωσις, zugeeignet. So hat z. B. Miron Barnowski sein Kloster „Barnovschi“ in Jassy dem Heiligen Grabe geschenkt; dasselbe tat Şerban Kantakuzinos mit Cotrocenĭ, das ferner einem Kloster auf dem Heiligen Berge Athos gehören sollte. Jeder Fürst, der irgend etwas für eine Kirche oder ein Kloster tat, maſste sich das Recht an, das Gotteshaus als neuer Stifter, als sein erneuender ctitor, einem der heiligen Orte zu schenken. Es war in einem solchen Falle üblich, daſs ein Bevollmächtigter der beschenkten Mönchsgemeinde vom Athos, von Jerusalem oder vom Berge Sinai herüberkam, um die Regel des Klosters im Einverständnisse mit dem Stifter festzustellen. Wenn das Kloster schon seit längerer Zeit bestand, blieben selbstverständlich die früheren rumänischen Mönche darin, nur der Leiter der Gemeinde, der Hegumen, ward von nun an von dem Mutterhause gesandt. In neue Stiftungen dagegen wurde der Hegumen nebst allen Brüdern aus dem morgenländischen Mutterhause geschickt, so daſs ausschlieſslich Fremde eine solche Gründung bewohnten und einzig und allein Griechisch gesprochen, gelesen und gesungen wurde. Zum Abt wählte man gern einen Mönch, der schon vorher im Lande gelebt hatte und daher dessen „Sitten“ kannte, aber dies allein gab keineswegs der mănăstire închinată einen nationalen Charakter. Es wurde schon oben betont, daſs sich in bewegten Zeiten die Landesbojaren auch gegen diese Unsitte wandten und daſs sie die Vertreibung der griechischen Geistlichen aus dem rumänischen Lande forderten. Aber diese Forderung entspringt zunächst aus Ursachen, die später zu erforschen sind, und zwar nur in der Walachei, während man in der Moldau das Joch geduldiger zu tragen scheint; und ist nicht der ehemalige Führer der Nationalpartei sogar derselbe Mann, der für Cotrocenĭ griechische Bewohner, d. h. feinere Diener Gottes vom Berge Athos verlangt [1])? Auch die Patriarchen, die als Gäste der „Hegemonen“ an der Donau seit einiger Zeit im Lande weilten, benutzten ihren ganzen Einfluſs dazu, ihre entfernten Kirchen durch

1) Vgl. meine Doc. Cantacuzinilor, S. 113 ff. In Buciumul, einer Zeitschrift, die Boliac herausgab, Bd. I, S. 387 ff. ist auch das Verzeichnis der Klostergüter von Cotrocenĭ gedruckt; einige Rechnungen des Klosters aus der Zeit der Säkularisation geistlicher Güter im Fürstentum Rumänien finden sich in C. Negris, Mémoire avec pièces justificatives. (Konstantinopel, 1865.)



Schenkungen seitens reicher Rumänen zu versorgen. Um in vielen grofsen Lavren, in die Gebete der zahlreichen, heiligen, griechischen Mönche eingeschlossen zu werden, liefsen kinderlose Frauen auch direkt einem heiligen Patriarchate, das ihnen alle nur erdenkliche Fürsprache bei Gott versprach, Schenkungen zugute kommen. Unter diesen Verhältnissen kann man zwar nicht von einer hellenisierten rumänischen Kirche, wie es später die bulgarische wurde, sprechen, aber dennoch erwarben die Kirchen und Gotteshäuser des Orients auf diese Weise ein riesiges Vermögen in den Fürstentümern, und sehr viele griechische Geistliche waren stille Bewohner der üppig ausgestatteten rumänischen Klöster, deren jedes zwar für sich, aber auch für seine Herren in der Ferne lebte.

Es fragt sich nun: war etwa der Handel vollständig in den Händen der Griechen; hatten sie etwa die Rumänen aus diesem Erwerbszweige völlig verdrängt? Die Quellen zeigen uns nur, dafs Griechen, und zwar meistens solche aus den venetianischen Kolonien, schon im 16. Jahrhundert die kommerziellen Vermittler zwischen der Moldau und Polen darstellten, wobei sie sich in Jassy, Suczawa und Lemberg ansiedelten und zu grofsem Reichtume und hohem Ansehen gelangten. Fürstinnen glaubten sich nicht zu erniedrigen, wenn sie ihre Töchter mit solchen strebsamen, tatkräftigen Männern vermählten. Ein solcher Kaufmann, der Malvasier exportierte, oder einer, der mit moldauischen Ochsen nach Polen handelte und sogar in Danzig welche in Schiffe verladen liefs, ein Battista oder Konstantin Vevelli, wurde gewissermafsen ein geheimer erster Minister des Radu Mihnea und Alexander Iliaş — erste Hälfte des 17. Jahrhunderts — und büfste schliefslich seine Habgier mit einem greulichen Tode. In Bukarest waren viele morgenländische Gewerbetreibende und Kaufleute angesiedelt, und auch in anderen rumänischen Städten, besonders in der Walachei, findet man gelegentlich unter Verträgen griechische Unterschriften. In der Moldau dagegen war diese orientalische Konkurrenz nicht so stark, und im allgemeinen findet man neben Fremden jedweden Ursprungs auch zahlreiche Rumänen, die in ihren Korporationen — bresle — organisiert, von den Fürsten Privilegien erhielten und zu Reichtum gelangten.

Nicht die Griechen als Vertreter ihrer Nationalität, auch nicht



die Unfähigkeit der geldgierigen Wojwoden, nicht ihre Fehler und Mängel haben das Verderben verschuldet, das bald keinen Unterschied zwischen Walachei und Moldau erkennen lieſs. Nicht durch solche Faktoren wurden die traurigen Verhältnisse hervorgerufen, die das rumänische Leben im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert charakterisieren, sondern die unmenschliche Bedrückung der armen, allein ohne Privilegien dahinlebenden arbeitenden Klassen und deren Knechtung, eine natürliche Folge davon, ist daran schuld. Alles dieses kommt aber wieder von der neuen Stellung her, die der Sultan den Donaufürstentümern mit dem Schwerte aufgezwungen hatte: sie muſsten für den Sultan in den Krieg ziehen, die Hauptstadt des Reiches mit Lebensmitteln versorgen und den Staatsschatz (Hasna) mit Geld füllen, auſserdem aber jedem noch so unmoralischen Bereicherungsgelüste der Herren entsprechen. Seit ungefähr 1550 hat kein rumänischer Fürst mehr eine anerkannte auswärtige Beziehung; gelegentliche Verträge zwischen den beiden Ländern, sowie zwischen diesen und Siebenbürgen werden nur heimlich abgeschlossen [1]). Das Recht, Krieg zu führen, wird dem Fürsten von jetzt an nicht mehr zugestanden: wenn Radu Mihnea gegen Alexander Movilă, Radu Alexandrovicĭ gegen den Aga Mateĭ, Vasile Lupu zweimal gegen denselben Mateĭ, der nunmehr Fürst geworden ist und nicht mehr nur als glücklicher Rebelle dasteht, ins Feld zieht, so handeln sie nur als Vollstrecker kaiserlicher Befehle. Ehrgeizige Pläne verfolgend, sicherte sich Vasile, der die Walachei für sich selbst oder für seine Söhne und Brüder erwerben wollte, immer das Wohlwollen des Sultans und führte den Sandschak vor seinem Heere, als er 1639 — der erste Angriff ward 1637 unternommen — in die Walachei einfiel und sich dann, wie nach dem Treffen bei Nenişorĭ, allerdings diesmal ohne eine Schlacht zu schlagen, zurückzog. Als sich 1653 die walachischen Truppen mit den siebenbürgischen des zweiten Rákóczy vereinigten, um den ungetreuen, unruhigen Nachbar, eben jenen Vasile, zu entfernen, trug der Krieg einen Charakter, der die damaligen Verhältnisse am besten illustriert. Mateĭ selbst kommt nicht in Feindesland, und ebensowenig der transsilvanische „König": die Walachen stehen unter dem Befehl des

1) S. meine Socotelile Braşovuluĭ und Studiĭ şi docum. IV, wo viele solche Verträge erwähnt, einzelne auch veröffentlicht werden.



Neffen ihres Fürsten, des Spatar Diicul, die Siebenbürgen unter dem des erfahrenen General Kemény. In der Moldau steht als Prätendent der schon ziemlich alte Logofăt Gheorghe Ştefan, ein einfacher, aber ehrgeiziger und rachsüchtiger Mann, an der Spitze einer kleinen Schar Bojaren, die sich an der Pforte als die Mehrheit der durch die Bedrückungen des Fürsten empörten Landeskinder aufspielen kann. Nach seiner Rückkehr aus Polen, wohin er geflohen war, bringt Vasile als Helfer und Rächer die Kosaken mit, deren Hetmanssohn Timuš Bogdanovič Chmielnicki sein Schwiegersohn ist. Gegen denjenigen, der fremde Heerscharen ins Land des Kaisers bringt, ist an sich schon jeder Angriff berechtigt, aber Vasile versetzt sich noch mehr ins Unrecht dadurch, dafs er selbst in die Walachei einfällt. Nach ihrem Siege bei Finta gehen nun die Verbündeten gegen Suczawa vor, wo sich die Frau des Vasile mit ihrem kleinen Sohne ergibt, während der ins Herz getroffene fürstliche Gemahl seine schmerzlichen Irrfahrten unter Kosaken, Tataren und Türken antritt. Diese letzteren, bisher auch noch durch persische Angelegenheiten in Anspruch genommen, leisten ihm keine Hilfe, und er wird niemals wieder Fürst der Moldau. Nach Vasile und Mateĭ, nach jenem verhängnisvollen Jahre 1653, dem das Todesjahr Mateĭs folgte, hatte kein rumänischer Fürst mehr den Mut, gegen einen seiner Nachbarn zu Felde zu ziehen. Wenn Konstantin Basarab und Gheorghe Ştefan, denen beiden Rákóczy eine so wesentliche Hilfe geleistet hatte, ihn während des Feldzuges von 1657 gegen Polen unterstützten, so taten sie dies nur heimlich unter der Hand, und nicht einmal ein grofser Bojar befehligte die unter den siebenbürgischen Fahnen dienenden rumänischen Truppen; an die Pforte meldeten sie darüber, dafs die angeblichen moldauischen und walachischen Hilfskorps nichts anderes als loses Gesindel seien, mit dem die Fürsten nichts zu tun hätten. Nichtsdestoweniger wurden beide Vasallen, geradeso wie ihr grofser Freund und Beschützer Rákóczy, abgesetzt. Während in Siebenbürgen verzweifelt um einen passenden Fürsten gekämpft wurde, unternahm der tolle Nachfolger Konstantins, Mihnea, der Sohn des Radu Mihnea, der den an die Vergangenheit erinnernden grofsartig klingenden Namen des tapferen Fürsten Michael (1593—1601) [1]) annahm, mit seinen

1) S. über ihn unten S. 90ff.

schwachen Mitteln ein neues Abenteuer. Als Verbündeter Rákóczys lieſs er in seiner Hauptstadt, wie er vorher zweimal mit seinen eigenen Bojaren getan hatte, die Türken niedermetzeln, ja zog sogar gegen die Donautürken ins Feld, fügte ihnen auch anfangs beträchtlichen Schaden zu, ergriff aber schlieſslich schmachvoll vor dem Pascha von Silistrien die Flucht über die Berge, ohne sich ernstlich verteidigt zu haben (1659). Auf diesen Wüstling mit perversen Neigungen, der als blutdürstiger Mann erscheint und sich dadurch lächerlich machte, daſs er Münzen mit seinem Bildnis als gekrönter „Erzherzog" und mit dem Doppeladler prägen lieſs, folgten nur furchtsame Verräter, die erst die gröſsten Verbrechen gegen den Sultan begingen und später dennoch den Weg nach Konstantinopel fanden, um von dort als regelrecht eingesetzte Vasallfürsten zurückzukehren. So handelte jener Gregor Ghica, der immer Heuchelreden im Munde führte und unsicher umherblickte; 1664 lieſs er bei Lewenz nichts unversucht, um das türkische Heer zugunsten der Christlich-Kaiserlichen ins Verderben zu stürzen; er führte ruhig seine Truppen nach Hause, muſste aber vor dem Ansturm eines neu eingesetzten Fürsten und der ihn begleitenden Tatarenschwärme entweichen. Am Hofe Kaiser Leopolds spielte er dann den christlichen Schwärmer und legte einem seiner Söhne den Namen des Kaisers bei; in Rom erschien er als ein im Innern seiner heuchlerischen Seele bekehrter Katholik, ging dann aber plötzlich nach Konstantinopel und erhielt dank der Freundschaft Panajotakis die Walachei wieder. An dem neuen Kriege gegen Polen nahm er teil, lieſs sich von den königlichen Truppen (1673) gefangennehmen und beschwor schlieſslich mit ruhigem Gewissen beim Groſswesir im Lager seine unbefleckte Treue. Nicht einmal der kühne Şerban Kantakuzinos, der sich unaufhörlich in die Angelegenheiten der Moldau einmischte und nach seinem Geschmack Fürsten einsetzte, mit denen er am folgenden Tage schon nicht mehr zufrieden war, erdreistete sich, bewaffnete Scharen gegen seine Feinde ins Feld zu führen. Um seinen pflichtgemäſs entrichteten Tribut wieder in die Hände zu bekommen, bezahlte er bulgarische Räuber in den Hämusschluchten, denen der kaiserliche Gesandte regelmäſsig in die Hände fiel, um die Reise nach der Hauptstadt ohne Geld fortzusetzen. Oftmals hatte Brîncoveanu in



den schlechtesten Beziehungen zu seinen Nachbarn, den Fürsten von Jassy, gestanden, aber es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, gegen sie die Kriegstrompete blasen zu lassen; nur als bescheidener Helfer der Türken überschritt er die Grenzen, und zwar als 1690 Tököly, nunmehr Emerich I., gegen die Kaiserlichen zum König von Ungarn erhoben wurde.

---

4. Kapitel.

Tribut, Geschenke und andere Lasten des Landes.

Wozu der rumänische Herrscher eingesetzt war, das wufste jeder einzelne sehr gut, und jeder suchte diese seine Mission möglichst gut zu erfüllen: es war einfach seine Pflicht, das Land zum ausschliefslichen Nutzen des „Kaisers“ zu verwalten.

An erster Stelle verlangte der Oberherr die pünktliche Bezahlung des Tributs, dessen Ausbleiben als ein Anzeichen von Rebellion betrachtet wurde und den Schuldigen der Todesstrafe aussetzte. Gegen Anfang April mufsten regelmäfsig die geforderten Beutel mit Aspern in die Vistierie eingeliefert sein; der Vistier überzeugte sich persönlich davon, ob auch tatsächlich in jedem der Säckchen 500 Stücke enthalten wären, und verschlofs jedes einzelne mit seinem Amtssiegel. Dann wurde der kaiserliche haraciŭ, „Kharadsch“, auf den fürstlichen Karren, care domneştĭ, geladen, und geleitet von einem dazu besonders auserwählten gröfseren Bojaren und unter einer starken Bedeckung einheimischer Soldaten machte sich der kostbare Zug auf den Weg nach Konstantinopel, wo am St. Georgstage — Ende April —, wenn alles richtig zuging, die Beamten der hasna, d. h. des kaiserlichen Schatzes, die Ladung dieser Karren, die mit kostbaren, ebenfalls versiegelten Stoffen bedeckt waren, in Empfang nahmen. Später, während der ersten polnischen Kriege ward es üblich, den haraciŭ nach den benachbarten Dnjestrrajas zu bringen: „er ward“, schreibt Miron Costin [1]), „den Festen Bender und Akkerman überwiesen“ (legat), so dafs der Serasker, immer zu Kämpfen jen-

1) S. 287.

seits des Grenzflusses bereit, schon im Frühling über das zur Kriegführung nötige Geld verfügte. Oft warteten auch die Janitscharen der starken Besatzungen nicht an der benachbarten Reichsgrenze auf die Ankunft der Karren, sondern erschienen lärmend und „mit den Handscharen (den krummen Säbeln) drohend“ sogar am Hofe des Fürsten. Der einflußreiche Radu Mihnea, der in der Moldau seit 1616 gebot, brachte zwar die alte Sitte, den Tribut nach Konstantinopel zu schicken, wieder in Übung; aber später, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kommen doch wieder türkische Offiziere, um den haraciŭ zu holen. Im Jahre 1671 z. B., als sich die untere Moldau gegen den lästigen Tyrannen Duca empörte, wurde „der Türke, der nach dem Tribut gekommen war“, in Jassy eingeschlossen [1]); eine Chronik bezeichnet ihn als den Aga des bir — oder Kharadsch —, der im Begriffe stand, mit diesem bir des Landes abzuziehen [2]). Es wurde schon gesagt, daß derselbe Brauch auch in der Walachei unter Şerban Kantakuzinos herrschte. Um diese Zeit wurde auch die alte Regel nicht mehr beachtet, daß am Feste des Heiligen Georg das Geld in Konstantinopel sein mußte; vielmehr erscheint unter Duca der Aga erst im Dezember. Darin ist keineswegs eine Nachlässigkeit des Fürsten zu erblicken, sondern im Gegenteil ist bei den Türken die verderbliche Gewohnheit eingerissen, den haraciŭ im voraus zu verlangen; schuld daran ist einzig die auch von Hofchronisten beklagte „heidnische Unersättlichkeit“, die alle Leiden und Bitten der Untertanen unbeachtet läßt.

Für eines der beiden Fürstentümer, die Moldau, wenigstens läßt sich auch der jeweilige Betrag des Kharadsch vom Anfange an berechnen. Als sich Peter Aron der türkischen Macht unterwerfen mußte, erhielt sein Gesandter, der mächtige, reiche Logofăt Mihu, die Vollmacht zur Bezahlung der verlangten 2000 ungarischen Gulden oder roten „Ugen“ (ughĭ) [3]). Das war durchaus nicht viel, denn von der kleinen Republik Ragusa, die allerdings bedeutenden Handel trieb, aber doch nur über ein sehr kleines Gebiet

---

1) Jorga, Doc. Bistriţeĭ, II, S. xxv, 22—23.
2) N. Costin, in den Letopiseţe, II, S. 7.
3) Vgl. Hurmuzaki II [2], S. 670—671, nr. DXIII.

verfügte, waren wenige Jahre vorher nicht weniger als 10000 Dukaten verlangt worden. Aber jene Nachbarn des türkischen Reiches hatten es als erfahrene Kaufleute verstanden, diese riesige Forderung bis auf ein Geschenk von tausend Goldstücken zu ermäſsigen, und noch dazu „per honor, et non per carazo“ [1]). Was in dieser Zeit die schon früher in die Abhängigkeit gesunkene Walachei bezahlte, läſst sich nicht feststellen, denn die angeblichen Verträge der Sultane Bajesid I. und Mohammed II. mit den walachischen Fürsten Mircea und Radu dem Schönen sind Fälschungen, die zuerst im 18. Jahrhundert, als die Bojaren mit den russischen Ministern über die zukünftige Stellung ihres Landes unter russischem Schutze verhandelten, aufgetaucht sind. Übrigens stimmt weder die Datierung noch der Inhalt zu den gleichzeitigen Verhältnissen und Gebräuchen; statt der üppigen, orientalischen Redewendungen und der althergebrachten Formeln, statt des hochmütigen, herablassenden Tones, dessen sich der Türke z. B. auch in den Verträgen mit der mächtigen Republik Venedig und ebenso im Vertrage mit Ungarn von 1452 bedient [2]), begegnet man hier scharf gefaſsten, präzisen Bestimmungen der Art, wie sie das christliche Europa später angenommen hat [3]). Was den haraciŭ anbetrifft, so wird in dem ersten Vertrage von „3000 roten Banen“, was „300 Silbertalern unserer kaiserlichen Münze“ entsprechen würde, in dem zweiten von „10000 Dukaten, Sultaninen genannt, aus unserer Münze“ gesprochen, während doch bekanntlich im 15. Jahrhundert die Türken nur kleine Aspern prägten und als groſse Münzen diejenigen der Italiener, Ungarn und Deutschen benutzten; die Sultanini gehören dem 16. Jahrhundert an, und in der Walachei gab es nur Hyperpern als Nationalmünze, denen im wesentlichen nur eine politische Bedeutung zukam und die im Auslande nicht begehrt waren [4]). Im Jahre 1392 galten auſserdem zehn

1) Vgl. meine Notes et extraits, II, S. 382 und Jireček, Bedeutung von Ragusa, S. 35.

2) Vgl. Notes et extraits, I, III; Studiĭ şi Documente, III.

3) Zuletzt sind die angeblichen Verträge der Walachei mit den Türken gedruckt bei Ghenadie Petrescu, D. A. und D. C. Sturdza, Acte şi documente relative la istoria Renasceriĭ Româniĭ, I, S. 1ff.

4) Acte şi fragm., III[1], S. 3.

„walachische Hyperpern“ nur eine Kleinigkeit mehr als drei Hyperpern von Konstantinopel [1]). Andrerseits hatte der angebliche Entdecker der alten Verträge, der Dichter und Grofsbojar Ienăchiță Văcărescu, keine Ahnung von solchen Urkunden, wie auch seine später verfafste Geschichte der Sultane beweist [2]). An die Echtheit dieser Stücke zu glauben, erscheint nach allem diesem unmöglich. Sie wurden von patriotischen walachischen Bojaren erdichtet, um damit die vollständige Autonomie des Landes zu beweisen, und die Form, in der sie überliefert sind, wurde etwas später von dem griechischen Geschichtschreiber beider Fürstentümer, Dionysios Photeinos, erfunden.

Die Summe, die Ștefan der Grofse den Türken bezahlen mufste, nennt uns keine gleichzeitige Quelle, und die späteren Berichte widersprechen sich. Sicheres dagegen wissen wir hinsichtlich der nicht viel späteren Zeit des Peter Rareș: dieser teilt nämlich den Polen, um ihnen seine Geldnot zahlenmäfsig zu beweisen, 1532 alle Lasten seines Landes mit [3]). Am St. Georgstage schickt er dem „Kaiser“ 120 000 Aspern, d. h. nach türkischer Rechnung zwölf juk oder, in europäischer Münze ausgedrückt, 10 000 goldene Dukaten. Neun Jahre darauf, als die Regierung wieder an Peter kam, mufste das Land die Schuld seines Lenkers bezahlen, und der neu ernannte Fürst verpflichtete sich unter anderem zur Leistung eines Tributs von 12 000 „Scudi“ (écus); wahrscheinlich aber sind darunter „Dukaten“ zu verstehen [4]). Aber diese Summe erschien dem Türken zu niedrig, und nach 20 Jahren bedeutete das tributum für Jakob den Despoten eine jährliche Ausgabe von 30 000 Dukaten. Auch später wird noch von Erhöhungen dieses Quantums berichtet; z. B. 1574 und 1582, als Peter der Lahme zum ersten und zweiten Male zur Regierung gelangte. Trotz dieser Andeutungen in den Berichten der fremden Gesandten behielt der Kharadsch der Moldau ungefähr den Betrag von 30 000 Dukaten oder 50 000 Talern. In Aspern gerechnet, war der Betrag wesentlich

1) Ebenda.

2) S. die Genealogia Cantacuzinilor, S. 68—69, Anm. 3, S. 495 ff.

3) Hurmuzaki, Supl. II, Bd. I, S. 66—67.

4) Hurmuzaki, Supl. I, Bd. I, S. 3, nr. v.

höher, nachdem diese gewöhnliche Rechnungsmünze der Türken in kritischen Zeiten mehrere Verschlechterungen erlitten hatte [1]).

Als derselbe Peter noch in der Walachei gebot, da mufste dieses Land doppelt soviel wie die Moldau aufbringen, denn hier hatte der Kharadsch mehrere Wandlungen durchgemacht. Zu der Hauptsumme von 60000 Dukaten kamen noch andere Leistungen hinzu, weil die Türken jeden Vorwand benutzten, um die Raja ertragsreicher zu machen. Als sich z. B. um das Jahr 1568 zahlreiche Bewohner des Widiner Bezirks in die Walachei flüchteten, hatte die Pforte nichts dagegen einzuwenden, nur erhöhte sie auf einmal den Tribut noch um 400000 Aspern, was der Höhe des von den neuen Einwohnern des Fürstentums zu entrichtenden Kharadsch entsprechen sollte [2]). Auch hier wurden aber anfangs diese 60000 Dukaten nicht um viel überschritten [3]). Nach einem Jahrhundert jedoch, unter Brîncoveanu, zahlten die Walachen 125000 Taler, dann 140000 und endlich noch weitere 120000. Der moldauische Tribut, dessen langsame Erhöhung nicht genau zu verfolgen ist, bestand aus nicht weniger als 65000 Talern, und aufserdem kostete der Bairampeschkesch in Geld und Zobelfellen — das gewöhnliche Geschenk beim grofsen türkischen Bairamfeste — die Summe von 70—80000 Talern, wovon allerdings der Sultan nur 15000 erhielt [4]). Jetzt genierten sich die herabgekommenen, im Kriege beinahe immer unglücklichen Herren, für die nun der Krieg keine Einnahmequelle mehr bildete, in keiner Weise mehr; je mehr das Land aufzublühen schien, desto mehr mufste es bluten: die Abmachungen der Vergangenheit waren vollständig der Vergessenheit anheimgefallen.

Offiziell waren mit dem Tribut die pflichtmäfsigen Leistungen erschöpft, aber in Wirklichkeit stand es ganz anders, denn neben dem Kharadsch waren auch die schon erwähnten Peschkesche, d. h. Gaben, Präsente, zu entrichten: erstere wurden im Namen des Landes geschickt, die letzteren sollten die Unterwürfigkeit, die

1) Vgl. Bd. I, S. 394—395; Hurmuzaki, XI, S. LIII; Jorga, Doc. priv. la Petru Șchiopul și Mihaĭ Viteazul, S. 5—7.

2) Jorga, Doc. și cercetărĭ, S. 177.

3) S. auch die venezianischen Hauptberichte in der bekannten Sammlung von Albèri, Relazioni al senato veneto: Turchia.

4) D. Cantemir, Descr. Mold., S. 110—111.

Treue und den Eifer des Wojwoden bezeugen. Im Monat April waren unter Rareş als Präsent, das auch genau vorgeschrieben war und nur überschritten, nicht aber verringert werden konnte, 12000 Dukaten für den Sultan, d. h. ein höherer Betrag als der Tribut, zu entrichten. Für den Wesir rechnete man aber auch 600 schöne, goldene Münzen oder das Entsprechende in häſslichen, minderwertigen, silbernen Aspern. Später wurde in der Moldau wie in der Walachei der Bairampeschkesch bei dem groſsen Feste des Islams üblich, und jeder, der Kaiser, seine Frauen, der Wesir, die groſsen Würdenträger erhielten bei dieser Gelegenheit ihr Teil.

Neben dem Gelde erscheinen auch andere Gegenstände als Abgaben oder Präsente. Wie schon oben [1]) gesagt wurde, lieferte die Moldau Pferde für den Stall des Kaisers und Falken für die Jagd Seiner Majestät. Zugleich mit dem Tribute kamen aus der Walachei „nach alter Sitte“ ein Falke und acht Pferde [2]). Aber auch Naturalien in Menge wurden dem Präsente beigefügt: im April für den Sultan — so wenigstens unter Rareş — zwölf Zimmer Zobelpelze, zwölf Luchspelze, zwölf Stücke von dos de vair und zwölf Pferde; für den Wesir vier Zimmer Zobel und dasselbe Quantum von den anderen beiden Gaben; ebensoviel erhielt der zweite Wesir. Wenn die Rechnungen im Lande abgeschlossen wurden, gingen nach Konstantinopel ebensolche Geschenke, nur daſs diese weniger kosteten und daſs keine Aspernsäckchen mit ihnen wanderten.

Dazu kamen nun noch die persönlichen Schulden jedes Wojwoden, so daſs ein jeder unaufhörlich Geld nach der Hauptstadt liefern muſste, wenn er nicht in seiner unmittelbaren Nähe Gläubiger haben wollte, die auf Befriedigung warteten; waren es gar Türken — selbst Janitscharen findet man in dieser Rolle —, dann zeigten sie ihre Ungeduld in sehr lärmender und beleidigender Form, wie sie übrigens — in dem sich langsam auflösenden osmanischen Staate kann solche Zügellosigkeit nicht verwundern — auch unter den Fenstern der Gröſsten von Stambul zu tun gewohnt waren. So

1) Bd. I, S. 366.

2) Doc. priv. la Petru Şchiopul şi Mihaĭ Viteazul, S. 55: eine türkische Quittung vom Jahre 1564. Vgl. die venezianische Chronik des 15. Jahrhunderts in Acte şi fragm., III [1], S. 12: „50 garzoni con altratanti cavalli“.



liest man in den traurigen Rechnungszettelchen Peters des Lahmen: „6 Juk Aspern mit Stanciul Aga geschickt, 20 Juk mit dem Dimitri Postelnicul, für den Kaiser“ usw. Wenige Fürsten nur — eine Ausnahme machen höchstens Fürsten wie Mateĭ und Vasile, die ungewöhnlich lange regierten, oder der reiche Brîncoveanu — hatten Zeit, um sich aller ihrer Schulden zu entledigen. Jeder abtretende Wojwode, jeder mazul oder Abgesetzte und jeder Flüchtling hinterliefs aber seine datorie, seine unbezahlte Schuldenlast, dem Nachfolger, denn es galt als anerkannter Rechtsgrundsatz, dafs dies Schulden des Fürstenstuhles und nicht der Person seien; die Turco-Graeci durften ja auf keinen Fall etwas verlieren.

Bei jedem aufsergewöhnlichen Ereignisse, wenn das Beschneidungsfest eines Sultanssohnes glänzend gefeiert wurde, wenn dem Kaiser ein männlicher Sprofs geboren ward, wenn ein neuer Herrscher sein Amt antrat, oder wenn ein neuer Wesir gewählt wurde, besonders aber gelegentlich eines Krieges wurde unerwarteterweise Geld verlangt. In älterer Zeit handelte es sich nur um die Vorauszahlung des nächsten Tributs, später war es einfach eine besondere Forderung. Besonders häufig wurde sie gestellt, wenn die Heere in Bewegung waren, denn die Pflicht des Vasallen war es, mit allen Mitteln den Sieg des Kaisers zu erleichtern. Der Fürst seinerseits verlangte vom schwer geplagten Lande eine Aushilfe, eine ajutorinţă, die dann auf die Bezirke umgelegt wurde; deshalb hiefs sie auch mit einem türkischen Ausdrucke curamà. Endlich beliebte es im 17. Jahrhundert dem Sultan, auch von den Fürstentümern Geld zu borgen.

Die Moldau und Walachei mufsten schliefslich auch alles für die kaiserliche Hauptstadt und für das kaiserliche Heer irgendwie Nötige liefern, und zwar für das Heer ohne jegliches Entgelt, weil man in Konstantinopel dies als heilige Pflicht jener Vasallenstaaten betrachtete. Schafe, Ochsen, Pferde, Holz, Korn, Hafer, Mehl und Fahrzeuge, kurz alles nur erdenkliche Kriegsmaterial wurde in grofsen Mengen zur festgesetzten Frist nach Bender, Akkerman oder Belgrad geschickt. Selten nur erhielten auch die Eigentümer, denen in Eile das Ihre von den fürstlichen Agenten genommen wurde, eine Vergütung, und wenn es wirklich soweit kam, so waren es einige Aspern. Darum werden auch die „Kübel“ und

„Kilas“, cîble şi chile, d. h. Naturalleistungen, unter den Lasten, die das Land zu tragen hat, verzeichnet. Nach Konstantinopel wurden für den unermeſslichen Serai und für den Hausbedarf jedes einzelnen Mächtigen dieselben Gegenstände gesandt, und auſserdem Honig, Wachs, Talg und Butter. Mit der Einforderung dieser Dinge waren privilegierte Kaufleute, Griechen, Armenier, Juden und Türken, beauftragt, die einen Befehl der türkischen Regierung vorzeigten. Die Bedeutendsten unter ihnen, meist Geldhändler und zugleich Gläubiger des Fürsten, waren die Kaufleute, die Schafherden und Ochsenpaare nach der Donau trieben, die sogenannten saidschis und dschaleps, d. h. „Hirten und Handelsleute“. Wie sie mit den Landleuten verfuhren, das hing von dem Charakter eines jeden einzelnen und von der zufälligen Autorität des regierenden Fürsten ab, aber im ganzen kam es oft vor, daſs sie unter dem Vorwande ihres ehrlichen Handels raubten, miſshandelten und töteten. Durch einen Befehl Kaiser Solimans war jede Ausfuhr von Ochsen, Schafen und Pferden ausdrücklich verboten, und nur auf den übrigens ganz unbewachten Schleichwegen lieſs sich der gewinnbringende Handel mit Ungarn und Polen betreiben. Die türkische Art zu herrschen sog so dem Lande das Blut aus und verhinderte zugleich den natürlichen Prozeſs, der es von selbst hätte wieder erzeugen können.

Jetzt wissen wir, was das Land zu entrichten hatte. An erster Stelle stand der „bir des Kaisers“, von dem niemand befreit werden konnte, der birul haraciuluĭ. Der bir war nach einer Matrikel auf die Bezirke verteilt, und fürstliche Beamte, in der Walachei jedoch Landesbojaren, waren mit Eintreibung der Beträge beschäftigt. Die Beamten hieſsen birarĭ, und dies waren nicht allzu zarte Leute, die Steuerpflichtigen birnicĭ. Jedes Dorf war nach seinem Vermögen belastet, und in jedem teilten die Ältesten, die bătrînĭ, im Vereine mit dem vătămane, oder pîrcălabe, und unter Hinzuziehung des fürstlichen Verwalters, dregător, ureadnic, des Vertreters des Bojaren oder des Abtes in unfreien Dörfern, von der dem Dorfe aufgelegten Summe jedem Bauern einen Teilbetrag zu, und diese Verteilung hieſs cisla. So entstanden eine Menge liude, d. h. abstrakt gedachte, je einem normalen Haushalte entsprechende Steuereinheiten: jeder Hausvater

bezahlte für sich, seine unverheirateten Söhne und die Knechte in Haus und Feld nur einmal einen bir.

Bir, birul poclonuluĭ, hiefs auch die allgemeine Steuerleistung, die der poclon, das gewöhnliche oder ungewöhnliche Präsent, nötig machte; poclonul steaguluĭ, Geschenk für die „Fahne" des neu eingesetzten Fürsten, war eine besonders übliche Bezeichnung. Ein dritter bir war der der curamale und ajutorinţe. Die privilegierten Stände, Priester, Soldaten, Kaufleute, sowie diejenigen Dörfer oder Bezirke, die mit der Vistierie einen Vertrag, eine rumptoare, geschlossen hatten, die Bojaren und Klöster, manche Beamten und schliefslich die Fremden bezahlten auch einen bir, aber nicht den bir de ţară, sondern den bir preoţesc, bir slujitoresc, bir curtenesc usw., jeder den seiner Klasse zukommenden [1]). Zwischen dem bir und der dajde bestand gewifs von vornherein ein Unterschied, den wir jedoch nicht mehr festzustellen vermögen. Die aufserordentlichen Abgaben traten, in der Walachei wenigstens, unter verschiedenen Benennungen auf: „Befehle" (poruncĭ), „Forderungen" (cererĭ), „Nöte" (nevoĭ), „Ungerechtigkeiten", „Plackereien" (năpăştĭ, supărărĭ), „Erpressungen (mîncătoriĭ) usw. Am Ende des 17. Jahrhunderts hatten sich die Verhältnisse so verschlechtert, dafs wohl das Äufserste erreicht war; denn zwischen birurĭ, dăjdiĭ, năpăştĭ, den ordentlichen, aufserordentlichen und unerlaubten Steuern, war jeder Unterschied geschwunden; aus allen verschiedenen Forderungen war ein nicht zu entwirrendes Chaos geworden, und nur ein genialer Mann oder ein Unmensch besafs die Fähigkeit, das Amt des Vistiers in der Walachei oder Moldau gut zu verwalten. Seine Tätigkeit war weiter nichts als eine grausame, wilde Jagd auf den armen Mann, der nicht mehr bezahlen konnte, und, um zahlen zu können, bereits seine eigene freie Persönlichkeit verkauft hatte.

Keine Berechnung war mehr möglich, denn alles hing nur vom Augenblick, von der gefährlichen, unheilbringenden Stunde ab, und die birurĭ rechneten auf Zahlung für den Ali-Pascha, für den Han, für das kaiserliche Heer, für den Wesir, für die kaiserliche Anleihe, für den Serasker, für die Grenzregulierung, für die

1) S. z. B. Archiva istorică, I, S. 56.



Festung Kamieniec und für alles nur erdenkliche andere. Anfangs unterschied man die Hauptrechnung von den anderen, die vel seamă von den kleineren sămĭ, aber alles war umsonst, bald ging alles wieder durcheinander. Man konnte wohl berechnen, aber keinen Plan aufstellen, wohl den Zustand beklagen, ihn aber nicht verhüten. Jetzt lebte man, wenigstens für den Augenblick, wirklich im Oriente.

Und um sich die Ungeheuerlichkeit dieser Vorgänge zu vergegenwärtigen, mufs man bedenken, dafs alle früheren Abgaben an den Fürstenschatz bestehen blieben, und ebenso alle althergebrachten Rechte des grofsen oder kleinen Grundherrn. Von jeder Quelle des Erwerbs nahm der Fürst seinen Teil, von den Schafen den oierit, von den Kühen den văcărit, von dem aufgelesenen Salze den sărărit, von der Seife den săpunărit, von dem Ochsenhandel den oluc-hac, von den Fischereien den măjărit, von den Schustern (sic) den ciohodărit, von den Weinbauern den vinăriciŭ [1]. Nur etwas davon fliefst in den persönlichen Schatz des Fürsten, dem auch der Ertrag des Salzwerkes, der Zölle und der dijme, aufser dem văcărit, die Einkünfte aus den Städten und aus den angrenzenden zwölf Dörfern, gehört [2]. Alles übrige fällt dem Schatze, d. h. den Türken zu. Aber in bedrängten Zeiten greift der Fürst oftmals in den Landesschatz, um einer plötzlichen Forderung zu entsprechen, und dann mufs das Land diesen Betrag wieder aufbringen.

So kann es nicht wundernehmen, dafs derjenige, der vorher schon die Landeslasten auf seinen müden Schultern kaum zu tragen vermochte, der Bauer, jetzt unter dem Drucke eines grofsen Kaiserreichs, eines faulen, üppigen Kaiserreichs, zusammenbrach. Daheim hatten die Türken alles in Armut gestürzt, und hier, in der Fremde, sogen sie den Rumänen den letzten Rest ihrer Kraft aus dem Körper.

1) Die Namen sind in der Walachei unter Brîncoveanu überliefert. Vgl. die von Aricescu in Revista istorică a Archivelor herausgegebenen Rechnungen mit meinen Studiĭ şi doc., V.

2) Cantemir, Descr. Mold., S. 107 und die schon angegebenen Quellen.



Fünfter Abschnitt.

Verfall des Bauernstandes. Der neue Adel und seine politische Tätigkeit. Die nationale Militärpartei.

1. Kapitel.

Die Hörigkeit des Bauern.

In der Moldau wie in der Walachei wandten sich bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts die armen Dorfbewohner, die kein Geld hatten und denen die birarĭ ihr Vieh fortjagten, an das nächste Kloster oder einen Bojaren und boten ihnen ihr Gütchen, ihren Anteil an dem gemeinsamen Eigentume, ihre dealniţă, wie man mit dem slavischen Rechtsausdrucke sagte, zum Kaufe an. In der Walachei gab es grofse und kleine Bojaren in allzu grofser Menge, und neben jedem bedrohten Dorfe, das seinen letzten Asper ausgegeben hatte, lauerten deshalb solche mächtige, habgierige Leute mit Geldsäcken oder Geldsäckchen; in der Moldau dagegen fanden sich, dank der vielen, aufreibenden Kämpfe, die dem Tode des Peter Rareş folgten, weniger solche kauflustige Grofse, und darum sind hier auch solche Verkäufe bäuerlichen Bodens seltener als im benachbarten Fürstentume. Wenn man den sichtlich vorhandenen Unterschied vollständig verstehen will, mufs man auch in Betracht ziehen, dafs der Erwerb von Grund und Boden durch wenige in der Moldau weiter zurückreicht als in der Walachei, dafs die Fürsten vom Anfange an aus dem „unbewohnten“ und unbeherrschten Lande zahlreiche Schenkungen gemacht hatten, dafs sie in viel höherem Ansehen standen als ihre Nachbarn und mit der Konfiskation der Erbschaft und des etwa hinzuerworbenen



Besitzes eines Verräters, eines hitlean, viel rascher bei der Hand waren als jene, um ihre Günstlinge damit zu belohnen. Während in der Walachei alles bis auf das letzte Stückchen Erde heifs umstritten wird, verzichtet z. B. jenseits des Milcovs die Witwe des reichen, gelehrten und einflufsreichen Logofăt Luca Stroicĭ, als einige Nachbarn ein verkauftes Gut von ihr zurückverlangen, leichten Herzens darauf und erklärt, „auch ohne dies genug Ocine zu haben" [1]). Nicht auf gewaltsame Weise oder durch eine grofse tragische Krisis wurden hier binnen wenigen Jahren die bäuerlichen Güter der kleinen Besitzer aufgesogen, sondern langsam, ohne dafs wir im einzelnen sagen könnten, wie, gewannen die wenigen grofsen Bojaren den gröfsten Teil des heimatlichen Bodens. Man mufs erwägen, dafs, während in der Walachei die moşnenĭ alten Ursprungs, die von den jüngeren militärischen moşnenĭ wohl zu unterscheiden sind, keine weitere Rolle spielen, die moldauischen răzăşĭ auch später noch erwähnt werden, dafs einige von ihnen, die Bewohner der Dnjestrmark, die Orheienĭ, Lăpuşnenĭ, Sorocenĭ bis zu den Tagen Ducas, ja bis zur polnischen Okkupation (Ende des 17. Jahrhunderts) lebendig bleiben und als ein Element erscheinen, das stets zum Aufruhr und zum Kampfe für seine und des Landes Freiheiten bereit ist. Das Wort răzăş wird man von rază ableiten müssen, und es wäre dann mit vecinĭ, Nachbarn, gleichbedeutend. Mit vecinĭ jedoch wurde schon zu Ende des 16. Jahrhunderts eine andere Art von Landeseinwohnern bezeichnet, nämlich eine Klasse, die den walachischen Rumînĭ, d. h. den einfachen Rumänen, die keinerlei Privilegien besitzen, entspricht. Diese Identität wird ausdrücklich auch noch dadurch bewiesen, dafs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein walachischer Fürst einem moldauischen Bojaren, der sich bei ihm aufhielt, erlaubt, die „Rumînĭ" seiner in der Moldau gelegenen Güter überallhin verfolgen zu dürfen. Es verdient auch bemerkt zu werden, dafs, während in der Walachei rumänisch der Leibeigene immer Rumîn genannt wird, der gewöhnliche slavische Ausdruck ebenso вечин ist [2]).

1) Hurmuzaki, XI, S. 909.

2) Arch. ist., III, S. 253. Die von Xenopol, Domnia luĭ Cuza-Vodă, I, S. 417, Anm. 14 fälschlich als älteste Erwähnung des Namens und der Eigen-



Der Bauer ging, wenn er seinen Boden veräufsert hatte und sich nunmehr als Tagelöhner durch seiner Hände Arbeit vielleicht auf dem ihm einst zu eigen gehörigen Grundstücke oder auch auf einem anderen ernähren mufste, für die Vistierie dennoch nicht verloren. Ein begüterter Bauer bezahlte dem Fürsten die verschiedensten Abgaben: eine Steuer von der Ernte, eine vom Wein und eine vom Fischfang; er gab ferner dem Kaiser den bir von seinem Besitz, weil er eine höhere cisla hatte, aber auch für seine Person, für seinen „Namen“ (nume) eine Kopfsteuer: seinen Namen, seine Eigenschaft als Person behielt aber der Bauer auch, nachdem ihm der Bojar das Gut genommen hatte. Jede Art von bir, jede năpaste, jede Landeslast, die den begüterten Bauern drückte, traf deshalb auch diesen anderen in seinem bescheidenen Hause oder in seinem armen, schwarzen, unterirdischen Verstecke, in seinem elenden bordeiŭ. Unter den letzten walachischen Fürsten des 16. Jahrhunderts ward statt des jährlichen Tributs sogar ein bir monatlich entrichtet. Verzweifelt ging nun das Opfer der unglücklichen politischen Verhältnisse seines Landes wieder zum Bojaren und verkaufte ihm auch noch seinen Leib und seine Seele zur Arbeit und empfing dafür die paar notwendigen Aspern. Von nun an war er und seine Söhne, ja seine ganze Nachkommenschaft bis zum Erlöschen des Stammes das Eigentum des Bojaren, sein „Rumäne“; er hatte seine Menschenrechte, seine judecie — das Wort kommt von jude, da anfangs ein solcher nur in den freien Dörfern gebot [1]) — verloren.

Für seinen Rumänen bezahlte der Bojar alles, was der Staat forderte; für ihn war er fiskalisch verantwortlich. Durch den „Ankauf“ des Mannes hatte der Bojar auch seinen bir auf sich genommen (a lua birul). Schon als der Bauer sein Feld oder seinen Anteil an einem Berge verkaufte und schliefslich sich selbst —

schaft der Rumînĭ angezogene Urkunde XXIX/334 der „Bibliothek der rumänischen Akademie“ von 1572 nennt vecin das verkaufte Gut eines Bauern: эдни вєчин по имє стан ... сїю вишрєчна ѡчина, дѣлнича станов („ein vecin namens Stan ... Dieses oben erwähnte Gut, den Teil des Stan“). Der älteste mir bekannte Fall eines Bauern, der sich verkauft, ist aus dem Jahre 1576 (Studiĭ și doc., VII, S. 48—49, nr. 3).

1) S. J. Bogdan in den Annalen der rumänischen Akademie, 1903; oben, Bd. I, S. 245—247.



eine moşie ohne den ehemaligen Besitzer hiefs moşie stearpă (unfruchtbar) oder „rumänenlos“, fără Rumînĭ —, mufste der Bojar den Grund und Boden dem Fürsten versteuern. Aber hierbei hatte der Fürst doch einen Verlust, denn die Bojaren, ebenso wie der hohe Klerus und die Klöster, die die gröfsten Privilegien besafsen, erhielten nunmehr von Bauern die Zehnten, dijma, de a zecea, die vordem dem Wojwoden gehört hatten, und behielten dieses Einkommen, venit, für sich. Allerdings konnte der Staat von den Bojaren eine Anleihe verlangen, die in der Moldau oftmals aus dem Vermögen des Fürsten zurückgezahlt wurde [1]; allerdings erwartete man von ihnen bei der Thronbesteigung eines neuen Dom n eine Beisteuer, aber rechtmäfsig bezog der Herrscher als Steuer von ihren „Einkünften“ nur bestimmte Zehnten: in der Moldau einen Zehnten von Schafen und Schweinen — goştină — und von den Bienen, desetină [2]), aber steuerpflichtig waren nur die bäuerlichen Herden und Bienenstöcke, prisăcĭ. Alles andere ging, wenn ein Grundherr das Gut kaufte, für den Bauern wie für den Fürsten verloren.

Der „Rumäne“ — seine Frau hiefs Rumănă — besafs sein Haus und sein Feld, von dem er nicht vertrieben wurde; es war entweder sein ehemaliges Eigentum oder das Stück Land, das ihm als umherirrendem heimatlosen Feldarbeiter angewiesen worden war. Das Erbrecht hatte Geltung, und niemand war befugt, sich in seine Vermögensangelegenheiten einzumischen. Auch seine frühere Stellung, etwa die eines Priesters, konnte er beibehalten. Einzig und allein hinsichtlich des Arbeitsverhältnisses hatte der Beamte des Bojaren, sein vătaf oder dregător, ein Wort zu sagen. Für Strafsachen war wie früher das Gericht des Fürsten, für bürgerliche Streitigkeiten die Dorfältesten zuständig, von denen eine Berufung an den obersten Richter zulässig blieb. Nur die Klöster durften die Geldstrafen auf ihren Gütern, die gloabe und deşugubine, für sich eintreiben. Aber die Scholle konnte „der Rumäne“, wie der abendländische servus und der ungarische Jobagie, nicht verlassen, überallhin konnte er verfolgt und zur Rückkehr gezwungen werden. Sein Herr war berechtigt, ihn mit dem Boden zu ver-

1) Studiĭ şi docum., IV, S. 399.

2) Vgl. auch Cantemir, Descr. Mold., S. 106—108.

kaufen und zu verteilen. Trotzdem entwichen viele „Rumänen“, wie dies auch viele freie Bauern getan hatten, nach Siebenbürgen, wo sie in den Grenzdörfern dicht beieinander saſsen, auf das rechte Donauufer oder in die Dobrudscha, wo man sie zu Tausenden zählte und wo sie sich als türkische Untertanen den Einfällen ihrer früheren Fürsten tapfer widersetzten [1]).

In Urkunden aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist oft von einer legătura luĭ Mihaĭ-Vodă, von einem Gesetze des Fürsten Michael, d. h. des Tapferen (1593—1601), die Rede, wodurch den Rumînĭ der Abzug verwehrt worden sei, so daſs sie an die Scholle, auf der sie saſsen, als jenes Gesetz erging, dauernd gefesselt blieben [2]). Jetzt hat diese Maſsregel ihre Erklärung gefunden. Vor dem Einfalle des strafenden Vistiers Sinan in die Walachei (1595) suchte sich Michael der Hilfe Siebenbürgens zu versichern. Sigmund Báthory, der Fürst jenes Landes, zwang ihn bei dieser Gelegenheit zum Abschluſs eines Vertrags, durch den die Stellung des Wojwoden sehr herabgedrückt und die ganze Verfassung des Fürstentums nach transsilvanischen Gesetzen — galt doch Michaels Land als mit Siebenbürgen „vereinigt“! — umgewandelt wurde. In einer Klausel dieses Vertrags vom 20. Mai 1595 heiſst es auch, „daſs die Kolonen und Jobagien, die sich betrügerischerweise von ihren Gütern entfernt und sich auf fremdem Boden angesiedelt hätten, nach ihrem Ursprungsorte zurückgebracht werden sollen“ [3]). Nach etlichen Monaten wurde dieser Vertrag, den Sigmund seinem Konkurrenten in der Not abgerungen hatte, auf den Wunsch des jetzt gegen die Türken siegreichen Michael aufgehoben, aber für die auf Kosten der Bauern bereicherten, über alles verfügenden Bojaren war dieser „Bund“ zu günstig, als daſs sie auf ein solches Machtmittel hätten verzichten sollen.

Um sich den Inhalt dieser sehr wichtigen Urkunde, die zwar

---

1) Studiĭ și doc., IV, S. 117.

2) Mag. istoric, II, S. 278: „i-aŭ fost apucat așezămintul luĭ Mihail Voevod la aceștĭ boerĭ maĭ sus zișĭ“; Jorga, Doc. Cantacuzinilor, S. 55: „zicănd că sănt aĭ luĭ încă din legătura luĭ Mihaiŭ-Vodă“.

3) „Coloni et iobagiones, qui ex bonis et iuribus eorundem possessionariis in bona aliena clam se contulerint, illico restituantur“. Hurmuzaki III[1], S. 475.

zitiert, aber niemals, sei es auch nur im Auszug, wiedergegeben wird, zu vergegenwärtigen, braucht man nur die ähnliche Urkunde des moldauischen Fürsten Miron Barnowski, der sich zum Reformator der Sitten und der Disziplin des Klerus aufwarf [1]) und sich auch auf anderen Gebiete betätigen wollte, zum Vergleich heranzuziehen. Durch diese glücklicherweise erhaltene Urkunde verordnet Miron-Vodă nach Anhörung der Klagen, die bei ihm die Bischöfe, die Äbte aller Klöster, die Mazilen — d. h. abgesetzte, verarmte Bojaren —, und die Söhne der Landesbojaren, wie auch „die armen Witwen" vorgebracht haben, mit Rate des Klerus, der Bojaren jeden Ranges, bis zum dritten, und der vorher erwähnten unteren Klassen der Privilegierten das Folgende: Die vor dem Zuge des Sultans in die Moldau (1621) entflohenen vecinĭ können nicht mehr zurückgeschleppt werden; aber alle anderen sollen mit ihrer cisla und ihrem bir ihrem früheren Herrn wiederum auf der unrechtmäfsig verlassenen moşie dienen; das Vieh des ungehorsamen vecin mufs ebenfalls wieder zurückgeführt werden [2]). Barnowski war aber der Schwiegersohn des walachischen, später moldauischen Fürsten Radu Mihnea, und man mufs annehmen, dafs er von der Mafsregel Michaels Kenntnis besafs und dafs er sie gewissermafsen nachahmen wollte.

Nicht alle Bauern wurden selbstverständlich durch diese aşezăminte betroffen, denn noch gab es in der Moldau in genügender Anzahl freie Nachbarn der Bojaren, răzăşĭ, die stark genug waren, um sich zu halten und ihre Existenz auch anderen bemerkbar zu machen; auch in der Walachei gab es noch in Gegenden, die das Glück begünstigte, ungeknechtete megiaşĭ.

Aber in diesem Fürstentume wuchs die Bedeutung des Bojarentums noch mehr, besonders nach den Metzeleien unter Mircea Ciobanul, denn nun gab es weniger Bewerber um Grund und Boden, Reichtum und Macht, und die überlebenden Bojarenhäuser hatten nun freie Bahn, um zu einer ungeahnten Machtfülle zu gelangen. Auf die Bojaren der alten Zeit, die grofs an Zahl, aber arm, mutig, ungeduldig und jederzeit unruhig, eigenes und fremdes

1) Urechiă, in An. Acad. Rom., X, S. 251 ff.

2) Arch. ist., I, S. 175—176. Es werden auch die Privilegien der Klöster hinsichtlich der gerichtlichen Strafen bestätigt.



Blut — das war ihr einziger Zeitvertreib — vergossen, folgten jetzt andersgeartete Vertreter des Bojarentums; ein jeder herrscht jetzt über unzählige Dörfer im Gebirge und im Tale, die diesseits und jenseits des Olt zerstreut liegen, er gebietet über ein ganzes Heer von Bauern, die gelegentlich auch bewaffnet unter dem Banner des Wojwoden erscheinen konnten. Dazu sind sie auch Vertreter einer höheren Bildung und besitzen somit alles, was nötig ist, um den Staat nach ihrem Belieben zu lenken, wenigstens solange ein Durchschnittsmensch auf dem Throne sitzt. Wenn einmal der Zufall einem aufserordentlichen Manne das Zepter in die Hand drückte, dann konnte sich ein solcher Mann diese neue Generation wohl nutzbar machen, die, von Kindheit an mit dem Kriege vertraut, sich an den Heldentaten der Kosaken ergötzte und sich der Schwäche, die das osmanische Reich nach dem Hinscheiden des grofsen Soliman überfallen hatte, wohl bewufst war. Die neuen Bojaren waren stets zu haben, wenn Ruhm, Eroberung oder Beute winkte. Geld hatten sie genug, um in der Stunde der Gefahr durch Anleihen dem Fürsten beim Feldzug zu helfen; sie schäumten über von Mut, weil sie sich in jeder Beziehung stark fühlten, konnten prachtvoll kämpfen und eigene, aber besonders fremde Truppen — Ungarn und Kosaken standen stets zu ihrer Verfügung, marschierten gut und kosteten wenig — zum Siege führen. Das prachtvolle Kavalleriekorps der Roşı de ţară — die „Landesroten", „pulcherrimus Rosonum exercitus", sagt einer, der ihre grofsen Taten mit eigenen Augen gesehen hatte [1]) — konnte jedem Feinde ohne Furcht begegnen.

2. Kapitel.

Michael der Tapfere und seine Kriege.

Und dieses alles ereignete sich zu einer Zeit, als an allen Grenzen die Möglichkeit eines erfolgreichen fremden Eingriffs bestand und als nirgends ein starker Damm, der diesem auf und ab wogenden Strome menschlicher Kraft hätte Halt gebieten können, zu sehen war. Die türkische Macht war im Niedergang begriffen;

1) Hurmuzaki III¹, S. 431: Jahr 1599.



auf der Persönlichkeit des alles absolut regelnden Sultans allein und auf etlichen althergebrachten gesunden Einrichtungen der grofsen Zeit ruhte das Geheimnis des osmanischen Glückes. Jetzt aber geboten entartete Menschennaturen im kaiserlichen Palaste des grofsen Welteroberers Soliman, Trunkenbolde wie Selim, wollüstige Feiglinge wie Murad, ewige Kindernaturen wie Mohammed III. Die Janitscharen waren nicht mehr Christensöhne, denen mit ihrem Glauben auch alle Erinnerung an Heimat und Familie geraubt worden war; es waren jetzt Türken, hauptstädtische Türken, ständige Gäste der Kahvenehs, der Kaffeehäuser, wo sie der Politik und dem Vergnügen lebten. Ebensowenig wie die Spahien, deren Lehen sehr oft den Frauen des Harems und unwürdigen Günstlingen geschenkt wurden, hatten sie Lust, gegen den Feind ins Feld zu ziehen. Der gewalttätige Wesier Sinan-Pascha mit dem eisernen Herzen hatte zwar 1593 nach dem langjährigen, energielos geführten persischen Kriege den türkischen Waffen neuen Glanz verliehen durch einen ruhmreichen Krieg gegen den verachteten christlichen Kaiser, den Bécs-Király, aber auch diese Unternehmung zog sich ins Unendliche; auf der einen wie auf der anderen Seite waren nur kleine Erfolge zu verzeichnen, so dafs der Sieg unentschieden blieb. In Siebenbürgen hatte Stephan Báthory, der nachmalige König von Polen, keinen würdigen Nachfolger zurückgelassen; sein Bruder Christophorus blieb jederzeit nur ein Schatten des grofsen polnischen Königs. Des Christophorus Sohn, Sigmund, war ein Báthory nur hinsichtlich seines Ehrgeizes, seiner Titel- und Eroberungssucht; im übrigen nur ein lächerlicher Schwächling, der eine gute Jesuitenerziehung genossen hatte, Lateinisch und Italienisch sprach und schrieb, der komponierte, in Salonspielen glänzte und auf dem Paradepferde den neuen Achilles vorstellte, aber kein Fürst, kein Krieger, kein Politiker und, was sein Unglück besiegelte, kein Mann. Viele von den siebenbürgischen Grofsen, wie Balthazar Báthory, sein Vetter, oder Stephan Josika, ein Rumäne von Geburt, strebten selbst nach der fürstlichen Macht, und, als Sigmund, veranlafst durch die Predigt seiner Priester und Günstlinge, sich für die Christen und gegen die Heiden erklärte, wie die ehemaligen grofsen Könige in Ungarn, da bildete sich eine starke Partei, um ihn vom Throne zu stürzen. Er floh, kehrte aber zurück und übergab



schliefslich im Herbste 1594 seine Gegner dem Henker. So erfreute er sich des Hasses vieler Magnaten, aber auch die sächsischen Städte, die unter den Lasten des Krieges seufzten, verlangten nach einem besseren deutschen Regimente, während die als Jobagien unterdrückten Rumänen Gott um einen Retter aus ihrem Blute anflehten. Sigmund hatte sich durch zwei förmliche Verträge vom Mai und Juni 1595 der Hilfsbereitschaft seiner „transalpinischen“ Nachbarn versichert, aber er genofs nicht lange das Glück, „Fürst von Siebenbürgen, der Walachei und Moldau“ genannt zu werden, denn bald nachdem man seine Siegesberichte über den walachischen Zug und die kleinen Kämpfe gegen die türkischen Festungen im Banate vernommen hatte, verriet er seine Schwäche sowohl seinen Widersachern als auch den harmlosen einstigen Bewunderern seiner Gröfse.

Die Moldau war seit zwei Jahrhunderten das stärkere rumänische Fürstentum: noch unter Rareş und unter Lăpuşneanu erschien sie gegenüber der Walachei eines Mircea Ciobanul und seiner Söhne als solches. Peter Şchiopul und Iancu Sasul jedoch drückten die Moldau auf die Stufe des benachbarten Landes herab: die Bauern verarmten und verlernten zu kämpfen; die Kosaken verheerten die Felder, und ungeheure Summen mufste das Land aufbringen, um sie nach Konstantinopel zu senden. Endlich — und dies ist die Hauptursache für den Niedergang der Moldau — verschwand bei Hofe und in den Ämtern und Würden seit den Tagen des Peter Rareş bereits das alte einheimische Bojarentum; die bisher einflufsreichen Leute zogen sich verdrossen auf ihre Besitzungen zurück und sanken fast auf die Stufe des Bauern herab. Die neuen Bojaren waren Levantiner, Griechen oder Emporkömmlinge, die keine Tugend auszeichnete. Die wenigen Angehörigen der alten Geschlechter, die sich zunächst noch fanden, waren zu unruhig und zu sehr zur Untreue geneigt, als dafs man sie hätte länger im Dienste des Landes dulden können. So wanderten sie in Masse aus, wenn ein unbeliebter Fürst aus Konstantinopel kam oder wenn ein bereits eingewöhnter Herrscher die unheilvollen Pfade der Erpressung und Anmafsung betrat. Die neue Heimat, die sie aufsuchten, war Polen. Hier gewöhnten sie sich an einen verderblichen Luxus, nahmen fremde Sitten an und spotteten über



die heimatliche „Barbarei“, anstatt zur Besserung der heimischen Zustände beizutragen. Für Aufstände allerdings waren sie stets zu haben, und als nach dem Ende des Jeremias Movilă, dem seines Bruders Simion und seines Sohnes Konstantin die Movileştĭ von den Türken, die sich endlich einmal aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit aufrafften, verjagt wurden (1616), und tüchtige Diener des Kaisers aus der Hauptstadt erschienen, da hatte Stephan Tomşa, ein Krieger von Beruf und zugleich ein hartherziger Greis, viel mit ihren von Polen her gesponnenen Ränken und Verschwörungen zu tun. Um sich selbst und dem Kaiser, aber, wenn man die letzten Folgen betrachtet, nicht auch dem Lande einen Dienst zu erweisen, folgte Stephan dem bewährten Beispiele des Mircea Ciobanul und machte durch mitleidlose Hinrichtungen den alten Bojarenhäusern ein Ende. Von nun an lag die Verwaltung der Moldau in den Händen neuer Bojaren oder Fremder; ja Iordachi Kantakuzinos schien das ganze Land kaufen zu wollen!

Schon unter Aron, dem Nachbarn und Zeitgenossen des hochbegabten, energischen und tollkühnen walachischen Fürsten Michael, der poetische Eroberungspläne hegte und seinen Beinamen „der Tapfere“, Viteazul, wohl verdient hat, war die Moldau keineswegs mehr mit der Walachei, wo doch wenigstens die oberen Schichten blühten, zu vergleichen. Jenseits des Dnjestr war sich das altehrwürdige Königreich Polen, von dem die Moldau vordem lehnsrührig war, durchaus nicht mehr seiner Vergangenheit bewufst. Der König, ein Fremder, der seine Heimat nicht vergessen hatte, jener sanftmütige Schwede Sigismund III. reiste zu viel nach Hause, wo er sich um sein Erbe kümmern mufste; die Edelleute waren in zwei Parteien gespalten, je nachdem sie für oder gegen den grofsen Hetman und Kanzler Jan Zamoyski Stellung nahmen, und schienen nur für den inneren Hader zu leben. Von den „Rechten“, die das Reich jenseits der westlichen Grenze beanspruchen konnte, war durchaus nicht mehr die Rede, denn damit hätte man den Türken, den guten Freund und schützenden Gott, verletzt. Und schliefslich verbot auch die Furcht vor den Tataren den Polen jede tatkräftige Politik.

So hatte denn der walachische Michael, der Sohn des guten Petraşcu und Bruder des eleganten Peter Cercel, kraft der ihn



umgebenden Verhältnisse die Möglichkeit, mit dem Schwerte in der Hand seine blendende Epopöe zu schreiben. Sie währte sieben Jahre und ist innigst mit der Liebe der Rumänen für ihren Stamm verknüpft. Viel Grofsartiges, Herzerhebendes liegt darin, sicherlich mehr als in irgendwelchen anderen Ereignissen der rumänischen Geschichte, denn Stolz und Schmerz, Trauer und Hoffnung erweckt diese tiefe menschliche Tragödie im Herzen dessen, der sie anhört. Aber wenn man die Folgen betrachtet, so entsprechen sie doch der grofsen Ursache nicht. Die Laufbahn Michaels ist nichts mehr und nichts weniger als das glänzende Intermezzo eines vereinzelten Helden, der Tatenkreis einer zahlreichen Paladinenschar, deren Herkunft kaum in den Söhnen, aber sicherlich nicht in den Enkeln wiederzuerkennen ist. So mufs denn auch derjenige, der die Entwickelung des rumänischen Volkes beschreibt, seinen Empfindungen zum Trotze, einen bescheidenen Mafsstab an Ereignisse anlegen, die an sich eine gröfsere Bedeutung beanspruchen könnten.

Im September des Jahres 1593 erhielt Michael die Fürstenwürde aus den Händen seiner Freunde, des englischen und des transsilvanischen Gesandten bei der Pforte, wie auch des Andronikos Kantakuzinos. Seine erste Aufgabe war, während des kaiserlichen Krieges in Ungarn sein möglichstes oder vielmehr unmögliches zu leisten. Er wählte sich einen Rat aus bescheidenen, älteren Bojaren und schrieb die aufserordentlichen Abgaben aus: bir für den Kaiser, für das Präsent, für die Forderungen des Grofswesiers und für die Vorräte des kaiserlichen Heeres. Er erfreute sich der Umgebung laut schimpfender, schändender und schlagender Türken, die gebieterisch die Bezahlung neuer und alter Schulden forderten. Dagegen bäumte sich jedoch sein Stolz auf; er sah ein, dafs zuletzt die Absetzung oder die Flucht seiner warten würde, und fühlte sich zu Besserem berufen. Obwohl die Deutschen mit ihm nichts zu schaffen haben wollten und der Agent Rudolfs II., der mit Aron im August 1594 einen Vertrag geschlossen hatte, worin von gegenseitiger Hilfe, Zufluchtsgewährung für den Moldauer in Unglückszeiten und künftiger Einverleibung seines Landes ins römische Reich die Rede ist, bei ihm, dem Verdächtigen, nicht vorsprach, schickte er seine Vertrauten, die kühnen Brüder Buzescu, Radu und Stroe, nach Siebenbürgen und in die Moldau; ja, er fafste den Entschlufs, gemeinsam mit

den übrigen Christen den Ungläubigen den Krieg zu erklären. Etwas früher noch als sein Nachbar Aron, mit dem er den Plan verabredete, überlieferte er seine türkischen Gäste, die täglichen Plagegeister, dem Schwerte und den Flammen. Das geschah im November 1594.

Jetzt standen ihm aufser der aufgebotenen Mannschaft des Landes ein kleines siebenbürgisches Hilfskorps und etliche tausend Kosaken zur Seite. Letztere waren gegen die Türken ausgezogen, hatten Aron ihre Dienste angeboten, ihn dann ausgeplündert und endlich, aber erst nach dem Blutbade von Jassy, wirklich unterstützt. Von der Moldau und von der Walachei aus werden die türkischen Grenzfestungen am Dnjestr und an der Donau energisch und tapfer, aber ohne die notwendigen Geschütze, angegriffen. Die Empörer erscheinen zu Giurgiu, Floci, Hîrşova, Silistrien, Svištov und Rahova, brechen den Widerstand der kleinen türkischen Besatzungen, können sich jedoch nirgendwo dauernd halten: was sie einnehmen, das brennen sie auch nieder, aber der Sturm auf jede starke Burg ist vergeblich.

Der Sultan ernannte nun zwei neue Fürsten: Bogdan, den Sohn des Iancu Sasul, für die Walachei und Stephan Surdul für die Moldau. Im Januar 1595 schon war ein asiatischer Pascha und der aus Ungarn herbeieilende Janitscharen-Aga in Rustschuk gemeinsam mit dem jungen Bogdan-Vodă zum Einfall in die Walachei bereit, und ebenfalls aus Ungarn, wo sie ihr Winterquartier aufgeschlagen hatten, rückten auf ihren schnellen Pferden die Tataren an, um den empörten kaiserlichen Vasallenstaat durch Verwüstung zu bestrafen. Gegen diese Eindringlinge liefs Michael seine rumänischen Truppen ausziehen, die dann auch durch zwei Schlachten die Wüstensöhne zerstreuten. Zum dritten Zusammentreffen erschien Michael persönlich, schlug den Khan und seine türkischen Helfer vollständig, überschritt die Donau auf dem Eise und scheuchte die Osmanen aus ihrem Lager auf, so dafs sie sich auf den Weg nach Konstantinopel machten. Das Land war jetzt von der drohenden Gefahr befreit; die „Ungarn“ Michaels boten nunmehr Aron die Hand, so dafs dieser sich des Ştefan-Vodă entledigen konnte. Darauf nahmen die walachischen Truppen die reiche Handelsstadt Brăila ein und machten dort reiche Beute. Der Fürst der Moldau hatte Bender den Kosaken überlassen, er



selbst aber ging, allerdings ohne Erfolg, gegen Akkerman vor. Nach seinem Rückzuge gelang es seinem Hatman Răzvan, einem halben Zigeuner, Ismail in seine Hände zu bekommen. Sigmund Báthory, der sich und sein Gebiet dem Kaiser unterworfen hatte und ein Vasallenkönigreich an der Donau bilden wollte — gerade zu der Zeit, als er die Erzherzogin Maria-Christierna als Braut heimführte —, liefs den unfähigen Aron gefangennehmen und verlieh die Moldau an Răzvan, der nunmehr Ştefan-Vodă heifst. Mit Michael und Stephan schlofs er Verträge ab, in denen die von den Türken bedrohten Fürsten sich zu allem bereit finden lassen mufsten: sie sollten fortan nur die „Hauptleute" ihres siebenbürgischen Schutzherrn sein, alle Rechte und alle Einkünfte verlieren und nur die Verweser eines Gebietes darstellen, das ausdrücklich mit dem Staate Báthorys „vereinigt" wurde.

Aber die versprochene Hilfe blieb aus, und der Grofswesier benutzte statt der breiten, gewöhnlichen Strafse von Belgrad nach Ungarn die seit langer Zeit nicht mehr betretene nach Rustschuk. Konstantinopel konnte verhungern, dem türkischen Lager in Ungarn drohten Not, Seuchen, Empörung und Niederlage, kurz, die Donauländer mufsten aufs neue erobert werden.

Etliche Wochen lang — unterdessen ward der neue Grofswesier Ferhad durch den alten Sinan ersetzt — blieben die Türken in ihren bisherigen sehr ausgedehnten Quartieren. Dann rückten sie unter der Führung des greisen Helden über die Brücke, die Rustschuk mit der gegenüberliegenden Donauinsel und diese mit der türkischen Festung Giurgiu verband. Michael dagegen besetzte den engen Pafs von Călugărenĭ, der am Ufer eines wenig tiefen Baches inmitten morastiger Gegend liegt, denn hier mufste Sinan durch, wenn er nach Bukarest wollte. Am 23. August entspann sich hier auch wirklich ein heftiger Kampf; dreimal wurden die Christen von den Türken, die sich in grofser Überzahl befanden, zurückgedrängt; endlich drang Michael selbst, um den Seinigen den Weg zu zeigen, mit dem Schwerte eines Soldaten in der Hand, mitten unter die Feinde, die vor ihm zurückwichen. Dem Helden folgten zahlreiche Genossen, während die sicher treffenden Kanonenkugeln eine Bresche in die Türkenmasse legten. Schliefslich mufsten die Türken jenseits des Passes bleiben, da sie

ihn nicht zu nehmen vermochten. Sie liefsen auch das stark geschwächte Heer Michaels bei seinem Rückzuge gegen das Gebirge unbehelligt, drangen langsam vor und befestigten die neue und die alte Hauptstadt, Bukarest und Tîrgoviște, indem sie zugleich das Land nach türkischer Art einrichteten. Jedoch die Tataren erschienen nicht, wie es der Grofswesier erwartet hatte. Der klügste und mächtigste Mann in Polen, Zamoyski, benutzte dagegen ihre Annäherung, um an Stelle des zum Kriegsschauplatz eilenden Stephan den gefügigen Jeremias Movilă, einen Mann, der bisher als Fremdling in Polen lebte, zum Fürsten der Moldau zu machen. Dies geschah im August 1595. Als die Tataren wirklich ins Land drangen und auch einen tatarischen Pascha, der künftig Herr der Moldau werden sollte, mitbrachten, zwang sie der Kanzler auf dem Felde von Țuțora unterhalb Jassy zum Rückzug. Sinan glaubte jetzt, nicht mehr auf die Ankunft des Siebenbürgen warten zu können, und als dieser wirklich nebst Michael und dem flüchtigen Stephan vom Gebirge herabstieg, stiefs er in Tîrgoviște nur auf geringen Widerstand, der bald gebrochen wurde. In Giurgiu trafen die Verbündeten noch die Türken, die den Flufs noch nicht überschritten hatten, und viele von ihnen büfsten die verfehlte Unternehmung Sinans mit dem Leben; im Sturme wurde die Festung Giurgiu genommen und dann zerstört.

Dadurch erst bekam Michael wieder freie Hand, und nun rifs er sich auch sofort von den Fesseln des Vertrags los, den er vor kurzem beschworen hatte. Trotz alledem war seine Stellung ungemein gefährdet; denn das Land war vollständig verwüstet, und in der Moldau, wo ein Angriff Stephans mit siebenbürgischer Hilfe völlig mifslang, so dafs dieser selbst auf dem Pfahle endete, geboten trotz des Wehgeschreis, das die siebenbürgische und kaiserliche Diplomatie erhob, die Polen; der Schattenfürst Jeremias war ja nur ihr Werkzeug. Sigmund zeigte sich bald absolut unfähig, das Begonnene weiterzuführen; besonders seitdem er 1596 zusammen mit den Deutschen von den Türken bei Keresztes entscheidend geschlagen worden war und ihm seine Heirat bittere Sorgen verursachte, war er entschlossen, um jeden Preis die Tragikomödie seiner kriegerischen Laufbahn zu beenden; deshalb verzichtete er auf Siebenbürgen als einen unnützen, gefährlichen Besitz.

Der Sieger von Călugărenĭ war fortan vollauf beschäftigt, wenn er das Land an der Donau im Zaume halten, die gegen ihn, den fürstlichen Unruhestifter, gerichteten Ränke der Bojaren enthüllen und die Provinz von den Tatarenschwärmen säubern wollte. Endlich, im Jahre 1598, trat Sigmund seine Erbschaft dem Kaiser für zwei schlesische Herzogtümer ab. Damit aber brach für Michael eine neue Zeit an.

Die slavischen Christen des Balkans, die den Ruhm des walachischen Erlösers oftmals mit der Einäscherung ihrer Dörfer bezahlt hatten, waren ihm dennoch treu ergeben, besonders die Mitglieder des hellenisierten Klerus und die kampflustigen Heiducken, die in seinen Dienst traten. In ihrer Demütigung und Bedrängnis hofften diese armen Leute, sie würden unter dem Schutze seines starken Armes das Kreuz bei sich wieder aufrichten können; ja, man sprach sogar von einer Eroberung Konstantinopels! Solche Pläne hegte wohl auch Michael, aber er besafs doch nicht die Macht, um den Ort zu bestimmen, wo er Schlachten schlagen wollte. Wenn die Kaiserlichen, denen er feierlich und mit aufrichtigem Herzen am 9. Juni in Tîrgovişte Treue schwur, in Siebenbürgen geblieben wären, wenn sie ihm pünktlich die Hilfsgelder gezahlt und die „schweren" Soldaten geliefert hätten, hätte er gewifs einen Angriff auf die Balkanhalbinsel unternommen. Aber selbst dann wäre die polnische Gefahr in der Moldau für ihn bestehen geblieben, und deshalb wollte er sich des Jeremias, der alle Machenschaften gegen ihn begünstigte, um jeden Preis entledigen!

Die Kaiserlichen nahmen in Siebenbürgen eine unsichere Stellung ein: Rudolf II. wollte seinen Bruder Maximilian als Gubernator einsetzen; jedoch um diesen erwählten polnischen König geziemenderweise einzuführen, brauchte man Geld, und in Prag gab es Geld ebensowenig wie in Wien. Unterdessen regierte die Erzherzogin Maria-Christierna mit drei Kommissaren; dies war der frühere Gesandte in Konstantinopel, Pezzen, ein Bischof und der Humanist Nikolaus Istvánffy. Der Krieg mit den Türken bedrohte die Grenzen. Sigmund, der die erwartete Befriedigung seiner krankhaften Eitelkeit in Schlesien nicht gefunden hatte, erschien plötzlich vor den Mauern Klausenburgs, wurde von der Besatzung und von der Stadt aufgenommen und begann, während er den Kaiser vergebens zu beschwichtigen suchte, ernste, auf Unterwerfung abzielende Ver-



handlungen mit den Türken, die auf seinen Wink sogar vor Groſswardein erschienen, um diese bisher kaiserliche Festung ihm zu übergeben. Doch dieser Versuch, die westliche Grenze wiederzugewinnen, schlug fehl. Dem Hofe zu Pilsen, wo Rudolf residierte, bot Sigmund nochmals die Abtretung seines Erblandes, das er jetzt als Usurpator besetzt hielt, an und fand eine nicht völlig ablehnende Haltung. Ja, seine Bevollmächtigten waren der endgültigen Regelung der heiklen Sache schon ziemlich nahe, als Sigmund, der sein unmännliches Wesen nicht ablegen konnte, von einer neuen Laune überfallen, seinen Vetter, den Kardinal Andreas, einen Schützling Zamoyskis, aus Polen herbeirief und ihn im Frühling 1599 zu seinem Nachfolger erwählen lieſs.

Michael war von Anfang an wütend über die Rückkehr des unfähigen Nachbarn, der es lediglich fertig brachte, ihn den Türken als Opfer der Versöhnung auszuliefern. Auſserdem ward ihm vom kaiserlichen Hofe und von der oberungarischen Residenz Erzherzog Maximilians mit mehr oder weniger klaren Worten bedeutet, daſs ein walachischer Einfall besser als alle Verhandlungen zur Lösung des siebenbürgischen Knotens beitragen würde. Er nahm deshalb Kosaken in Sold, beschäftigte aber sein Heer, um einen günstigen Augenblick abzuwarten, vorderhand mit einem Zuge auf das andere Ufer der Donau gegen die Paschas, die ihn verjagen wollten. So vereitelte Michael die Belagerung von Groſswardein; zugleich aber forderte er seinen Suzerän zu einem energischen, entscheidenden Eingreifen auf. Der „polnische“ Andreas, der bisher christliche Politik nicht getrieben hatte, und dem seine kirchliche Würde trotz seiner Jugend nur mit Rücksicht auf den König Stephan zuteil geworden war, zeigte sich beinahe offen als Türkenfreund und benahm sich gerade in diesen Tagen sehr hochfahrend gegen die Walachei, die er als „sein Land“ betrachtete. Michael, der sich auch einigermaſsen auf orientalische Kniffe verstand — war doch der groſse Ban Jani ein Verwandter seiner Mutter —, beachtete dieses alles scheinbar nicht und schwur sogar im Jahre 1599 dem bösen „Popen“ heuchlerisch Treue, lieſs aber dem Kaiser immer wieder seinen Wunsch, Siebenbürgen für „Seine Majestät“ zu erwerben, zu Ohren kommen. Viele wünschten einen kombinierten Angriff auf Andreas durch Michael und den kaiserlichen General

Georg Basta, der zu Kaschau die Truppen befehligte; aber der Beginn neuer Verhandlungen mit den Türken sowie die Ankunft des päpstlichen Nuntius, der am Hofe des Andreas als Beschwichtiger auftrat, vereitelten den Plan. Im September versuchte Michael vergebens, Basta durch das falsche Gerücht seines Einfalls in Siebenbürgen in Bewegung zu setzen. Länger aber konnte er nun unmöglich warten, denn Andreas, der Moldauer Jeremias und nicht zuletzt die Türken waren bereit, ihn zu verjagen. Er mufste ihnen zuvorkommen, brach mit 30000 Mann auf, überschritt das Gebirge und traf den Kardinal in der Nähe von Hermannstadt. Mutig wagte er die Schlacht, stellte die Ordnung in seinen schon einmal wankenden Reihen wieder her und entschied durch eine letzte Anstrengung seiner Kosaken und polnischen Reiter den Tag. Einige kleine Abteilungen aus Ungarn unter Stephan Bocskai, auch Deutsche unter Basta kamen ihm nachträglich zu Hilfe, aber er konnte sie nicht mehr verwenden, weil ihm das ganze Land offen stand, und sich ihm die sächsischen Städte freudig unterworfen hatten; ihm, dem „kaiserlichen Rate, Stellvertreter in Siebenbürgen und General-Obristen jenseits Siebenbürgens und der dazu gehörigen partes", denn diesen Titel führte Michael vom ersten Augenblick an. Nach wenigen Tagen überreichte man ihm auch in Weifsenburg, wo er seine Residenz aufschlug, den Kopf des von Szekler Hirten auf seiner Flucht erschlagenen Kardinals.

Für Michael gab es nur eine einzige Politik, und für die Kaiserlichen ebenfalls, und es mufs anerkannt werden, dafs der „Barbare" seine Aufgabe besser verstand als die feinen, gelehrten Leute am Hof und in den Kanzleien zu Prag und Wien und sie auch zielbewufst zu lösen versucht hat.

Die Sachsen waren im Herzen kaiserlich, weil sie deutsch waren; die Szekler hafsten die Báthory, die ihre alten Privilegien vernichtet hatten, und waren auch schon daran gewöhnt, den Triumphzug walachischer „Vaiden" zu eröffnen. Die rumänischen Bauern bildeten die Mehrheit der Landeseinwohner, eine überwiegende Mehrheit sogar; sie waren nach unseren heutigen klareren Begriffen für Michael Brüder, doch dieser selbst hatte für dieses Verhältnis nur ein unbestimmtes Gefühl. Als diese armen Jobagien hörten, dafs ein Domn ihres Stammes das Banner der ungarischen



Herrschaft siegreich in einer blutigen Schlacht zu Falle gebracht hätte, da empörten sie sich überall und schrieen wild und verzweifelt nach Gerechtigkeit zum Himmel und zu ihrem Domn, den ihnen der gütige Himmel gesandt hatte. Sie brannten die Schlösser der Ungerechtigkeit nieder und verjagten die sie bedrückenden Herren von gestern. Aber der Eroberer, selbst wenn er seiner Zeit an Kühnheit der politischen Begriffe vorausgewesen wäre, durfte diesem schmerzerfüllten wilden Geschrei, das aus der Tiefe eines unverdienten Unglücks hervordrang, kein Gehör schenken.

In der Tat besafsen diese Hunderttausende fleifsiger Dorfbewohner nicht die geringste politische Macht innerhalb des Fürstentums Siebenbürgen, denn wie der Boden, den sie bebauten, gehörten sie selbst ihren ungarischen und sächsischen Herren zu eigen. Im Stande des Jobagientums hatten sie aufgehört, eine, sei es auch noch so bescheidene Geschichte zu besitzen. Alles, was sich über sie seit dem Verfalle ihrer militärischen Organisation und den Tagen der Vitezen Hunyadys sagen läfst, ist nicht in ihrer Mitte entsprungen, sondern muss als fremder, erfolgloser Einflufs bezeichnet werden. So wurden für ihre Priester — die Kosten trugen Sachsen und Ungarn, die Geld und daneben Gewinnung der irregeleiteten Seelen für die Kirchenreformation, für das reine Christentum erhofften —, von dem walachischen Diakon Coresi und anderen Buchdruckern viele rumänische Bücher gedruckt, vom Hermannstädter Katechismus von 1544 an bis zum Alten Testamente von 1582. So erhielten diese armen, ungelehrten Geistlichen, diese verachteten Popen, die gemeinsam mit ihren Pfarrkindern zu harter Arbeit auf fremdem Boden verpflichtet waren, alles, was sie brauchten, um aus ihrer geistlichen Herde rumänische Protestanten, sei es im sächsisch-lutherischen, sei es im ungarisch-calvinischen Sinne, zu machen; sie erhielten das Evangelienbuch, dessen Erklärung, die Apostelgeschichte, den Molitvenic und den Psalter [1]). Aufserdem setzte um 1560 Johann Sigmund Zápolya den bekehrten Priester Georg von Sîngiorz als ersten staatlich anerkannten Bischof für alle siebenbürgischen „Walachen“ ein; ihm folgten, ihre armselige Residenz fast täglich wechselnd, die beiden Bischöfe Tordași, und nach ihnen, vielleicht auch noch gemeinsam mit dem letzten dieser beiden,

1) S. die letzten Seiten des ersten Bandes.



wirkte der Bischof Spiridon. Sie alle förderten den Druck gottesdienstlicher Bücher, die sie selbst durchsahen, hielten Synoden, predigten und visitierten, doch alles ohne Erfolg. Die „dummen" walachischen Popen wollten nicht verstehen, daſs ihre Herren ihnen auch auf diesem Gebiete befehlen sollten; sie blieben bei der alten Überlieferung, lasen, so schlecht sie es konnten, in slavischen Büchern, die sie nicht verstanden, und blieben „rechtgläubig", wie ihre nach schwerer Arbeit entschlafenen Väter.

Ausschlieſslich darin besteht die Geschichte der siebenbürgischen Rumänen. Michael lieſs sie und ihr Schicksal allerdings nicht völlig unbeachtet, vielmehr nahm er sich, wie die Beschlüsse der unter ihm gehaltenen Landtage beweisen, auch der bescheidenen Bauernpopen einigermaſsen an. Auſserdem sorgte er dafür, daſs die walachische kirchliche Hierarchie auch die Rumänen Siebenbürgens mit umschloſs.

In den alten Zeiten hatte jedes hölzerne Klösterlein seinen Hegumen gehabt; solche Klostervorsteher wurden von der umliegenden Bevölkerung Vlădicĭ, Bischöfe, genannt, um von den fremden episcopi, die sich in irgendeinem Dorfe versteckten und ihren Erben auch den Titel nachlieſsen, gar nicht zu sprechen. Durch die Frömmigkeit der benachbarten rumänischen Wojwoden, wie Stephans des Groſsen, Radu's de la Afumaţĭ, Ştefăniţăs, des Petru Rareş und seiner Söhne und der Zamfira, der Tochter des Moise-Vodă, wurden die gröſseren Klöster zu Vad, in dem Gebiete von Bistritz, zu Geoagiŭ (Felgyogy), unweit Weiſsenburg, und zu Prislop im Haczegtale erbaut, unterhalten oder wiederhergestellt. In ihnen findet man bis gegen 1560 Bischöfe. Seitdem aber die reformierte Propaganda des Hofes rumänische Bischöfe für ganz Siebenbürgen ernannte, erstanden, und zwar schon unter Stephan Báthory, auch orthodoxe Oberhirten für dasselbe Gebiet, wie Christofor, Eftimie und Ghenadie. Ihnen folgte in der Zeit Michaels Ioan, der ehemalige stareţ von Prislop. Noch vor dem Siegesjahre 1599 erbaute der walachische Fürst für diesen rechtgläubigen Ioan ein Kloster in Weiſsenburg selbst, auf dem Hügel, wo jetzt die Zitadelle Karlsburg, nach dem Kaiser Karl genannt, steht. In den Vertrag von 1595 hatte er übrigens die Klausel hineingebracht, daſs die siebenbürgische Kirche wie von alters her vom erzbischöflichen Stuhle in Tîrgovişte abhängig sein solle. Nach

der Eroberung Siebenbürgens wurde nun Ioan als Bischof von Bălgrad, Vad, Silvaş, Făgăraş, Marmoros und „der ungarischen partes" anerkannt und fungierte von nun an öffentlich als Metropolit. Für Marmoros aber erhielt er einen Suffragan in der Person des gelehrten bisherigen Hegumen von Tismana, Sirghie mit Namen [1]). Diese bedeutenden Einrichtungen für die Bildung einer geistigen und kulturellen Einheit des rumänischen Volkes — einig in Sprache und Sitten — waren aber auch alles, was Michael für seinen in Siebenbürgen geknechteten Stamm tun konnte. Gegen die Jacquerie ergriff er sofort Repressivmafsregeln, und schon im November verkündete sein Ban Mihalcea öffentlich, dafs solche „Räuber", welche die Edelleute aus dem Lande jagen, nicht geduldet werden könnten [2]).

Diese Edelleute hafsten ihn schon als kaiserlichen Statthalter, noch viel mehr aber als Walachen, als Blutsverwandten ihrer verachteten Jobagien. Gerade deswegen mufste aber Michael alles vermeiden, was ihnen Ursache zur Unzufriedenheit geben konnte; er verteilte deshalb die Güter der Verräter, die sich auch nach dem Tage von Hermannstadt noch nicht unterworfen hatten, unter die übrigen Edelleute, rief sie an seinen Hof und übertrug ihnen auch vertrauliche Missionen, ja die Übermittelung wichtiger Befehle in der Walachei, wo er seinen Sohn Nicolae-Vodă (Petraşcu) zurückgelassen hatte. Neben seinen Bojaren hatte er in dem Rate für Siebenbürgen den untreuen Bischof Nápragy, den lateinischen Bischof von Siebenbürgen, als Kanzler, den ehrgeizigen Bauernsohn Moses Székely als Grofsgeneral, wie auch den Gaspar Kornis [3]). Als er das Land auf einige Wochen verliefs, um in die Moldau zu ziehen, blieben als Verweser der Walache Mihalcea und der Ungar Wolfgang (Farkás) Kornis zurück. Unter seinen Truppen waren die Ungarn sehr stark vertreten, und er glaubte auf ihren Eid fest bauen zu können.

---

1) S. meine Sate şi preoţî und Bunea, Vechile episcopiî, Blaj, 1901; dazu derselbe, Ierarchia Românilor din Ardeal şi Ungaria (Blaj, 1904); meine Arbeit, Ştefan-cel-Mare, Mihaî Viteazul şi Mitropolia Ardealuluî, in den An. Ac. Române (Bukarest, 1904).

2) Hurmuzaki XI, S. 501, nr. DCCC.

3) Doc. privit. la Petru Şchiopul şi la Mihaî Viteazul, S. 57; Bogdan, im Prinos Sturdza, S. 160, 164.



Was seine auswärtige Politik betrifft, so wünschte Michael gewiſs Siebenbürgen für sich zu behalten. Als sich Basta endlich, nachdem längst alles in Ordnung war, Anfang November zeigte, schickte er ihn mit harten, beleidigenden Worten zurück und äuſserte, er hätte sich wohl etwas verspätet! Als dieser nämliche General kaiserliche Besatzungen nach den Grenzfestungen führte, da murrte der „Walache" laut und sagte, er wolle doch „das ganze Land dem Kaiser zurückgeben"! Einen Erzherzog hätte er sicherlich ganz gern gesehen, und neben einem solchen, der ja voraussichtlich nur ausnahmsweise in Siebenbürgen Hof gehalten hätte, würde er sich nicht erniedrigt gefühlt haben. Jedenfalls war er bereit zur Anerkennung der kaiserlichen Oberherrschaft; er wollte gern dem Kaiser den Treueid leisten und das Land, das bereits vorher diesen römischen Kaiser als Herrn anerkannt hatte, im Namen des Kaisers regieren. Er war bereit, sich immer als des Kaisers Stellvertreter zu betrachten, die österreichischen Interessen gegenüber den Türken, die er unter Entgegennahme ihrer Geschenke mit süſsen Worten meisterhaft abspeiste, zu vertreten, nicht minder gegenüber den Moldauern, die in Sigmund einen neuen Kandidaten für die siebenbürgische Herrschaft besaſsen; ja, sogar gegenüber den Polen, um deren Krone sich der „erwählte König" Maximilian bemühte und unter denen er zu dem mächtigen Wojwoden Kiowski alte, freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Alles wollte er zugestehen, nur wollte er für sich und seinen Sohn die Gewiſsheit haben, daſs sie in Siebenbürgen bleiben dürften, daſs man ihnen in Făgăraş, Marmoros oder anderswo einige Burgen als Zufluchtsstätten überlassen, daſs ihm der kaiserliche Stellvertreter nicht in sein Gehege kommen und der kaiserliche Hof ihn mit Geld und Truppen unterstützen würde.

Die Minister in Prag hätten solche Bedingungen seitens des ungetreuen Kardinals mit Jubel angenommen, obwohl dieser für das Interesse Österreichs nicht das geringste geleistet hatte. Gegenüber dem „Walachen" jedoch glaubten sie sich alles herausnehmen zu können. Anfangs lieſsen sie ihm durch den Postmeister Carlo Magno einen günstigen Vertrag übermitteln, auf den Michael auch in den ersten Tagen des Jahres 1600 mit Vergnügen einging und den er in Gegenwart des bei ihm weilenden Erzbischofs Ralli von Trnowo, seines Hofkaplans, beschwor. Dann aber erschienen

bei ihm als Unterhändler und hinterlistige Spione die Ungarn David Ungnad, der ehedem gehofft hatte, in Weiſsenburg den Herrn spielen zu können, und sich nun für die Enttäuschung grausam rächen wollte, und der rauhe, aber biedere Kriegsmann Michael Székely. Sie besaſsen nur den Auftrag, die Regierung des Landes zu übernehmen, dagegen nicht den, mit dem „Walachen“ darüber zu verhandeln. Für diese höhere Mission war Dr. Pezzen, der ehemalige Gesandte in Konstantinopel, ein hochfahrender Diplomat, auserkoren, der auch Geld bringen sollte: vier Monate lieſs er auf sich warten und setzte den armen, bedrängten „Vaida“ allen Qualen der Erwartung aus.

Ohne hinsichtlich der Verhandlungen mit dem Kaiser einer gesicherten Zukunft entgegenzusehen, muſste er dennoch im Mai 1600 gegen die Moldau ins Feld ziehen; denn solange Sigmund in dem Nachbarlande weilte, konnte man in Siebenbürgen unmöglich zur Ruhe kommen. Jeremias versuchte zwar die Pässe zu versperren, muſste aber selbst fliehen und begab sich nach Hotin, um sich auch von dort rasch wieder zu entfernen. Michael bemächtigte sich jetzt der ganzen Provinz, legte eine Besatzung nach Suczawa, lieſs die Bojaren in Jassy den Eid der Treue schwören, eilte dann aber unerwartet und unvorsichtig zurück, um mit Pezzen, dem endlich an der Grenze stehenden hochgelehrten Doktor zu unterhandeln.

Obwohl dieser voll schlechter Ahnungen gekommen war, verständigte sich Michael bald mit ihm. Zur Annahme des Titels „Gubernator“ war letzterer bereit, und stellte seinerseits nur einige Forderungen hinsichtlich des erblichen Besitzes der Burgen, der Beibehaltung der alten Grenzen usw. Mit dem unterzeichneten Vertrage reiste der kaiserliche Bevollmächtigte nach Prag, und hier wurden am 12. September die Urkunden ausgefertigt. Für seine Lebenszeit war Michael als siebenbürgischer Gubernator anerkannt, und auch sein Sohn war nicht vergessen; der Commissarius soll beständig neben den Wojwoden residieren; diese erhalten 100000 Taler jährlich für ihre Dienste, sollen dagegen auf den Besitz der ungarischen Grafschaften bis zur Theiſs und die bedeutendsten Schlösser im Banate verzichten [1]).

Damit wäre Michael gewiſs recht zufrieden gewesen, aber

1) Monumenta Comitialia Transsylvaniae, IV, S. 539 f. Vgl. Hurmuzaki, XII, S. 1033, Anm. 1.



die gute Nachricht hat ihn vielleicht niemals erreicht. Zamoyski und die Sigmund anhangenden Edelleute verabredeten nämlich einen gemeinsamen Angriff, und während sich der polnische Kanzler von Trębowla aus in Bewegung setzte, um Jeremias und Báthory nach ihren Fürstensitzen zurückzuführen, empörte sich das siebenbürgische, gegen Sigmund angesammelte Heer, das in Thorda stand. Michael liefs die kaiserlichen Kommissarien und Basta dringend um Hilfe bitten. Sie kamen auch endlich, aber nur, um sich von den rebellischen Ständen den Treueid schwören zu lassen und die kaiserlichen Truppen, ohne Befehl dazu vom Hofe zu haben, mit ihnen zu vereinigen. Am Maros, unweit Enyed, bei dem Dorfe Miriszló, wurde Michael, der vergebens alle seine Kraft zusammennahm, um Zeit zu gewinnen, von der überlegenen Kriegskunst seines Gegners Basta, der ihm niemals verziehen hatte, besiegt; dies geschah am 18. September 1600.

Er floh nach Făgăraş, zog hier aus der Walachei etwa 10 000 tüchtige Soldaten an sich, hatte aber in Erwartung der kaiserlichen Antwort keine rechte Lust, sich nochmals in einen Kampf einzulassen. Hier erfuhr er, dafs Zamoyski die Moldau als Triumphator durchzogen habe und jetzt, da er die siebenbürgischen Verhältnisse als geordnet ansah, mit einem Thronkandidaten, nämlich mit Simeon, dem Bruder des Jeremias, in die Walachei eingebrochen sei. Auf diese Nachricht hin gab der Besiegte von Miriszló seinen Siegern alles, was sie verlangten; er liefs den geliebten Sohn und seine übrige Familie als Geiseln in ihren Händen und eilte über die Grenzpässe, um sein walachisches Land zu retten. Aller kaiserlichen Hilfe entblöfst, sah er sich einem Feldherrn wie Zamoyski, dem ausgezeichneten Schüler König Stephans, gegenüber, der über ein überlegenes, frisches, auserlesenes Heer gebot. Zwischen Buzău und Ploieştĭ, am Fuſse des Gebirges, geschlagen, ward er von Simeon verfolgt, und dieser Schwächling hatte das Glück, den Helden bei Argeş im Gebirge zu besiegen. Der grofse, unglückliche Mann wählte den einzig möglichen Weg, der ihm offen stand, und dieser führte zum Kaiser. Einige Wochen später lief hier auch die Nachricht ein, dafs die „Stände", die zum Landtage zusammengetreten waren, Basta höflichst dankend, zum dritten Male Sigmund zu ihrem Fürsten eingesetzt hatten.



Mit diesem Basta, der ihn ins Herz getroffen hatte, gemeinsam bekam nun Michael den schönen Auftrag, den elenden Báthory wieder zu seinen polnischen Freunden zu jagen. Bald stand ein ziemlich grofses Heer, in dem sich allerlei Gesindel zusammenfand, unter dem Kommando des erprobten Feldherrn. Basta und Michael gewannen durch den rachedurstigen Angriff des letzteren, welcher in wilder Jagd anstürmte, den Tag von Goroszló im Juli 1601. Aber als es sich um die Fortsetzung der Operationen handelte, und der Hader wieder ausbrach, da führte eigenmächtig Basta den Schlag nach dem ihm aus den Niederlanden her gut bekannten spanischen Beispiele. Als Rebellen wollte er Michael festnehmen und liefs ihn dabei im Gemenge ermorden (19. August). Der Hof zu Prag hiefs die Untat keineswegs gut, aber bestrafte den Täter nicht dafür. Noch vor Ende des Jahres ward Sigmund Fürst von Siebenbürgen — jetzt zum vierten Male. Der den Ungarn verhafste „Mihály Vajda" ruhte nun endlich von seiner schweren Arbeit aus; der des Hauptes beraubte Leichnam lag auf irgendeinem vergessenen Stücke siebenbürgischen Landes, jedenfalls in siebenbürgischer Erde, in der von seinem Stamm mit Blut getränkten Erde Siebenbürgens, die auch er geliebt hatte. Das stolze Haupt aber, das fromme Hände entwendeten, ward in der Fürstengruft am Dealu geborgen, wo der rumänische Fürst dem christlichen Kaiser einst die unverbrüchlich gehaltene Treue geschworen hatte.

Während dieser Kriege war infolge der durch sie gezeitigten Verhältnisse in der Walachei, aber auch in der Moldau eine Partei entstanden, die sich in ersterem Fürstentume auf das nationale Heer und das reich gewordene Bojarentum stützte und als Ziel die oligarchische Regierung, die Verteilung der politischen Macht unter die Bojarengeschlechter — diese besafsen ja den gröfsten Teil des heimatlichen Bodens — anstrebte, aufserdem aber auch eine neue staatsrechtliche Stellung für ihr Land forderte: die tatsächliche, wenn nicht formelle Lostrennung von der Türkei und vasallitische Unterordnung unter die benachbarten Christen. Für die Walachei kamen die Kaiserlichen, für die Moldau die Polen in Betracht, für beide das neu errichtete, freie Fürstentum Siebenbürgen. In der Walachei war die Partei stärker, und die von



ihr vertretene Richtung läfst sich noch bis sehr spät verfolgen; in der Moldau war dieselbe Strömung von geringerer Bedeutung und dauerte auch nur kürzere Zeit.

Als Michael im Lager von Thorda ermordet wurde, herrschte in der Moldau Jeremias als Stellvertreter des polnischen Kanzlers. Denn auf die Nachricht, dafs sich ihr ruhmreicher Feldherr wieder mit dem Kaiser versöhnt habe und jenseits der Theifs erschienen sei, hatten die walachischen Bojaren der Kriegspartei Simeon verjagt, und dieser hatte sich auch durch Hinrichtungen nicht mehr retten können. Nach dem Tode seines Gegners kam er jedoch zurück, und seinen Moldauern und Polen gelang es, nicht nur den von der Pforte gesandten Radu Mihnea, sondern auch den von den Emigranten erwählten ehemaligen Ratgeber Michaels, Şerban, der durch seine Mutter zur alten Dynastie gehörte und jetzt als neuer „Radu“ zum Fürsten ausgerufen worden war, fernzuhalten. Der türkische Schützling konnte sich nicht behaupten, aber der zweite Radu, ein schon älterer Mann und ein guter, mutiger Soldat, hatte mehr Glück, denn er besafs die dazu nötige innere Kraft. Er regierte beinahe zehn Jahre lang, trotz der Türken, die er in ihrem eigenen Gebiete aufsuchte, indem er Silistrien, Brăila und die Dobrudscha beunruhigte, und von denen er dennoch unaufrichtig die unaufrichtig dargebotene Belehnungsfahne nach einigem Bedenken annahm; trotz der Tataren, die, mit ihrem Khan an der Spitze, 1602 ungewöhnlich zahlreich erschienen, ohne die meisterhaft befestigten Schanzen, hinter denen sich auch ein starkes kaiserliches Hilfskorps von Deutschen und Wallonen befand, erstürmen zu können; trotz Simeon endlich, der nach seinem mifslungenen Einfalle nicht mehr als Kronbewerber auftrat. Als sich 1603 der tapfere Moses Székely nach dem Rücktritte Sigmunds zum Fürsten von Siebenbürgen aufwarf, leistete Radu den Kaiserlichen einen wesentlichen Dienst; er drang nämlich mit einem stattlichen Heer von Bojaren und Söldnern in Siebenbürgen ein und besiegte in der Nähe von Kronstadt im Juli den Usurpator, der auch sein Leben verlor, vollständig. Der Kaiser schickte ihm darauf eine Fahne zum Zeichen der Belehnung und ein schönes Diplom, versprach ihm auch jährliche Geldunterstützung, aber Radu erkannte seine wahren Absichten zu gut und verzichtete darauf, den Don

Quixote zu spielen. Während er noch von Simeon bedroht war, unterzeichnete er 1605 einen ehrlichen Vertrag mit dem alten, klugen Stephan Bocskay, der König von Ungarn und zugleich Fürst von Siebenbürgen geworden war. Als dann ein anderer alter Mann, sein ehemaliger Gefährte in den siebenbürgischen Wirren aus der Zeit Michaels, dem zu früh für seine Nation gestorbenen Bocskay folgte, schlofs Radu auch mit diesem neuen Fürsten Sigmund Rákóczy ein freundschaftliches Bündnis (1607). Nachdem Jeremias in der Moldau gestorben war und Simeon einen Thron aufserhalb der Walachei bestiegen hatte, waren die Beziehungen zur Moldau viel bessere geworden. Übrigens starb der neue Moldauerfürst schon bald, durch die Witwe seines Bruders vergiftet, und es entspann sich nun ein heifser Kampf um die Nachfolge zwischen beiden Fürstinnen und ihren Söhnen, während dessen sich die Walachei der Ruhe erfreute. Den siegreichen Konstantin, den Sohn des Jeremias und Fürsten „von Gottes Gnaden, wie auch Seiner Majestät des türkischen Kaisers, und mit der Einwilligung Seiner Majestät des gnädigen Königs von Polen", betrachtete Radu wie seinen Sohn. Mit dem jungen Nachfolger Sigmund Rákóczys, dem tollen Gabriel Báthory, der kein Mafs für seine Eroberungssucht kannte, schlossen 1608 beide Fürsten Verträge nach dem alten Muster. Konstantin, welcher wie sein Vater dem polnischen Könige ein jährliches Geschenk entrichtete, ging so weit, dafs er auch dem Siebenbürger ein „munus" versprach, aber ohne es schliefslich zu bezahlen. Dies letztere verstimmte Gabriel, und als er Beweise dafür erhielt, dafs der Walache von Tîrgovişte in heimlichem Einverständnis mit dem Kaiser und mit den unzufriedenen Magnaten stand, beschlofs er, ihn zu vertreiben und auch in der Moldau einen neuen Wojwoden, den falschen Stephan Bogdan, einzusetzen. Vor dem winterlichen Einfalle der „Ungarn" floh zwar Radu in die Moldau, aber Gabriel konnte seinen Traum, auch die Walachei zu beherrschen, nicht in Wirklichkeit umsetzen. Er mufste sich vielmehr vor dem von den Türken ernannten Radu Mihnea zurückziehen und behielt nur den leeren Titel des einmal eroberten Landes. Bald aber kam Radu Şerban, den türkischen Pächter vertreibend, als Rächer nach Siebenbürgen. Im Lager von Roman hatten er und Konstantin gemeinsam einen Vertrag



mit dem Kaiser geschlossen, der eine gemeinsame Entfernung Báthorys bezweckte. Nochmals siegte er auf dem glorreichen Schlachtfelde von Kronstadt, fast genau acht Jahre nach seinem ersten Siege. Doch Gabriel floh in das den Sachsen entrissene befestigte Hermannstadt, und die Heiducken, die der kaiserliche General Forgách befehligte, suchten ihren alten Herrn und Fürsten auf. Der siebenbürgische Feldzug verlief äufserst unglücklich, und obgleich der walachische Fürst nicht besiegt worden war, mufste er seine Eroberung aufgeben. Nach langem jämmerlichen Umherirren rettete sich Radu zuletzt, von den Tataren verfolgt, in die Moldau und von dort nach den kaiserlichen Landen, von wo er niemals zurückgekehrt ist. Vor Ende des Jahres wurde nun auch der junge Movilă durch Stephan Tomşa ersetzt, und als er 1612 den Dnjestr, um seine Stellung zurückzuerobern, überschritt — gleichzeitig warteten die Walachen auf Radu den Tapferen —, wurde er geschlagen und verschwand auf der Flucht; Näheres über seinen Tod ist nicht bekannt.

---

3. Kapitel.

Die letzten politischen Kämpfe der nationalen Partei. Ihre literarischen Leistungen.

Radu Mihnea und Stephan, die unterwürfigen Werkzeuge der Türken, trieben nur im geheimen eine eigene Politik. So sah zwar der erstere die Nachbarschaft Gabriels gern, mufste aber dennoch persönlich mit seinem Leidensgefährten Tomşa zu dessen Vertreibung und dem dieser folgenden Tode beitragen. Mit dem Nachfolger dieses letzten Báthory, dem schlauen Gabriel Bethlen, dem würdigen Nachahmer Bocskays, verbanden sich während dieses Feldzuges beide Fürsten durch einen Verbrüderungseid. Bald aber trafen sich Radu und der zweite Gabriel in dem Wunsche, den blutdürstigen Moldauer loszuwerden. Die christliche Partei der jungen Bojaren hatte im Winter 1615 die Witwe des Jeremias mit ihrem noch ganz jungen Sohne Alexander ins Land gebracht, und dieser Knabe schien ein passenderer Nachbar als der alte Tyrann. Aber nach dem Willen Skender-Paschas und des Kaimakams



wurden die unruhigen Movileştĭ zur Ruhe gebracht; die ganze Familie fiel in die Hände der Türken, die ihre Kinder zu Renegaten machten.

In Radu, dem nunmehrigen Fürsten der Moldau, erblickte Bethlen, der angeblich den grofsen Plan hegte, „König von Dakien" und Polen zu werden, einen allzu scharfsinnigen Spion, und deshalb beklagte er sich bitter über ihn. Alexander Ilias hatte er 1618 durch eine Abteilung Heiducken unoffiziell beseitigen lassen. Mit Gratiani und Miron Barnowski — der erste war ein Freund der Polen und Deutschen, der nach friedlicher Vermittelung zwischen diesen Christen und den Türken strebte, der zweite ein energischer, entschlossener Mann und ebenfalls ein Polenfreund — lebte er auf noch gespannterem Fufse. Nur Gabriel Movilă, mit dem er 1619 einen Vertrag einging, war ihm genehm, aber dieser junge Fürst mufste schon 1620 die Walachei mit Siebenbürgen vertauschen, verheiratete sich hier und blieb. Wenig später, noch in demselben Jahre, versuchten die Polen, als sich Gratiani gegen die Türken empörte, die Moldau zu gewinnen, aber dieses Beginnen endete mit einer fürchterlichen Katastrophe, bei der auch der Grofs-Hetman Żolkiewski das Leben verlor. Im Jahre 1629 starb, noch ziemlich jung, der von den Türken geachtete Bethlen.

Der erste Georg Rákóczy verhalf nun durch Geld, Bittgesuche, die er an die Paschas richtete, und heimliche Truppenzusendung dem Mateĭ Aga zu Erfolg, der als Vertreter der christlichen, militärischen Partei, aber vor allem als „Wiederhersteller der Freiheit und Erneuerer der Bojarenmacht" den Sieg davontrug. Dieser nationalen Herrschaft entsprach die nicht minder nationale Regierung Rákóczys. Schon 1633 schlossen beide einen Vertrag, und als Vasile Lupu, der für sich allein stand und nach dem Blutvergiefsen Tomşas nur wenige Landesbojaren um seinen Thron hatte, die Moldau bekam, gingen die Nachbarn im April 1634 eine Verbrüderung ein. Mateĭ vergütete dem Siebenbürgen, der in der jährlichen Zahlung von 6000 Gulden eine Vasallenverbindlichkeit erblicken konnte, diesen Betrag, angeblich als Ersatz für die von rumänischen Hirten in der Walachei bezahlte Steuer, und aufserdem übersandte er zwei schöne Pferde als Geschenk. Der walachische Fürst bewies sich als guter Freund und Bundesgenosse, und seinen



Anstrengungen verdankte Rákóczy zum grofsen Teile die Beseitigung der Türkengefahr im Jahre 1636, als ihn der Pascha von Ofen angriff. Im folgenden Jahre jedoch, als Mateĭ von den Moldauern angefeindet wurde, erhielt er nur ungenügende Hilfe, ja der siebenbürgische General erschien mehr als Vermittler denn als Helfer. Als dann schliefslich der Walache sich nicht mit den ersten Friedensbedingungen zufrieden geben wollte, da ging Rákóczy in seiner Untreue so weit, dafs er 1639 im Verein mit Lupu die Vertreibung Mateĭs vorbereitete.

Mit dem Jahre 1643 begann sich der ehrgeizige Rákóczy in die europäischen Angelegenheiten des Dreifsigjährigen Krieges einzumischen, aber auf dieses neue Gebiet folgte ihm der kluge Greis von Tîrgoviște nur insoweit, wie er „kaiserliche Befehle" zur Stellung von Truppen aufweisen konnte. Er zog es vor, mit den Deutschen in Verbindung zu treten, und erlaubte sich sogar, den früheren Verbündeten bei der Pforte anzuschwärzen. Die abenteuerlichen Pläne Rákóczys fanden am moldauischen Hofe eine viel günstigere Beurteilung, und Vasile, der sich seit einiger Zeit in Polen, wo er seine Tochter Maria mit Janus Radziwiłł verheiratet hatte, viel zu schaffen machte, ja für die Schwester Marias Rákóczys Sohn Sigmund zum Gemahl auserlesen hatte, hiefs die ihm mitgeteilten Absichten des mächtigen Nachbarn auf die polnische Krone gut. Da starb plötzlich der alte Träumer im Jahre 1648.

Ein junger Träumer, der zweite Georg Rákóczy, folgte ihm und schlofs mit dem walachischen Fürsten einen neuen Vertrag, betrachtete jedoch Lupu als ein Hindernis für die ererbten väterlichen Pläne. Nach langem Widerstreben hatte Vasile in die Vermählung seiner schönen Tochter Ruxanda, welche eine reiche Mitgift erhalten sollte, mit dem Sohne des Kosakenhetmanns, dem jungen Chmielnitzki, der seine Werbung sengend und brennend vorgebracht hatte, schmerzerfüllt eingewilligt (1652), und jetzt war sein einziges Ziel, den Kosaken-Schwiegersohn Timusch mit dem polnischen Schwiegersohn Radziwiłł zu versöhnen, um so seiner Familie und seinem armen Lande Ruhe zu verschaffen. Rákóczy brauchte aber im Gegenteil Hader, Krieg und Bedrängnis in Polen, wenn er als Retter und König berufen werden wollte. Deshalb vertrieb er 1653 den Vasile und setzte an dessen Stelle den

dicken, wollüstigen Georg Stephan ein, der dem siebenbürgischen Fürsten viel Geld und Dank schuldete.

Die Moldau gehorchte jetzt seinem Winke. In der Walachei aber war erst noch etwas zu leisten, wenn die Kraft der militärischen Partei gebrochen werden sollte.

Die Bojaren hatten bei Nănişorĭ und bei Finta den Beweis erbracht, daſs sie noch nicht verlernt hatten, für einen geliebten Fürsten aus ihrer Mitte zu siegen. Die Roşĭ waren aber schon ziemlich heruntergekommen und waren, wenn auch noch immer — gleich den moldauischen Răzăşĭ — etwas mehr als Bauern, so doch keine Bojaren mehr. Die Hauptmasse des Heeres bestand aus freien Dorfbewohnern, die sich gegenüber dem Fiskus in einer privilegierten Stellung befanden und in nicht seltenen Fällen ihre *moşie* vom Fürsten selbst für treue Militärdienste bekommen hatten; auf Befehl des Fürsten erschienen sie mit ihren eigenen Pferden und Waffen an der bezeichneten Stelle unter ihren Hauptleuten, Juzbaschen (türkisch = *centenarii*), Ceauşĭ (türkisch = *tschausch*), Vătavĭ, Cetaşĭ, kleinen Bojaren oder reicheren Bauern. Sie waren in gewissen Gegenden, wie Teleorman und Buzăŭ, angesiedelt und hieſsen im allgemeinen *slujitorĭ*, Dienende. Sie zerfielen in *călăraşĭ*, Reiter, und *dorobanţĭ*, *drăbanţĭ*, Trabanten; einige waren auch den entsprechenden Bojaren zugeteilt und hieſsen *Comişeĭ*, *Păhărniceĭ*, *Postelniceĭ* usw. Auſser diesen gab es endlich auch noch eine ständige Leibwache der Fürsten, eine besoldete Truppe, die aus *Sîrbĭ*, d. h. Bulgaren und Serben, bestand und den türkischen Namen *Seimenĭ* trug.

Konstantin Basarab, der Nachfolger Mateĭs, hatte sich im Januar 1655 durch einen Vertrag mit Rákóczy gesichert und glaubte nun, diese fremden Wächter, die den alten Verwandten in einer geradezu beleidigenden Vormundschaft gehalten, ihm die Tore seiner Residenz verschlossen und seinen Palast mit dem Blute ermordeter Bojaren besudelt hatten, entbehren zu können. Anfangs stimmten die dem Lande entstammenden Truppen dieser Maſsregel völlig zu, aber bald erneuerten, durch geschickte Hände bearbeitet, alle Kriegerschichten gemeinsam die Greuelszenen von 1653, und eine noch viel gröſsere Zahl von verdächtigen Würdenträgern fiel ihnen zum Opfer. Der Fürst muſste sich dies wohl oder übel gefallen

lassen, forderte aber unaufhörlich von Rákóczy Hilfe. Dieser hatte übrigens auch einen Thronkandidaten, schloſs mit den zu ihm geflüchteten Bojaren schriftlich einen Vertrag, kraft dessen sie die Verantwortung seiner Einmischung auf sich nahmen, und kam dann im Juni 1655 in die Walachei. Konstantin verlieſs sein ihm untreues Heer, welches den jungen, sehr geliebten Bojaren Hrizea zum Fürsten ausrief. Bei Şoplea aber wurden dann die stattlichen walachischen Truppen durch siebenbürgische Reiterei — die Bojaren kämpften auf seiten des Gegners — niedergemetzelt. Wie die Moldau, so besaſs nun auch die Walachei keine eigene Streitmacht mehr.

Der unglückliche Krieg gegen Polen brachte die Beseitigung Konstantins und Stephans. Der Nachfolger des ersteren, Mihnea III., schritt zweimal zur Hinrichtung von Bojaren, und als er sich dann mit dem von den Türken hart bekämpften Rákóczy verständigte, konnte er nur fremde Truppen und fremde Hauptleute aufbieten. Ebenso ging es dem flüchtigen Konstantin, der mit Heiducken bezw. Kosaken zweimal in die Moldau und einmal in die Walachei, allerdings vergebens, eindrang.

Das Land gehörte nun dem Fürsten, seinen Griechen und seinen Hofbojaren, die den Kampf vergessen hatten. Lediglich die fein in buntes Kronstädter Tuch gekleideten Leibgardisten, die zwar viele altertümliche Namen trugen, aber wenig bedeuteten, stellten das Heer dar. Die christliche Partei zeigte sich nur dann, wenn die Fremden als Eroberer ins Land kamen. So fanden die Polen, nachdem 1672 der Krieg gegen die Pforte aufs neue ausgebrochen war, einen Fürsten wie Stephan Petriceicu, der sich 1673 zu Hotin als Verräter erwies und dann als Kronprätendent gegen Duca auftrat; ferner einen Bojaren wie Miron Costin und viele andere besonders aus den Reihen der niemals mit dem türkischen Regimente recht zufriedenen Mazilen, die an dem Gebirgssaume, in der Bukowina und am Dnjestr wohnten. Als sich andrerseits die Kaiserlichen nach der erzwungenen Aufhebung der türkischen Belagerung von Wien der Walachei näherten, träumte Şerban Kantakuzino bereits von der Eroberung Konstantinopels für sein kaiserliches Geschlecht und verlor nur durch die zu hohen Proviantforderungen des Generals Veterani seine Liebe zu den Kaiserlichen. Als die deutschen Truppen 1689 ins Land kamen, bemühte sich der Bojar



Konstantin Bălăceanu bei ihnen um einen Thron und fiel 1691 in der Schlacht bei Zerneşti als letzter verspäteter Kämpe für die Ideale, die einst Michael den Tapferen beseelten.

Der frische, lebendige Zug, den die Taten dieser Landesbojaren fortan vermissen lassen, ging jedoch in ihre Schriften über, und hier erscheint er in besserer, höherer Form, wenigstens bei denjenigen unter ihnen, die nicht gleichzeitige Ereignisse mit der Leidenschaft des Mitwirkenden schilderten, sondern mit geläuterter Seele die großen Fragen, von denen die Zukunft ihres Volkes abhing, behandelten.

Die slavische Kultur verfiel schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, zugleich mit dem Sinken des Mönchtums, mit dem Ende der Klostergründungen und dem Aufhören der Periode der siegreichen Schlachten. Die rumänische Sprache war schon vorher bei täglichen Aufzeichnungen, die keine Rechtstitel darstellten, üblich geworden und wurde auch zu Notizen verwendet, die in einer gelehrten, feierlichen Urkunde Verwendung finden sollten, ja schon aus der Zeit Neagoes (1521) ist ein rumänischer Brief erhalten [1]). Langsam schlich sie sich jetzt in die Verträge selbst ein, ja sogar in Urkunden, die von fürstlichen Händen unterzeichnet wurden. Während seiner immer unsicheren, unruhigen, kurzen Regierung in der Walachei liefs Simion-Vodă Movilă viele Schenkungs- und Bestätigungsurkunden in der Gemeinsprache abfassen; von Radu Şerban hat man allerdings nur wenige solche, aber die politischen Klagen und Ermahnungen, sowie die Grabinschriften tragen auch unter ihm die allein allen verständliche Form. Radu Mihnea schliefst selbst Verträge in rumänischer Sprache ab, wie auch sein Vorgänger Michael der Tapfere den Geheimvertrag, den er durch eine feierliche Gesandtschaft dem Kaiser übermitteln liefs, nicht in ein nichtssagendes slavisches Gewand kleidete [2]).

1) Hurmuzaki, XI, S. 843, Anm. 1.

2) Vgl. Lewicki, Codex epistolaris saec. XV, S. 337, wo von einem „walachischen" Konzepte für einen Vertrag mit Polen die Rede ist, welcher dann „ruthenisch" — d. h. slavisch — und lateinisch ausgefertigt wurde; Convorbirĭ literare, 1900, S. 332: rumänische Glosse auf einer Urkunde von 1548; Inschriften bei Papiu, Tesaur, I, S. 394—396; Columna luĭ Traian, II, nr. 33; Akten von Simeon, in Hasdeŭ, Cuvente den bătrânĭ, I; Akten unter Petru Şchiopul —

In der Moldau, die in der Bildung weiter fortgeschritten war, behauptete sich die alte Richtung etwas länger, aber nach dem Absterben der diacĭ, die noch in der Schule des Metropoliten Teofan gebildet waren, war es auch hier mit Schwierigkeiten verbunden, einen guten Kenner der ehemaligen Staats- und Kirchensprache zu finden; das Slavische beschränkte sich deshalb oft auf die Eingangs- und Schlufsformeln, sowie auf die Rechtsausdrücke, ja in der Titulatur der Fürsten blieb es bis zur Fanariotenzeit erhalten. Mateĭ und Vasile waren Herrscher grofsen Stiles, und, als Wiederhersteller einer besseren Vergangenheit auch in geistiger Hinsicht, bemühten sie sich eifrig um Wiederherstellung der slavischen Kultur. Mateĭ liefs in seiner Druckerei an einigen slavischen Büchern arbeiten, während Vasile für seine Schule von Treĭ-Ierarhĭ in Jassy Lehrer der vergessenen slavischen Weisheit aus Rufsland, aus Kiew, herbeiholte. Der dortige grofse Metropolit Peter, ein stürmischer Vorkämpfer der Orthodoxie, der sich bis zum Ungehorsam gegen den polnischen König fortreifsen liefs, war ein Movilă, ein Bruder des Gavril, des Moise und der anderen Spröfslinge Simeons des Ehrgeizigen und Unfähigen [1]). Unter ihnen und ihren unmittelbaren Nachfolgern gab es wenigstens noch Schreiber für slavische Urkunden, aber nach 1660 gehören solche Schriftstücke zu den Seltenheiten. Nur in der Kirche, wo man aufrichtig an das Dogma der heiligen Sprachen glaubte und eine göttliche Vorliebe für slavische Gebete voraussetzte, wurde, beinahe überall ohne jegliches Verständnis, der slavische Text weiter gelesen. Um diesem Fetischismus zu huldigen, liefs noch Brîncoveanu etliche slavische Drucke in seiner Druckerei herstellen.

Die siebenbürgischen Drucke des 16. Jahrhunderts hatten ihren Bekehrungszweck niemals erreicht, und, wenn auch die beiden Rákóczy durch „walachische“ Bücher — der Katechismus von 1640, der in den jenseitigen rumänischen Ländern Empörung hervorrief, die Evangelienerklärung von 1641, die neuen Kate-

---

Privatbriefe — in Hurmuzaki XI und Jorga, Doc. privitoare la Petru Şchiopul şi Mihaĭ Viteazul, wo sich auch die Gesandtschaftsinstruktionen Michaels finden. Vgl. auch Papiu, I, S. 389—390 und meine Istoria literaturiĭ religioase, S. 106f.

1) S. mein eben zitiertes Buch, S. 130f.

chismen von 1648 und 1656, endlich auch das Neue Testament von 1648 und der Psalter von 1651 gehören hierher — die Propaganda erneuerten, so wurde damit bei den hartnäckigen Rumänen, deren reformierte Oberhirten im Lande der calvinischen Fürsten sogar im geheimen dem „alten Glauben" huldigten, nicht der geringste Erfolg erzielt. Aber ein ganz anderes Ergebnis, woran die fremden Beförderer der verachteten, von ihnen für barbarisch gehaltenen Vulgärsprache nicht im geringsten gedacht hatten, ward dadurch hervorgerufen: durch diese ketzerischen Bücher, die allen Rumänen, künftigen Lutheranern und Calvinisten gewidmet wurden, entstand eine allgemein verständliche rumänische Schriftsprache. Einige von den älteren Arbeiten des Coresi genügten auch den strengsten Vorschriften der Orthodoxie und konnten deshalb in der Moldau und Walachei benutzt werden, und diese kauften auch die Priester der beiden transalpinischen Metropoliten: dies gilt namentlich für das Predigtbuch über Evangelientexte, die Cazania von 1581, bei deren Bearbeitung in erster Linie der buchhändlerische Gewinn maſsgebend war. In allen diesen Drucken der offiziellen „Superintendenten" für die unwissenden Walachen begegnet man einer schönen kernigen Sprache, die sich stark über die Besonderheiten der Dialekte erhebt und aus der dem Kenner eine reine, patriarchalische, aufrichtige Vergangenheit entgegenduftet. „Die Worte", so schreibt dem Sinn nach richtig, wenn auch in etwas dichterischer Form, der Weiſsenburger rumänische Metropolit Stephan — „die Worte müssen wie die Münzen sein; diejenigen Münzen, die überall angenommen werden, sind gut; das gilt auch von den Worten: solche, die überall verstanden werden, sind gute."

Andrerseits zeitigten die Propagandaschriften im Zeitalter eines Vasile und Mateĭ polemische Antworten, und behufs Abfassung der Răspunsurĭ auf den ersten calvinistischen Katechismus traten die besten Theologen der Donaufürstentümer jener Zeit miteinander in Verbindung: nämlich der moldauische Metropolit Varlaam, der das Buch schlieſslich herausgab, und der Schwager des walachischen Wojwoden, Uriil oder Udrişte Nasturel, der zwei Kultursprachen gut genug beherrschte, um seine 1647 im Kloster Dealu gedruckte Imitatio Christi aus dem Lateinischen ins Slavische zu übersetzen, und der vielleicht auch in etlichen gut geschriebenen Zeilen



die grofsen Taten seines Verwandten und Herrn verewigt hat. Um das rumänische Volk mit den für den Gottesdienst nötigen Büchern zu versehen, übernahm in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Bischof von Roman und spätere moldauische Metropolit Dosofteĭ die lohnende Aufgabe, solche Übersetzungen in reiner Volkssprache, die er, obgleich fremden Ursprungs, meisterlich beherrschte, zu bearbeiten. Der fleifsige Oberhirte, der auch in der polnischen Literatur ziemlich bewandert war und die Polen auch viel mehr als die Türken des „Kaisers" liebte, so dafs er endlich mit König Sobieski, nach einem wie gewöhnlich mifslungenen Zuge gegen die Moldau, sein Land verliefs und zu Żolkiew in der Verbannung starb, — dieser fleifsige Dosofteĭ liefs rasch nacheinander den Psalter, nach dem Muster Kochanowskis in ansprechenden Versen und auch in Prosa, die Liturgie, einen Molitvenic, die Parimien (Sprüche Salomonis), die Heiligenlegenden und das Akathistarion erscheinen. In der Walachei fand sich im ganzen Jahrhundert bis zum grofsen Prediger und unermüdlichen Typographen Antim von Iberien, der von Brîncoveanu eingesetzt wurde, kein Metropolit, der sich mit Dosofteĭ in der Moldau vergleichen liefse. Aber auch der ehemalige Hegumen von Bistrița, der dann Bischof von Rîmnic und später Landesoberhirte wurde, Teofil, zeigte eine besondere Liebe für die Kultur und deren Beförderer. So veranlafste er den griechischen Flüchtling Matthäus von Myrai, ein Gedicht auf den heiligen Gregorius den Dekapoliten, dessen sterbliche Hülle in diesem oltenischen Kloster ruhte, zu verfassen. Von ihm ermuntert, übersetzte aus dem Slavischen ein gewisser Michael Moxa, besser Moxalie, einen „Chronographen" der bekannten Schablone, d. h. eine Weltgeschichte von Adam bis auf die byzantinischen und dann türkischen Zeiten; als Metropolit beauftragte er denselben Moxalie mit der Übersetzung einer Kanonessammlung, die auch gedruckt erschien, obgleich sie geringen Nutzen versprach. Teodosie, der aus Vestem in Siebenbürgen in der Nähe von Sibiiŭ (Hermannstadt) stammte, ein unruhiger Prälat, bis ihn das Alter in seine Zelle bannte, ein Mann, der sich an den Kämpfen unter den Bojarenparteien lebhaft beteiligt hatte, zeigte sich auch als Förderer der Kultur und war der Leiter der walachischen Kirche, als Antim mit den schönsten Typen, die er besafs, die berühmte Bibel von 1688



druckte. An diesem monumentalen Werke hatten die hervorragendsten Gelehrten des Landes, wie die Brüder Greceanu, der kluge Konstantin Kantakuzinos und andere mitgearbeitet. Varlaam, der Metropolit der „Griechen", der Schützling Gregor Ghicas, welcher den Teodosie nach Tismana in die Verbannung geschickt hatte, benutzte ebenfalls seine kurze geistliche Herrschaft, um Bücher herauszugeben. So stand gegen Ende des 17. Jahrhunderts den rumänischen Geistlichen und Laien eine reiche kirchliche Literatur zur Verfügung.

Durch die ersten kirchlichen Drucke war zugleich die Orthographie festgestellt worden, und dies förderte wiederum wesentlich die Benutzung der Landessprache. Schon unter Michael dem Tapferen, dessen Heldentaten der Grieche Stavrinos, sein Vistier, und Georg Palamedes von Kreta besangen, fanden sich zwei Männer, die seine glänzende Laufbahn in der allgemein verständlichen Sprache des Volkes erzählten: einer war der Grofs-Logofăt Teodosie Rudeanu, der Hofchronist, dessen bis 1597 reichender Bericht allerdings nur in einer lateinischen Bearbeitung einer polnischen Übersetzung bekannt ist [1]; der andere war ein Privatsekretär der mächtigen Bojaren Buzeştĭ. Aufserdem schrieb nur der Grieche Matthäus die Geschichte der Fürsten, die selbst mehr als Griechen erschienen, und in einem unbekannten Kloster der Moldau setzte irgendein Mönch die slavischen Annalen der Vergangenheit kurz, bis zu Vasile Lupu, fort, aber seine Aufzeichnungen sind verloren. Während die Regierung Mateĭs in einer gleichzeitigen, wenig umfangreichen Chronik gepriesen wurde, fafste der vormalige moldauische Grofs-Vornic des Unteren Landes [2]), Gregor Ureche, den Entschlufs, eine vollständige Geschichte seiner Heimat auf Grund der alten slavischen Quellen und des einzigen ihm bekannten fremden Erzählers, des Polen Joachim Bielski, zu schreiben. In der Vorrede zu diesem kurz aber markig geschriebenen Werke sprach Ureche, ein Zögling polnischer Schulen, zum ersten Male unter den Einheimischen den Gedanken aus, der Fremden schon vom 15. Jahrhundert, seit Äneas Sylvius, geläufig war, dafs die

1) Walter, Res gestae Michaelis; auch bei Papiu, I.

2) Es gab schon im 16. Jahrhundert zwei Vornics, die sich in das Land teilten.



Rumänen Nachkommen der alten, glorreichen Römer seien. Der Tod verhinderte ihn, die Chronik über das Ende des 16. Jahrhunderts hinaus fortzusetzen. Ein dascăl, ein Lehrer, der wahrscheinlich an den Treĭ-Ierarhĭ wirkte, Simion, wollte dies unternehmen: aber er begann mit der Vervollständigung von Ureches Darstellung und kam nicht darüber hinaus.

Die inneren Kämpfe in der Walachei, wo die romanisierten Söhne des Konstantin Kantakuzino des Alten — Postelnicul hieſs er nach der von ihm bekleideten Würde —, deren Mutter eine Tochter des Radu Şerban, Frau Ilina, war, an die Spitze der Landespartei getreten waren, lieſsen eine geschichtliche Parteischrift entstehen, die in frommer, den Heiligen Schriften nachgebildeter Sprache der bescheidene Hauslogofăt Stoica Ludescu 1688 schrieb. Zugunsten der Gegner der Kantakuzinen, besonders der Familie Băleanu, antwortete in leidenschaftlicher, aber hochanziehender Form der Gelehrte Konstantin Filipescu, der Hauptmann (Căpitanul), ein Neffe des Şerban Kantakuzino: er benutzte auſser Phrantzes auch lateinische Quellen und hatte übrigens auch als Krieger und politischer Agent Reisen ins Ausland unternommen. Konstantin Brîncoveanu ordnete endlich an, daſs der jüngste der Brüder Greceanu, Radu, die Erzählung Ludescus als offizielle Annalen — die Feinde des Fürsten wurden allerdings darin nicht geschont — fortsetzen sollte. Bis zum Jahre 1713 ist dies geschehen.

Miron Costin, der Sohn eines Bojaren Radu Mihneas, hatte während der langen Verbannung seines Vaters polnische Schulen besucht, war als Groſsbojar bis zur Logofătenwürde emporgestiegen, fiel als entschiedener Anhänger der Polen dem Ehrgeize seines Bruders zum Opfer und verlor nach dessen Hinrichtung selbst den Kopf. Dieser Mann und ebenso Konstantin Kantakuzino und Dimitrie Cantemir, die uns schon bekannt sind, verdienen als geistige Gröſsen dieser Epoche, als Männer, die in diesen bedrängten Zeiten auf eine bessere Zeit vertrösteten, als Herolde der Zukunft gepriesen zu werden.

Miron schrieb eine Fortsetzung der vorhandenen moldauischen Chronik, schilderte aber auch in zwei, einem polnischen Edelmanne und dem König Sobieski gewidmeten polnischen Werkchen —



das letztere besteht aus sehr guten Versen — die rumänische Geschichte. In dem Werke seines Alters, dem „Buch über die erste Gründung des moldauischen Landes und den Ursprung der moldauischen Nation“, das er erst nach 1687 verfaſste, vertritt er mit vielen Belegen und in einem schönen, patriarchalischen Stile die erhebende Tatsache der römischen Herkunft.

Ein viel höheres Ziel hatte sich Kantakuzino gesteckt, viel gröſser waren aber auch seine Mittel. Ohne Costin zu kennen, machte er sich 1694 an die Abfassung einer wichtigen Geschichte des rumänischen Volkes: die zufälligen politischen Grenzen sollten ihn nicht beengen, alle einheimischen und fremden Quellen, Chroniken, Urkunden, Volksgedichte und Traditionen wollte er heranziehen. Leider stand er an der Spitze des Staates unter Brîncoveanu, dann hob er seinen Sohn Stephan auf den Fürstenstuhl und wurde schlieſslich mit ihm in Konstantinopel erdrosselt. Die groſs angelegte Arbeit blieb nur ein bedeutender Torso.

In der „Chronik der Romîno-Moldo-Wlachen“, die wieder die ganze rumänische Geschichte umfassen sollte, aber nur bis zum 13. Jahrhundert gediehen ist, während aus dem modernen Teile nur einzelne Bruchstücke, wie das Leben von Konstantin Cantemir u. a. vorliegen, beabsichtigte endlich Dimitrie Cantemir, ein universeller Geist, das letzte Wort über alle Fragen, die sich die Zeitgenossen über rumänische Geschichte vorlegen konnten, auszusprechen. Sein stolzer Geist wurde im Interesse seines Volkes noch kühner: er wollte beweisen, ja glaubte bewiesen zu haben, daſs die Rumänen ihr Land nicht einmal in kleineren Massen jemals verlassen hätten, daſs sie staatlich organisiert sich siegreich gegen jeden Feind verteidigt hätten und stets auf dem von Trajan eroberten Boden geblieben wären, ja daſs sie das Erbe Roms im europäischen Osten würdig festgehalten hätten. Für ein geknechtetes Volk sind das eben die Mittel, um es auf eine neue Bahn zu bringen, um ihm eine neue Zukunft zu eröffnen.

Sechster Abschnitt.

Die Fanariotenzeit. Europäische Verwaltung unter türkischer und russisch-türkischer Oberhoheit [1].

1. Kapitel.

Beziehungen der letzten einheimischen Fürsten zu den christlichen Mächten, ihre Einsetzung in Konstantinopel. Charakter der „fanariotischen" Fürsten während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Während der Kriege gegen die Pforte, die dem feindlich gesinnten Europa den Verfall des grofsen Reiches ankündigten, hatten die rumänischen Bojaren und ihre Fürsten, wenn diese dem Adel des Landes entstammten oder wenigstens mit ihm in Familien-

1) Die erzählenden Quellen für die Moldau sind die Chroniken von J. Canta und Ienachi Cogălniceanu (Kogălniceanu, Letopisițe, III); die griechischen Chroniken bei Erbiceanu, Cronicariĭ grecĭ (Bukarest 1888). Die walachische Chronik der Zeit enthält die Genealogia Cantacuzinilor (Ausg. Jorga, 1902). Die spätere Chronik des Zilot Romînul hat Hasdeŭ in Columna luĭ Traian herausgegeben, die des Dionisie Eclesiarhul findet sich in Papiu, Tesauru, II; die des Dimitrachi Varlaam hat Urechiă in den Annalen der Akademie, X zum Abdruck gebracht. Die meisten Akten sind veröffentlicht in der Archiva românească des Kogălniceanu, im Uricariul von Codrescu und besonders in den zahlreichen Bänden der Istoria Romînilor von Urechiă; die Rechnungen bei Jorga, Documente și cercetărĭ asupra istorieĭ financiare și economice, I, 1902.

An Monographien kommen folgende in Betracht:

1. L. Colescu, Geschichte des rumänischen Steuerwesens (Dissertation, München 1896), brauchbar.

2. Th. Blancard, Les Mavroyéni (Paris, ohne Jahrangabe: c. 1890); eine sehr breit angelegte Studie über den griechischen Fürsten Nikolaus Mavrogheni.



verbindungen standen, eine sehr zweideutige, für die Türken höchst gefährliche Rolle gespielt. Schon vor der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde durch zahlreiche Fälle der Beweis erbracht, daſs die rumänischen Hilfstruppen kein zuverlässiges Element im türkischen Heere bildeten; mit dem Schwerte vielmehr muſsten die Soldaten eines Moise Movilă, eines Mateĭ Basarab in den Kampf gegen die Polen, „ihre Brüder und Nachbarn" — so schreibt ein gleichzeitiger Gewährsmann —, getrieben werden. In seinen letzten Jahren beförderte Mateĭ entschieden die auftauchenden Aufruhrsanschläge der Christen am Balkan; die Bulgaren sahen in diesem Nachfolger und ehemaligen Kriegsgefährten des groſsen Michael ihren künftigen Befreier, und er war wiederum herzlich gern bereit, als solcher zu gelten. Den christlichen Kaiser hetzte er gelegentlich brieflich und durch Gesandtschaften gegen die im Verfall begriffene osmanische Macht, und die abenteuerlichen Prätendenten, die auf die kaiserliche Würde des Türkenbeherrschers reflektierten, fanden bei ihm, dem die Rolle eines Mircea vorschwebte, Rat und Unterstützung. Als sich die Republik Venedig mit dem polnischen König zum Angriff auf die Türken verbündete, den nur die ablehnende Haltung des Reiches vereitelte, da hatten auch Mateĭ und Vasile bereits bestimmte Rollen als Mitkämpfer übernommen, ja letzterer ging so weit, daſs er die Bezahlung des Tributs in die Länge zog. Einer sollte 20000, der andere 30000 Türkenbekämpfer mit sich bringen (1646) [1]. Nachdem die Kosaken in Abhängigkeit von den Moskowitern geraten waren, benutzte zum ersten Male der orthodoxe Zar in Moskau, der durch eine entfernte Ahnfrau byzantinisches Blut besaſs und deswegen

---

3. Xenopol, Istoria şi genealogia Caseĭ Callimachi (Bukarest 1899): beschäftigt sich mit den vier Fürsten dieses Hauses, die in der Moldau regierten.

4. Jorga, Istoria literaturiĭ romîne in sec. al XVIII-lea (Bukarest, 1901): enthält auch das Kulturgeschichtliche, und dort ist auch die Bibliographie verzeichnet.

5. Jorga, Documente relative la familia Callimachi, I—II (Bukarest, 1902—1904): die Vorrede zum I. Bande enthält beinahe die ganze Geschichte der Fanariotenzeit.

1) Die langwierigen Unterhandlungen Vasiles mit den Moskowitern bezweckten nichts anderes, als die Rückgabe des von den „moskowitischen" Kosaken besetzten Hafens Azow am Schwarzen Meere an die Türken.

den in türkische, scheinbar ewige Gefangenschaft verfallenen kaiserlichen Adler des Ostens in das Wappen des Herrschers über „alle Reufsen" hineinbrachte, die günstige Gelegenheit, um sich zum Befreier der unterjochten Christen aufzuwerfen. Seine Agenten erschienen schon 1654 mit sehr schönen Verheifsungen in der Moldau und ebenso in der Walachei. Der im Sterben liegende Mateĭ schenkte solchen listigen Einflüsterungen allerdings kein Gehör, aber Georg Stephan schlofs unter dem Siegel gröfster Verschwiegenheit einen Vertrag mit den Gesandten der Zaren, in welchem kein Tribut an den neuen Beschützer und trotzdem Hilfe gegen jedermann, auch gegen den Sultan, Rückgabe des Budschaks mit seinen Städten, die sogar zuerst erobert werden sollten, freier Handel u. a. ausgemacht wurde [1]). In den Rechnungen des Fürsten der Moldau ist ein grofser Einkauf von Zobelpelzen für „den russischen Mönch" verzeichnet, und 1656 erscheinen in Moskau der Metropolit Ghedeon und ein untergeordneter Beamter, die ein Handelsprivilegium erhalten [2]).

Während des Krieges mit dem Hause Österreich, der bald darauf ausbrach, ging Gregor Ghica von der Walachei, ein halb romanisierter Grieche, zwar zweimal mit dem türkischen Heere nach Ungarn, liefs aber 1663 zu Neuhäusel und 1664 zu Lewenz den Christen seine Dienste anbieten und war bei der Niederlage der „Heiden" mehr oder weniger tätig. Nachdem mit dem Kaiser zu Vasvár Friede geschlossen war, lenkte der Grofswesier Achmed Köprili, der begriff, was der unaufhörliche Krieg für den Fortbestand des Reiches zu bedeuten hatte, die osmanischen Waffen gegen Polen, obwohl dort wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren war. Als dann nach der Einnahme von Kamieniec-Podolski (1672) ein neuer Zug unternommen wurde, ging Stephan Petriceicu, der Fürst der Moldau, der von der Rückeroberung des Budschaks und einer allgemeinen Empörung der Christen [3]) am Balkan, ja

1) Vgl. die schon erwähnte (S. 20, Anm. 1) Reise des Makarius von Antiochien und Hurmuzaki IX [1], S. 217—218, wo von den späteren Enthüllungen des entthronten Georg Stephan über diesen Vertrag die Rede ist.

2) Studiĭ şi doc., IV, S. 244—245, nr. 80; S. 265.

3) Arch. ist., I, S. 25—26; vgl. Jorga, Chilia şi Cetatea-Albă, S. 236; Studiĭ şi doc., IX, Kap. III.

von der Erstürmung Konstantinopels durch ein christliches Heer träumte, zu den Feinden über, während sich Ghica, der zum dritten Male an seinem Kaiser Verrat übte, gefangennehmen lieſs.

Unter den Truppen des Groſswesiers, der Wien belagerte, fanden sich auch wie gewöhnlich rumänische Hilfskorps, und, wegen der Bedeutung dieser groſsen Unternehmung, die den gefürchteten Namen der Osmanen wiederherstellen sollte, wurden diese Abteilungen von den Fürsten persönlich befehligt. Şerban Kantakuzinos, der Fürst der Walachei, lieſs nun in seinem Lager ein Kreuz errichten und das Bekenntnis seines christlichen Glaubens daran anbringen. Etliche Jahre später, als er noch fester an das beständige Glück der Christen glaubte, begann er mit den Kaiserlichen zu verhandeln, um ihnen unter bestimmten Bedingungen sein Land zu unterwerfen. Durch katholische Mönche, wie Antide Dunod, Dumont, Antonio Stefani und den Bischof von Nikopolis, sowie durch den ungarischen Abenteurer Ladislas Csáky bot er dem Kaiser Proviant und Unterkunft an, ja versprach ihm Truppen aus seinem Fürstentume und verlangte dagegen nur die Beibehaltung der alten Landesgewohnheit, die Anerkennung der Dynastie Kantakuzino in der Walachei und auch in der Moldau, wo sich der alte Konstantin Cantemir, eine Kreatur Şerbans, den groſsen Plänen des letzteren auf eigene Gefahr nicht fügen wollte, die Verleihung von Apanagen an diese Familie im Banate und in Siebenbürgen, nämlich das ehemalige Lehen von Amlaş, das auch schon Gregor Ghica zurückgefordert hatte [1]). Im besonderen sollte der Tribut 50 000 Taler nicht übersteigen — es wurde von ihm die Hälfte mehr verlangt —, und er wollte bindende Erklärungen nicht früher abgeben, als sich die kaiserlichen Truppen nicht in seinem Lande befänden. In Wien verlor man nach einigen Monaten die Geduld, und so drangen die Deutschen noch während des Sommers 1688 in die Walachei ein, ohne daſs vorher ein Vertrag abgeschlossen worden war. Dies erregte Şerbans Miſsfallen, der nun auch durch Geschenke und Verheiſsungen nach einigen Wochen die Entfernung der ungern gesehenen Gäste und ihren Rückzug nach Siebenbürgen erwirkte. Eine neue feierliche Gesandtschaft,

1) Török-Magyarkóri Állam-Ókmánytár, V, S. 158—159.



bestehend aus zwei Kantakuzinen und zwei anderen Bojaren, wovon einer, Bălăceanu, der Schwiegersohn des Fürsten war, hatte schon die Grenze überschritten, um am kaiserlichen Hofe den Vertrag zum Abschlufs zu bringen, als Şerban nach einer längeren Krankheit, deren Ursache viele walachische Bojaren auf ein Verbrechen seitens feindlicher Brüder zurückführten, am 29. Oktober 1688 alten Stils verschied. Ein Gesandter von ihm war um diese Zeit in Moskau, wo er im Dezember von den gemeinsam regierenden Brüdern, den Zaren Iwan und Peter, die schriftliche, nunmehr aber völlig unnütze Versicherung erhielt, dafs sich die moskowitischen Truppen dem Verlangen Şerbans gemäfs im Frühlinge 1689 gegen die Tataren der Krim und des Budschak wenden würden und dafs dem walachischen Fürsten die ihm „ein und derselben Religion“ wegen gebührende Hilfe zuteil werden würde [1]).

Sein Nachfolger Brîncoveanu folgte lange Jahre der ihm von seinem Oheim Konstantin Kantakuzino empfohlenen nüchternen, aber praktischen, wenig glänzenden, aber sehr erfolgreichen Politik. Als die Kaiserlichen auch diesem neuen Fürsten in seinem ausgesogenen Lande, dem sie ungeheure Kosten aufbürdeten, einen Besuch abstatteten, und sogar den dem Konstantin-Vodă grollenden Bălăceanu mit sich brachten, wich Brîncoveanu, obgleich ihn der christliche Kaiser wie der türkische bestätigt hatte, vor ihnen zurück und rief die Tataren herbei. Dann setzte er den General Heifsler von dieser Gefahr in Kenntnis und liefs unter den üblichen Geschenken die Christen an die eine Grenze und die gefährlichen Heiden an die andere begleiten.

Im folgenden Jahre mufste der walachische Fürst mit seinen Truppen in Siebenbürgen eindringen, um den Türken den Weg zu bahnen, die die Einsetzung des eitlen, hochfahrenden, aber unglücklichen „Königs von Ungarn“, Emerich Tököly, erwirken wollten. Dieses gelang auch, wenigstens äufserlich, nach dem Siege von Zerneştĭ, wo Brîncoveanu das Vergnügen hatte, seinen unversöhnlichen Feind Bălăceanu fallen zu sehen; seine Stellung als Fürst erfuhr dadurch eine Stärkung. Aber nicht lange nach dem

1) Polnoe sobranie zakonow, IV, S. 591—594; bei Sturdza, Acte şi doc., I, abgedruckt.

Tage von Zerneştĭ kam der von den Kaiserlichen vertriebene „König“ ins Land und wollte sein beutegieriges, kostspieliges Quartier hier an der Grenze des ersehnten Königreichs aufschlagen. Brîncoveanu tat alles mögliche, um den unwillkommenen Gast loszuwerden, und näherte sich darum täglich mehr den siegreich vordringenden Deutschen, um ihnen gegenüber die Politik Şerbans wieder zu beleben. Der Kaiser belohnte die Versprechungen, geheimen Beglückwünschungen und den Loskauf von christlichen Gefangenen damit, daſs er den walachischen Fürstensitz dem jungen Sohne dieses Şerban, Georg, 1692 gegen eine bedeutende Summe anbot, was später auch der bedrohte Besitzer dieses Thrones in Erfahrung brachte. Aber auch später unterhielt er, obgleich er die Türken unaufhörlich umschmeichelte und beschenkte, gute Beziehungen zu den Deutschen, jedoch zu einem bindenden Vertrage lieſs er sich nicht herbei und schickte ihre Agenten mit leeren Worten zurück. Nicht nur mit den Kaiserlichen trieb er übrigens diese vorsichtige Politik, in deren Hintergrunde dennoch eine aufrichtige Liebe für die Christenheit glimmte; ihn beseelte der Wunsch, sich durch deren Waffen zu befreien, jedoch wollte er selbst nichts riskieren und ebensowenig etwas von den Landesprivilegien verlieren. Im Jahre 1698 bereits schickte Brîncoveanu einen griechischen Kaufmann an den Hof des Zaren Peter, in dem er, wie viele andere türkische Untertanen, einen „grigischen Glaubens-Verwanten“ erblickte, wenn er auch „weidt endtlegen und ein Herr von allzu scharffer Disciplin“ war [1]).

Der Kaufmann, dem auf der Rückreise der feindliche Fürst der Moldau auflauern lieſs, rettete nicht nur seine Person und entging so der unangenehmen Aussicht, nach Konstantinopel verschickt zu werden, sondern auch seine Briefe, darunter die Antwort des fernen, mächtigen Potentaten, die uns jedoch nicht erhalten sind. „Es wäre“, schrieb man in Deutschland schon im Jahre 1695, „diesem (dem österreichischen Hofe) nicht angenehm, wenn die Russen für alle Zeiten an den Grenzen der Moldau und der Wa-

1) Berichte der sächsisch-polnischen Gesandtschaft an die Walachei von 1698, bei Jorga, Documente privitoare la Constantin-Vodă Brîncoveanu (Bukarest 1901), S. 6. Vgl. die Vorrede zu Jorga, Operele luĭ Constantin Cantacuzino Stolnicul (Bukarest 1901).



lachei blieben." In die Walachei kamen auch andere Kaufleute, die nicht im Dienste der Fürsten standen, und erzählten von den riesigen Rüstungen des moskowitischen Herrschers, der so viele Schiffe, Krieger und Geschütze gesammelt hatte, „und jetzt bleibt ihm nichts weiter übrig, als zur See gegen Konstantinopel zu ziehen" [1]). Brîncoveanu liefs sich auch 1698 das Prognosticon Acxtelmeiers übersetzen, worin prophezeit wird, dafs ein neues Reich des Ostens russischer Nation gegründet werden würde [2]).

Als im Verein mit einem Levantiner und einem Albanesen ein Gesandter des neuen polnischen Königs, sächsischer Abkunft, in der Walachei erschien — seit langem schon stand Konstantin Stolnicul mit Jablonowski und anderen Leuten in Polen in Briefwechsel —, wurde er sehr freundlich empfangen und hatte Gelegenheit, vom Fürsten selbst und von seinen beiden Onkeln und Ratgebern, dem deutschen „Grafen" Konstantin und Michael Kantakuzinos, deren letzterer als Grofsspatar an der Spitze des kleinen Heeres des Fürstentums stand, allerlei Wünsche und Andeutungen zu vernehmen. Diese rieten, dafs die Polen Kamieniec angreifen und sich der Moldau nähern sollten, und gaben die Versicherung, dafs in diesem Falle, wenn nämlich die polnischen Truppen — man fügte hinzu, dafs diese Truppen ja Deutsche und keine Polen seien — sichtbar werden würden, die Walachen mit Freude ihren neuen christlichen Herrn willkommen heifsen würden. Aber auch jetzt hing, wie zur Zeit Şerbans, alles von dem Eindringen des christlichen Heeres ins Land ab, und dies war trotz allen Wohlwollens schwer zu verwirklichen. Die Kaiserlichen fanden vor und nach dem grofsen Siege von Zenta einen anderen Kriegsschauplatz. Die Polen aber verlangten noch in demselben Jahre, wo Wackerbarth nach der Walachei ging, beide Fürstentümer und den Budschak, aber waren auch bereit, sich mit der Moldau zu begnügen, oder, wenn es nicht anders sein könnte, schliefslich nur mit den Burgen, die das königliche Heer besetzt hielt, vorlieb zu nehmen. So kam man in den Jahren 1698 und 1699 zum Frieden von Carlowitz, durch den das Haus Österreich die hochwichtige

---

1) Radu Popescu, in Magazinul istoric, V, S. 164.

2) Jorga, Manuscripte din bibl. străine, I, S. 25—26.

siebenbürgische Bergfeste, ein Land mit rumänischen Bauern, sächsischen Bürgern und rohen magyarischen Edelleuten errang. Die Polen, die eben noch ihre Forderungen so hoch gespannt hatten, waren mit der Wiedergewinnung von Kamieniec ganz zufrieden.

Die Moldau war während des Krieges stärker in Mitleidenschaft gezogen worden als das benachbarte Fürstentum. Es wären, sagte man zu Wackerbarth, von den vierzehn Bezirken der alten Zeit nur noch vier im Besitze des unfähigen Fürsten. Das war zwar eine Übertreibung, aber dennoch hatten in der Moldau die Polen viel mehr Grund und Boden als die Deutschen in der Walachei, ohne dafs sie deshalb gröfsere Anstrengungen hätten machen müssen. Der siegreiche König Jan Sobieski hatte 1683 Wien von der türkischen Gefahr befreit; vor Ende dieses grofsen Jahres noch erschien jenseits des Dnjestr eine Abteilung von königlichen Soldaten nebst den geflüchteten Bojaren und deren Thronkandidaten, dem Stephan Petriceicu, dem Verräter von Hotin, der bisher in Polen gelebt und wahrscheinlich eine Polin geheiratet hatte. Der „Grieche“ Duca war, von seinen Räten umgeben, eben erst von dem fehlgeschlagenen Zuge gegen Wien zurückgekehrt und befand sich in einem Dorfe am Fufse des Gebirges, um hier die Weihnachtsfeiertage zu verbringen. Hier entdeckten ihn die Feinde, nahmen den schlecht geschützten Tyrannen gefangen und führten ihn nach Lemberg, wo er starb. Den Tataren gegenüber, die den Auftrag hatten, den unersättlichen Demeter (Dimitrașco) Kantakuzino, einen anderen Griechen, als kaiserlich-türkischen Stellvertreter in der Moldau auf den Fürstensitz zu heben, konnte der ritterliche, aber schwache und planlos handelnde Stephan-Vodă seine Stellung nicht behaupten. Er verlor sie vielmehr ebenso rasch, wie er sie erworben hatte; die Tataren nahmen im Lande Quartier und hausten furchtbar. Obwohl sich die polnischen Kosaken, trotz eines glücklichen Zuges, den sie mit den moldauischen Gefährten unternahmen, der südlichen bessarabischen Städte nicht bemächtigen konnten (1683), gelang es den Polen, die nordwestlichen Burgen der Moldau in ihre Hände zu bringen, nämlich Suczawa, Cernăuți (Czernowitz) und Neamț, womit auch die starke Dnjestrfestung Soroca vereinigt wurde. In einigen Klöstern und Bojarenhöfen fanden sich ebenfalls ihre Ko-

saken neben deutschen Söldnern und raublustigen joimirĭ. Vergebens aber suchte Sobieski das ganze Fürstentum zu besetzen, um es beim Friedensschlusse behalten zu können. Im Jahre 1684 kam er nur bis an die Grenze, wo er auf türkisch-tatarische Reitertrupps stieſs, aber 1686 konnte der König in Jassy, wo schon viele seiner Ankunft harrten, seinen feierlichen Einzug halten. Der „Hospodar", der alte Konstantin Cantemir, der sich nicht allzu stark für eine christliche Politik erwärmte, schlich sich davon zu den Tataren, und als die Polen diese zu Hause aufsuchten, fanden sie nur ödes Land, ohne Nahrungsmittel und Wasser. Vom Feinde verfolgt, kehrte der Befreier der Moldau im Herbste zurück, ohne etwas Ernstliches ausgerichtet zu haben. Im Jahre 1691 jedoch war er glücklicher, und dieses Mal kam der erwähnte Teil des Landes wirklich in seine Gewalt: auf dieses Stück beschränkte sich aber auch das christliche Gebiet. Von hier aus wurden nun die gefürchteten podghiazurĭ, d. h. Beutezüge, die kühne Leute befehligten, unternommen, wodurch die übrigen Gegenden unaufhörlich beunruhigt wurden. Durch die Expedition gegen Soroca suchte sich 1692 Konstantin Cantemir, der nichtsdestoweniger die Künste des politischen Doppelspiels ziemlich verstand, wenn auch vergebens, zu befreien. Unter die Fahnen der polnischen Rottmeister und Hauptleute strömten auch alle jungen, kampflustigen Kräfte des Landes, aus den Wäldern der Bukowina wie aus den Tälern, und nicht minder die Nachkömmlinge der gefürchteten Orheienĭ, Lăpuşnenĭ und Sorocenĭ, die auch Duca genug zu schaffen gemacht hatten. Selbst aus der Walachei kamen tapfere Bojarensöhne, um sich an dem Beute versprechenden Kleinkriege zu beteiligen. Wie Miron Costin, so sehnten sich viele, selbst groſse Bojaren, nach neuen Verhältnissen unter christlicher Oberhoheit, und während seiner Verbannung nach Polen hatte wahrscheinlich dieser die Eingabe an den König verfaſst, in welcher [1]) ein oligarchisches Regiment verlangt wurde, mit Beibehaltung der alten Bojarenprivilegien, vollständiger Exemtion der bevorrechteten Stände — vom Metropoliten und Groſslogofăt bis zum letzten mazil herab — und Bauernhörigkeit.

1) Hurmuzaki, Supl. II [1], S. 151—153.



Nach dem Tode Cantemirs des Alten benutzte Konstantin Duca die joimirĭ, die unter einheimischen Hauptleuten standen, um sich unbequeme Türken, die ihm als Spione erschienen, durch Mord vom Halse zu schaffen. Antioh Cantemir, der älteste Sohn des verstorbenen Fürsten, ging noch weiter als jener. Als sich König August 1698 mit einem starken Heere der moldauischen Grenze näherte, schickte er seine Gesandten zu ihm und bot ihm die Unterwerfung der Moldau an, sobald die Einnahme des tatarischen Budschaks, wodurch sie im Schach gehalten wurde, erfolgt sein würde; zugleich bedang er sich in diesem Falle eine künftige Stellung für das Land aus, ähnlich der, die der ehemalige litauische Staat einnahm [1]). Diese Bedingungen nahm der König, nach dem Zeugnisse eines moldauischen Chronisten, der in solchen Sachen zuverlässig ist — Neculcea ist sein Name —, an. Der Friedensschluſs des folgenden Jahres vereitelte auch hier alle diese groſsen Pläne, und die Polen verlieſsen schlieſslich unverrichteter Sache die verarmte Moldau, die ihre alte Blüte niemals wieder erreicht hat.

Nach dem Frieden von Carlowitz sanken die moldauischen Fürsten und nicht minder der walachische Brîncoveanu, welcher zu dem häufigen Fürstenwechsel im Nachbarlande mehr als jeder andere beigetragen hatte, zu politischer Bedeutungslosigkeit herab, nur mit dem Geldeinsammeln für den verhaſsten heidnischen Kaiser sorgenvoll beschäftigt. Die Hoffnung, von diesem immer drückenderen Joche befreit zu werden, hatten sie trotzdem noch nicht aufgegeben, und bei vielen Bojaren war die Hinneigung zu den Christen noch stärker als bei den Fürsten selbst. Österreich war für einige Jahre mit der Assimilation der erworbenen groſsen östlichen Provinz, wo die ungarischen Magnaten ohne Zögern die Waffen erhoben hatten, beschäftigt, und von dieser Seite geschah augenblicklich weiter nichts, als daſs die alte verräterische Korrespondenz des walachischen Fürsten und seines Oheims Konstantin fortgesetzt wurde. Aber Ruſsland, das neue moskowitische Ruſsland, hatte sich in den letzten Krieg nur wenig eingemischt, während es die Schwäche des türkischen Reiches bei dieser Gelegenheit nur zu gut kennen gelernt hatte. Karl XII., der besiegte schwedische Held, der nicht

1) Letopisițe, II, S. 260.



ungerächt nach Hause zurückkehren wollte, arbeitete eifrig in seiner elendiglichen moldauischen Residenz zu Varniţa, in der Nähe von Bender, auf dem Rajaboden, an einem neuen Kriege zwischen Türken und Russen, der die rasche, in jeder Richtung zu beobachtende Entwickelung des Zarenreiches verhindern sollte.

Die rumänischen Herrscher hatten ihre Entschlüsse hinsichtlich der Haltung im bevorstehenden Kriege bereits gefaſst. Schon Konstantin Duca lieſs einen seiner Söhne von dem auf der Reise nach Konstantinopel befindlichen russischen Gesandten, von dem Kniaz Demeter Galitzin, taufen [1]). Mihaĭ Racoviţă, zwar ein einfacher Landbojar, der aber mütterlicherseits mit den moldauischen Kantakuzinen verwandt war und infolge des Geldes und des Einflusses des Brîncoveanu von den Türken das Fürstentum bekommen hatte, schickte zu Ende seiner zweiten Regierung im Jahre 1709 eine geheime Gesandtschaft an den siegreichen Zaren Peter zu Kiew, um sich bei ihm für alle Fälle eine Zuflucht zu sichern [2]). Schon seit 1707 lebte am Hofe von Moskau David Corbea, ein Vertrauensmann der walachischen Kantakuzinen, als Gesandter des vorsichtigen Brîncoveanu; sogar Briefe des russischen Ministers Golowkin an Mihail Kantakuzino und dessen Neffen Toma, der ihm als oberster Befehlshaber über die Landestruppen, als Spatar, folgte, sind auf uns gekommen [3]). Die Türken hatten noch volles Vertrauen zu den walachischen Fürsten; Mihaĭ-Vodă aber setzten sie ab, um Nikolaus, dem ältesten Sohne des Dragoman Maurokordatos, die Moldau zu verleihen. Der junge Grieche war jedoch augenscheinlich zu schwach und zu fremd, um eine Grenzprovinz verteidigen zu können. Dieses Bedenken und die Einmischung des Khan führten in der Tat zu der Ernennung des Demeter Cantemir, der schon fest davon überzeugt war, daſs die Zukunft den Christen, der europäischen Macht, Kultur und Arbeit gehören würde. Er und Brîncoveanu erhielten nun den Befehl, sich am St. Georgstage des Jahres 1711 mit ihren bewaffneten Scharen vor Bender einzufinden, um an der Bestrafung des anmaſsenden Moskowiters teilzunehmen.

1) Letopisiţe, II, S. 275.

2) Ebenda, S. 291.

3) Jorga, Doc. Cantacuzinilor, S. 262 ff.

Doch vergebens wartete man auf sie. Der Walachenfürst antwortete, als der Zar in ihn drang, daſs er ihm gern 30000 Mann und genügenden Proviant zur Verfügung stellen wolle, jedoch nur unter der schon bekannten Bedingung, nämlich erst dann, wenn die Befreier als Sieger auf walachischem Boden ständen. In der Tat sammelte er ein zwar wesentlich kleineres, aber immerhin bedeutendes Heer, rückte aber damit nur bis in das Tal von Urlaţi, von wo aus er sich ebensogut zurück, nach seiner Hauptstadt, nach dem Kriegsschauplatze oder auch nach dem errettenden Siebenbürgen wenden konnte, je nachdem es die Umstände verlangten. Den Türken hatte er Geld geschickt, und so fiel seine Säumigkeit nicht weiter auf; die Proviantkarren aber standen bereit für den, der als der Stärkere aus der Entscheidungsschlacht hervorgehen würde. Um den russischen „Kaiser“ zu beschwichtigen, schickte er einen alten, erfahrenen, griechischen Bojaren, den Georg Kastriota, mit Briefen und mündlichen Entschuldigungen nach Jassy. Aber ohne die Erlaubnis seines Vetters und Herrn floh Ende Juni Toma Kantakuzino mit zahlreichen Begleitern aus der Umgebung des Fürsten und erschien auch in der moldauischen Hauptstadt, um die Mitteilungen des Kastriota zu ergänzen. Toma führte nun ein russisches Korps nach Brăila, wo sich die türkischen Magazine befanden, während Kastriota, dem durch Vermittelung des Patriarchen von Jerusalem, Chrysanthos Notaras, ein geheimer Auftrag von den Türken selbst geworden war, den Zaren mit Friedensvorschlägen bestürmte, die Peter, nach der Katastrophe am Pruth, wohl oder übel annehmen muſste, um sein Heer zu retten. Als Brîncoveanu die Nachricht von diesem kläglichen Ende der groſsen christlichen Pläne erhielt, soll er, bitter scherzend, gesagt haben, die Osmanen müſsten mit etwas anderem, als „mit Bechern und Branntwein“ besiegt werden, und gut bezeugt ist die Bemerkung des mächtigen Stolnic Kantakuzino: „Auch in deutschen Kleidern bleiben die Muskalen (Moskowiter) immer Muskalen“. Im Sommer kehrte Brîncoveanu ruhig in seine Residenz zurück, um eines anderen christlichen Retters zu harren.

Was den hochgelehrten „Demetrius“ Cantemir anlangt, so erfüllte er keinen einzigen der vielen ihm gewordenen vertraulichen Aufträge; er häufte keinen Proviant an, erstattete keine wahrheitsgetreuen Nachrichten über die Bewegungen des Feindes und kümmerte



sich nicht um die Bewachung und gelegentliche Gefangennahme Brîncoveanus, obwohl er ihn im übrigen seit langer Zeit als den Familienfeind betrachtete. Während des Winters hatte er vielmehr bereits einen Pricopie Căpitanul an den orthodoxen Kaiser gesandt, um ihm seine Vorschläge zu überbringen. Später betraute er mit einem ähnlichen Auftrag den Adam Luca, der diese verräterische Reise unter dem Vorwande unternahm, daſs er nach Polen reise, um hier einem Reichsbeamten ein Anliegen der hohen Pforte zu übermitteln. Luca reiste am 23.—24. April a. St. ab, und am 13. schon schloſs Peter mit Pricopie einen ersten Vertrag, in dem beinahe von weiter nichts als dem künftigen Wohle der Dynastie Cantemir die Rede ist: diese soll für immer die Moldau besitzen, auch über die Edelleute nach Belieben herrschen und die Rechtspflege ohne fremde Kontrolle ausüben; für den Fall, daſs das Fürstentum in den Händen der Türken bleiben sollte, verpflichtet sich der Zar, der Moldau und deren bisherigem Herrscher seine Unterstützung zuteil werden zu lassen. Luca indes übermittelte wesentlich andere Bedingungen, die aus der Beratung mit den Bojaren hervorgegangen waren; ja letztere hatten ihrerseits auch eine besondere Abordnung, bestehend aus alten und jungen militärisch gekleideten Standesgenossen, an den künftigen Schutzherrn gesandt. Im Monat Mai alten Stils unterzeichnete der russische Monarch den endgültigen Vertrag, der aus lauter utopischen, jedem Moldauer angenehm klingenden Paragraphen bestand: Ruſsland will die Kosten der Staatsverwaltung tragen, dem Fürsten eine Pension zahlen und den Sold für das Heer aufbringen; der Klerus und alle gegenwärtigen oder gewesenen Bojaren sollen keinerlei Steuern mehr entrichten, aber wohl die goştină und desetină auf ihrem Grund und Boden selbst einheben; lebenslänglich sollen die Bojaren im Besitze der ihnen einmal verliehenen Ämter bleiben. Ein Todesurteil gegen sie kann nur mit Genehmigung des Rates und unter Zustimmung des Metropoliten ausgesprochen werden; die Bauern erhalten ihre Freiheit zwar nicht zurück, aber sie entrichten dem Staate keine Steuern mehr; der Fürst bekommt vielmehr nur den Ertrag der Salzgruben und der Städte, aber er soll bis zur Donau herrschen und endlich von den Tataren befreit sein; in seinem Gebiete sollen keine Mos-



kowiter angesiedelt werden, und keine moskowitischen Besatzungen sollen in seinen Festungen verbleiben; sein Titel wird „Alleinherrscher" lauten, und kein Vasall, sondern nur ein „Freund" des grofsen Rufsland soll er sein [1]). Als Cantemir erfuhr, dafs die Russen bereits am Dnjestr ständen, und als er Geld von ihnen in den Händen hatte, erklärte er endlich durch eine Proklamation, die er mit den generellen Ankündigungen des Zaren veröffentlichte, dafs er sich empöre. Als ein Mann, welcher der Vergangenheit kundig war, vergafs er die alten Verträge mit der Pforte nicht und stellte deren willkürliche Nichtbeachtung ins gehörige Licht; er sprach von der Gnade des Kaisers Peter Alexiewitsch und forderte jeden, der kämpfen konnte, auf, am 15. Juli unter seinen Fahnen zu erscheinen [2]).

Nacheinander erschienen nun der Brigadier Kropotow, Scheremetew, der Günstling des Zaren, und endlich dieser selbst. Peter fand persönlich einen besonderen Gefallen an dem moldauischen Fürsten, den er seinen Sohn nannte und den er unter dem Einflufs des Schaumweins väterlich küfste. Die Bojaren mufsten sich schliefslich alle in die Notwendigkeit fügen, obgleich der alte Jordaki Rosseti (Ruset) anfangs heftig gegen die „Unveränderlichkeit der Domnie" protestierte. Das Heer bewegte sich nun dem Laufe des Pruth entlang weiter, aber was sich hernach zutrug, das ist fremde Geschichte, die sich nur auf moldauischem Boden abspielte. Eine Kapitulation drohte dem Zaren, und er entzog sich ihr nur durch Abschlufs eines ungünstigen Friedens. Demetrius aber wurde von jetzt an der gelehrte Berater Peters, er stieg zum Senator und Mitgliede der Akademie auf und führte sogar bald eine moskowitische Prinzessin als Gemahlin heim. Sein Land jedoch bedeutete für ihn nur eine schmerzliche Erinnerung und das Objekt seiner wissenschaftlichen Beschäftigung, die zum gröfsten Teile der verlorenen Heimat galt [3]).

---

1) Der erste Vertrag ist in der russischen Sammlung IV der Staatsverträge und daraus bei Sturdza, Acte și doc., I, S. 15 f., veröffentlicht, der zweite ist in der Chronik von Neculcea, S. 306. enthalten. Die Vollmacht des nach Polen gesandten Luca in meiner Ausgabe von Amira's Autentica Istoria di Carlo XII. (Bukarest 1905), S. 23, Anm. 2, veröffentlicht. Vgl. G. Bogdan-Duică, in den „Rumänischen Jahrbüchern", Jahrgang IX.

2) Hurmuzaki, Supl. I, Bd. I, S. 396—399.

3) S. hinsichtlich der Quellen und ihrer Kritik meine Ist. lit. rom., I.

Nachdem die Türken in Jassy gehaust hatten und die Tataren strafend eingefallen waren, wurde Nikolaus Maurokordatos zum zweiten Male zum Fürsten der Moldau ernannt. Im Jahre 1716 wurde er dann, und zwar nicht ohne sein Betreiben, in die reichere Walachei versetzt, wo eine doppelte Tragödie dem Zeitalter der Nationalfürsten ein Ende bereitet hatte.

Brîncoveanu war seit einiger Zeit mit seinen kantakuzinischen Verwandten, unter denen einige selbst nach der Herrschaft strebten, zerfallen; auch der Stolnic Konstantin war jetzt gegen ihn. Während nun die Kantakuzinen ihre alten Beziehungen zum russischen Kaiser aufrechterhielten [1]), setzten sie die Pforte davon in Kenntnis, daſs der Fürst ein groſser Verräter sei, daſs er nach österreichischen Titeln gestrebt und sie erhalten habe, daſs er Geldmünzen mit seinem Bilde — es waren Gedenkmünzen — schlagen lasse, daſs er viel Geld im Auslande untergebracht habe, daſs er die Türken, seine Herren, im Auftrage der vermaledeiten Christen ausspioniere usw. In der Woche vor Ostern 1714 wurde Konstantin, ein jetzt hochbetagter Mann, von Bukarest abgeholt und zur Pforte geführt, um Rechenschaft über seine angeblichen Untaten abzulegen; Frauen und Kinder, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, ja Kindeskinder begleiteten ihn auf diesem Schmerzenswege. Nach einem langen grausamen Spiele mit seinem Leben wurde er endlich als armer, von allem entblöſster, alter Mann, angetan mit dem Hemde des Verräters, auf der Straſse knieend, vor dem Kaiser enthauptet, nachdem das Blut seiner Kinder vor seinen müden Augen geflossen war.

Sein Nachfolger ward Stephan, der Sohn des Stolnic. Der Bruder dieses Stolnic, Michael, hätte allerdings statt seiner den moldauischen Mihaĭ-Vodă Racoviţă, mit dem er jetzt verschwägert war, als Fürsten lieber gesehen. Wiederum gelangten deshalb giftige Beschuldigungen nach Konstantinopel, und wieder erreichten sie ihren Zweck. Ştefan-Vodă und sein Vater traten in die blutigen Fuſstapfen der Familie Brîncoveanu und wurden im Juni 1716 erdrosselt. Damit das Spiel endlich einmal ein Ende finde, verloren endlich nach etlichen Wochen auch die Beschuldiger ihre Köpfe, und zwar in Adrianopel. Mihaĭ Racoviţă

1) Jorga, Documentele Cantacuzinilor, S. 262f.

reiste als neuer Fürst der Moldau ab, während Nikolaus Maurokordatos die Walachei erhielt [1]).

Nikolaus Maurokordatos stammte durch seinen berühmten Vater, der Arzt in Padua gewesen war — dort befand sich die angesehenste Medizinschule für den ganzen Orient —, aber auch als Schriftsteller und Staatsmann Ruf genofs, aus einer „nesiotischen" Familie der Insel Chios; er war also kein Fanariote und gehörte ursprünglich nicht in die Reihe der hauptstädtischen Griechen, die ihren Sitz, von dem aus sie Ränke spannen und Geld und Ehren einheimsten, in der berühmten Vorstadt Phanari aufgeschlagen hatten. Aber nicht als Sohn des Grofsdolmetschers, des secretarius oder ἐξ ἀποῤῥήτων der Pforte, nicht als ein Mann, der selbst eine Zeitlang das Amt des Dolmetschers bekleidet hatte, sondern als Nachkömmling der alten rumänischen Nationalfürsten wollte Nicolae-Vodă, der in seiner Titulatur den Namen Maurokordatos tilgte und sich gemäfs der in den Fürstentümern geltenden Hofregel Nicolae Alexandru-Vodă nennen liefs, erscheinen. Als ein walachischer Bojar, Radu Popescu, auf seinen Befehl eine Kompilation der bisherigen Landeschroniken schrieb und deren Erzählung fortsetzte, da begann er die Kapitel über die neue Ära des Maurokordatos mit einem Abschnitte, der sich mit der Genealogie seines Gönners beschäftigt [2]): der unkundige Leser erfuhr daraus, dafs Nikolaus, der Grieche, ein Enkel des alten, grofsen, moldauischen Alexander sei, weil seine Mutter, Sultana, die Tochter der Fürstin Kassandra war, die Alexander Iliaş zum Vater hatte [3]). Ein anderer Grofser seines Hofes, Konstantin Văcărescu, sowie der Sohn des Jordaki Rosseti (Ruset), Nikolaus, griffen ebenfalls zur Feder, um die rumänische Herkunft ihres erlauchten Herrschers zu beweisen [4]). Er selbst suchte nicht minder seinen fremden Charakter aufs sorgfältigste zu verdecken: er erlernte die Landessprache, auch

1) Vgl. Jorga, Operele lui C. Stolnicul; Doc. priv. la Brincoveanu und den I. Bd. der Ist. lit. rom.

2) Magazinul istoric, IV, S. 39ff.

3) Vgl. Legrand, Généalogie des Maurokordato (Paris 1886), in 8° — ein zweites Werk mit diesem Titel erschien 1900 — und A. G. Maurokordato, in Arch. soc. şt. şi lit. din Iaşi, V, S. 170ff.

4) Jorga, Ist. lit. rom., I, S. 198ff. Vgl. Convorbiri literare, Jahrg. 1904, S. 871.



um die geschichtlichen Werke, die darin geschrieben waren, lesen zu können, ordnete ihre Sammlung an und liefs sie fortsetzen. Die Rumänen Nikolaus Costin, der gelehrte, aber wenig befähigte Sohn des Miron, und Radu Popescu, der einer alten walachischen, mit den Băleni verwandten Familie entstammte, waren nicht nur seine literarischen Lobredner, sondern safsen auch als die ersten in seinem fürstlichen Rate. Obgleich er den griechischen Schulen und Druckereien seine Aufmerksamkeit zuwandte, und obgleich er selbst die Literatur seiner Nation mit dem Buche *Περὶ καθηκόντων* und etlichen kleineren Schriften bereicherte, kann er doch nach einem Brîncoveanu, der sich um die Verbreitung der Kultur in der einzigen für den ganzen christlichen Orient denkbaren Sprache bemühte, unmöglich als Vertreter griechischen Einflusses gelten. Chrysanthos Notaras, der ihm oft mit seinem klugen Rate beistand, war ebensowenig ausschliefslich dem Griechentum ergeben. An der hohen Schule der Moldau zu St. Sabbas (Sfîntul Sava) lehrten neben dem hellenischen ersten didaskalos auch ein slavischer und ebenso ein rumänischer, und alle drei wurden aus der fürstlichen Kasse bezahlt. Unter Nicolae Alexandru-Vodă erschien zu Jassy eine Liturgie in der Landessprache. In den Verhaltungsmafsregeln, die er seinem ebenso gelehrten Sohne Konstantin gab, findet sich auch die, man solle sich bemühen, so wenig wie möglich Griechen in die Fürstentümer zu bringen.

Dieser Sohn Konstantin war ebenfalls ein eifriger Förderer der Kultur; er sammelte eine grofse Bibliothek, die er allerdings später, von den Türken bedrängt, verkaufen mufste; er liefs den Schulen seine besondere Vorsorge zuteil werden und vergafs nicht, dem rumänischen Lehrer an der fürstlichen Schule zu Jassy Gehalt zu zahlen. Den Klerus wollte er seiner hohen Sendung würdig machen, und er scheute dabei sogar vor einem Zwange nicht zurück, der viel Unzufriedenheit hervorrief. Die Priester mufsten harte Predigten anhören und sich eine Kontrolle gefallen lassen; wer sich den Anordnungen des belehrenden Herrschers nicht fügen wollte, bezahlte als Strafe nicht nur jährlich einen Dukaten, der für die Unterhaltung der Schulen verwendet wurde, sondern auch die schwere und besonders erniedrigende Steuer des Bauern, den bir de țară. Während er die Moldau regierte, gründete er eine Druckerei für kirchliche Bücher in Rădăuți und verfügte, dafs



nur allgemein verständliche Bücher, pe înţeles, in den Kirchen verwendet würden, zum Heile der Seelen und zur Förderung der Kultur.

Gregor Ghica, ein dritter Fürst, der nacheinander in beiden Fürstentümern regierte, war der Neffe des Nikolaus Maurokordatos, denn seine Mutter war dessen Schwester. Ein liebenswürdiger junger Mann, der darauf brannte, alles zu lernen, und der als gewesener Grofsdolmetsch der Pforte mehrerer orientalischer und europäischer Sprachen mächtig war, erlernte Ghica mit Leichtigkeit auch die „moldauische", um ein guter Fürst zu werden und imstande zu sein, von allem und jedem persönlich Kenntnis zu nehmen. Für die Schulen sorgte er in gleicher Weise wie die beiden Maurokordatos und ordnete an, dafs nur derjenige Bojarensohn, der sich im „Musäon" oder der „Akademie" die nötigen Kenntnisse erworben hätte, die Beamtenlaufbahn betreten dürfe. Im Lande war er zweifellos beliebt, und niemand dachte daran, diesem Nachfolger der echt rumänischen Fürsten den Vorwurf zu machen, dafs er ein unverbesserlicher, aussaugender Grieche sei.

Aufser den Genannten regierten in der ersten Hälfte der sogenannten Fanariotenzeit zwei andere Maurokordaten. Der erste war Johann, der Verweser in der Moldau nach dem Verrate Cantemirs und der Nachfolger seines Bruders Nikolaus, als dieser von den Deutschen in seiner Hauptstadt überfallen und nach Hermannstadt geschleppt worden war (1716), ein schöner Mann, zwar weniger gelehrt als sein Bruder, aber milde und gnädig, so dafs das Land, als er nach kurzer Regierung in der Walachei starb, ihn allgemein betrauerte (1718). Der zweite war ein Bruder Konstantins, ein verwöhnter junger Mann, der zu nichts taugte, zum Guten ebensowenig wie zum Schlechten. Ferner kommen die Söhne Gregor Ghicas, Mateĭ und Scarlat, in Betracht, die sich ebensowenig durch irgend etwas auszeichneten. Ein vierter Ghica, Alexander, war der kaum erwachsene Sohn des Scarlat. Ein fünfter, Gregor, der Sohn eines anderen Alexander, der ehedem als Grofsdolmetsch bei den dem Frieden von Belgrad (1739) vorausgehenden Unterhandlungen tätig gewesen war, wurde wegen geheimer politischer Umtriebe enthauptet. Dieser zweite Gregor Ghica übertraf sicherlich an Begabung, wenn auch nicht an Glück — Gregor Mateĭ starb ruhig



in Bukarest, während der Sohn des Enthaupteten 1777 durch einen Justizmord in Jassy endete — den ersteren. Letzterer ward der Wiederhersteller der hohen Schule von Jassy, vollstreckte pünktlich die ihm gewordenen kaiserlichen Befehle und erhielt dafür sogar einmal die Fürstenwürde für sein ganzes Leben verliehen. In seiner moldauischen Hauptstadt liefs er schöne öffentliche Bauten aufführen, gründete eine Tuchfabrik in der Moldau und zog fremde Meister dafür heran, gewährte jedem Bojaren ein bestimmtes Einkommen und bereitete so dem bisherigen Chaos und den bisherigen Mifsbräuchen ein Ende [1]). Persönlich kontrollierte er die gesamte Finanzverwaltung, so dafs unter ihm alle unheilvollen Unterschleife verschwanden. Einen besseren Verwalter hat gewifs weder die Moldau noch die Walachei in diesem meistenteils so ungerecht beurteilten 18. Jahrhundert gehabt.

Mihaĭ Racoviţă, der schon zweimal Fürst der Moldau gewesen war, kam dort noch ein drittes Mal zur Regierung, und dann auch noch zweimal in der Walachei. Seine zwei Söhne genossen dieselbe Ehre, Meierhöfe an der Donau für den Sultan zu verwalten. Konstantin zeichnete sich durch eine starke Vorliebe für alkoholische Getränke aus und verbrannte buchstäblich daran. Stephan aber war, wie sein verstorbener Vater, der in seinen letzten Zeiten die griechische Klientel mehr als die griechischen Fürsten selbst begünstigt hatte, ein charakterloser Mann. Andere Mitglieder dieser wenig begabten Familie lebten als konstantinopolitanische Beyzades, Fürstensöhne, oder später auch als einfache Landbojaren.

Endlich im Jahre 1758 erhielt durch eine Intrige in Konstantinopel der alte Pforten-Dolmetsch Johann Kallimaki, der Sohn eines Mazilen aus dem Gebiete Orheiŭ und einer Frau aus Cîmpulung, der anfangs Calmăşul hiefs und in polnischen Schulen Lateinisch gelernt hatte, den moldauischen Fürstensitz, ohne danach verlangt zu haben. Er zeigte sich als ein biederer, harmloser Mann, und ebenso sein übrigens bedeutungsloser Nachfolger und Sohn Gregor, dem 1769 ein grausamer Tod im kaiserlichen Kerker beschieden war.

Überblickt man nun die Reihe aller dieser hervorragenden oder ins Grau der Allgemeinheit verschwindenden Persönlichkeiten,

1) P. Răşcanu, Lefile şi veniturile boierilor Moldoveĭ (Jassy, 1887).



so ist leicht zu erkennen, daſs sich hinsichtlich der Fürstenernennung nichts Wesentliches geändert hatte. Im 17. Jahrhundert bereits, und nicht erst am Ende desselben, wurden Leute auf den Fürstenthron gehoben, die wie Gratiani nicht erlauchten Ursprungs waren und sich nicht einmal die Mühe gaben, einen solchen vorzuspiegeln. Man trifft vielmehr in diesem nicht als „fanariotisch" verschrieenen Zeitalter tatsächlich lauter Griechen, die ohne jegliches Recht darauf, aber auch ohne jeglichen Anspruch, den Verdienst oder Talent verleihen könnten, die Wojwodenwürde erhielten. Man braucht nur an Demeter Kantakuzino und an Anton Rosseti zu denken und nicht zuletzt an die Ghica, an den Rumelioten Duca, dessen Eltern noch den Kharadsch an den Spahi, den Besitzer ihres Dorfes, bezahlt hatten. Ebenso wurde in dieser Epoche nicht lange nach dem Tode des Mateĭ-Vodă, des Basarabensprößlings, und des Vasile Lupu, der seine Genealogie mit Aron-Vodă in Verbindung gebracht hatte, Fürsten ernannt, die, einer Bojarenfamilie oder einem nichtadligen Geschlechte angehörig, keine Genealogie vorzeigen konnten und keinen Sieg über einen Nebenbubler davongetragen hatten. Hier könnte man auch den Istrati Dabija erwähnen, einen alten bonhomme, der seinen täglichen Wein mit gröſserem Vergnügen aus irdenen Töpfen als aus kristallnen oder goldenen Bechern trank, einen Antonie-Vodă din Popeştĭ, einen kindischen Greis, dem die Bojaren eine tägliche Pension für seinen Unterhalt aussetzten und der seinen Sohn Neagoe zu den täglichen Ausgaben des Hofes einen gröſseren Beitrag leisten lieſs, weil Antonie ein Witwer war und der Sohn eine Frau hatte, deren Unterhalt auch etwas kostete, dann den Konstantin Cantemir, einen ehemaligen polnischen Offizier aus Mazilenblute, einen Mann, der kaum seine Unterschrift mechanisch nachzumalen lernte, und schlieſslich den Mihaĭ Racoviţă.

Was trifft man dagegen im 18. Jahrhundert? Fürsten, die, wie die Maurokordaten, von ihren fürstlichen rumänischen Ahnen sprachen, andere, wie die Ghica und Racoviţă, deren Rechte auf die Herrschaft weiter zurückreichen als bis zur Absetzung Cantemirs und den Hinrichtungen von 1714 und 1716; und neben ihnen steht die „neue" Familie der Kallimaki, deren Glieder ebensogut moldauische Mazilen wie vor ihnen Dabija und Cantemir waren.



Man spricht ferner, um dieses Zeitalter zu kennzeichnen, von einer Begünstigung des griechischen Elements, von einer Erhöhung der Steuern und dem Fortschreiten der systematischen Auspressung des Bauern. Auch diese Dinge verdienen eine etwas genauere Untersuchung.

Wie die Fürsten des 17., so unterhielten auch die des 18. Jahrhunderts Agenten an der Pforte, Kapu-Kehajas. Wenn der Fürst kein Geld, keinen Einfluſs, keine Energie und keine Beschäftigung hatte, dann warf sich dieser Agent, gewöhnlich auch jetzt ein konstantinopolitanischer Grieche, ein Fanariote, zum Lenker aller Angelegenheiten, zum Vormund, Beschützer und Befehlshaber „seines“ Fürsten auf. Nikolaus Maurokordatos, sein älterer Sohn, sowie Gregor Mateĭ und Gregor Alexander Ghica brauchten allerdings solche gebietende Helfer nicht; sie waren selbst die Herren der Vistierie und unterhielten selbst Verbindungen mit der türkischen Welt. Anders lag dagegen der Fall bei den sehr jungen Beyzades, die kindisch und verdorben waren, z. B. bei den Söhnen des ersten Gregor und bei seinem Enkel, und bei den elenden Nachkommen des alten Racoviţă. Arme Fürsten, wie es die Kallimaki im höchsten Grade waren, brauchten ebenfalls eine Stütze und muſsten dem Winke dessen, der ihnen Anleihen vermittelte, folgen. So entstand die Macht eines Başa-Mihalopol, eines Gheorghe Hatmanul und eines Stavraki; letzterer war ein sehr gefeierter Grieche, der 1765 seinen Reichtum, seinen Ehrgeiz und sein Ränkespiel auf Befehl des empörten und habgierigen Sultans mit dem Tode durch den Strang bezahlte. Alexander Sutzo wurde ebenfalls gehenkt; Nikolaki Sutzo wäre beinahe an das Ziel seiner Wünsche gekommen, er brachte es bis zum Dolmetsch der Pforte, ward maſsgebend in allen rumänischen Angelegenheiten und riet zum Kriege gegen Ruſsland, bezahlte aber dessen unglücklichen Ausgang 1769 mit dem Tode. Aber diese „groſsen Griechen“ sind, wie schon gesagt, keine neue, unheilbringende Erscheinung; sie setzen vielmehr nur die lange, durch Michael, den „Satanssohn“ (Schaitanoglu), diesen mächtigen, zuletzt aber auch gehenkten Kantakuzinen eröffnete Reihe fort.

Von einer stärkeren Einmischung der Griechen in die Landesverwaltung ist auch nicht die Rede. Man kann sogar behaupten,



dafs sie jetzt vorsichtiger zu Werke gehen. Von einem Benehmen, wie es Tzukalas, Sophiali oder Balasaki an den Tag gelegt hatten, ist nicht mehr zu berichten. Als Stavraki in die Moldau kam, um die Eintreibung der Steuern persönlich u überwachen, jagten ihn die Bewohner der Vorstädte von Jassy so wütend von dannen, dafs er niemals wiederkam. Nikolaki Sutzo residierte zwar einige Zeit neben seinem Schützling Gregor Kallimaki, aber erschien nur seines Amtes zu walten und schonte die Empfindlichkeit seiner rumänischen Kollegen. Wie ehedem besetzten auch jetzt die Griechen nur einige Ämter, das des Postelnics und des Vistiers; so beginnt auf rumänischem Boden die Laufbahn eines Konstantin Moruzi und eines Alexander Ipsilanti, die beide später in einem neuen Zeitabschnitte der Fanariotenära Fürsten wurden. Die kleinen 'Raubtiere finden sich gerade wie in der angeblich besseren Zeit unter der Dienerschaft der Wojwoden, wo sie wenig Schaden anrichten konnten, oder nur in untergeordneten Beschäftigungen. Im allgemeinen sind die Griechen um so stärker vertreten, je weniger der Fürst von den Regierungsgeschäften versteht. Es mufs auch hervorgehoben werden, dafs ebenso wie vorher die Walachei mehr Griechen beherbergt als die Moldau. Schliefslich ist nicht zu vergessen, dafs in der Regel schon in der zweiten Generation der von einer rumänischen Mutter geborene Grieche das fremde Gepräge verloren hat, wenn er auch den fremden Namen weiter trägt. Diese Verschwägerungen zwischen Griechen und Rumänen waren eine sehr häufige Erscheinung, und der unfähige Griechenschützling Stephan Racoviță, der, wie sein verstorbener Bruder, die Volksmassen von Bukarest gegen sich erregte [1], erliefs, um sie zu beschwichtigen, ein Dekret, das die Verschwägerung der einheimischen Familien mit Griechen verbietet [2].

1) Sie lärmten gegen die Einkerkerung einiger Landesbojaren, von denen die Regierung Geld forderte.

2) Vgl. die in der Genealogia Cantacuzinilor enthaltene Chronik und das Dekret selbst, das I. Bianu in der Revista nouă, III, S. 302ff. veröffentlicht hat.

2. Kapitel.

Die Staatsfinanzen, Reformversuche und Abgaben.

I. Die Steuern. Was die Vermehrung und Erhöhung der Steuern betrifft, so läfst sich dieselbe nicht leugnen, waren doch seit dem 16. Jahrhundert die Lasten der rumänischen Länder immer drückender geworden. Der türkische Staat hatte sich immer mehr auf den Mifsbrauch der öffentlichen Gewalt eingerichtet, und je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr war man zur Befriedigung der Bedürfnisse des Reiches wie der Unersättlichkeit der grofsen und kleinen Würdenträger und Hofschranzen auf die Donaufürstentümer angewiesen. Der heilige Krieg trug keine Beute mehr ein; die Gunst der Pforte wurde nicht mehr durch reiche Geschenke erkauft, viele Provinzen entbehrten beinahe jeder Bedeutung für den kaiserlichen Schatz, weil sie sich langsam vom Ganzen losrissen, und es fehlte an Kraft und Intelligenz, um diesen Verwesungsprozefs durch energische Mafsregeln zu bekämpfen. Die Raja an der Donau war mit der Zeit die einzige Ernährerin des Reiches geworden, und die Kosten für den verfallenden Staat trug der arme, geplagte, rumänische Bauer. Selbst die besten Herrschernaturen unterlagen dieser unabwendbaren Notwendigkeit. Der „Grieche“ mufste das verlangen, was ihm selbst vom Türken abgefordert wurde, und aufserdem, ganz abgesehen von seinem Hofhalte, auch alles das, was er brauchte, um seine Herrschaft durch Schenkungen an alle Mächtigen in Konstantinopel aufrechtzuhalten. Im Grunde hing alles lediglich von dem Zufalle und von der jeweiligen Laune deren ab, die gerade die Zügel des türkischen Reiches lenkten. Jede Beständigkeit, jede Sicherheit fehlte; „einmal“, so schreiben im Jahre 1769 die moldauischen Bojaren an die russischen Befehlshaber, „nahmen die Fürsten mehr, ein andermal weniger, denn nichts war unveränderlich“ [1]).

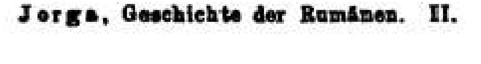
Auf der anderen Seite waren durch eine alte Überlieferung die Quellen der fürstlichen beziehungsweise staatlichen Einkünfte festgelegt: die uralte Kopfsteuer, die Steuer „pe nume“, „auf

1) Archiva românească, I, S. 147.

den Namen", wurde eingehoben, um den bir aufzubringen, seitdem es einen Tribut gab, und aufserdem besafs der Fürst das patriarchalische Recht, von jedem Erzeugnis des Landes, und zwar ohne Unterschied, ob das betreffende Dorf frei war oder etwa einem Bojaren, einem Kloster oder einem Bischofssitze zugehörte, den Zehnten zu erheben. Wie ihre Vorgänger, so besafsen auch die „Fanarioten" bis 1774, selbst von den türkischen Gelüsten abhängig, keine anderen Mittel, deren sie sich hätten bedienen können, um sie zu befriedigen. Sie waren zudem, wie ihre Vorgänger, ebenfalls gute oder schlechte Verwalter der Staatsfinanzen.

Der Pforte und ihren Beamten hatten die rumänischen Fürsten des 18. Jahrhunderts zu entrichten, was hier aufgezählt werden soll. Verweigern konnten sie nichts; nur einige Privilegierte unter ihnen besafsen den Mut, eine Herabsetzung der zu hohen Forderungen zu verlangen, aber nur in seltenen Fällen und in geringem Umfange ist es ihnen gelungen.

Zuerst war der Tribut zu entrichten. In der Walachei war er schon unter der im übrigen glücklichen Regierung Brîncoveanus zu einer hohen, unerträglichen Summe gestiegen, und vergebens machten dessen Nachfolger den Versuch, den „adaus", die Erhöhung, die er hatte bewilligen müssen, rückgängig zu machen. Nikolaus Maurokordatos wendete seinen ganzen Einflufs auf und bezahlte 100 Beutel, nur um die Herabsetzung des Zinses zu erwirken; schliefslich mufsten dennoch jährlich hundert von den verlangten Beuteln dauernd aufgebracht werden [1]). Neben dem Tribute mufste er, ebenso wie sein moldauischer Nachbar, den mucarer bezahlen, damit seine Regierung jedes Jahr „erneuert" werde: der „kleine" mucarer betrug für die Walachei 50 000 leĭ, d. h. Taler türkischer Rechnung, während ein moldauischer Fürst nur die Hälfte, 25 000 leĭ, zu leisten hatte [2]). Der Sohn des Nikolaus mufste, obgleich er persönlich kein habgieriger Mann war, dem bedrängten Lande neue Lasten aufhalsen, um sich als Fürst zu behaupten; sein skrupelloser Mitbewerber Mihaĭ Racoviță hatte



1) Radu Popescu im Mag. ist., IV, S. 121—122.

2) Vgl. Descriptio Moldaviae, S. 111—112 und Genealogia Cantacuzinilor, S. 502.

den **mucarer** bis auf 250000 Taler erhöht, doch damit ist gewiſs der „groſse“ **mucarer** gemeint, den jeder Wojwode nach der „gesetzlichen“ dreijährigen Regierung einsenden muſste, um wieder ernannt zu werden, um eine neue kaiserliche Fahne durch einen neuen Einsetzungsaga, **Skemniagassi**, zu empfangen. Konstantin bewies dem Kaiser, daſs er nicht weniger eifrig als jener alte, schlaue Michael sei, und versprach noch eine neue Steuer, die ğaiğeh (geaigea, *τζαϊτζέ*), als Geschenk für die Person des Monarchen, für seinen persönlichen Schatz: so wurden jährlich 500000 leĭ mehr ausgepreſst, und selbstverständlich muſsten auch die hohen Beamten der Pforte das Entsprechende für ihre Gunst und ihre Dienste erhalten [1]). Bei einer neuen Regelung der Grenzen, welche die Donautürken übrigens im 18. Jahrhundert viel weniger sorgfältig beobachteten als im 16., kamen kraft der vorgelegten schriftlichen und mündlichen Beweise einige nicht unbedeutende Landstriche und Inseln an das Fürstentum, aber dafür wurde, nach dem alten Brauche, auch der Tribut um 2000 leĭ erhöht. Von dem am 1690 erworbenen Meierhofe **Odaia Viziruluĭ** aus, dessen Einkünfte dem jeweiligen Groſswesiere zuflossen, beunruhigten die türkischen Hirten und Bauern die ganze östliche Hälfte der Walachei: Scarlat Ghica hielt es für zweckmäſsig, dieses Friedensstörernest zurückzuerwerben, und dies bedeutete wiederum für den armen walachischen Bauern eine Erhöhung des Tributs um 25000 Taler.

Dies war aber noch immer nicht genug. Seit dem Verfalle der osmanischen Macht langten nicht mehr so häufig und so pünktlich wie in der groſsen Eroberungsperiode die kornbeladenen Galeeren aus dem Schwarzen und Ägäischen Meere in Konstantinopel an, denn die schlechte Verwaltung begünstigte auch die Unterschlagung der Beamten. Deshalb fiel die Ernährung der Herren immer ausschlieſslicher der Donau-Raja zur Last, und, um einen

1) Genealogia, S. 503. Diese Erklärungen, welche die walachische Deputation den russischen Bevollmächtigten gegenüber 1772 während des Friedenskongresses abgab, sind in die Denkschrift, die Michael Kantakuzino der russischen Regierung einreichte und welche 1806 in Wien durch die Brüder Tunusli griechisch als *Ἱστορία τῆς Βλαχίας* erschien, sowie in die „Mémoires sur la Valachie“ des Generals von B[auer] (Frankfurt-Leipzig 1778) übergegangen.

Vorwand zu haben, wurden mitten im Frieden Kornlieferungen für den Krieg, die zaherea, ja für ein nicht vorhandenes Lager verlangt. Die übrigens ausschweifenden und aufserdem für das Land wenig vorteilhaften asiatischen Kornhändler, die Lazen, kommen jetzt nicht mehr im Frühling mit ihren Fahrzeugen nach Galaţi für die Moldau und nach Brăila für die Walachei. Der Fürst der Walachei war dagegen verpflichtet, zu bestimmter Frist gegen 30000 chile (Kübel) aus seinem Fürstentume, welches reicher als die Moldau war, auf gemieteten Karren nach den Donauhäfen zu schicken. Der Preis sollte vom Tribute abgezogen werden; aber dies wurde regelmäfsig vergessen. Dem Steuerpflichtigen stand es an sich frei, diese Zaherea in natura zu leisten, aber dann lief er Gefahr, seine Lieferungen als verdorben oder ungenügend von den türkischen Beamten beanstandet zu sehen; er konnte jedoch auch dem Fürsten das Geld dafür entrichten, und das war das übliche. Mit der Zeit wurde diese zu Unrecht bestehende Kriegskontribution auch noch verdoppelt [1]).

Die Moldau war während des langen, schweren, verheerenden Krieges gegen Polen von ihren gewöhnlichen Lasten befreit gewesen. Nach dem Frieden von Carlowitz jedoch mufste das Fürstentum, das auf eine christliche Oberherrschaft gehofft hatte, die alten Pflichten wieder übernehmen. Von einer Erhöhung des Tributs, des mucarers, ist hier in den Chroniken nicht die Rede; es wurde nur der alte Kharadsch nebst den in Geld, Pelzen und anderen Dingen bestehenden Geschenken bei dem grofsen Bairamfeste, dem „mohammedanischen Ostern“ — der Bairampeschkesch — geliefert. Jedoch eine andere Last wurde aufser der alten den schon schwer genug beladenen Schultern der Dorfbewohner aufgebürdet. Infolge der letzten Ereignisse des Krieges mit Polen, des russischen Einfalles und der christlichen Verschwörungspläne hatten die Türken eingesehen, welchen Wert eine gut gesicherte östliche Grenze des europäischen Reiches besafs. Die solimanischen und vorsolimanischen Burgen am Dnjestr und an der unteren Donau wurden deshalb neu befestigt, und nach einem angeblichen Zuge gegen Polen befahl der Seraskier 1713 dem ihn begleitenden Nikolaus Maurokordatos, die alten Mauern von Hotin in einen

1) Die oben angegebene Quelle.



besseren Zustand zu bringen; er selbst blieb als Pascha dort und vereinigte einen bedeutenden Teil des umliegenden Gebietes mit der annektierten Festung. Bald darauf — Soroca drohte einmal der Einmarsch einer türkischen Besatzung — wurde die nördliche Grenze des Tatarenstaates im Budschak auf Kosten des fürstlichen Landes vorgeschoben, und die von den Osmanen geschätzten Helfer im Kriege gewannen, unter Bedingungen, die solche Gäste unmöglich einhalten konnten, einen 32 Stunden langen, aber nur 2 Stunden breiten Strich bessarabischen Bodens. Dies führte wieder zu vielen Unannehmlichkeiten und Verheerungen. Nunmehr fiel dem Fürsten der Moldau auch die Pflicht zu, die tatarischen Großen und besonders die in dieser Zeit sehr einflußreichen und mächtigen Paschas von Hotin und Bender, sowie die ihnen untergeordneten Befehlshaber von Akkerman, Chilia und Ismail, ja sogar die des entfernten Oczakow mit Proviant, allerlei abendländischen Fabrikaten, mit Holz usw. zu versorgen. Unaufhörlich eilten Kuriere, Beamte und Soldaten von Galați aus nach diesen Grenzorten, serhaturĭ, und von Hotin, Bender und anderen Plätzen nach den Donauhäfen. Jederzeit gab es deshalb Geschenke zu machen, Gäste, mosafirĭ, im türkischen Gasthause, beilik, im „Herrenhause", zu Jassy oder auf den Poststationen, conace (vom türkischen konak), mit allerlei kostbaren, notwendigen und überflüssigen Dingen zu versorgen und Pferde und Begleiter für die Beförderung mit der Post — menzilurĭ, auch ein türkisches Wort — zu liefern.

Aber für Moldau und Walachei waren doch nicht diese Erfordernisse, von denen manche wirklich nicht vorherzusehen waren, die unvertilgbare, Mark und Leben verzehrende Krankheit. Dies waren vielmehr alle die in den Rechnungen erscheinenden Posten: die Geschenke für die Türken, die Gaben an „vertraute Personen", an solche Leute ohne Namen, „die vom Fürsten gewußt werden", Gelder, die zur Tilgung alter Schulden nach Konstantinopel wanderten, sineturĭ, oder Summen, die von den Agenten in der Hauptstadt verlangt wurden. Es war die alles beherrschende, unverschämte, keine Grenzen der Menschlichkeit, Sittlichkeit und des eigenen, wahren Interesses kennende Habsucht aller Großen und Kleinen, die allein auf Grund ihres mohammedanischen Glaubens



das Recht zu haben meinten, die ungeheure Menge der rechtlosen Christen für sich und ihren trägen, gemeinen Luxus arbeiten zu lassen. Wer sollte da das Unberechenbare berechnen?

Aber alles dieses Unberechenbare mufste doch im Augenblicke, wo man es forderte, bezahlt werden, denn leicht fand sich ja ein anderer „Grieche“, der noch mehr zu leisten versprach.

Um die verlangte Summe zusammenzubringen, stand dem Fürsten an erster Stelle die alte Steuer, der bir, zur Verfügung, der in der Fanariotenzeit wie vorher einkassiert wurde. Der bir war seiner Höhe nach nicht begrenzt, und es war schon seit langem üblich geworden, aufser dem gewöhnlichen Quantum, einen Zusatz auszuschreiben, wenn die kaiserliche Forderung das gewöhnliche Mafs überstieg, und dies war beinahe immer der Fall. Der erste rumänische Fürst, der aus edlen Motiven in diese verwirrten Zustände Ordnung zu bringen versuchte, war Antioh, der ältere Bruder des Demetrius Cantemir, ein zwar einfacher und altmodischer, aber kein schlechter und habgieriger Mann. Während seiner ersten Regierung traf er im Jahre 1700 die Anordnung, dafs jeder Bewohner des Landes, der Bojar, der Mazil, der Privilegierte, auch die sogenannte bresle, Gewerbe- und allgemeine Fremdenzunft, und der Bauer einen Vertrag mit der Vistierie schliefsen solle, dem zufolge er nur zur Zahlung der in einem besiegelten Stücke Papier, der roten pecetluită, das seinen Namen trug, verzeichneten Summe verpflichtet sei, und zwar nicht auf einmal, sondern in vier Terminen, die den Namen şfert, d. h. „Viertel“, erhielten [1]). Sein Nachfolger Konstantin Duca machte diese heilsame Mafsregel zwar nicht rückgängig, aber er fand ein Mittel, um sie mit seinen Interessen in Einklang zu bringen, indem er, statt vier, acht şfertur̆i einheben liefs, wodurch dem Schatze der doppelte Betrag zuflofs [2]). Mihaĭ Racoviţă, der Landesbojare, der ihm auf dem Fürstenstuhl folgte, richtete an die Grundherren der Dörfer und die Dorfvorsteher die nötigen Erlasse, damit sie die şfertur̆i von allen Einwohnern einzögen [3]). Bei seiner Rückkehr schlofs Antioh einen ähnlichen

1) Letopiseţe II, S. 44.
2) Ebenda, S. 270.
3) Let. II, S. 281.

Vertrag, eine ruptă, mit den Klöstern, der diese nur zu einer viermaligen jährlichen Bezahlung verpflichtete; aber statt weiterer şferturĭ sah er sich gezwungen, von jedem Rauchfange, fum, eine neue Abgabe, die fumărit genannt wurde, zu fordern [1]). Demetrius Cantemir bezeichnet in seiner „Beschreibung der Moldau“ einzig den fumărit als die Quelle, aus der dem Staate die Mittel zur Bestreitung der grofsen Ausgaben zuflossen; er berechnet die Steuer jedes Bauern auf achtzig Aspern, während im Kriege ein Taler oder ein Dukaten von ihm erwartet werde [2]). Aber auch während dieser seiner zweiten Regierung behielt Antioh seine alte geregelte Steuer, die rupta cĭvertuluĭ, die Bezahlung in vier Fristen, bei; sie ist wenigstens in den Rechnungen für das Jahr 1706 zu finden [3]). Wahrscheinlich fand die verhängnisvolle Einführung des fumarit, die viele Bauerndörfer durch die Flucht der meisten Bewohner wieder entvölkerte, erst 1707 statt, und diese Steuer wurde dann als vorteilhaft auch von den Nachfolgern [4]) beibehalten. Der über jede Absetzung erhabene Brîncoveanu blieb um dieselbe Zeit dem ihm sehr gut bekannten alten System treu: bei ihm fand das Beispiel der Moldau in keiner Hinsicht Nachahmung. Im Gegenteil lieferte er dem Nachbarn das Muster für eine Art von Zehntensteuer, die in der Moldau vorher unbekannt war. Konstantin Duca, der Schwiegersohn des walachischen Fürsten, war der erste, der aufser der goştina von den Schafen, der desetina von den Bienen und Schweinen, die beiden Fürstentümern gemeinsam waren, auch den verhafsten văcărit forderte, der nicht nur von den Kühen und Ochsen, dem Reichtum des Landes, sondern auch von den Pferden und zahmen Büffeln erhoben wurde. Er verlangte auch die in der Walachei übliche Abgabe, die miere şi ceară, Honig und Wachs, heifst, für den türkischen Kaiser, den vinăriciŭ vom Weinbau, den cămănărit von dem Weinverkaufe [5]) und den pogonărit von jedem der mit Mais und Tabak bebauten pogon [6]).

1) Ebenda, S. 52, 266, 285.
2) Descr. Mold., S. 107.
3) Vgl. Studiĭ şi cercetărĭ, S. 171 und Let. II, S. 285.
4) Für Mihaĭ Racoviţă zum zweiten Male, s. Let. II, S. 57.
5) Let. II, S. 46.
6) Ebenda, S. 249.

Zwar beteuerte er hoch und heilig, daſs er damit lediglich einer dringenden, auſsergewöhnlichen Notwendigkeit entspreche, und gelobte feierlich, diese neuen Steuern nicht wieder auszuschreiben. Aber jeder Fürst schwur doch nur für seine Person und nicht für seine Nachfolger, und überdies war stets ein Patriarch zur Hand, um gegebenen Falles die Nichtigkeit eines solchen Eides auszusprechen. Fünfzig Jahre lang wurde noch in der Moldau der văcărit als eine sichere Hilfe in der Not eingehoben; andere neu eingeführte Steuern hatten ein noch zäheres Leben und gediehen auf diesem neuen, reichen Boden noch besser.

In der Moldau wie in der Walachei erschien der Grieche Nikolaus Maurokordatos als Vertreter einer neuen, besseren Richtung, als ein Landesvater im Sinne des aufgeklärten Absolutismus. Er brachte die ruptă wieder in Übung und lieſs die Namen der Zinspflichtigen genau aufzeichnen [1]), und zwar schon alsbald nach seiner ersten Ernennung im Jahre 1709. Diese ruptă wird aber während seiner zweiten Regierung in der Moldau nicht erwähnt, während der er, „ohne an den Schäden seines Schatzes zu denken“, den vădrărit herabsetzte und der Reihe nach auf die entlehnten Steuern, den pogonărit und den ţigănărit — diese letzte wurde von den Zigeunersklaven erhoben —, verzichtete [2]). Seine erste Regierung in der Walachei war zu kurz und voller Sorgen; aber nachdem er durch den Frieden des Jahres 1718 aus seiner siebenbürgischen Gefangenschaft befreit war und ihm der Tod seines Bruders Ioan die Möglichkeit zur Erneuerung seines Fürstentums verschafft hatte, da führte er das moldauische System ein, welches hier rumtorĭ hieſs und ebenfalls die Bezahlung einer festgesetzten Summe in vier Terminen bedeutete. Dieselben Früchte wie in der Moldau trug dieses System auch in dem anderen Fürstentume [3]).

Konstantin Maurokordatos, der Sohn des Nikolaus, sah jedoch ein, daſs solche Maſsregeln von den nachfolgenden Fürsten durch neue Erpressungen wieder hinfällig gemacht würden und deshalb nicht genügten; forderte doch Mihaĭ Racoviţă in der Moldau nach

1) Ebenda, S. 79, 297.

2) Vgl. Let. II, S. 166—167, 170; Arch. rom., II, S. 100—101; Uricariul, I, S. 47 ff.

3) Mag. ist., IV, S. 118.

1716 die schon abgeschafften Steuern văcărit und ţigănărit und sogar neue Abgaben von den Mühlen: morărit, und von den Bienenständen, prisăcărit [1]). Als eifriger Leser der philanthropischen Philosophen des Abendlandes, die für Recht und rechtmäſsige Organisation der Gesellschaft schwärmten, als edeldenkender Mensch und gewissenhafter Fürst und nicht zuletzt als praktischer Rechner wollte er wohltätige Reformen einführen und vor allem das Finanzwesen auf Grund einer Neuordnung der ganzen rumänischen Verwaltung und der sozialen Verhältnisse wesentlich verbessern.

II. Österreich in der kleinen Walachei. Noch ein besonderer Beweggrund trieb ihn dazu. Durch den Frieden von Passarowitz hatte das Haus Österreich die schönere, reichere und stärker bevölkerte Gegend jenseits des Olt, der die neuen Herren den Namen „kleine Walachei" beilegten, gewonnen (1718). Nach etwas mehr als zwanzig Jahren erhielt die Pforte durch den Belgrader Vertrag von 1739 dieses abgetretene Gebiet zurück, und Konstantin Maurokordatos wurde dadurch, obgleich manche Leute an die Errichtung eines neuen Fürstentums dachten, wieder Regent innerhalb der alten Grenzen, aber er muſste dem siegreichen Kaiser dabei eine Erhöhung des Tributs, obwohl dieser bei dem Verluste des betreffenden Landeteiles nicht herabgesetzt worden war, in der Höhe von 100000 Talern versprechen [2]).

Die zwanzigjährige österreichische Verwaltung der „kleinen Walachei" bot Konstantin, dem Menschenfreunde an der Donau, Vorbilder und Warnungen zugleich. Ja die Reform des jungen Maurokordatos würde ohne die Kenntnis der Zustände des Oltlandes von 1718 bis 1739 selbst in ihren Hauptzügen unverständlich bleiben.

Die Vertreter der abendländischen Kultur in Beamten- und Offiziersuniform fanden im neueroberten Gebiete einen unwissenden Klerus vor, der allen Lasten unterworfen war und auſserdem dem Bischofe von Rîmnic, dem ehemaligen „Metropoliten von Neu-Severin", jährlich einen poclon zu seinem Unterhalt leistete; ferner Edel-

1) Let. II, S. 361.

2) Tunusli, a. a. O. (vgl. S. 146, Anm. 1).

leute, die ihre Eigenschaft als Krieger seit geraumer Zeit vergessen hatten, faule, ehrgeizige und ränkesüchtige Männer, die lediglich nach einer glänzenden, einträglichen Stelle am Hofe von Bukarest strebten; sie genossen etliche Vorrechte bei der Besteuerung und bezahlten den oierit nur aller drei Jahre einmal. Die alten bresle, die Bevorrechteten des Fiskus, waren noch in stattlicher Anzahl vorhanden, und ferner fanden die Österreicher noch andere zahlreiche Kategorien: die slujitorĭ, die aleşĭ (Auserwählte), die mazilĭ, die Witwen, die Unfähigen (nevolnicĭ), diejenigen, welche neben Hauptstraſsen wohnten oder auf den Gütern des Fürsten, jetzt konfiszierten Kammergütern, Dienst leisteten. Dann gab es auch, besonders in den Gebirgsdistrikten, noch viele freie Bauern, die ihr Stück Land, ihre moşie, als eigen besaſsen, Nachbarn, megiaşĭ, die von keinem Bojaren abhängig waren. Dazu kamen die mărginaşĭ, die den lăturaşĭ der Moldau entsprachen; sie hatten sich auf dem Boden der Bojaren angesiedelt und sanken langsam in die Stellung der Rumînĭ herab, denn schon besaſsen sie, wie diese, nicht mehr die Freiheit, beliebig das Dorf zu verlassen. Die zahlreichsten Bewohner der österreichischen wie der türkisch gebliebenen Walachei, diese geknechteten Rumînĭ, schuldeten ihrem Herren, der sie gekauft hatte, die Zehnten, welche von den Saaten, den Bienenkörben als Zwanzigster und vom Weine als vinăriciŭ in derselben Höhe erhoben wurden. Ebenso hatten diese unfreien Bauern dem Fiskus einen Teil von ihrem Viehreichtum zu entrichten: von Schafen, Ziegen, Schweinen und Ochsen. Endlich waren sie verpflichtet, dem Bojaren ihre clacă, Fronarbeit, zu leisten, und zwar waren es ungemessene Fronden; „so viel Arbeit, wie nötig war“, heiſst es in einem offiziellen Zeugnis. Jeder Hausvater muſste sich der Forderung seines Herrn fügen und vor Tagesanbruch bis zur Mittagszeit bei irgendeiner Feld- oder Hausarbeit mitwirken. Sie lebten in Dörfern zerstreut, deren Bevölkerung wechselte, und die je nach der Jahreszeit weniger oder mehr Einwohner zählten, je nachdem man die Ankunft des Steuereinhebers erwartete oder vor ihm sicher war Die Steuern bestanden, wie schon gesagt wurde, aus dem bir und den Zehnten; bald wurde ersterer, bald letzterer erhoben, je nachdem die Bojaren dem Fürsten zur Erhebung des einen oder des an-



deren rieten, je nach der Ernteaussicht und nach dem Stande der Herden [1]). Die Reformversuche des Nikolaus Maurokordatos hatten keine Dauer gehabt, wenn sie auch augenblicklich dem verödeten Lande geholfen hatten; schon unter Mihaĭ Racoviță im Jahre 1731 bezahlte die Walachei wieder die alten Lasten: haraciŭ, lipsa haraciuluĭ, sama a treia, poclonul Bairamuluĭ, d. h. den Kharadsch, den Ersatz für den Kharadsch, dritte Summe, Geschenke für den Bairam, und alle diese Steuern waren noch 1720 in Kraft gewesen. Übrigens hatte Nikolaus, als die „Oltenia" in die Gewalt des Kaisers kam, seine vorübergehende Verbesserung des Finanzwesens wahrscheinlich noch nicht einmal unternommen. Die Mittel, die, wenn auch nicht ein Kulturleben, so doch die Bezahlung der Steuern ermöglichten, rührten von dem lebhaften Handel mit den Türken her, die im Lande selbst oder in den Donauhäfen den Bauern und Bojaren Schafe, Honig, Wachs, Talg abkauften und ihre schlechten Zloten (Gulden) oder türkische Fabrikate dafür hingaben [2]). Von Städten im wahren Sinne des Wortes, Zentren der Arbeit und des Reichtums, war nicht die Rede, denn Turnu-Severin bestand noch nicht und die Bezirksverwaltung des județ Mehedințĭ befand sich damals im Örtchen Cernețĭ, während Craiova, Rîmnic und Tîrgu-Jiŭ nur Dörfer mit Märkten waren, wo zu bestimmten Tagen die Bauern mit ihren Produkten erschienen, um spärliche Einkäufe zu machen — denn alles, was sie brauchten, stellten sie ja zu Hause in der bescheidenen, ärmlichen Hütte selbst her —, und besonders, um die Schenken des oraș zu besuchen. Die Bojaren hatten in den Städten ihre niedrigen Häuser mitten in einem grofsen Hofe; fromme Leute hatten hier und da Kirchen gestiftet. Im übrigen waren die Einwohner zum Teil fremden Ursprungs: Bulgaren aus Kiprovač und Griechen aus allen Winkeln ihres Landes fanden sich hier zusammen.

---

1) Vgl. Let. III, S. 219: Konstantin Racoviță befragt seine Bojaren, womit er „die Lasten und Schulden Konstantinopels bezahlen soll"; ein anderes Mal entschuldigt sich Mihaĭ-Vodă: „um die Forderungen der Herrscher tragen zu können und weil wir nicht wufsten, woher wir die Mittel nehmen und auf welche Weise wir das Geld zusammenbringen sollten (chivernisi)"; Studiĭ și doc., V, S. 103, nr. 112.

2) S. Studiĭ și doc., V, S. 135 ff.

Eine Neugestaltung der Verhältnisse war für die nunmehrigen Herren eine Notwendigkeit und eine Ehrensache, und sie konnte außerdem, wenn sie ein sichtbares, glückliches Ergebnis lieferte, ein Mittel werden, um die „Walachen", die unter „dem tyrannischen Joche des Wojwoden seufzten", für künftige Eroberungspläne zu gewinnen. In zwei scharf voneinander zu trennenden Richtungen konnte man vorgehen. Entweder konnte man unter Beibehaltung der Tradition, des „alten Gebrauchs" besserer Zeiten, unter Heranziehung der besten Elemente des einheimischen Adels und mit Außerachtlassung des augenblicklichen Nutzens, ohne an die pünktliche Zahlung einer hohen „Kontribution" zu denken, das große Restaurationswerk beginnen. Oder man konnte an Stelle der vorgefundenen rumänischen Einrichtungen, guter und schlechter, etwas ganz Neues schaffen. Letzteres hätte bedeutet, die „österreichische Walachei" wie irgendeine andere Provinz der großen Monarchie zu betrachten und sie einer radikalen Umwandlung im deutschen „europäischen" Sinne durch fremde Beamten, die nach fremden Regeln verfuhren, zu unterwerfen.

Aber die Zentralregierung hatte in erster Linie den Nutzen des Fiskus und die Rücksichten der Verteidigung in einem neuerworbenen Grenzgebiete vor Augen. Man mußte zunächst Kolonisten heranziehen, Listen der Zinspflichtigen anlegen, regelmäßig genaue Kataster über die zu vereinnahmenden Gelder aufstellen und Kasernen bauen. Alles übrige mußte später kommen und kam deswegen niemals.

Die Bojaren erhielten nicht, wie sie wünschten, ausschließlich die Verwaltung. Nach langen Beratschlagungen wurde Georg, der Sohn des verdienten Şerban Kantakuzino, nicht zum Fürsten, wie er wollte, sondern nur zum Ban — dies war auch der Titel des Landesverwalters „unter den Türken" gewesen — ernannt. Ein Rat, in dem Rumänen, Levantiner, wie Nikolaus de Porta, und Deutsche saßen und dessen Mitglieder immer miteinander haderten, stand ihm zur Seite und machte den schwachen, unfähigen Mann noch weniger leistungsfähig. Außerdem bestand eine selbstverständlich von ihm unabhängige militärische Verwaltung. Nach unendlichen Denkschriften, Vorschlägen, Klagen und Bittgesuchen war man in Wien gezwungen, den guten, armen



Ban, der rührende Tränen vergoſs und ausdrücklich versicherte, er sei nicht „weich“ von Natur, sondern sei es nur geworden, da man ihm die Hände gebunden habe, mit einem schönen Generalstitel und einer anständigen Pension zu entlassen. Ein Präsident (praeses) nahm seine Stelle ein, arbeitete energischer als jener Vorgänger und erreichte schlieſslich dasselbe Ziel: pünktliche Bezahlung der Kontribution, Kasernenbau, Not, Unordnung, Ausschreitungen der Soldaten und unteren Beamten, Geschrei der Bojaren, die Pensionen und Privilegien begehrten, folgten einander, und allgemeiner Haſs war das Ende [1]. Als ein neuer Krieg mit der Pforte ausbrach und die Österreicher den kürzeren zogen, gingen Bojaren und Bauern in das Gebirge oder über den Olt zu dem „Griechen“, in dem sie noch immer ihren nach alter Sitte und der heiligen Gewohnheit herrschenden Fürsten erblickten. Die Verwaltung gesteht selbst ein, daſs sie in Craiova einsam und allein geblieben ist [2].

Dennoch wurden viele Reformmaſsregeln, und darunter auch gute, seitens des „Banus“ und „Praeses“ unter der obersten Kontrolle des siebenbürgischen Generals ergriffen. Einige davon verdienen Erwähnung, weil sie zu ähnlichen Einrichtungen in der ganzen nach 1739 unter der Obhut des Wojwoden vereinigten Walachei geführt haben.

Die Bojaren verlangten absolute Steuerfreiheit und wollten das ganze Regiment in ihre tüchtigen oder untüchtigen Hände nehmen. Dagegen forderten die Österreicher von ihnen groſse Opfer, insofern sie ihnen die unbegrenzte Herrschaft über ihre Bauern nicht zugestanden; ja sie muſsten ebenso wie diese verachteten Bauern den oierit, der die wesentlichste Einnahmequelle bildete, — sei es auch nur alle drei Jahre einmal — bezahlen. Infolge dieser Maſsnahmen waren sie, besonders nach der Beseitigung des Bans, höchst unzufrieden. Der Klerus hatte hinsichtlich der Steuerexemtion dieselben Interessen wie die Bojaren, und auch ihm gelang es nicht, die Aufrechterhaltung dieses Vor-

1) Vgl. Studiĭ şi doc., V; Hurmuzaki, VI; Lugoşanu, Oltenia sub Austriacĭ (Bukarest 1889); Hauptmann Jacubenz, Die Cisalutanische Walachei unter kaiserlicher Verwaltung, 1717—1739, in den Mitteilungen des K. und K. Kriegsarchivs in Wien, 12. Bd. (1900).

2) Studiĭ şi doc., V, S. 153.

rechts durchzusetzen. Aufserdem kränkte die jetzt erfolgte Zuteilung des Rimniker Bistums an den serbischen Metropoliten von Carlowitz sowie die Einsetzung des katholischen Bischofs Stanislavich für die bekehrten Bulgaren [1]) den hohen Klerus und nicht minder die Einmischung des Fiskus in die Verwaltung der Klostergüter. Im allgemeinen litt das Land, wenigstens das rumänische Element, durch die bevorrechtete Stellung der bulgarischen Kolonisten, die sich zwar schon vorher angesammelt hatten, aber jetzt in viel stärkerer Zahl zuströmten. Selbst gegen die Bojaren waren sie anmafsend, sagten ihnen Grobheiten und zeigten ein unziemliches Betragen, während die gleichfalls privilegierten Griechen infolge der ihnen erteilten Privilegien keineswegs schonender als in der verschrieenen Türkenzeit auftraten. Die Herabsetzung des Wertes der türkischen Münzen, welche die Kaufleute ins Land brachten, hemmte den einzigen möglichen Handel, denn die benachbarten österreichischen Provinzen, Siebenbürgen und der Temeswarer Banat, besafsen dieselben Erzeugnisse wie das erworbene walachische Gebiet in Fülle; Sanitätsmafsregeln und das fortwährend zur Schau getragene Mifstrauen gegen „das Türkische" trugen ebenfalls dazu bei.

Das Gute bestand zunächst in der Festsetzung der zu entrichtenden Steuersumme und deren besserer Verteilung, obgleich die Eintreibung nicht immer menschlicher vor sich ging. Der alte bir wurde zu zwei leĭ oder 4 Gulden, beziehungsweise 3 Gulden 20 Kreuzer jährlich für den Familienvater festgestellt; von den alten Zehnten wurden nur einige, wie der oierit und dijmărit, beibehalten. Aber dafür kamen allerdings die drückenden Proviantausschreibungen dazu, und die Einkassierung erfolgte durch gefühllose ciocoĭ griechisch-rumänischen Bluts und nicht durch ehrliche Beamte, ja sogar — und das war der ungünstigste Fall — durch Agenten der bulgarischen Pächter aus den privilegierten Kompagnien. Dann wurde der einheimischen unglücklichen Bevölkerung wirklich ein grofser Dienst erwiesen, indem die kaiserliche Verwaltung die Leibeigenschaft, die rumînie, nicht anerkannte und in den bis-

1) Vgl. auch Fermendžin in Monumenta Slavorum meridionalium, XVIII, passim.



herigen unfreien Bauern lediglich solche Dorfeinwohner erblickte, welche kein Land zu eigen besafsen, sondern fremden Boden gegen eine Vergütung in Zehnten, Arbeit oder Geld bebauten: das war gleichbedeutend mit einer Erhebung der Rumînĭ auf die Stufe der mărginașĭ. Der siebenbürgische Kommandant Virmond setzte die monatlichen Fronden der Bauern auf zwei Tage im Winter und drei im Sommer fest und bestimmte das Ersatzgeld mit 5, bezw. 2 Groschen für den Tag [1]); später allerdings dekretierte ein Nachfolger Virmonds einen Tag in jeder Woche [2]). Endlich gab es im walachischen Lande in früheren Zeiten, obgleich in Märkten und Dörfern die pîrcălabĭ des Fürsten fungierten, keine ausgebildete Verwaltung. Jetzt aber wurden, um die höheren Zwecke der Kammer und des Krieges zu erfüllen, als Verwalter der Bezirke, der judeţe, Beamte ernannt, die immer in ihrem Bezirke anwesend waren: dies waren die vornicĭ, welche die ganze Verwaltung in ihren Händen hatten; in jedem Bezirke wurden vier Kreise eingerichtet, welche einem ispravnic — der Name bedeutet eigentlich Vollstrecker, executor — unterstanden.

---

3. Kapitel.

Die Reformen des Fürsten Konstantin Maurokordatos und ihre Ergebnisse.

Maurokordatos übernahm von den Österreichern bei seiner Reform die Vereinfachung der Zustände: die slujitorĭ und viele andere bresle, die weiter nichts als leere Namen geworden waren, wurden abgeschafft, und so wurde die Zahl dieser ehemals bevorrechteten Verteidiger des Landes herabgesetzt, wie es schon Brîncoveanu versucht hatte [3]). Die rupte, die Spezialverträge mit dem Schatze, verloren ihre bisherige Kraft. So wurde eine einzige

1) Studiĭ și doc., V, S. 135—136.

2) Jacubenz, S. 205.

3) Mag. ist., IV, S. 29: „Slujitorimea, care era de rădica numaĭ eĭ haraciul impărătesc, pe toţĭ i-aŭ strins de i-aŭ făcut podanĭ". — „Er bildete aus den slujitorĭ, welche den ganzen Kharadsch des Kaisers auf ihren Schultern trugen, eine einzige Klasse und machte sie alle zu Leibeigenen".

Klasse von steuerpflichtigen Bauern geschaffen, und von ihnen verlangte die Vistierie, wie das ehemalige österreichische Inspektorat in der Oltenia, eine bestimmte Summe, die auf dem rot besiegelten Zettelchen verzeichnet stand, zu den vier Zahlungsterminen, welche der Vater des Reformators zuerst eingeführt hatte [1]). Der neue walachische Familienvater hatte zwar jährlich etwas mehr als der ehemalige oltenische Zinspflichtige zu bezahlen: zwei und einhalb leĭ für das Jahresdrittel, während der holteiŭ, der Junggeselle, nur ein und einhalb leĭ entrichtete, aber ein Familienvater, ein liude (людь, Mann), war für den Fiskus nur derjenige, welcher zehn Stück Vieh besafs, so dafs in den meisten Fällen erst mehrere Bauernhäuser zusammen diese fiskalische Einheit bildeten [2]). Von den Zehnten verschwanden der văcărit, der pogonărit u. a., und nur von den Schafen und von dem Weine ward eine ermäfsigte Kontribution bezahlt. Die Klöster verloren ihre bisherige mile, Gnadengelder, aber sie waren auch ferner zu keiner Leistung an die Vistierie verpflichtet. Ebenso blieben die Bojaren von jeder Last befreit, und auch, zum Teile wenigstens, und zwar von den Zehnten, die nach moldauischem Beispiele jetzt eingeführten Mazilen, welche dem Fürsten bei der Verwaltung Dienste leisteten. In jedem Bezirke wurden ständige ispravnicĭ eingesetzt, die alles besorgten, und endlich wurden die bis jetzt wenigstens dem Namen nach gesonderten Kassen des Fürsten (cămara) und des Landes (vistieria) miteinander vereinigt [3]).

Dieses neue System wurde auch in der Moldau, wo Maurokordatos schon 1741 zum zweiten Male zum Fürsten gemacht

1) S. oben S. 151 und Tunusli, Kap. XXIX.

2) Den Beweis liefert für die Moldau eine gleichzeitige Chronik, Let. III, S. 203: „făcînd zece bucate un cap, fiece bucate, si capul puindu-l la fieşte care sfert cîte un ort = jedesmal aus zehn Häuptern Vieh, ohne Unterschied, wird ein fiskales caput gebildet und von jedem caput ein Ort verlangt."

3) Die Reformurkunde wurde in französischer Übersetzung im Mercure de France 1742 gedruckt und ist daraus in die Ausgabe des Dapontes von Legrand: Éphémérides daces, II, Vorrede, übergegangen. Sie wird auch bei Tunusli, a. a. O., ihrem Inhalt nach mitgeteilt. Schon während seiner ersten moldauischen Regierung hatte Konstantin im Jahre 1735 Organisationsmafsregeln ergriffen: er verbot u. a., dafs die klösterlichen Bauern den Bojaren untergeben seien; Studiĭ şi doc., V, S. 153, nr. 93.



wurde, eingeführt. Zwar trifft man hier auch später noch eine doppelte, ja dreifache Erpressung des verhafsten văcărit und eine dreifache goștină, aber seit 1741 setzt sich die Einnahme der Vistierie aus folgenden Steuern zusammen. Zu den șfertur̆ der Bauern, ursprünglich dem Wortsinne entsprechend nur vier an der Zahl, gesellt sich die Kontribution der Mazilen und derjenigen Kaufleute, welche ein Privilegium, ein hrisov (χρυσόβουλλον) hatten und darum hrisovolițĭ hiefsen; solche Steuerzahler werden als ruptele vistieriei̯, d. h. Leute, welche mit dem Landesschatze ein Abkommen getroffen hatten, bezeichnet; diesen werden auch die ruptașiĭ cămăriĭ, d. h. diejenigen, die ein solches mit dem wieder eingeführten Privatschatze des Fürsten getroffen hatten und infolgedessen eine privilegierte Stellung einnahmen, zugerechnet [1]). Von den Zehnten wurden nur die desetina vom Borstenvieh und den Bienenstöcken, die goștina, die dem walachischen oierit entspricht, und der vădrărit regelmäfsig erhoben. Gregor Kallimaki minderte diesen vădrărit und schaffte die anderen Steuern, welche die Weinproduktion ungeheuer belasteten, ab [2]). Die Urkunde über die neue Ordnung gibt den Ertrag dieser neuen oder vielmehr erneuerten moldauischen „allgemeinen" Kontribution auf 105 paras von jeder Haushaltung und 55 vom Junggesellen für jeden Zahlungstermin an, aber die Zugabe für den Steuersammler, die sogenannte răsură, ist nicht mehr zu entrichten. Zugleich wird dort mitgeteilt, dafs der văcărit, der pogonărit und die cuniță, eine Steuer, welche von den verkauften Ochsen der Fremden — meistens waren es polnische Armenier, die diesen Handel betrieben — gezahlt wurde, nunmehr abgeschafft sind [3]). Im Falle eines guten Ergebnisses der Kopfsteuer, oder besser der Haussteuer, ward sogar die Abschaffung der desetină und des vădrărits, wenigstens für die Klöster und Mazilen, in Aussicht gestellt. Aus den Reihen der Mazilen ernannte der Fürst seine ispravnicĭ, mit einem bestimmten Gehalte.

---

1) S. Documente și cercetărĭ, I, S. 32 ff.: Rechnungsbuch von 1764; Doc. familieĭ Callimachi, II, S. 79 ff.: ein solches für 1763.

2) Doc. Call., I, S. 573.

3) Let. II, S. 416; Studiĭ și doc., V, S. 105, Anm. 2; VII, v. Kapitel: Protokoll des Maurokordatos; nr. 66, S. 215 f.; vgl. S. 581 f.

Auch hier wurde der Klerus von jeder Abgabe befreit. Ständige Gerichtshöfe außerhalb des fürstlichen Diwans, dem sie unterstellt waren, wurden eingeführt, und wieder wurden die Beamten den Reihen der begünstigten Mazilen entnommen. Alle Urteile, die gefällt wurden, mußten in sorgfältig geführten Büchern niedergelegt werden, um dem bisherigen Chaos im Gerichtswesen ein Ende zu bereiten [1]).

Damit war aber die Neugestaltung der rumänischen Fürstentümer noch nicht beendet. Den Bojaren, welche jetzt wie ehedem der einzige politische Faktor im Lande waren, ihnen, die durch eine Flucht nach Ungarn, nach Polen, ja in den letzten Zeiten auch zum tatarischen Nachbar eine Absetzung ihres Herrschers bewirken konnten, diesen noch immer ehrgeizigen, sehr schlauen und sich einander gewöhnlich unterstützenden Landesmagnaten, deren Blut viel reiner von fremder Beimischung geblieben war, als in der Walachei erschienen die Maurokordatos, Vater und Sohn, oft in einem ungünstigen Lichte. Nikolaus, welcher als Moralist mit Cicero in seinem griechischen „De officiis" wetteifern wollte, mißfiel der stolzen Aristokratie von seinem ersten Regierungsantritte in der Moldau an wegen der strengen Gerechtigkeit, die er besonders den Bauern gegenüber walten ließ, indem er ihnen das ungesetzlich entrissene Geld zurückerstattete. Derselbe junge Grieche verfuhr mit ungewöhnlicher Strenge gegen zwei der angesehensten Stützen des Landes, einen Sturdza und einen Catargiu, und ließ in der Walachei, während die Waffen schon an der Grenze klirrten, etliche Bojaren aus den besten Familien des Fürstentums, weil sie Verrat zugunsten der Kaiserlichen geübt hatten, enthaupten. Er erschien ihnen hochfahrend, da er ein verschlossenes Wesen zeigte und zu keinem intimen Verkehr mit den Mitgliedern seines Hofes oder seines Rates geneigt war. Die Vorliebe für die mojicĭ, für die verachteten Bauern, tadelte man auch bei Konstantin, und, wie viele andere übrigens, hatte er während seiner ersten moldauischen Regierung die desetina ţerănească, d. h. eine allgemeine desetina in dem gewöhnlichen Betrage für die Bauern, ausgeschrieben, und dies rief immer Äußerungen des Unwillens bei den Chronisten, die selbst Bojaren

1) Let. II, S. 416—417.

waren, hervor [1]). Nun wollte Konstantin Maurokordatos in beiden Fürstentümern, wo er noch mehrmals abwechselnd zu herrschen erwartete, die Freiheit der Bauern verfügen, die künftigen Beziehungen des Besitzlosen zu dem Besitzenden gesetzlich festlegen und auf diese Weise, abgesehen von der großen Wohltat für das ihm anvertraute Volk, zugleich auch eine Vergrößerung seiner Einkünfte, welche während der rechtlosen Knechtung des Bauern nur spärlich fließen konnten, herbeiführen.

Um die Bojaren einigermaßen zu beruhigen, gab er ihnen einen Ersatz, welcher allerdings von den Verhältnissen eines jeden zu dem zurzeit regierenden Fürsten abhing: die scutelnicĭ. Schon unter Nikolaus Maurokordatos verfügten die armen Witwen verdienstvoller Bojaren, über argaţĭ în scuteală, über Bauern, welche ihnen Dienste leisteten und dafür von jeder Kopfsteuer befreit waren [2]). Die katholische Kirche von Jassy hatte schon im Jahre 1700 ein Privilegium erhalten, dem zufolge der Priester selbst, sein kirchliches Personal und zwei Diener von jeder Gebühr an die Vistierie befreit waren [3]). Die Sitte war noch viel älter, und schon im Anfange des 17. Jahrhunderts versprach Radu Şerban den „sächsischen Priestern" von Cîmpulung, daß zwei von ihren Leuten von jeder Steuer frei sein sollten, wie es auch bereits frühere Fürsten verordnet hatten [4]). Unter den Maßregeln des Konstantin Maurokordatos während seiner zweiten moldauischen Regierung war auch diese, daß jeder Bojar und jede Bojarenwitwe eine Anzahl von scutelnicĭ, je nach ihrem Range, haben sollten. Für die Großbojaren wurden diese steuerfreien Diener und Arbeiter bis zu sechzig berechnet. Von nun an findet man in jeder Steuertabelle nach dem Betrage des şferts das Verzeichnis der Personen, welche scutelnicĭ sind. Aber von größerer Wichtigkeit war die vollständige Befreiung der Bojaren vom größten bis zum kleinsten, bis zu denjenigen des dritten Ranges herab und zu den als Bauern lebenden Mazilen, von jeder „Steuer des Schatzes". Das moldauische Privileg, welches die Stellung der Mazilen genau begrenzt, ist noch er-

1) Let. II, S. 377. Vgl. III, S. 69.
2) Let. II, S. 172.
3) Studiĭ şi doc. I—II, S. 84, nr. XI.
4) Ebenda, S. 273, nr. II.

halten und ein ähnliches war unzweifelhaft auch den walachischen Bojaren gewährt worden, um auch von ihnen die erwünschte Abtretung ihrer Rechte über die bäuerliche Bevölkerung zu erhalten [1]).

Nun versuchte der Fürst das grofse Werk der Befreiung. Ihm war Mihaĭ Racoviţă zwar vorangegangen, indem er während seiner zweiten Regierung in der Moldau die Bauern begünstigte, die er zu sich rief und schwören liefs, dafs sie keine Leibeigenen seien, sondern erbberechtigte kleine Besitzer oder Leute aus der türkischen Raja [2]). Noch im Jahre 1742 verordnete Konstantin, dafs die Bojaren und Klöster, wenn sie auch von den altangesessenen Bauern eine beliebige Arbeitsleistung fordern konnten, von den „Fremden", welche zum gröfsten Teile als Flüchtlinge eine Wohn- und Arbeitsstätte auf ihren Gütern suchen würden, nichts mehr als die gewöhnlichen Zehnten und eine Aushilfe von zwölf Tagen im Jahre fordern dürften [3]). In den folgenden Jahren ist aus einem Prozefs die Möglichkeit ersichtlich, dafs sich etliche Bauern loskaufen [4]). In einer feierlichen „allgemeinen Verordnung" (obştesc aşăzămînt) wird weiter vom Fürsten Ioan, dem Bruder Konstantins, das Privilegium für die freien, auf fremdem Boden angesiedelten Bauern bestätigt [5]). Im Jahre 1746 führte den Fürsten Konstantin das Geschick in die Walachei zurück, und hier traf er im März die Bestimmung, dafs der flüchtige Rumîn, der aus dem fremden Orte, wo er sich versteckt hielt, zurückkäme, als freier Bauer betrachtet werden solle. Zugleich wird durch diesen bedeutenden Akt eine andere Mafsregel getroffen, welche derjenigen von 1742 in der Moldau ähnelt und solchen Zurückgekehrten nur die Bezahlung von 5 Talern in vier sferturĭ, die Ablieferung des Zehnten an den Grundherrn und ferner nur sechs Frontage jährlich vorschrieb [6]). Im August desselben Jahres werden wieder alle Grofsbojaren und Mitglieder des hohen Klerus an den Fürstenhof berufen. Es wird ihnen vorgeschlagen, in die Befreiung

1) Arch. rom., II, S. 193: Jahr 1737.
2) Let. II, S. 361.
3) Ebenda, S. 417—418; Noua revistă română, II, S. 354.
4) Studiĭ şi doc. V, S. 243—244, nr. 110.
5) Arch. rom. II, S. 169 ff., Jahr 1744.
6) Mag. istoric, II, S. 280—284.

„ihrer durch eine schlechte Sitte geknechteten Brüder“ aus christlichem Mitleid einzuwilligen: jeder Bauer, welcher zehn Taler entrichten kann, darf damit dem hartnäckigsten Seelenbesitzer die Freiheit seines Kopfes abkaufen [1]). Durch eine verlorene Urkunde, deren Inhalt aber aus anderen Schriftstücken erschlossen werden kann, wurde dann festgestellt, daſs nicht nur das zurückgewonnene Landeskind, sondern auch jeder Feldarbeiter ohne Bodenbesitz seinem Grundherrn, dem Bojaren, nur die Zehnten in verschiedener Höhe und sechs Arbeitstage — nicht 12 oder 24, wie in der Zeit des Fürsten Nikolaus — jährlich schuldet, allerdings auch alle dem Gutsbesitzer vorbehaltenen Rechte respektieren muſs: er darf keinen Wein verkaufen, keine Mühle erbauen, muſs sich der Jagd und Fischerei enthalten usw. [2]).

Als Fürst der Moldau bringt Konstantin schlieſslich die schon im anderen Fürstentüm durchgeführte Maſsregel auch dorthin. Er versammelt die Groſsen und befragt sie über die Rechte, die sie urkundlich über die fast als Sklaven angesehenen vecinĭ besitzen. Es ergibt sich daraus, daſs in der Moldau kein Recht für solche Verhältnisse bestand, daſs nie ein Kaufvertrag unterzeichnet wurde, daſs lediglich eine lange Usurpation die Bauern so tief sinken lieſs. Es wird wenigstens — mehr konnte man von dem Egoismus einer verwöhnten Klasse nicht erwarten — festgestellt, daſs der vecin kein dem unglücklichen und doch frohen Zigeuner vergleichbarer Sklave sei, daſs er nur ein Bauer ist, „welcher kein eigenes, ererbtes Land hat und seine Scholle nicht verlassen kann“, so daſs er als Individuum nicht verkauft und auch nicht in Familienverträgen als ein Bestandteil des Vermögens aufgeführt werden darf. In einer Klausel dieses merkwürdigen Beschlusses kommt auch das wichtige Geständnis zum Vorschein, daſs die gewöhnliche Fronarbeit, die der Bauer neben den Zehnten zu leisten hat, nicht mehr als 24 Tage jährlich — ein hohes Quantum im Vergleiche mit der Walachei — beträgt [3]). Diese Arbeitspflicht konnte aber sogar mit Geld bezahlt werden [4]).

1) Ebenda, S. 285—287.

2) S. z. B. Studiĭ și doc., V, S. 196, nr. 68; S. 197.

3) Mag. istoric, II, 288 ff. oder Arch. rom., I, S. 94—97.

4) Let. III, S. 214.

Man kann nicht sagen, daſs die Anordnungen des Maurokordatos erfolglos geblieben wären. Besonders in der Walachei bewirkten sie viel Gutes, und obgleich der Name Rumîn nicht sogleich völlig verschwindet, findet er sich fortan doch nur als groſse Seltenheit [1]), während der Ausdruck ţeran, Bauer, immer mehr in Schwung kommt. Aber mit dem Namen hatte auch der Zustand wirklich eine Wandelung erfahren. Das „Testament" des Konstantin-Vodă dient unter den folgenden Fürsten als Richtschnur bei Schlichtung gelegentlicher Streitigkeiten über ländliche Verhältnisse, und der Berichterstatter der Russen im Jahre 1772 gibt über die Lage der Bauern in der Walachei Nachrichten, die mit den Verordnungen Konstantins im Einklange stehen [2]). Zwar verlangten die hiesigen Bojaren bei Beginn einer neuen Ära im Jahre 1775 die Erhöhung der Arbeitszeit ihrer ehemaligen Untertanen auf 24 Tage, was das Arbeitsquantum in den guten, geordneten Zeiten gewesen sein soll [3]), aber noch am Ende des 18. Jahrhunderts stand in den „Punkten" der Vistierie, in deren Gesetzsammlung, geschrieben, daſs, abgesehen von freiwillig abgeschlossenen Privatverträgen, der Bauer nur zwölf Arbeitstage „nach der Reihe" in den verschiedenen Jahreszeiten zu leisten habe, oder dafür ein Zlot für jedes Haus entrichten könne, daſs der Arbeitstag vollständig sein muſs, daſs aber die Entfernung des Arbeitsplatzes nicht mehr als zwei bis drei Stunden betragen darf, daſs der Besitzer nicht das Recht habe, sich die Zehnten auszusuchen, und daſs aus den Gemüsegärten nichts zu entrichten sei. Diese Bestimmungen spiegelten die Maſsregeln des Maurokordatos wider [4]).

In der Moldau bestimmten viele spätere Fürsten die „Punkte", welche die Stellung der Bauern regelten, aufs neue: so verfuhren Konstantin Racoviţă und Gregor Alexander Ghica [5]). Hier blieb

1) Studiĭ şi doc., I—II, S. 242, nr. 20.

2) Tunusli, Kap. XXI.

3) Geneal. Cantac., S. 541—542.

4) Studiĭ şi doc., V, Kap. Documente Brincoveanu, die Jahre 1798—1799; S. 200 f.

5) Vgl. Noua revistă română, Bd. II, S. 354: nach einem gleichzeitigen Drucke; Studiĭ şi doc., V, passim, Doc. Callimachi, I, S. 442, nr. 59; S. 567, nr. 3; S. 580 ff.



man ebenfalls bei den zwölf jährlichen Arbeitstagen stehen, und zwar ganz unter denselben Bedingungen wie in der Walachei, und dies läfst auf den nämlichen Ursprung schliefsen. Auch hier versuchten die eigennützigen Bojaren 1775 etwas mehr herauszuschlagen. Sie gaben vor, die vecinĭ wären in den ursprünglichen Schenkungen der alten Fürsten enthalten gewesen, und erklärten, der Bauer sei durch nichts anderes vom Zigeuner unterschieden gewesen, als durch die Ungesetzlichkeit seines persönlichen Verkaufs, und versuchten sogar, auch die lăturașĭ mit den ehemaligen vecinĭ in einen Topf zu werfen. Sie verstiegen sich zu der Behauptung, dafs nach der Reform wie vordem der Bauer „für alle Bedürfnisse“ seines Bojaren zu sorgen habe, „wie die anderen Einwohner, die keine vecinĭ waren“, und forderten von den guten, väterlichen Gregor Ghica, ihrem Wohltäter, die Erlaubnis, von zehn Tagen des Bauern je einen für sich in Anspruch nehmen zu dürfen [1]).

---

4. Kapitel.

Der Verfall des Bauernstandes. Die Juden. Bojarenleben.

War vielleicht nun mit diesen Reformen das Glück, welches die rumänischen Fürstentümer so lange entbehrt hatten, begründet? Keineswegs. Die Lage des Bauern war zwar erträglicher geworden, aber er hatte sehr oft nicht die Mittel, um sich loszukaufen, und auch in dem günstigeren Falle mangelten ihm die Mittel, um ein Kulturleben zu führen und so zur Gründung einer rumänischen Nationalkultur fortzuschreiten. Der Staat forderte auch weiterhin zu viel von ihm: der fremde Staat, dessen Interessen der immer mehr als Fremder erscheinende Fürst vertrat. Selbst der philanthropische Konstantin mufste notgedrungen seine eigene Schöpfung schädigen: er wird beschuldigt, nicht vier, sondern zwanzig șfer-

1) Mag. istoric, II, S. 295 ff.

turĭ in einem Jahre eingehoben zu haben [1]). Gegen 1770 war man regelmäfsig zum monatlichen șfert gekommen, und das war noch nicht genug, denn ungeheure Summen verlangten jetzt Türken und konstantinopolitanische Griechen. Im Jahre eines Regierungswechsels wird aufser den zwölf Zahlungs-„Vierteln“ auch zwischen zwei Monaten noch ein șfert verlangt, und bald darauf kommt man zu einem Doppel-șfert. Neben den ordentlichen erscheinen aufserordentliche Abgaben, die je nach ihrer Bestimmung benannt werden. Sogar in dem wiederholt verfluchten văcărit suchten die bedrängten Fürsten eine Aushilfe bei dem noch mehr bedrängten Lande. Die Summe war oft so drückend, dafs man z. B., um den văcărit für eine Kuh zu bezahlen, dieselbe nicht nur verkaufen, sondern auch noch den halben Betrag des Erlöses dazu borgen mufste [2]). Ioan Callimachi, übrigens ein alter guter Mann, sah sich gezwungen, die Bojaren um die Ermächtigung zum Ausschreiben eines văcărit zu bitten. Dies wurde ihm abgeschlagen, aber statt dessen wurde nach dem Muster der Walachei die ajutorință eingeführt, die nichts anderes als der alte fumărit [3]) war. Schon im 17. Jahrhundert war die Theorie aufgetaucht, dafs der Grund und Boden, auf dem die Städte des Landes standen, dem Fürsten gehöre, und nun begann dieser, sie zu verschenken, zu verkaufen oder von jedem Hausbesitzer die Herrenrechte, den bezmen, zu verlangen. Nikolaus Maurokordatos versuchte umsonst, diesen Mifsbrauch einzuschränken [4]); im Gegenteil, man ging in diesem verderblichen Streben, welches dem Städteleben ein Ziel setzte, immer weiter. Konstantin Racoviță wollte seinem Kloster in Roman ein Stück Land geben, liefs sich dieses von dem dortigen Bistum abtreten und übergab letzterem dafür die fürstlichen Rechte an dem Grund und Boden der Stadt. Alle die hartnäckigen Klagen der Einwohner blieben erfolglos, sie fielen einfach dem Bischof anheim. Wenn eine solche Stadt verschenkt wurde, erlangte der neue Besitzer folgende Rechte: seiner

1) Canta, in Let. III, S. 185. Vgl. die oben S. 160, Anm. 3 angegebene authentische Quelle.

2) Doc. Callimachi, I, S. 461 nr. 117.

3) „Pe ogiagurĭ“; Let. III, S. 243; ebenda, S. 191.

4) Let. II, S. 85.

Aufsicht unterlag alles, was hier geschah, ihm mufste jedes Haus zuerst zum Kaufe angeboten werden, und er allein hatte das Recht, Getränke und Fleisch zu verkaufen [1]). Die letzten Reste der alten Stadtverfassung verschwanden: in Tîrgu-Frumos wurden im Beginne des 19. Jahrhunderts der șoltuz und die pîrgarĭ unter die haimanale, d. h. Vagabunden, gerechnet, und sie hatten keine anderen Pflichten, als die „Dienste" des tîrg zu verrichten, die „schlechten Leute" zu bewachen und anderes derartiges zu tun [2]). Erst zwischen 1812 und 1820 begannen etliche Städte sich loszukaufen oder eine bessere Verfassung zu erlangen: so befreiten sich Bîrlad und Tîrgu-Frumos von ihren Besitzern mit grofsen Geldopfern, während das reiche Botoșanĭ, das bis spät im 18. Jahrhundert eine Stadt der Fürstin blieb, ein Privilegium erhielt, demgemäfs es von einem Ephoren und von sechs Epitropen als Vertretern der Bürgerschaft verwaltet wurde. Dies war das erste Mal, dafs eine rumänische Stadt an ihre eigenen Interessen dachte, dafs sich politische Parteien bildeten, dafs man kämpfte und dabei Mafsregeln zur Verschönerung der Stadt im modernen Sinne ergriff [3]). Zwei von den sechs Epitropen zu Botoșanĭ wurden von den Rumänen gewählt, zwei vertraten die alte, arbeitsame und bescheidene armenische Bevölkerung, und als dritte „Nation" waren die Juden noch hinzugekommen, die auch zwei Epitropen stellten.

Die ersten Juden, welche die rumänischen Donauländer beherbergten, waren aus der Türkei gekommen als Händler, aber auch als Gläubiger des Fürsten, und zwar waren sie in der Walachei, die mehrere Berührungspunkte mit dem eigentlichen türkischen Reiche besafs, zahlreicher. Doch darunter befanden sich nur ganz vereinzelt angesessene Juden; die meisten kehrten bald nach dem ihnen günstigeren Konstantinopel zurück, wo ihnen die türkische Faulheit und die türkischen Laster eine ausgiebige Geldernte versprachen. Bald nach 1550 bereits beschwerten sich die Landesfürsten bei der Pforte über die Juden, und in der kaiser-

---

1) Doc. Call., I, S. 484—485.

2) Ebenda, S. 593—594.

3) Studiĭ și doc., V, Documentele Al. Callimachi.

lichen Antwort von 1568 ist von ihren Künsten, die Bauern zu verderblichen Anleihen zu verlocken, die Rede. „So ist die arme Landbevölkerung ruiniert worden. Du sagst, dafs die Juden sich wesentlich von den anderen Bewohnern unterscheiden, weil sie durch Wucher das Blut der Raja aussaugen; wo sie nur erscheinen, verursachen sie Tausende von Plackereien unter dem Vorwande des Geldes.“ [1]) Aus Galizien, wo die Juden in den Städten, zusammen mit Deutschen und Armeniern, die Hauptmasse der arbeitenden Bevölkerung bildeten, kamen, wie es scheint, nur Fuhrleute mit ihren Karren an die Donau: die meisten von ihnen, welche zwischen Lemberg und Konstantinopel verkehrten, hatten in letzterer Stadt ihren Wohnsitz [2]). Die galizischen Juden warteten in ihren Städten und Marktflecken auf den Moldauer, der mit seinen grofsen, fetten Ochsen in das benachbarte Handelsgebiet kam. Sie überschritten aber auch die Grenze, und derselbe Fürst, der, als er in der Walachei gebot, die Machenschaften der jüdischen Geldwucherer aufdeckte, gibt in einer feierlichen Urkunde Nachricht über die Art, wie die in den Grenzdörfern versteckten polnischen Juden die Bedeutung der Jahrmärkte zu Schepenitz und Hotin untergruben, indem sie die Waren im voraus aufkauften [3]). Im 17. Jahrhundert trifft man hier und da Juden verschiedener Herkunft, die allerlei Einkünfte in Pacht nahmen, oft ohne das Geld dazu zu haben. So pachtet ein Jude einen konfiszierten Teich vom Fürsten Georg Stephan, ein anderer kauft sogar im Bezirke Putna von den răzăşĭ ein Grundstück und wird damit nebst seinen Nachfolgern Grundbesitzer auf moldauischem Boden [4]). Im 18. Jahrhundert waren die Juden, die dem Schatze eine besondere Steuer, eine ruptă, infolge eines Vertrages lieferten, als orîndarĭ bekannt, d. h. sie nahmen kleinere Stücke von den Gütern der Bojaren in orîndă, in Pacht, da jene nur selten ihren Grund selbst bebauten, seitdem die Sitte ihre Anwesenheit in der Hauptstadt gebieterisch forderte. Auf

1) Doc. şi cercet. S. 180: nach dem Originale in den Registern der ottomanischen Pforte.

2) Chilia şi Cet.-Albă, S. 295—296.

3) Arch. ist. I[1], S. 172—174.

4) S. Studiĭ şi doc. V, S. 32 nr. 150; S. 234—236 nr. 87.

ihren Gütern hatten, wie schon gesagt wurde, die Besitzer ausschliefslich das Recht, Wein und geistige Getränke zu verkaufen; nun nahmen die Juden dieses Schankrecht in Pacht und gewährten dem Bauern, welchen die schlechte Nahrung mit Maisbrot, mămăligă, und der Mangel einer nutzbringenden Beschäftigung während des ganzen Winters in die cîrciumă, das Wirtshaus, trieben, einen so grofsen Kredit, dafs der arme Mann bald ganz in die Hände seines grofsmütigen Gläubigers geriet. Auch in den Städten und Märkten hatten meistens die Juden solche Buden; aber sie mischten sich auch in andere Geschäfte, und so kamen z. B. aus Botoşanĭ und Roman allerlei fremde Fabrikate durch ihre Vermittelung zum Jahrmarkte nach Suczawa: türkische Stoffe und Kleidungsstücke, Hausgeräte, Werkzeuge für den Feldarbeiter aus Graz, aus Schlesien und verschiedenen Gegenden des Reichs, wohlfeile englische Tuche und etwas später auch alles, was nötig war, um ein Haus nach europäischem Geschmacke einzurichten [1]). Fügten sie in dieser Vermittlerrolle niemand ein Leid zu, während sie sich durch Tätigkeit, Sparsamkeit und Schlauheit zu bereichern wufsten, so bildeten sie in den Dörfern das Element, welches gerade noch fehlte, um die moldauischen Bauern von Grund aus zu verderben. Deshalb ergriffen die fanariotischen Fürsten Mafsregeln, um diesen wesentlichen Träger der Landeslasten aus den Krallen seiner Ausbeuter und Vergifter zu retten. Der gute Gregor Alexander Ghica verfuhr gleich radikal, indem er den Juden den Aufenthalt in den Dörfern völlig verbot, und der ebenso väterliche „griechische“ Fürst Alexander Moruzi bestätigte diese Mafsregel [2]). Trotzdem blieben aber in der Tat die fremden Geldleute in den armen, geldentblöfsten Dörfern und waren auch später die gewöhnlichen orîndarĭ des Landes: sie verkauften auf Kredit und pfändeten durch ihre Agenten in dem Hause und dem Hofe des Bauern den geringwertigen Inhalt, ohne sich auch nur an den ispravnic zu wenden. Deshalb mufste man die Verfügung treffen, dafs die Bauern, nach ihrem Vermögen in drei Abteilungen gegliedert, nur bis zu einem gewissen Betrage beim Juden ohne

1) S. Doc. Call. I, S. 445 ff.
2) Arch. rom. II, S. 179 ff.

Bezahlung trinken durften [1]). Als die alte Verwaltung der Städte abkam und jede städtische Ansiedelung ihren Herrrn erhielt, der allerlei Gerechtsame zu verpachten hatte, wurde der Jude langsam der wirtschaftliche Gebieter, zumal da er, trotz seiner scheinbaren oder wirklichen Armut, auch für den steigenden Luxus der verweichlichten Bojaren stets Geld fand. Die Juden fühlten ihre Bedeutung und führten oft eine sehr energische Sprache; so wollten z. B. die Juden von Botoșanĭ bei der Einrichtung der neuen städtischen Verfassung den Zoll für ihren gewöhnlich heimlich aus Polen eingeführten Branntwein nicht mehr bezahlen, sie hielten geheime Versammlungen ab und wollten eine Deputation nach Jassy schicken. Laba Fibiș, der in der Stadt „Grundbesitz und Interessen“ hatte, war dabei der Führer seiner Stammesgenossen und mufste zuletzt dem Grofsbojaren, welcher Ephoros (efor) war, schriftlich versprechen, dafs er seine „bösen Pläne“ aufgeben und sich als „wirklicher Bürger“ — er war „in der Stadt geboren und erzogen“ —, als ein ehrlicher „Patriot“ betragen werde [2]). Als derselbe efor später von der Metropolie eine grofse Anzahl von Buden kaufte, wohnte darin ein einziger Armenier — dieses Volk hatte seine wirtschaftliche Bedeutung verloren, jedoch ohne in den Rumänen wegen der Glaubensverschiedenheit aufzugehen — und 25 Rumänen, die zumeist mit Lederjacken für die Bauern, Pelzen, Kolonialwaren und Kirchenkerzen handelten, während daneben nicht weniger als 23 Juden gezählt wurden: Juden und Jüdinnen, weil die Frau das Geschäft des verstorbenen Gemahls fortzusetzen pflegte, oder auch jedes von den Eheleuten ein Geschäft für sich hatte [3]). Und das gefährlichste dabei war, dafs sich diese andersgläubige Bevölkerung, die ihren fremden Charakter niemals ablegen konnte, die Landessprache nur bis zu dem Grade aneignete, der die Möglichkeit der Bildung eines rumäno-deutsch-jüdischen Dialektes in sich schlofs.

An diesem allen waren die moldauischen Bojaren schuld, wie auch im übrigen der elende Zustand des Vaterlandes den Bojaren

1) Doc. Call. I, S. 536—537, nr. 253.
2) Studiĭ și doc. V, S. 266 ff.
3) Doc. Call. II, S. 67—68, nr. 149.

beider Fürstentümer auf die Rechnung zu setzen ist. Sie hatten dem Bauern das Vermögen, die Freiheit und alle Rechte entrissen, kurz, sie zu Parias gemacht. Den Grund und Boden aber hatten sie sich ausschliefslich zur Ausnutzung vorbehalten. Die Sorge für das Land und seine Verteidigung hätte von Rechts wegen ihnen auch zufallen sollen, aber diesen Pflichten waren sie nicht gewachsen, denn sie haderten unaufhörlich untereinander zugunsten eines neuen Fürsten oder um eine Anstellung bei Hofe zu erhalten. Auf ihre Zwietracht und die daraus hervorgehende Erschöpfung gründete sich nun die Macht der Fremden, die den ganzen Reichtum des Landes an sich reifsen wollten: die Macht der Türken, welche sich zu ausschliefslichen politischen Herren aufwarfen, der Juden und in der Walachei die der Bulgaren und Griechen, die sich viel leichter einschleichen konnten und wegen der Religionsgemeinschaft zur Assimilation fähig waren. Einem solchen Zustande ging man entgegen; es drohte eine ewige Trennung der Nation in verhungerte Bauern und überfütterte, schläfrige, hirnlose Bojaren; und darauf gründeten sich die Annexionsgelüste der Fremden.

Die Bojaren waren in der Tat während des 18. Jahrhunderts sehr stark herabgekommen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bereits hatten sie fast vollständig zu kämpfen verlernt. In den türkischen Heeren bildeten sie nur die schlechten Führer der Hofsoldaten oder der jetzt waffenentwöhnten Bauern. Besonders seit 1680 bis 1690 verlangten die Türken von den rumänischen Fürsten keine Kämpfer mehr, sondern nur salahori, um Wege zu bauen und Schanzen zu graben, oder Karrenführer für das von ihnen gesäte und geerntete Getreide, welches die Türkenschwärme ernähren sollte. Die orientalische Mode, in den Tag hinein lange zu schlafen, würdevoll zwischen zwei Bedienten, die dem Herrn unter die Achseln fafsten, einherzuschreiten und das Pferd langsam traben zu lassen, wenn nicht die massive europäische Kutsche Wiener Herkunft für den bequemeren Transport seiner *Ευγένεια* diente, gewann immer mehr Boden, und neue Generationen wuchsen in dieser Gewohnheit auf. Der moldauische oder walachische Bojar wollte „Seine Majestät“ den Fürsten oder auch den hochgeschätzten griechischen Kollegen aus der Reichshauptstadt



nachahmen, die um so glänzender erschien, als jetzt den Bojaren nicht mehr gestattet wurde, dorthin zu gehen, um eine Domnie zu untergraben oder eine neue vorzubereiten. Und für diese Bewohner Fanars war das Urbild menschlicher Vollkommenheit, trotz des im geheimen grollenden christlichen und griechischen Herzens, der träge, üppige, in senilen Marasmus verfallene Türke, der auf seinem goldgezierten, längs der Zimmerwand hinlaufenden Bette liegend, auf mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kissen gestützt und in der Pracht seiner Pelze fast erstickend, den Besucher schweigend anhörte, während sein Auge die bläulichen Wolken des Tabakrauches verfolgte. Statt des alten Bojarenhauses, welches, nach sächsischer oder polnischer Art eingerichtet, heiter und bescheiden im Sonnenscheine blinkte, hatte man jetzt als Nachahmung des Serail die duftenden jataks — jeder Besucher ward beim Abschied mit den brennenden Pastillen des Morgenlandes parfümiert — geschaffen, die dunkel und nur hier und da von der Pracht der kostbaren Stickereien durchfunkelt waren. Früher safs in ihrem Arbeitsraume die edle jupâneasă, die im Verein mit ihren Sklavinnen das für das Haus Notwendigste verfertigte; jetzt thronte die Hofdame nach neuer Mode auf ihren Kissen, mit nach türkischer Art untergesteckten Füfsen, so dafs nur die kostbaren papucĭ herausschauten. Die ganze Bekleidung war ebenso anspruchsvoll und geschmacklos wie in dem verfallenden Konstantinopel; wie hier ward das oftmals sehr schöne Gesicht durch grobe Bedeckung mit Farbe, durch die Bemalung des Mundes und der Wangen sowie durch die Vereinigung der beiden gehörig geschwärzten Augenbrauen entstellt. In den zahlreichen Zimmern, wo nur selten die arbeitende, lebensfrohe Tätigkeit des Hauses herrschte, lagen zahlreiche Zigeuner, aller Laster kundig und dazu fähig, hingestreckt und harrten auf den Wink des Hausherrn, der Hausherrin, der jungen, faulen Jungherren und Jungfrauen, die mit den Händen klatschten, um sich ein gesticktes Taschentuch vom Boden aufheben oder sich das erloschene Feuer im sorgfältig bewachten Tschibuk wieder beleben zu lassen. Nur in den Morgenstunden gingen diese Nachkommen der nie rastenden, kämpfenden Helden, wie es die Bojaren Stephans des Grofsen oder Mirceas gewesen waren, zu Hofe, wo sie amtliche Geschäfte er-



ledigten oder sich in nutzlose Unterredungen über Alltagsgeschichten und Intrigen verloren. Die Augen leuchteten nur, wenn etwas Böses gesagt wurde oder wenn sich die Möglichkeit des Gewinnes zeigte; sonst lugten diese matten Augen ziellos unter der neuerdings von einem grofsen işlic, einer kugelartigen Kopfbedeckung aus Lammfell, geschützten sorgenlosen Stirne hervor; manchmal war sie wohl auch sorgenvoll, denn auch jetzt finden sich, obgleich seltener, Bojarenköpfe, die für einen Verrat, dessen man jeden, und nicht ohne Grund, beschuldigen konnte, fallen mufsten.

Die Bojaren von 1700, die auch keine Waffen mehr trugen und keiner Fahne folgten, waren dennoch von heifser Liebe zum unterjochten Vaterlande beseelt gewesen, dessen nicht wieder zu gewinnender Ruhm ihnen aus der Vorzeit tröstend entgegenleuchtete. „Jeder kann über uns, was er will," — so seufzt der alte Stolnic Kantakuzinos —, „sagen und schreiben, weil sich niemand mehr findet, um ihm mit der Feder zu antworten oder mit der Faust entgegenzutreten." [1]) Als die benachbarten fremden Mächte in diesen christlichen Provinzen des türkischen Reiches Eroberungen zu machen suchten, da zeigten die rumänischen Bojaren zwar ihren heifsen Wunsch, von einem europäischen Staate abzuhängen, denn die vollständige Freiheit konnte ja nicht mehr zurückgewonnen und behauptet werden, aber sie verfuhren dabei sehr vorsichtig und stellten so viele Bedingungen, dafs die Unterhandlungen niemals zum Ziele kamen. Während der Ereignisse des entscheidenden Jahres 1711 beschuldigten die meisten einen Cantemir, einen Toma Kantakuzino, sie hätten sich zu voreilig für den moskowitischen „Retter" erklärt.

In dieser neuen Epoche trifft man dagegen einen fast vollständigen Mangel an patriotischen Idealen. Es gingen über die Fürstentümer einige Jahrzehnte hinweg, in denen man nichts erwartete, aber auch mit dem Augenblicke keineswegs zufrieden war. Die Türken waren eine Geifsel, die der Himmel gesandt hatte: solange sie herrschten, war keine Sicherheit, kein Reichtum, kein Kulturleben, keine Reform der Sitten zu erwarten. Aber die Christen waren doch nicht viel besser; das hatten die Österreicher am besten bewiesen. Eine Partei hatte sie gerufen, für das christ-

1) Operele lui C. Cantacuzino, S. 69.

lich kaiserliche Interesse hatten die Anhänger dieser Partei die Fahne der Empörung erhoben, und manche hatten dafür geblutet. Durch diese Freunde der Christen war dann Nikolaus Maurokordatos den Kaiserlichen in seiner eigenen Hauptstadt (1716) in die Hände gespielt worden. Und wenn nicht das ganze Fürstentum, wie man erwartet hatte, so kam doch die kleine Walachei an Österreich. Was war aber damit für die rumänische Kultur, für die Zukunft des rumänischen Volkes gewonnen? Nichts! Man hatte lediglich zwanzig Jahre lang die Steuern an einen anderen Kaiser bezahlt. Als im Jahre 1739 in einem neuen Kriege die Russen die Moldau mit Kosaken und regulären Truppen überschwemmten, hielten sie es nicht einmal für nötig, den Bojaren, ihren künftigen Untertanen, zu schmeicheln. Es wurde wie im wirklichen „heidnischen“ Feindeslande geraubt und geplündert; es wurden keine Vorbereitungen getroffen und keine Verhandlungen mit den Bojaren durch geschickte, „rechtgläubige“ Agenten angeknüpft. Der russische General Münnich fragte niemand um Rat; er machte einfach seine Forderungen bekannt, und diesen mufste Folge geleistet werden. Proviant für 20000 kaiserliche Soldaten, 3000 salahorĭ jährlich für die schwere niedrige Arbeit, Versorgung der Spitäler, Sold für die Offiziere, militärischen Dienst seitens der Bojaren, welche keine Ämter innehatten, ein Präsent von 90 Beuteln für den erlauchten General, dann eine Lieferung von hundert Beuteln jährlich an denselben, die Auslieferung aller türkischen Habe — das war es, was er verlangte. Wenn man dieser Forderung nicht entsprechen würde, so fügte er hinzu, würde Jassy in Flammen aufgehen [1]. Es war ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem verhängnisvollen Jahre 1739 und dem idyllisch eröffneten 1711. Die Veteranen des Demetrius Cantemir beobachteten dies wie die anderen, und man war jetzt davon überzeugt, dafs von niemand als von Gott etwas zu erwarten sei.

Jetzt wurde kein bedeutendes Werk mehr geschrieben: nur dieser oder jener Bojar setzte die alten Chroniken fort. Diese Fortsetzungen aber hatten beinahe keine literarische Bedeutung: sie enthalten, beeiflufst durch die egoistischen Leidenschaften des

1) Let. II, S. 409. Vgl. Général de Manstein, Mémoires sur la Russie (Paris, 1771), S. 304—305. Beide Quellen stimmen überein.



Augenblickes, nur die Tageschronik. So schrieb ein Ioniţă Canta und ein Ienaki Kogălniceanu, welch letzterer sich für die Erpressungen der Beamten öffentlich ausspricht: „Und der Fürst hatte noch", sagt er tadelnd, „einen Befehl gegeben, dafs niemand mehr berechtigt sei, etwas, sei es auch nur ein Ei, ohne Bezahlung zu nehmen, weder ein Beamter, noch ein anderer" [1]). Darüber hinaus wurde nur noch an dem grofsen Werke der neuen Übersetzung aller kirchlichen Bücher nach den griechischen Originalen gearbeitet, welche durch die von dem Rimniker Bischof Chesarie, der bedeutendsten literarischen Persönlichkeit dieser unbedeutenden Zeit, besorgte Herausgabe der Minee, μηναῖα, d. h. nach den Monatstagen geordnete Heiligenleben, gekrönt wurde. Aber in dieser Übersetzung, die übrigens für die Volkskultur ebenso wichtig ist wie für die Entwickelung der Sprache, konnte die Seele der rumänischen Nation nicht wie in den Chroniken ihren Ausdruck finden. Am Ende dieser Epoche hörten auch die mageren Fortsetzungen der alten vaterländischen Annalen auf, und nur noch gelegentlich beschrieb irgendein kleiner Bojar, wie Pitarul Hristachi oder Dumitrachi Varlam, und irgendein Mönch, wie Dionisie Eclesiarchul, in Prosa oder schlechten Versen einiges von den gleichzeitigen Ereignissen. Die von den Fürsten sorgsam gepflegten Hohen Schulen von Bukarest und Jassy brachten keine Schriftsteller mehr hervor und nützten überhaupt wenig in einem Lande, wo der lebendige Geist, der Drang nach Erkenntnis der Wahrheit und das Verlangen nach kräftiger Tätigkeit erloschen war [2]).

In seltenen Ausnahmefällen allerdings waren Glaube, Erinnerung und Hoffnung noch nicht erloschen; einige Mönche und einige Bojaren hatten noch den heiligen Funken der Begeisterung in ihrer Brust, und mitten in der allgemeinen Schlaffheit liest man mit Vergnügen ihre lebendigen, schwungvollen Schilderungen und lauscht der Kunde von ihren Taten.

In dem alten Kloster Putna, wo der Metropolit Jakob I., ein heiliger Mann, der sich vom öffentlichen Leben zurückzog, in seinen letzten Jahren Ruhe suchte, lebte der Mönch Vartolomeiŭ Măzăreanu. Er war mit dem Abschreiben der Chroniken be-

1) Let. III, S. 203.

2) S. meine Ist. Lit. Rom., I—II.

schäftigt und exzerpierte die Urkunden, um sie für die Register nutzbar zu machen; er war ein „Gelehrter“, der sogar slavisch verstand, und schwärmte für das grofse, heilige Rufsland, das ihm als der Befreier des Ostens erschien. Aufser vielen anderen Werkchen, meistens Kompilationen, schrieb er in den wenigen Stunden, in denen er Inspirationen genofs, einen Panegyrikus auf den grofsen Stephan, eine Ansprache, die ein Bauer an die Bojaren richtet, sowie eine Satire über die Erziehung seiner Zeit. In der ersten kleinen Arbeit finden sich schöne Perioden und ebensoviel Patriotismus wie rhetorische Gelehrsamkeit. Wesentlich mehr Wahrheit ist in der zweiten und dritten enthalten. Durch den Mund des Einsiedlers von Putna spricht der verarmte, verschmähte Bauer, in dem das alte, arbeitende rumänische Volk noch lebt, seinem Herrn gegenüber bittere Wahrheiten aus und geifselt dessen Faulheit und Neigung zu weibischem Luxus und kostbaren Bauten. „Sie sprechen nur davon, was es Gutes zu essen und zu trinken gibt. Die Ehrliebe ist aus ihren Herzen geschwunden, und was Ehre eigentlich sei, ist ihnen unbekannt. Ihre Sprache sogar — die vornehmen Leute liebten es besonders, in griechischer Unterredung zu glänzen —, ihre Sprache sogar haben sie verlernt ... Oder vernehmen sie vielleicht unsere Stimmen, das Weinen der Witwen, die Seufzer der Armen? Rührt sie denn nichts? Sie schlafen tief im Schofse der Faulheit. Und wach sind sie nur, um einander im gegenseitigen Kampfe ihre Zähne zu zeigen ... Alles, was wir gehabt haben, alles haben wir diesen Leuten schon hingegeben ... Damit wir noch mehr bezahlen, werden wir nun geschlagen; aber woher sollen wir mehr nehmen?“ Es wird, sogar, um Rache zu nehmen, von einer Jacquerie gesprochen: „Genug. Geduld kann nichts mehr helfen; entweder geben sie uns das Recht, oder wir nehmen es. Unsere Eltern erzählten uns, einst hätten sich die Bojaren ebenso verweichlicht gehabt; die guten Satzungen seien verloren gewesen, alles sei nach ihrem willkürlichen, ungerechten Gutdünken gegangen, und sie sagten auch: ‚Ehe nicht unsere Hacken mit ihrem Blute bespritzt waren, wurde es nicht anders!‘“ [1])

1) Die Werke von Măzăreanu, in Arch. rom., I, S. 105 ff. (Separatausg. von I. Bianu 1905); Arch. soc. şt. şi lit., IV, S. 327 ff. S. auch Ist. lit. rom., I, S. 535 ff.



5. Kapitel.

Die Türkenkriege Katharinas II. und die rumänischen Fürstentümer.

Wenige Jahre nach ihrer Thronbesteigung suchte Katharina II. von Rufsland durch kriegerischen Ruhm ihren gelungenen Staatsstreich zu krönen. Die polnischen Verwickelungen führten zu einem Kriege mit der Pforte, der überaus glücklich verlief. Die Türken waren nichts weniger als vorbereitet; planlos, ohne Führer und ohne Lebensmittel irrte ihr Heer während des entscheidenden Feldzuges von 1769, in dem die bessarabischen Festungen fielen und beide Fürstentümer erobert wurden, kläglich umher. In den folgenden Jahren bemächtigten sich die Russen auch des ganzen Budschak, und die Tataren wurden darauf „gutwillig" anderwärts hingetrieben. Nach längeren Unterhandlungen und nach einem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten kam es endlich zu dem berühmten Vertrage von Kötschük-Kainardschi (1774), wodurch die Russen dreierlei errangen: erstens die Anwartschaft auf die Krim, die ihnen auch bald anheimfiel, zweitens das Recht der Intervention zugunsten der unterjochten Christen und drittens die Erlaubnis, in den ihnen gefälligen Orten Konsuln einzusetzen.

Vor dem Ausbruche des Krieges waren nach der Moldau und ebenso nach der Walachei, wie es seit Peter dem Grofsen üblich gewesen war, friedliche Kaufleute und fromme Büfser im Mönchsgewande gekommen, hatten auf der Wanderung zu einem wundertätigen Heiligenbilde oder zu einem Handelsorte das erlauchte Porträt der „Kaiserin", der Imperatorița, den Priestern und Klosterinsassen sowie den einflufsreichen Bojaren, die für die Leiden der Christenheit ein Herz hatten, zur Anbetung überbracht und zugleich von der unbesiegbaren Macht des grofsen russischen Heeres erzählt. Dies konnten sie aber um so besser, weil die Reisenden ja selbst zu diesem Heere gehörten. Da trug es sich einmal zu, dafs der Fürst der Moldau, Gregor Kallimaki, einen russischen Agenten festnehmen und mit Bewilligung der Pforte hinrichten liefs. Alexander Ghica, der walachische Herrscher, wufste dies wohl, drückte aber ein Auge zu. In der Walachei besonders



empfingen daher manche Bojaren mit ungewöhnlicher Freude die frohe Nachricht von der bevorstehenden Erlösung: die Brüder Pîrvu und Mihaĭ Kantakuzino — der letztere hatte die Genealogie seiner Familie und eine statistische Denkschrift für den russischen Hof verfaſst — zeigten sich dabei besonders eifrig und nahmen die Leitung der Verschwörung in die Hand.

Es läſst sich leicht verstehen, daſs viele, besonders jüngere Bojaren, das türkische Joch peinlich empfanden. Auſser den gewöhnlichen Eingriffen in die Grenzen und auſser den üblich gewordenen Proviantforderungen hatte ja die Oberherrschaft des Sultans auch noch andere Folgen, die von den Bojaren im besonderen unangenehm empfunden wurden. Für die Bezahlung der Steuern waren sie in der Walachei schon einige Male zur Rechenschaft gezogen worden, und die Kantakuzinen waren sogar schon zweimal in den Kerker gewandert, weil die verlangte Summe nicht aufgebracht werden konnte. Die Zehnten hatten in älterer Zeit auch den Reichtum der Bojaren getroffen, und, seitdem ihnen die Exemtion davon zuteil geworden war, konnten sie die Erzeugnisse ihrer ausgedehnten und zahlreichen Güter nur schwer zu Geld machen, weil die Verproviantierung der türkischen Hauptstadt — die Forderung von Lebensmitteln wurde zwar oft wiederholt, blieb aber ebenso oft unbeachtet — ein Hindernis für den Export bildete. Dem fremden Kaufmanne, der besser und pünktlicher zahlte, hätten die Bojaren, wie die Bauern, ihr Getreide, ihre Schafe und Pferde, ihr Wachs, ihren Honig und Talg viel lieber verkauft, durften es aber nicht [1]). Sie sahen mit Miſsvergnügen die immer stärkere Einmischung der Türken in die inneren Angelegenheiten des Landes, um die sie sich bisher durchaus nicht hatten kümmern dürfen. Die Moldau wieder war voll von kleinen türkischen Kapitalisten, die bis in die entlegensten Orte vordrangen, Geld gegen hohe Zinsen ausliehen oder Geld gegen künftige Lieferung von Naturalien oder auch schlechtes Geld gegen spätere Rückgabe derselben Summe in guter Münze anboten. In der Walachei wie im benachbarten Fürstentume hatten die türkischen Rajabewohner, die türkischen Kaufleute, aber

1) Vgl. über die Frage des sogenannten türkischen Monopols die Vorrede des X. Bandes der Sammlung Hurmuzaki.



auch Janitscharen — und das waren die schlechtesten von allen — Häuser auf christlichem Boden errichtet, Meierhöfe und Viehzüchtereien angelegt, die sogenannten cișle, und sehr einflußreiche Fürsten waren nötig, um durch bewaffnetes Einschreiten mit Hilfe von Reichstruppen diese frechen Eindringlinge, die eine Plage für das Land bildeten, wieder zu entfernen. In der Oltenia hatten die Türken von Widin die Sitte eingeführt, daß die Güter der ärmeren Bojaren von Türken in Pacht genommen wurden, die schändlichsten Raubbau darauf trieben. Wiederum mußte erst ein Ferman gegen diese unwillkommenen Gäste erwirkt werden. Endlich gab es Bojaren, die aus Einfalt oder um sich aus den Krallen ihrer Gläubiger zu retten, wie ein gewisser Cozliceanu, der mit den Kantakuzinen verwandt war, zum Islam übertraten. War dies geschehen, so kam ein Befehl von der Pforte, daß die ganze Habe des Neubekehrten öffentlich verkauft werden sollte, ja selbst dasjenige, was von der Erbschaft bereits in andere Hände gekommen oder schon um einen niedrigeren Preis veräußert worden war. Der Ehrgeiz, und mehr noch die Titelsucht, die Habgier, der Wunsch nach Sicherheit und das Verlangen nach einem höheren Kulturleben trieben, trotz all der erwähnten traurigen Erfahrungen, die walachischen Bojaren schließlich in die Arme der als Befreier erscheinenden Russen [1]).

In der Moldau ward den Russen ein guter Empfang zuteil, aber es fehlte ihm die Wärme; hier fanden sie Diener unter den Bojaren, aber keine Anbeter. In der Walachei dagegen leisteten die Brüder Kantakuzino fast Unmögliches, um ihnen eine via triumphalis zu eröffnen: falsche russische Freiwillige wurden in der Nacht in die Hauptstadt gebracht, und der neue Fürst, Gregor Alexander Ghica, ließ sich gefangennehmen; eine Landmiliz wurde ausgehoben, und an ihrer Spitze fiel Pîrvu Kantakuzino im Treffen bei Comana. Bis zum Schlusse wurde den Russen das Fürstentum aufrichtig zur Verfügung gestellt, und der neue türkische Fürst Manolaki Giani (Ruset) konnte sich auch nicht behaupten.

Katharina II. liebte theatralische Schaustellungen, und um

1) S. Studiĭ și doc., V, S. 327f., 521f.: für die türkischen Angriffe; für die russischen Umtriebe die Genealogia Cantacuzinilor und die Abteilung über Mihaĭ Cantacuzino in meiner Ist. lit. rom., II.



diesem Hange der mächtigen Kaiserin entgegenzukommen, traf im Jahre 1770 eine Deputation der „befreiten" Moldauer und Walachen in Petersburg ein. Sie bestand aus den Grofsbojaren Brîncoveanu, Kantakuzino dem jüngeren, Milo und Paladi, dem Metropoliten von Bukarest, dem Bischof von Huşi und dem Schriftsteller Măzăreanu. Sie hielten schöne Reden, wurden fein bewirtet und kehrten mit hoffnungsvollen Herzen zurück. Was die Deputation als Garantie im Falle einer von ihnen erwünschten Einverleibung in das russische Reich verlangte, das macht dem Patriotismus, oder wenigstens der Einsicht und Würde dieser hochgeborenen Führer einer unglücklichen Nation keine besondere Ehre. Die Moldauer verlangten nach einer oligarchischen Regierung durch zwölf Bojaren, nach der Einsetzung von ispravnicĭ, die rasch wechseln sollten, um so allen Geldhungrigen die Möglichkeit einer Bereicherung zu bieten; „die ganze bojarische Sippschaft nach der Reihe" [1]), heifst es einmal gleichzeitig. Die Kaiserin soll ein General vertreten, der den Bojaren bei ihrer Ernennung zu Mitgliedern des Regierungsrates oder zu Beamten Kaftane und Ehrenkleider schenken und der die fremden und einheimischen Truppen befehligen soll; der Ertrag der nach neuen Grundsätzen von den Bauern zu erhebenden Steuern soll künftighin nach Petersburg geschickt werden. Noch weiter gingen die Walachen. Sie begannen mit dem Wunsche, „dafs unser Land mit den anderen Provinzen, die das allmächtige Rufsland beherrscht, vereinigt werde". Aufser der Ermächtigung, die Bergwerke ausbeuten und Handel mit dem Auslande zu treiben, sowie Akademien für „Wissenschaften, Gewerbe und Sprachen" zu gründen, verlangten sie russische Gesetze, russische Richter, wenigstens zur Hälfte, und die russische kirchliche Hierarchie, d. h. die Oberherrschaft der russischen Synode. Erst als sie sahen, dafs die Türken doch die Oberherren des Landes bleiben würden, dachten sie als Notbehelf an eine Vereinigung mit dem zerstückelten Reiche Polen, oder sogar an eine eigene Regierung unter Oberherrschaft der Pforte, aber unter dem Schutze Rufslands, Österreichs und eventuell auch Preufsens.

1) „Toată partea boerească pe rînd"; Arch. rom., I, S. 202 ff. Hinsichtlich der walachischen Pläne siehe Genealogia Cantacuzinilor, Ausgabe Jorga, Anhang.



Der Vertrag wurde abgeschlossen, und die Russen verlangten dabei, dafs der Sultan die Fürstentümer, wie sein Vorgänger, Mahmud IV., behandle; doch das hatte keinen Sinn und beruhte auf einem Mifsverständnis. Nun äufserten die Walachen folgende Wünsche: sie wollten einen Nationalfürsten — etwa Ştefan Pîrscoveanu —, aber keinen Griechen haben, den Türken nur den Kharadsch, und zwar in der unveränderlichen Summe von 125000 leĭ entrichten und die Rechtspflege durchaus selbständig handhaben; den Türken sollte nicht gestattet sein, auf walachischem Boden jemals Häuser zu bauen, sie sollten auch die Cetatea de Flocĭ zurückgeben; endlich sollten auch russische Konsuln zu Bukarest und Craiova residieren. Es wurde auch zu diesem Zwecke eine Deputation nach Konstantinopel geschickt, aber alles scheiterte. Die Walachen erhielten genau dasselbe wie die Moldauer, die nichts verlangt hatten. Fürst wurde in der Walachei Alexander Ipsilanti (Hypsilantes), der früher Grofsdragoman gewesen war, und in der Moldau Gregor Ghica, der schon dreimal als Fürst regiert hatte. Gleichzeitig wurde diesen neuen Halbherrschern ein Hatischerif oder kaiserlicher Gnadenakt (4. November 1774) eingehändigt, worin neben vielen nebensächlichen Bestimmungen auch die folgenden wichtigen enthalten sind: die Fürsten sollen niemals „ohne ihr Verschulden“ abgesetzt werden; das Land soll zunächst zwei Jahre volle Steuerfreiheit geniefsen und dann lediglich den Kharadsch — und aufserdem keinerlei andere Gaben — aller zwei Jahre einmal nach Konstantinopel schicken; die Naturallieferungen sollen von dem Tribute abgezogen werden und nur aus Holz und Salpeter bestehen. Wenn die Pforte darüber hinaus noch andere Naturalien braucht, so sollen ehrliche Kaufleute mit entsprechenden Legitimationen zu bestimmten Zeiten in den Häfen erscheinen. Kein Türke darf in den Fürstentümern wohnen; selbstverständlich sind die Polizeitruppen, die Beschlis, davon ausgenommen. Gelegentlich der russisch-türkischen Konvention vom 10. März 1779 verpflichtete sich dann die Pforte noch einmal, die Fürstentümer schonend zu behandeln. Wären alle diese Forderungen und Zugeständnisse gehörig beobachtet worden, so hätten sie unzweifelhaft das Glück des rumänischen Vaterlandes begründet. Tatsächlich jedoch änderte sich dadurch die Lage nur wenig.

Mit den Waffen kann man einem entnervten Volke, wie das türkische es war, jede Vertragsbedingung aufzwingen. Schwieriger ist es aber, die Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen durchzusetzen. Von der Arbeit ihrer eigenen Hände hatten die Türken niemals gelebt und konnten sich auch nicht in einem Augenblicke daran gewöhnen, ebensowenig wie sie in einer bestimmten Frist ihre Laster abzulegen vermochten. Wie es vor 1774 gewesen war, so gab es auch nach diesem entscheidenden Jahre keine andere Provinz im türkischen Reiche, welche die Last auf sich hätte nehmen können, die das Schicksal auf die Schultern der Donaufürstentümer gewälzt hatte. Daraus folgte mit absoluter Notwendigkeit, daſs die Walachei und Moldau die Rolle des blinden Mühlpferdes weiterspielten. Sie muſsten ihre ganze Kraft anspannen, um ihren Herren die gesetzlichen und ungesetzlichen Dienste zu leisten, und dabei hatten sie bei dem Zustande des Verfalles, in dem sich das osmanische Reich befand, nicht einmal die Gewiſsheit, Schutz vor anderen habgierigen Fremden zu finden.

Dies trat deutlich in der Bukowinaaffäre zutage; denn gegen jedes Recht und gegen die Bestimmung des eben unterzeichneten Friedensinstruments, in dem von keiner Gebietsabtretung an Ruſsland, Österreich oder an irgendwelche freundlich oder feindlich gesinnte christliche Macht die Rede war, ging die obere Moldau an Österreich verloren. Und dennoch lieſs sich die Pforte infolge von Bestechung, Unwissenheit, Furcht und Altersschwäche bereit finden, diese schöne, klosterreiche, von Buchen und Tannen beschattete Landschaft, in der die Hauptstadt des alten moldauischen Fürstentums lag, auf deren fruchtbarem Boden nicht weniger als 100000 Bauern rumänischer Nationalität lebten, am 7. Mai 1775 wie ein kleines, unbedeutendes Geschenk wegzuwerfen! Und die mütterliche russische Kaiserin, die der Moldau und Walachei die Wiedererwerbung der alten Grenzen in Aussicht gestellt hatte, lieſs dies ruhig geschehen, wie es vorher ihre schönrednerischen Generale, die goldene Tabatieren als Geschenke zu schätzen wuſsten, getan hatten.

Das Ereignis trug sich folgendermaſsen zu. Während des Krieges hatte das Österreich des Fürsten Kaunitz dem Erfolge der Russen nicht gerade freundlich zugesehen; voll Eifersucht



ging man in Wien so weit, den Türken gegen eine grofse Summe Geld und die Abtretung der ehemals innegehabten oltenischen Walachei militärische Hilfe zu versprechen, bis das Verlorene wiedergewonnen wäre. Der Vertrag vom 6. Juli 1771, der sogenannte „Subsidienvertrag", wurde zwar nicht ratifiziert, und in demselben Sommer schrieb der leitende Minister dem österreichischen Gesandten in Berlin, dafs der Vorschlag Friedrichs II., die Fürstentümer als Beuteanteil von der Pforte zu verlangen, um sie dann gegen das so wertvolle Belgrad zu vertauschen, mit dem „Staatssystem" des Wiener Hofes und mit den freundlichen Beziehungen zum türkischen Reiche unvereinbar sei [1]). In Petersburg dagegen sprach man, um eine österreichische Einmischung zu verhindern, davon, die Kaiserin Katharina die künftige Beherrscherin der tatarischen Krim und Befreierin der orthodoxen Völker des Morgenlandes, sei schon bereit, ihren geliebten Nachbarn die Fürstentümer zu überlassen, in denen ein Erzherzog oder ein Reichsfürst, wie Albrecht von Teschen, als Herrscher eingesetzt werden könnte [2]). Bald darauf wurden in Polen neue Grenzen gezogen, nachdem man die geeigneten Überredungskünste gegenüber den leitenden Faktoren in diesem, dem türkischen ähnlichen Reiche angewendet hatte. Nun erschien im Jahre 1773 Joseph II. in Siebenbürgen um diese vielgestaltige Provinz in Augenschein zu nehmen, und angesichts der verwilderten Gegend am moldauischen Gebirge, wo seit kurzem die „alte", von den Nachbarn usurpierte Grenze wiederhergestellt worden war, verfiel er auf den Gedanken, anstatt dieser szeklerischen Dorfschaften das Gebiet „zwischen Rodna, Horodenka, Snyatin, Zaleszczyk", also einen Teil der Moldau, zu erwerben, denn dadurch würde eine bequeme Verbindung mit dem neuerworbenen Galizien gewonnen. Dieses Anhängsel zu der polnischen Erwerbung, diese „Bagatelle zwischen Siebenbürgen, Marmaros und Pokutien hätte politisch und militärisch wenigstens der cisoltenischen Walachei an Wert entsprochen [3])". Die Offiziere, welche die kartographische Landesaufnahme in Galizien und an seinen Grenzen besorgten, und der österreichische Attaché im rus-

---

1) Arneth, Letzte Regierungsjahre M. Theresias, II (Wien, 1877), S. 314—315.

2) Ebenda, S. 310.

3) Ebenda, S. 613—614.

sischen Heere, Barco, vertraten ebenso entschieden diese neue Gebietserwerbung: die einen bemühten sich, Rechtsansprüche auf Grund der Vergangenheit ausfindig zu machen, die anderen betonten, daſs der russische Feldmarschall, Rumiänzow, ein solches Vorrücken des kaiserlichen Adlers nicht ungern sehen würde. Ungefähr im September 1774, als man schon wuſste, daſs die Russen die Fürstentümer durch Vertrag in ihrem ganzen Umfange an die Pforte zurückgegeben hatten, wurde endlich die Ermächtigung zur militärischen Okkupation erteilt, und übereifrige Offiziere dehnten diese bis gegen Roman aus. Jetzt, nachdem man das Gewünschte schon in Händen hatte, konnte der Gesandte zu Konstantinopel von einem Pestkordon, von dem alten Grenzstreite zwischen Polen und der Moldau, von nachweislichen historischen Rechten und von einer militärischen, unabwendbaren Notwendigkeit, nebenbei aber auch von der heilig bewahrten Freundschaft gegen den Sultan sprechen.

Den Türken war die Sache doch im Grunde unangenehm, denn sie konnte auf den Pöbel der Hauptstadt, der erst kürzlich einen Sultan wegen „Unfähigkeit“ abgesetzt hatte, einen schlechten Eindruck machen. Im übrigen waren sie überzeugt, daſs ihr Padischach Land genug besaſs, um beliebig ein Stück veräuſsern zu können, daſs sie berechtigt seien, das Kapitulationsland Moldau, im ganzen oder im einzelnen, wie jede andere Provinz — so waren sie ja mit Siebenbürgen und besonders mit der Kleinen Walachei verfahren — zu verkaufen. An jährlichem Einkommen konnten sie einen Verlust ja nicht leiden, denn aus der verkleinerten Moldau muſste der Fürst, der „Pachtfürst“ — so sagten die Österreicher —, ebensoviel entrichten, wie vorher von dem ganzen Fürstentume. Die Minister der Pforte zögerten lediglich, um mehr Bestechungsgelder einzuheimsen und um wenigstens der öffentlichen Meinung zu zeigen, daſs sie ihre Pflicht getan hätten.

Was das Land betrifft, so hatten während des Krieges viele Bojaren, so Ienacachi Milo und Ioan Kantakuzino, mit Österreich geheime Verbindungen angeknüpft [1]). Diese hätten es gern ge-

1) Werenka, Bukowina's Entstehen und Aufblühen in Maria Theresias Zeit, im „Arch. für öst. Gesch.“, 1892, S. 70—71, 106.



sehen, wenn ihr ganzes Vaterland unter Aufrechterhaltung ihrer oligarchischen Rechte an Österreich gekommen wäre. Eine Zerstückelung der Moldau lag andrerseits zunächst nicht in ihrem Interesse als Beamte und Gutsbesitzer. Dann regte sich vielleicht auch wieder einmal in ihrem welken Herzen die Erinnerung, die alte Liebe zu der kleinen, hartnäckig verteidigten moşie. Sie wandten sich mit Klagen, das einzige, was ihnen noch offen stand, an den Pascha von Silistrien; dieser konnte selbstverständlich nichts tun, und sie gingen nun den russischen Feldmarschall an, der krank daniederlag. Erst dem Nachfolger dieses letzteren, Repnin, trugen sie ihr Anliegen vor und legten unter anderem dar, daſs „sich offensichtlich die türkische Pforte mit den Österreichern auf Kosten ihres Landes aussöhnen wolle [1])“. Der Fürst selbst muſste sehr vorsichtig handeln, und das lag ganz im Sinne der Politik des schlauen Ghica. Er war eifrig tätig, um sein Pachtgut vollständig zu erhalten, aber dabei vergaſs er doch nicht, dem gefürchteten Nachbarn, wenn auch gezwungen, zuzulächeln. Er dachte sogar einmal daran, bei dieser Gelegenheit wenigstens Hotin wiederzubekommen, und sprach sich Barco gegenüber in diesem Sinne aus [2]). Die anderen Mächte waren dabei nicht direkt interessiert, und so führte endlich Kaunitz das begonnene nützliche Werk „glorreich zu Ende [3])“.

Am 12. Oktober 1777 schwuren persönlich beziehungsweise durch ihre Vertreter die „Stände“ der Bukowina — das war der neue Name der „friedlichen Eroberung“ — der Kaiserin Maria Theresia Treue. Der Bischof von Rădăuţĭ, Dosofteĭ Herescu, präsidierte der groſsen Feierlichkeit; nach vier Jahren verzichtete auch der Metropolit von Jassy auf seine kirchlichen Rechte über die kaiserliche Moldau, und Dosofteĭ wurde als Bischof der Bukowina in der neuen Hauptstadt, dem Marktflecken Cernăuţĭ (jetzt Czernowitz), im alten Gebiete von Sepenic, inthronisiert. Bald darauf übernahm der Fiskus die Verwaltung der zahlreichen Klostergüter, und daraus wurde nunmehr ein für viele Zwecke verwendbarer griechisch-orientalischer Religionsfonds gebildet. Die Bojaren, mit Ausnahme eines einzigen,

---

1) Uricariul, VI, S. 458: Februar 1775. Repnin ging nun als Gesandter nach Konstantinopel.

2) Werenka, S. 153.

3) Arneth, a. a. O., S. 530.

Vasile Balș, blieben natürlich als Hofbeamte in Jassy. Die Mazilen besafsen nicht das Zeug, die Autorität und die Kenntnisse, um sich an den Regierungsgeschäften tätig zu beteiligen, und folglich kam die Verwaltung in die Hände der Fremden, welche das Zivilisationswerk im europäischen Sinne begannen. Die Bauern mufsten sich nunmehr in die viel ungünstigere österreichische soziale Ordnung fügen: drei Arbeitstage in der Woche waren zu leisten und eine regelmäfsige, aber nicht gerade niedrige Steuer zu entrichten. Es wurden nunmehr Ruthenen aus Galizien, Csangós aus Siebenbürgen, Polen und Deutsche als privilegierte Bauern herbeigerufen, und so kam es, dafs im folgenden Jahrhundert die Rumänen ihre numerische Überlegenheit verloren. Neben den wenigen vernachlässigten rumänischen Volksschulen entstanden nun deutsche höhere Bildungsanstalten. Jede Verbindung mit der „türkischen“ Moldau dagegen verschwand. Die dort ansässigen Bojaren verkauften ihre Güter in der Bukowina und schickten ihre Kinder nicht etwa nach dem aufblühenden Czernowitz in die Schulen.

Der Versuch, durch Heranziehung der Armenier ein neues Bürgertum zu schaffen, mifslang. Dagegen gewannen die „Betteljuden“ und jüdischen Dorfpächter, die General Enzenberg vorgefunden und charakterisiert hatte [1]), die Oberhand, ohne jedoch ihre elende, schmutzige, aller Zivilisation feindliche, galizische Lebensweise bis zum heutigen Tage aufzugeben. Die Bukowina ward ja sogar noch zweimal mit Galizien vereinigt, ehe endlich das heutige Herzogtum entstand.

Jener Gregor Ghica, der für die hohen Interessen des Landes, besonders in der Zukunft, und zugleich für die niedrigeren seines fürstlichen Schatzes kämpfte, war kein romantischer Russenfreund; er pries auch das Wohlwollen der erlauchten christlichen Kaiserin nicht mehr, als unbedingt nötig war, obwohl sie ihm während seines Aufenthalts in Petersburg als gut gepflegter freiwilliger Kriegsgefangener allerlei Gefälligkeiten erwies und ihm auch die Ernennung zum vertragsmäfsigen Herrscher in der bald darauf verkleinerten Moldau im

1) Zieglauer, Geschichtliche Bilder aus der Bukowina (Czernowitz 1893). Vgl. die Landesbeschreibung von General Splény, die Polek (Czernowitz 1893) herausgegeben hat.



September 1774 verschaffte [1]). Die Bojaren hatten sich ihn, dem Winke der noch befehligenden russischen Offiziere folgend, von der Pforte ausdrücklich ausbedungen [2]), und so war es ihm möglich, seinen Rivalen Konstantin Moruzi aus dem Felde zu schlagen. Nach drei Jahren jedoch schon wurde er als verdächtiger Förderer russischer Interessen — ein neuer Krieg mit Rufsland stand schon in Aussicht — abgesetzt und, damit die Pforte sich deswegen den Russen gegenüber nicht zu verantworten brauche und keine weiteren Verwickelungen entstünden, von den Gesandten, die ihm die Absetzung mitteilten, in seinem Absteigequartier zu Jassy ermordet, ohne dafs sich in der moldauischen Hauptstadt irgend jemand gegen die Mörder erhoben hätte. An seine Stelle trat nunmehr Moruzi, der seine frühere Niederlage noch nicht vergessen hatte.

Die Türken beschuldigten Ghica unter anderem, er habe auch während der zwei Jahre, in denen kein Tribut zu entrichten war, den entsprechenden Betrag vom Lande gefordert. Diese Beschuldigung findet sich auch in europäischen Quellen, und in den erhaltenen Rechnungsbüchern des unglücklichen Fürsten sind tatsächlich Ersatzkontributionen an Stelle der bis zum Sommer 1776 verbotenen şferturĭ verzeichnet. Sie tragen den verschleierten Namen cheltuiala țeriĭ, d. h. „Gelder für die Ausgaben des Landes“. Der Bauer steuerte dazu ebenso wie der Kaufmann, der Priester und der „Mazilo-Ruptasche“, der eine besondere dajde anstatt dieser „Ausgaben“ entrichtete. Wie vor 1774 begegnet man Summen, mit denen allerlei Lieferungen an die Türken bezahlt werden, und zwar in derselben Höhe. Zwar stand im Vertrage geschrieben, dafs der Preis dieser Naturalien vom Tribute abzuziehen sei, aber wer die lauten Klagen der Walachen durchliest, die sich bei der Rechnung über die bis April 1783 nach Konstantinopel geschickten 1182150 Kilen Korn, Hafer usw. finden, der kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs trotz alledem der vollständige Kharadsch verlangt worden ist [3]). Die

1) Vgl. die Vorrede zum X. Bd. der Sammlung Hurmuzaki mit Werenka, a. a. O.

2) Uricariul, VI, russisch-moldauische Korrespondenz von 1773—1775.

3) Vgl. Documente şi cercetărĭ, S. 46 ff., 158 ff.; Jahresberichte der rumänischen Akademie, XII, S. 393.

größten Beträge verschlangen immer die neuen und alten Schulden, und die Geschenke, durch die man überdies die türkische Unersättlichkeit noch täglich nährte.

Aber sie erschienen nötig, denn die Ernennung und Regierung des Fürsten hing ja jetzt von genau denselben Faktoren ab, wie früher. Der autonome Pächter der Moldau oder Walachei wurde wie früher aus den Bewohnern von Fanar genommen: dies verbot ja kein Paragraph des Vertrages, und es wurde schon oben gesagt, daſs die Versuche der Walachen, einen nationalen Domn zu erhalten, besonders deshalb scheiterten, weil sie bei den Russen keine Unterstützung fanden. Es war auch jetzt nicht Bedingung, wie man lange genug geglaubt hat, daſs der Erwählte notwendigerweise ein Dragoman oder gewesener Dragoman der Pforte sei. Auch fürstliche Herkunft war kein Erfordernis, aber gewöhnlich fielen die gnädigen Blicke des Sultans auf solche Führer der griechischen Nation in Konstantinopel, die eine groſse Verwandtschaft, sei es auch nur durch einen langen Stammbaum, aufweisen konnten. So war Moruzi der Enkel einer Tochter von Alexander Maurokordato, folglich ein Iskerletogli, er gehörte also zu einem Zweige des groſsen skarlatischen Geschlechtes. Nach ihm besetzten den moldauischen Thron zwei andere Maurokordato, zwei Vettern, die beiden Alexander, der Sohn Konstantins und der des unfähigen Ioan, der schon längst, seinen Tschubuk vor der Türe rauchend, gestorben war. Hypsilantes, Ipsilanti, wie die Rumänen seinen Namen schrieben, war der Schwager des Moruzi. Sein Vater Johann und sein Groſsvater hatten beide seit den Tagen des Michael Racoviță Bojarenwürden in der Moldau bekleidet, so daſs er Land, Leute und Sitten vorzüglich kennen muſste; überdies war auch der Vater des Moruzi moldauischer Beamter gewesen. Michael Suțu (Sutzo), der zweite Nachfolger Ipsilantis, stammte durch seine Groſsmutter ebenfalls aus dem Maurokordatengeschlechte; er war der Bruder des berühmten Nikolaki, und ein anderer Bruder von ihm war ein mächtiger, allerdings schlieſslich gehenkter Grieche in Konstantinopel gewesen; seine Frau war die Tochter des Johann Kallimaki (Calimah), eine andere heiratete den Alexander Konstantin Maurokordatos, und Gregor, der Sohn dieses Johann, war mit der Tochter des Alexander Nikolaus Maurokordatos vermählt. So

bildete sich eine fanariotische Fürstensippschaft, in der zwar gerade Hader genug herrschte, aber doch längst nicht soviel wie früher. Die Glieder dieses Wojwoden- und Dolmetschergeschlechts waren ihrer Ernennung sicher; sie arbeiteten aber selbst in ihrem Interesse, und die Klasse der reichen, maſsgebenden Helfershelfer war verschwunden. Als homines novi, durch die Gunst des Sultans, bezw. die eines hohen türkischen Beamten wurden zur Regierung berufen Nikolaus Caragea (Karadscha), der einem Geschlechte von Ärzten und Dragomanen entstammte, und der Nesiote, der Inselgrieche Nikolaus Mavrogheni (Maurogenis), der bisher Dolmetsch des Kapudan (des türkischen Admirals) und zugleich der Günstling dieses ungewöhnlich einfluſsreichen Mannes gewesen war.

Die Absetzungen waren gewiſs gegen den Sinn des Vertrages von Kötschük-Kainardschi, in den man rumänischerseits gern die Bestimmung lebenslänglicher Herrschaft hineingebracht hätte. Aber die Fassung des betreffenden Paragraphen war so, daſs ihn die Türken nach Belieben auslegen konnten. Sie verstanden es meisterhaft, einen Grund für die Absetzung eines Fürsten zu erdichten. So ward z. B. Gregor Ghica als Verräter und Aussauger des armen moldauischen Landes hingestellt: gegen den Kaiser und die Raja hatte er sich gleichzeitig vergangen; der Kapudschi erdolchte den fürstlichen Verbrecher, weil er bei seiner Gefangennahme Widerstand leistete. Die Söhne des Ipsilanti waren, um den Miſshandlungen ihres Vaters zu entgehen, und weil sie die lumières des glänzenden Europa kennen lernen wollten, im Dezember 1781 nach Siebenbürgen geflüchtet: das erschien der Pforte verdächtig, und so verlangte der alte Fürst, des Geschickes, das Ghica widerfahren war, eingedenk, seine Absetzung, die einem so treuen Diener unmöglich abgeschlagen werden konnte. Der alte Nikolaus Caragea hatte die Herstellung etlicher Brücken versäumt [1]), und so verlor er, obwohl er noch nicht ganz zwei Jahre geherrscht hatte, seinen Thron. Als Maurogheni an Suțus Stelle ernannt wurde, war der neue Krieg mit Ruſsland im Anzuge. Ein Grund zur Unzufriedenheit findet sich merkwürdigerweise immer gerade dann, wenn die Fürsten eben drei Jahre ihrer Herrschaft zurück-

1) Acte și fragm., II, S 171.

gelegt haben. Einige Male ist die Dauer ihrer Regierung noch kürzer gewesen, länger nur bei Ipsilanti, der von 1774 bis 1782, also sieben volle Jahre lang, die Walachei innegehabt hat. Dabei darf man aber nicht vergessen, dafs eine Wiedereinsetzung nach Ablauf der dreijährigen Frist, wenn ein neuer Thronkauf stattfand, wohl erfolgen konnte und dafs diese Sitte allgemein bekannt war [1]).

Man hätte erwarten sollen, dafs Rufsland gegen solche Verletzungen der Vertragsbestimmungen von 1774 heftig protestieren würde, und zwar in derselben brutalen und hartnäckigen Weise, mit der die russische Diplomatie seit langer Zeit in der Türkei verfahren ist und die beinahe immer zum Siege über die osmanische Schlauheit und Trägheit geführt hat. Auch sollte man glauben, dafs durch die Errichtung eines russischen Konsulats in der „Walachei, Moldau und Bessarabien“, die 1782 erfolgte und die noch in demselben Jahre die Ankunft und baldige Anerkennung eines österreichischen Agenten — den Titel „Konsulat“ konnte der Wiener Hof nicht gebrauchen — nach sich zog [2]), eine Überwachung des Fürsten und seiner Helfershelfer zugunsten des Landes Platz gegriffen hätte und dafs diese „europäische Kontrolle“ in den Fürstentümern zur Schaffung besserer Zustände hätte beitragen müssen. Das war aber keineswegs der Fall: es geschah nichts, weder in Konstantinopel seitens des russischen Gesandten, dem jetzt vertragsmäfsig die Intervention gestattet war, noch in Bukarest und Jassy seitens der beiden Konsuln und ihrer Beamten.

Über den Mord Ghicas verlor Rufsland nicht ein Wort und schien somit die Beweggründe der Pforte als stichhaltig anzuerkennen. Der kaiserliche Gesandte machte von seinem Rechte, die Regierung eines Fürsten gegen den Willen der Türken zu verlängern, keinen Gebrauch, mit zwei Ausnahmen: das erste Mal, als ein neuer Krieg mit der Pforte drohte, und das zweite Mal vor dessen unmittelbarem Ausbruche. Aber auch die rechtgläubigen Untertanen der Pforte konnten mit dem Vertrage von Kainardschi, der nur eine neue Annexionsära vorbereitete, keineswegs zufrieden sein: sie mufsten

1) Ebenda, S. 196.

2) S. Hurmuzaki, X, Vorrede, und hinsichtlich des russischen Konsulats den Aufsatz von Giers, in Arch. soc. şt. şi lit., VII (1896).

auf künftige Gunstbezeigungen Rufslands warten. Der russische Konsul für beide Fürstentümer und für das Budschak, das ehemalige Bessarabien, wo noch schwache Tatarenhorden in primitiven Verhältnissen Ackerbau und Viehzucht trieben, war ein grober Georgier, von einer unerhörten, aber affektierten Anmafsung, durch die er dem Bojaren imponieren wollte, indem er ihn zu erschrecken suchte. Der österreichische Agent, Raicevich, war dagegen ein kenntnisreicher und talentierter Ragusaner, der auch ein interessantes Werkchen über die Donauländer verfafst hat [1]; er verfolgte Handelszwecke, stellte den siebenbürgischen Deserteuren nach, liefs der katholischen Kirche — Ungarn in der Moldau und bulgarische Konvertiten in der Walachei gehörten ihr an — seine Protektion angedeihen, suchte die Juden dem österreichischen Schutze zu unterstellen und übte politische Spionage. Jedoch weder der Russe noch der Österreicher — es trieb sogar ein nicht besoldeter Sprachlehrer als preufsischer Agent sein stilles Dasein — waren gewillt, den Schutz der Rumänen gegen ungesetzliche Forderungen der Türken, Griechen und Bojaren zu übernehmen. Sie haderten im Gegenteil mit dem von ihnen verachteten Wojwoden, prahlten mit der Macht ihrer kaiserlichen Herren, schrieben unaufhörlich Denunziationen, die meistens auf Verletzungen der Eitelkeit beruhten, und förderten damit die häufigeren Fürstenwechsel. Moruzi fiel den Ränken des russischen, Alexander Maurokordato I. denen des österreichischen Konsuls zum Opfer.

Den Fürsten war auch fernerhin durch diese Notwendigkeiten ihr Verhalten vorgezeichnet, obwohl sich unter jenen auch gute und befähigte Leute befanden, und obwohl ihnen Ratgeber voll edler Gesinnung, wie Raicevich vor seiner Ernennung zum Agenten, oder der später so bekannte d'Hauterive [2]) und der Archäologe Lechevallier zur Seite standen. Solche Fürsten liebten die Wahrheit und hörten sie gern, wie z. B. Ipsilanti, der den kühnen Ratschlägen Hauterives aufmerksam lauschte. Ipsilanti, der schon infolge seiner längeren Regierungszeit zu Gröfserem berufen schien,

1) Osservazioni intorno la Valachia; zuerst Neapel 1788 erschienen.

2) Seine Denkschrift über die Moldau wurde 1902 zusammen mit seinen älteren Reiseskizzen, schon durch eine Ausgabe Ubicinis bekannt, von der rumänischen Akademie herausgegeben.

führte auch Reformen ein, die zwar nicht denjenigen des Konstantin Maurokordatos an Bedeutung gleichkamen, aber doch alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaſsten und deren Urheber von den besten Absichten beseelt war. Er bearbeitete persönlich das erste rumänische praktische Gesetzbuch, in dem auch der Landesgebrauch sehr gut zu seinem Rechte kam [1]); er führte ständige Obergerichte, Départements, mit besoldeten Richtern ein, er verordnete, daſs die gewöhnliche direkte Steuer wieder nur viermal im Jahre als sămĭ, Gesamtbezahlungen, entrichtet werden solle. Die scutelnicĭ, die oben erwähnten steuerfreien Einwohner, sollten auf seinen Wunsch aus den unbemittelten Bauern, aber nicht aus den reichsten jedes Dorfes genommen werden; den Bojaren lieſs er zwar ihre vollständige Steuerfreiheit, aber er bestätigte auch den zinspflichtigen Bauern ihre „zwölf Arbeitstage". Zur Unterstützung hilfsbedürftiger Bojaren und Bojarenwitwen wurde eine cutia milelor, ein Unterstützungsfonds, wörtlich „Gnadenbüchse", gebildet. Die Hauptstadt erhielt eine gute Verwaltung, und unter deren Wirksamkeit ein viel vorteihafteres Aussehen. Zahlreiche neue Einwohner wurden durch Steuerfreiheiten in die Walachei gelockt; die Bukarester Akademie erhielt eine neue Verfassung und stand nunmehr ebenbürtig neben der Schwesteranstalt in Jassy, der Akademie des Gregor Ghica [2]). Auch der in seinem Auftreten etwas komisch-theatralische Mavrogheni, welcher trotz seiner krankhaften Vielgeschäftigkeit ein mutiger Mann war und den Türken während des wieder ausgebrochenen Krieges wichtige Dienste leistete, die dann durch seine Hinrichtung belohnt wurden, selbst dieser emporgestiegene Abenteurer wollte in seiner originellen Weise eine gute Verwaltung einführen, ahmte aber dabei nur die kaiserlichen Reformatoren der Türken ungeschickt nach.

Aber all dieses half nur sehr wenig. Die Unsicherheit der Regierungsdauer bei den Fürsten und die Unersättlichkeit der Oberherren vernichteten alles Gute bald wieder. Jedoch helle Verzweiflung, die in der Flucht ins Ausland, in Entvölkerung und

1) Das Büchelchen erschien griechisch und rumänisch im Jahre 1780. Vgl. Teulescu, Archiva romana (Bukarest, 1860).

2) Vgl. Hurmuzaki, X, Vorrede und Ist. lit. rom., die kulturgeschichtlichen Kapitel.



Niedergang der Rasse zum Ausdruck gekommen wäre, griff auch jetzt noch nicht Platz. Der Reisende, wie z. B. Hauterive, sah reinliche Häuser, bessere als in den ärmeren Gegenden Frankreichs, wie etwa die in Beauce und Sologne, bebaute Äcker, viel Groſs- und Kleinvieh und eine Menge bewohnter Dörfer. Aber ein wahres Kulturleben konnte nicht entstehen, denn es fehlte eben an Geist. Nur ein vereinzelter Bojare, wie Jenachi Văcărescu, der jedoch kein edler Charakter war, ging an die Abfassung einer Grammatik, versuchte sich dichterisch ohne Feuer und Harmonie und begann eine „Geschichte des osmanischen Reiches", die himmelweit von der eines Cantemir entfernt ist. In den unteren Schichten aber versagten die Kräfte vollends.

Während nun dieser Văcărescu und andere Bojaren dem österreichischen Agenten vertraulich mitteilten, daſs sie an eine kaiserliche Okkupation und die Vereinigung mit Siebenbürgen dem „göttlichen" geographischen Gesetze gemäſs dächten, während der Metropolit Gabriel, und nicht er allein, im Jahre 1784 [1]) eine Einladung an die Russen abgehen lieſs, und schlieſslich sogar sein Nachfolger von Wien eine Neugestaltung der Dinge seitens der Christen erwartete [2]), gab die Flucht des zweiten Alexander Maurokordatos, der deshalb Firaris, der Flüchtling, genannt wurde, nach Ruſsland (1787), wo er schon einmal als Jüngling gewesen war, noch eine Veranlassung mehr zu dem lang erwarteten Kriege. Kaiser Joseph hatte seine zweite russische Reise vollendet und hatte zu Cherson zusammen mit Kaiserin Katharina, deren Alter von romantischen Träumen erfüllt war, ungeheuer weit ausschauende Pläne geschmiedet. Durch einen vereinten Krieg sollte ein dakisches, beziehungsweise neugriechisches Reich für österreichische Erzherzöge und ehemalige Günstlinge des russischen Hofes errichtet werden. Ein Weg nach Konstantinopel war dadurch schon gefunden, daſs sich die Heere Rumiänzows und Potemkins, des künftigen Königs von Dakien, in Bewegung setzten und daſs auch die Österreicher die Grenzen überschritten.

Wie gewöhnlich, waren auch diesmal die Russen während dieses groſsangelegten Krieges bei dem Angriffe auf die Grenzfestungen erfolgreich und brachten sie in ihre Hände; aber dies-

1) Hurmuzaki, X, S. 14; vgl. Ist. literaturiĭ romîne, II, S. 139.

2) Arch. rom., II, S. 292 f.

mal gingen sie viel langsamer zu Werke, und erst 1790 kam die Festung Chilia, welche die untere Donau [1]) beherrschte und wohin die Kaiserin schon vor 1787 einen Konsularagenten geschickt hatte, in den Besitz der russischen Truppen. Die Österreicher waren auch nicht besonders eifrig an der Arbeit, um die Vernichtung des osmanischen Reiches herbeizuführen, und sie hatten außerdem anfangs so wenig Glück, daſs sie sogar ein Mavrogheni mit rumänischen „Catane“ (Soldaten nach europäischem Muster) und türkischer Unterstützung mehrmals in kleineren Treffen zurückzuschlagen vermochte und nicht nur sein Gebiet behauptete, sondern sogar bis gegen Kronstadt vordrang und die Bewohner durch eine anspruchsvolle Proklamation zur „Wiedervereinigung“ mit dem walachischen Fürstentume auffordern konnte [2]). Potemkin jedoch saſs in Jassy und nahm auf Kosten der eroberten Moldau die Äuſserlichkeiten eines morgenländischen Dynasten an, ja er hoffte hier dauernd seine Residenz als anerkannter Fürst der Donaurumänen aufschlagen zu können. In dieser nämlichen Zeit, die reich an kindisch-romantischen Plänen war wie kaum eine andere, arbeitete Hertzberg, der Leiter der preuſsischen Politik nach dem Tode Friedrichs des Groſsen, darauf hin, durch die Preisgabe der Fürstentümer die Abtretung von Danzig, Thorn, Kalisch und Posen für die preuſsische Monarchie zu erwirken. Gleich nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten bereits fragte Hertzberg bei dem königlichen Gesandten in Konstantinopel an, ob sich die Pforte wohl davon würde überzeugen lassen, daſs es für sie das beste sei, wenn sie Österreich die ganze Moldau und Walachei und Ruſsland die Krim, Oczakow und Bessarabien überlieſse „gegen eine von Preuſsen, Frankreich und anderen Mächten“ zu übernehmende Garantie ihrer übrigen Besitzungen. Der Kaiser sollte dafür den Polen Galizien abtreten, um diese letzteren für Hertzbergs Wunsch gefügig zu machen [3]).

Die Moldauer hatten jetzt wiederum verräterische Beziehungen zu den Russen unterhalten, und Rumiänzow hatte seine Agenten,

1) Chilia și Cet.-Albă, S. 252—253.
2) Urechiă, Ist. Rom., Bd. III, S. 200.
3) Acte și fragm., II, S. 266 ff.



darunter den Jassyer Protopopen Strilbitzki, einen Russen, von seinem Anmarsch verständigt. In der schwungvollen Proklamation vom 17./28. Februar 1788 erinnerte er die Landesbewohner, besonders die Bojaren, an alles, was sie seit 1774 von den barbarischen Türken zu erdulden gehabt hätten, die Ermordung Ghicas, die Hinrichtung der Bojaren Bogdan und Cuza auf Befehl Moruzis, und zwar mit Genehmigung der Pforte; jetzt sei es ihre Pflicht, „die tapferen Krieger“ der Moldau zu sammeln und sie den siegreichen Fahnen Katharinas zuzuführen [1]). Als nun die Österreicher der einheimischen Bevölkerung ihrerseits auch eine solche geschickte Einladung übermittelten und sich zum ersten Male als die christlichen „Erretter“ aufspielten — das Manifest war allerdings in trockenem Kanzleistile abgefaſst [2]) —, da fanden sie bei ihrem Einmarsch in die Moldau nicht den geringsten Widerstand. Der neue Fürst Alexander Ipsilanti, der dem kommandierenden General seine Gefühle durch den katholischen Prefetto der moldauischen Missionen entdecken lieſs [3]), viele Bojaren und allen voran der Metropolit halfen nach Kräften bei der Einnahme des Landes mit. Ipsilanti lieſs sich in einem kaum ernst gemeinten Gefechte in der Nähe von Jassy gefangennehmen [4]). Nachdem die Türken eingerückt waren, in Manoli Ruset Giani einen Nachfolger für den gefangenen Alexander mitgebracht und die Kaiserlichen zum Rückzuge nach der Bukowina gezwungen hatten, erwartete man die Russen, obgleich nicht mehr mit der alten Sehnsucht. Nach der Einnahme von Hotin durch die Alliierten wurde im Oktober tatsächlich die Hauptstadt von den Russen besetzt, und diese neuen Eroberer hielten der türkischen Offensive gegenüber stand. Manoli Ruset tat jetzt in der Nähe von Galaţĭ dasselbe, was sein Vorgänger bei Jassy getan hatte. Schon im Jahre 1788 hatten etliche walachische Bojaren die Österreicher bei ihrem Erscheinen in der Walachei freudig begrüſst, und im November 1789 hatten jene, nachdem das türkische Waffenglück dahingeschwunden war, die walachische Hauptstadt bereits in ihrem Besitze. Der Prinz von Koburg nahm hier

1) Urechiă, III, S. 146—147.
2) Ebenda, S. 157.
3) Studiĭ şi doc. I—II, S. 328—329.
4) Hurmuzaki, X, Vorrede, S. XLII.

dieselbe Stellung ein wie Potemkin zu Jassy und fand namentlich unter der jüngeren Bojarengeneration Helfer genug [1]). Schon im Frühling war von einem Kongresse die Rede, aber die Österreicher schlossen 1791 den Frieden zu Šištow, während die Russen noch einige Wochen bis Januar 1792 warteten, ehe auch sie sich zum Frieden von Jassy bequemten. Wiederum kehrten die Befreier der Christen mit leeren Händen heim.

In den Verträgen ward diesmal keine spezielle Begünstigung der Fürstentümer ausgesprochen, aber wie früher wurde den Bojaren der Rat erteilt, sich der Privilegien wegen an die Pforte durch eine schriftliche Eingabe, durch eine Klageschrift, Arz, zu wenden, und der russische Gesandte sollte ihnen dabei seine Unterstützung gewähren. Was die Moldauer durch ihr Mémoire verlangten, ist uns nicht bekannt, und auch der Inhalt des walachischen Aktes ist nicht überliefert. Vor dem Frieden von Šištow vom August 1791 jedoch riefen die letzteren, welche schon wufsten, dafs gewisse Höfe — die Vermittler des Friedens — für die Rückgabe der Fürstentümer an den alten Herrn eintraten, in einem langen Schreiben die gemeinsame Hilfe Rufslands und Österreichs an, und dieses Aktenstück ist in einem späteren Briefe des Geschichtschreibers des osmanischen Reiches, Hammer, wiedergegeben. Man erkennt hierin wieder die Patrioten von 1774, denen die Russen als Befreier erschienen und die zum ersten Male bittere Klagen über die Fanariotenherrschaft erhoben, die den Verfall ihres Landes von den Zeiten des Nikolaus Maurokordatos an rechneten, die sich nach der Herrschaft eingeborener Fürsten und der Verteidigung des Vaterlandes durch seine bewaffneten Söhne sehnten. Unter dem Eindrucke der mächtigen Reformbewegung, die ganz Europa ergriffen hatte, unter dem Einflusse des abendländischen Geistes, der durch die französischen Sekretäre der Fürsten, die deutschen Ärzte, die eingewanderten westeuropäischen Gewerbetreibenden und Kaufleute und die fremden Offiziere eingezogen war und das philanthropische Ideal eingebürgert hatte, und unter dem Einflufs der neuen, geistreichen, aufrührerischen Schriften erschienen jetzt lediglich die Gedanken von 1774 klarer; dieselben

1) Documentele Cantacuzinilor, S. 309ff. und die Zeitschrift Buciumul, 1868—1869.



Empfindungen fanden lediglich einen besseren und kräftigren Ausdruck. Die maſsgebenden Personen in der Walachei, die jetzt sogar an eine „walachische Nation“ zu denken wagten, wuſsten auf Grund der geschichtlichen Untersuchungen, die sie angestellt hatten, um ihre alten Rechte nachzuweisen, daſs ihr kleines Land anfangs nur in einem Vasallitätsverhältnis zu dem groſsen türkischen Reiche gestanden hatte, daſs lediglich eine miſsbräuchliche Verwendung von Bezeichnungen die Walachei wie die Moldau zu „bloſsen türkischen Provinzen“ gestempelt hatte und daſs die Eingriffe in die unabhängige Gerichtsbarkeit der Fürsten nur Willkürakte der Oberherren gewesen waren. Zwischen Ipsilanti, der den Hatischerif, die feierliche Beurkundung der Privilegien, verborgen gehalten hatte, und dem tollen, bojarenfeindlichen Mavrogheni machten sie keinen allzu scharfen Unterschied. Sie waren in ihrem Herzen tief gekränkt darüber, daſs die Walachei während des letzten Krieges von den Türken als ein gewöhnliches „Paschalik oder Sandschakat“ behandelt worden war. Ehe sie wieder bedingungslos in die alte, verhaſste Sklaverei der Heiden und Barbaren zurückkehrten, wollten sich die Bittsteller lieber „auf der Stelle wie Lissabon und Lima von der Erde verschlingen lassen“. Als Garantie für ihre Zukunft hegten sie eine Reihe Wünsche, und darunter finden sich auch einige neue Punkte: Schleifung der Donaufestungen, die bisher durch rumänische Leistungen instand gehalten worden waren, und Rückgabe des usurpierten Landes in der Raja an die rechtmäſsigen Besitzer, Erwählung des Fürsten durch „eine geringe Zahl von Wählern aus den drei Ständen“ des Fürstentums, wie es ehedem Sitte gewesen war und wie es zuletzt noch beim Tode Skarlat Ghicas, dem mit dem Willen des Landes sein Sohn Alexander in der Regierung folgte, geschehen war, ferner Abführung des „auf dreihundert und einige Beutel festgesetzten“ Kharadsch nach Konstantinopel durch zwei Gesandte des Landes aller zwei Jahre, wie dieses schon der Vertrag von 1774 bestimmt hatte, aber zugleich Ablieferung desselben an den türkischen Schatz durch die russischen und österreichischen Gesandten, damit künftig jede Erpressung von Geschenken ausgeschlossen sei. Schlieſslich sollten auch die Lieferungen abgestellt und der Viehhandel völlig freigegeben werden. Das ist



schon bezeichnend genug, aber die merkwürdigste der den interessierten christlichen Freunden vorgetragenen Forderungen besteht doch darin, dafs auch eine allzu weitgehende Beaufsichtigung durch diese selbst in diesen ersten Träumen der Unabhängigkeit abgelehnt wird. Im Frieden soll kein christlicher Nachbar die Walachei besetzen dürfen, sondern eine nationale Miliz soll deren Verteidigung übernehmen; im Kriege wünschen die Mitglieder des Diwans, die das Gesuch unterzeichnen, dafs ihr Vaterland „als neutral angesehen werde". Dem Sultan soll das Fürstentum nur hinsichtlich der Tributzahlung unterworfen sein, und als Schutzmächte sollen beide Kaiserhöfe seine Entwickelung in ihre Obhut nehmen. Die Urkunde spricht im Namen aller Mitglieder des walachischen Rates, des Diwans der gröfsten Bojaren [1]).

Die Pforte ernannte in der Moldau Alexander Moruzi zum Fürsten, den ältesten Sohn des Konstantin-Vodă, einen edeldenkenden jungen Mann, der in der Regierung keineswegs nur ein Mittel zu seiner Bereicherung erblickte: Alexander hatte sich durch die Vertretung der türkischen Interessen auf dem Friedenskongresse dieser Gnade würdig erwiesen. Der jetzt hochbetagte Michael Suțu bekam die Walachei. Nach kurzer Zeit wechselten diese Fürsten ihre Sitze, und die Walachei hatte nun endlich das Vergnügen, Moruzi als Herrscher begrüfsen zu können. Bei dieser Gelegenheit erdreisteten sich die Bojaren, die der bisherige Mifserfolg ihrer Anstrengungen durchaus nicht entmutigt hatte, und zwar ohne vorher ihren schon ernannten Fürsten darüber zu befragen, den mildtätigen, väterlichen Kaiser von Konstantinopel um die Beförderung des Wohlstandes ihres Vaterlandes durch die wohltätige Abschaffung des Fürstenwechsels zu bitten! Kein „Fanariote" konnte wohlwollender als Moruzi gesinnt sein, und deshalb baten die Mitglieder des Diwans, dafs ihnen dieser als lebenslänglicher Fürst vergönnt werden möge. Der Wesier antwortete darauf nur mit einem kurzen Schreiben und tat so, als ob er den Wunsch der Bojaren nicht verstanden hätte [2]). So blieben denn die Fürstentümer das, was sie waren, und wurden nur der Vergünstigungen des Hatischerifs von 1792 teilhaftig, worin

1) Brief von Hammer, 10. August 1803, der von mir in Convorbiri literare, Jahrgang 1901, S. 1126f., herausgegeben worden ist.

2) Conv. lit., Jahrgang 1901, S. 1117f.

lediglich die schon bekannten Dinge, das Verhältnis zu den Türken, die Fürsorge für die Befriedung der Grenze und die Höhe des Tributs, geregelt wurden.

Im Jahre 1795 erhielt Alexander Kallimaki, der Bruder des enthaupteten Gregor, die Herrschaft über die Moldau, und zwar war er besonders dazu ausersehen, sich um die polnischen „Umtriebe" zu kümmern. Suțu verschwand für einige Jahre von der Bildfläche des politischen Lebens, und 1796 verlor auch Moruzi — sein Bruder, der geistreiche Georg, war jetzt nicht mehr Dolmetsch der Pforte — seine fürstliche Würde. Der alte Ipsilanti kam nun aus seinem Kerker in Brünn zurück und erhielt für wenige Monate die Walachei, doch folgte ihm bald ein Günstling des Kapudan-Bascha, der sich als Befehlshaber gegen den Widiner Rebellen Pasvantoglu bewährt hatte, Konstantin Georg Hangerli, der dann bald blutüberströmt von einem offiziösen Mörder von den Stufen des Thrones heruntergestürzt wurde. Kallimaki beeilte sich, durch einen freiwilligen Verzicht aus seiner gefährlichen Stellung herauszukommen, und der schlaue Sohn Ipsilantis, Konstantin, ein Günstling der Russen, denen er als politischer Verräter allerlei Dienste erwies und der schliefslich in Kiew als Pensionär Kaiser Alexanders starb, kam nunmehr in der Moldau zur Regierung und nutzte sie selbstsüchtig aus. Er wurde im Jahre 1801 abgerufen, weil die Griechen gegen ihn intrigierten, und die Moldau bekam einen zweiten Suțu zum Herrscher: Alexander, den Schwiegersohn Kallimakis. Der alte Suțu erwarb sich die Walachei, wurde aber von den unaufhörlich sengenden und brennenden Horden des Paswan beunruhigt und floh deswegen nach Siebenbürgen. Einige Wochen lang regierte der andere Suțu in beiden Fürstentümern, um zuletzt dem Konstantin Ipsilanti in der Walachei, dem Alexander Moruzi in der Moldau zu weichen. Der erste hatte nichts Besseres zu tun, als den aufrührerischen Serben Hilfe zu gewähren, und zwar in solch unverblümter und unverschämter Weise, dafs man in jedem Kaffeehaus zu Konstantinopel über die Ränke des walachischen Begs sprach. Im Jahre 1806 verlangte Kaiser Napoleon, vom Ruhme seiner letzten Siege umstrahlt, in seinem gewöhnlichen gebieterischen Ton die Entfernung der griechischen Verräter aus den Fürstentümern. Er wollte jetzt gegen

die Russen ziehen, und so hatte Freund Selim in Konstantinopel vorderhand von diesen Beschützern eines Ipsilanti und Moruzi — der erstere war übrigens niemals ein voller Anhänger der Russen gewesen — nichts weiter zu fürchten.

Nun spielte sich in Konstantinopel vom August bis Dezember 1806 eine hochinteressante diplomatische Tragikomödie ab. Der russische Gesandte drohte mit seiner sofortigen Abreise, und sein englischer Kollege stellte ein Bombardement der Hauptstadt in Aussicht, in der Art, wie es 1807 tatsächlich Kopenhagen zuteil geworden ist. Moruzi und der Verweser des Landes an Stelle des flüchtigen Ipsilanti erhielten neue Ernennungszeichen, die Russen aber hatten die Dnjestrgrenze schon überschritten.

Es war die Zeit der Länderverteilung gekommen, in der Länder und Völker in Masse verkauft wurden, und in den romantischen Plänen Napoleons wie in den realpolitischen Katharinas, die auf eine gewaltsame Aufteilung des türkischen Reiches abzielten, spielten die Fürstentümer eine bedeutende Rolle, deren Schilderung jedoch mehr der diplomatischen Geschichte des modernen Europa angehört. Nach dem grofsen Kriege gegen den Zaren verständigte sich Napoleon mit ihm im Juli 1807 zu Tilsit: in dem offiziellen Vertrage wurde der Rückzug der Russen aus den Fürstentümern ausbedungen, dafür aber verpflichtete sich der Kaiser der Franzosen, seinerseits Preufsen zu räumen. Mündlich jedoch hatte Napoleon seinem neuen Freunde versprochen, dafs er keine Schwierigkeiten machen werde, wenn er die russische Donaugrenze aufrechterhalten wolle. Die im August zwischen Russen und Türken durch französische Vermittelung abgeschlossene Konvention von Slobozia erlangte keinerlei Bedeutung, denn schon im Jahre 1808 begannen neue Verhandlungen zwischen den beiden gröfsten Militärmächten über das Los der Moldau und Walachei, beziehungsweise über die Beseitigung des faulen osmanischen Staatskörpers, zum Heile der zivilisierten Welt. Bei der Zusammenkunft von Erfurt kam man am 12. Oktober 1808 zu einem endgültigen Beschlusse. Die letzte Revolution in Konstantinopel und die Absetzung des Sultans Selim hatten Napoleon und Alexander bewiesen, dafs die Türkei keine Bürgschaft mehr für „die Personen und Güter in der Walachei und Moldau“ übernehmen könne, und so fielen sie denn natürlich

an das hochverdiente Rufsland, welches an anderer Stelle, wenn auch aus anderen Beweggründen, auch Finnland bekam. Im Januar 1809 erwähnte Napoleon in seiner Rede an die gesetzgebende Körperschaft die Annexion beider Fürstentümer durch Rufsland, und im Mai verständigte letzteres ganz Europa auf diplomatischem Wege davon, dafs die Einverleibung vollzogen sei. Zugleich wurde der Krieg gegen die Türken energisch betrieben.

Aber Veränderungen vollzogen sich blitzschnell in jener wundervollen, glorreichen und schmerzerfüllten Zeit. Im Jahre 1811 bot Kaiser Alexander, mehr oder weniger ernstlich, den Österreichern, die wegen dieser seiner „Erwerbung“ neiderfüllt waren, die ganze Walachei und die Moldau bis zum Sereth an, und gegen Schlufs desselben Jahres erklärte bereits der französische Kaiser, dafs er die Fürstentümer schon als Besitzungen seines Schwiegervaters, des Kaisers Franz, betrachte. Unterdessen kam die drohende Wolke eines Bruches zwischen Frankreich und Rufsland immer näher, und nun suchten die Russen, die bisher nur um der Form willen unterhandelt hatten, ihre entmutigten Gegner, die Türken, zu einem raschen Friedensschlusse mit günstigeren Bedingungen zu veranlassen. Kaiser Alexander verlangte nur noch die Abtretung des Gebietes zwischen dem Dnjestr, der unteren Donau und dem Pruth, welches den irreführenden Namen Bessarabien erhielt. Die Brüder Demetrius und Panajotaki Moruzi, der eine Dolmetscher bei der Pforte, der andere im türkischen Lager, dienten beide mit ihrem grofsen Einflusse der russischen Sache, und so wurde denn am 28. Mai der Vertrag zu Bukarest unterzeichnet, durch den die Moldau in zwei Teile gespalten wurde, wovon der östliche an Rufsland kam. Das war ein für die Rumänen unheilvoller Tag.

Bessarabien erhielt Steuerbefreiung für drei Jahre sowie Befreiung vom Militärdienst zugestanden; es bekam einen rumänischen Gouverneur im Flecken Chişinău, der jetzt als Kischenew zur Landeshauptstadt auserkoren war; einen Exarchen ernannte die moskauische Synode. Das Gesetz, das die neuen Verhältnisse regelt, handelt fast nur von fremder Einwirkung: eine starke militärische Besatzung kam ins Land, russische Seminarien und Dorfschulen für die barbarischen „Moldauer“ wurden gegründet, und eine beinahe ewige



Quarantäne am Pruth sollte den Zusammenhang mit der „türkischen Moldau" möglichst unterbinden. Diejenigen moldauischen Bojaren, die nicht in Bessarabien bleiben wollten, wurden veranlaſst, ihre Güter innerhalb einer bestimmten, kurzen Frist zu veräuſsern, wodurch die meisten zu lächerlichen Preisen an Russen, Bulgaren usw. gelangten, einige aber auch mit unsäglichen Opfern von den eigenen Bauern angekauft wurden [1]). In das alte Budschak, aus dem die Tataren nunmehr verschwunden waren, rief eine eigens für diesen Zweck geschaffene Amtsstelle, das Fremdenkontor, Kolonisten verschiedener Nationen, Bulgaren, Lipowenier, Armenier, auch Deutsche, und diese alle haben der Gegend einen seltsamen Charakter verliehen, so daſs die Landschaft bis heute eine gewissermaſsen amerikanische oder südafrikanische Färbung behalten hat.

Die Bojaren hatten für ihre treu gedachten und treu geleisteten Dienste gewiſs diesen Lohn nicht verdient, und ebensowenig das Land, welches fast unmögliche Opfer gebracht hatte, um während sechs langer Jahre die keineswegs zärtlichen Soldaten und Offiziere des Zaren zu ernähren. Im Jahre 1802 hatte Ruſsland der Pforte einen neuen Hatischerif abgerungen, worin den Fürstentümern unerwartet viel versprochen wurde: die Abschaffung aller seit 1783 eingeführten Steuern, das Recht des Diwans, bei Proviantforderungen Gegenvorstellungen zu erheben, pünktliche und sofortige Bezahlung der Lieferungen, Rückgabe der Güter in der Raja, Besetzung der Ämter im Lande in erster Linie mit Landeskindern und endlich Festsetzung der Regierungszeit eines Fürsten auf sieben Jahre. Die Moldauer hatten durch die Vorstellungen, die sie der russischen Regierung machten, die Gewährung dieser Privilegien erlangt, und in ihrem noch erhaltenen Bittgesuche sind die alten Klagen über die unerträglichen Kosten der immerwährenden Fürstenwechsel und der Naturalienlieferungen für die türkische Hauptstadt zu finden [2]). Von einem neuen Kriege zwischen Ruſsland und der Türkei erhofften diese patriotischen Bojaren noch immer eine Wendung zu ihren Gunsten, wenn sie auch nicht mehr wie vor dreiſsig Jahren die Einverleibung ihres Landes

1) Doc. Callimachilor, I, S. 545—546. Für das ganze diplomatische Spiel: Sturdza, Acte și documente, I.

2) Lit. și artă română, V, S. 759 ff.



in das grofse christliche Reich wünschten. Als die „französischen Fürsten“ 1806 gegen den „Hat“ von 1802 und gegen den Willen Rufslands ernannt wurden, fanden sie den Hof zu Jassy von Bojaren entblöfst, während ihre Wiener Kaleschen dem russischen Konsulate zueilten.

Gleich nach der Besitzergreifung ernannten die Russen Ipsilanti zum Helfer ihrer Generäle bei der bedeutenden Arbeit der Steuereintreibung, und ihm wurde auch die Unterregierung in beiden Fürstentümern anvertraut. Letzterer benahm sich jedoch jetzt nicht besser als während seiner Amtszeit unter türkischer Oberhoheit und ging nach dem Waffenstillstande von Slobozia nach Rufsland, um nie zurückzukehren. Nachdem der Kaiser die Pensionierung jenes griechischen Werkzeuges seiner Politik verfügt hatte, wirkte neben der militärischen Verwaltung nur noch ein Bojarenausschufs. Dabei wurde nichts Wesentliches an den ordentlichen und aufserordentlichen Forderungen geändert, und schliefslich merkten die Moldauer, dafs lediglich ein anderes Kaiserreich seine Grenzen bis an den Pruth vorgeschoben hatte.

Eine Klageschrift der Moldauer an die türkische Pforte oder an die russischen Protektoren ist bisher noch nicht ans Licht gekommen, dagegen liegt eine Eingabe an den neu ernannten Fürsten der verkleinerten Moldau vor, denn diese mufste nun, obwohl die Bukowina, das neue Bessarabien, fehlte, den Oberherren gerade so viel entrichten, wie früher, weil das Fürstentum als solches noch bestand. In jenem immerhin bedeutenden Akte erscheinen diese Bojaren den Walachen von 1791 gegenüber als recht minderwertig, was ihre Liebe zum Vaterlande sowie die Höhe und Brauchbarkeit ihrer politischen Gedanken betrifft. In Bessarabien betrauern sie nicht das blutige Stück rumänischer Erde, das eine fremde Hand willkürlich abgetrennt hatte, lediglich um auch mit einem bei der grofsen Völkerauktion Napoleons errungenen Vorteile zu prahlen; nein, sie denken nur an die verlorenen reichen Weideplätze, an die fruchtbaren Äcker der nunmehr russischen Hälfte der Moldau, an die Nachteile, die dieser Verlust dem Schatze, den Zolleinkünften, dem Wojwoden und nicht zuletzt ihnen selbst als Guts- und Skutelnikbesitzern verursacht [1]).

1) Uricariul, IV, S. 343ff; 26. Oktober 1812.



Über die Bedeutung dieses Aktenstückes dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, denn ein Akt wie derjenige von 1791 steht niemals vereinzelt im Leben eines Volkes da; er wurzelt vielmehr notwendigerweise tief in seinem ganzen inneren Leben. Das Nationalbewufstsein in moderner Gestalt wurde endlich wieder in dem rumänischen Volke wach, nachdem es lange scheinbar im Todesschlafe geschlummert hatte. Von Siebenbürgen aus, von den armen Priestern und Mönchen der Jobagyen war die frohe Botschaft einer grofsen römischen Vergangenheit und einer möglichen schönen Zukunft in kleinen, schlecht gedruckten, cyrillischen Büchelchen und Büchern verbreitet worden; sie hatte nach langem Kampfe die Schlafenden geweckt und ihre Augen dem Lichte wieder zugänglich gemacht. Der stolze, reiche Bojare, der das Land regierte, der hohe Priester, der erst gestern die Russen, die Vertreter der Orthodoxie, im Zeichen des griechischen Kreuzes bewillkommnet hatte, die fremde Uniform mit dem heiligen Wasser bespritzend, der bescheidene Dascăl, der Sohn des Popen und Bauern, sowie der Abkömmling einer kleinbürgerlichen Familie, sie alle hatten dieselben Gefühle und strebten nach demselben erlauchten Ideal wie der arme Bewohner der fernen, geknechteten siebenbürgischen Berge und Fluren. Jetzt konnte zwar der russische Konsul einfach befehlen, dafs ihm der griechische Fürst Gehör schenkte; es konnte auch ein Gobdelas, ein Lambros Photiades, ein Neophytos Dukas, alles hochgelehrte Griechen, die reformierten Schulen in glänzender Weise leiten, die Scarlat Kallimaki und Ioan Caragea, die neuen, 1812 eingesetzten Fürsten, eingerichtet hatten. Die Schüler rumänischer Nationalität schlichen sich langsam von der fürstlichen Akademie weg, wo man nunmehr Hellenisch, Neugriechisch, Lateinisch und Französisch und mancherlei Wissenschaft erlernen konnte, um zu einer ganz anderen, obgleich einfacheren, aber rumänischen Schule zu gehen. Im Jahre 1821 konnte sogar Alexander Ipsilanti, der Sohn des Konstantin-Vodă, ein russischer General und zugleich ein griechischer Fürstensprösling, erscheinen, um die Griechisch sprechenden Bojaren zum Freiheitskampfe für die wieder zu errichtende Ἑλλάς aufzurufen. Allerdings nur einige junge Idealisten, Gardearnauten, Griechen aus den Amtsstuben, griechische Ladendiener und Handwerkslehrlinge gingen zu den

Fahnen Alexanders über, um für die hellenische Nationalidee zu Sculenĭ, angesichts der russischen Grenze, zu Secu, in den moldauischen Bergen und zu Drăgășanĭ in dem Oltlande für ein verfehltes Unternehmen zu kämpfen, — Leute, die nicht mit dem neuen Geiste gerechnet hatten. Die übrigen aber, und das war die Masse, dachten an die Wiederbelebung ihrer eigenen alten, edlen Nationalität. Mochten auch die Türken 1819 [1]) ein spezielles Reglement für die rumänische Regierung einführen, durch das nur die Glieder einiger griechischer Familien, die Dolmetscherstellen innegehabt hatten, als thronfähig bezeichnet wurden, und wobei man auch die Bojaren den Familien als Klientel zuteilte, es fühlten doch alle, daſs diese Verordnung nicht lange Bestand haben könne. Nach der griechischen Revolution kamen die Russen 1826 im Vertrag zu Akkerman in die Lage, der Pforte neue Bedingungen für das Wohl der Fürsten abzuringen; sie setzten dann auch nach dem neuen Kriege mit den Türken 1829 im Frieden zu Adrianopel dieses gute Werk fort und schenkten schlieſslich den beiden Ländern das fein durchdachte und gut ausgeführte Règlement organique von 1832. Von nun an, seit diesem Wendepunkte, den die Jahre 1812 bis 1821 bezeichnen, war die Sorge des rumänischen Volkes für seine Zukunft weder mit den russischerseits gehegten Plänen einer Aufteilung der Türkei verknüpft, noch mit dem Gelüste, alle Orthodoxen zu vereinigen, oder mit einer philanthropischen Liebe der östlichen Nachbarn zu den Christen. Zu einem fară da se waren die ausgesogenen Bewohner der Fürstentümer allerdings nicht fähig, aber sie arbeiteten im stillen, so viel wie ihre Kräfte gestatteten, und keinen günstigen Augenblick der europäischen Politik haben sie unbenutzt vorübergehen lassen. Diesen Werdegang, diesen langen hartnäckigen Kampf gegen Fremde, und nicht zuletzt gegen die eigenen Volksgenossen, angefangen von dem armen, kränklichen und unbeholfenen siebenbürgischen Mönche Samuil Clain von Blaj (Blasendorf) bis herab zu dem siegreichen rumänischen König Carol I., gilt es jetzt zu beschreiben.

1) Acte și fragm., II, S. 545 ff.

Siebenter Abschnitt.

Entstehung, Kampf und Sieg des Nationalgefühls [1]).

1. Kapitel.

Die Kulturentwickelung und die bäuerlichen Kämpfe in Siebenbürgen.

Während Brîncoveanu, von Rumänen und Griechen umgeben, die Geschicke der Walachei glänzend als militärisch ohnmächtiger Vasallfürst lenkte, hatte Österreich durch Waffengewalt das Land

1) I. Literatur über die siebenbürgisch-rumänische Kulturentwickelung:

1. Bunea, Ioan Inocențiu Klein (1900): ausgezeichnete Biographie des grofsen Verfechters der nationalen Rechte auf dem unierten Bischofstuhle.

2. Jorga, Istoria literaturiĭ romine în sec. al XVIII lea, Bd. II (1901).

3. Jorga, Sate și preoțĭ din Ardeal (1902): Kulturzustände in Siebenbürgen bis zum Horiaaufstande; dieser selbst wird von N. Densusianu: Revoluția luĭ Horia (Bukarest 1884) geschildert.

4. Bunea, Vechile episcopiĭ romîne din Ardeal (1902): die siebenbürgische Kirchengeschichte bis zur Union mit der katholischen Kirche. Neuerdings sind noch hinzuzufügen: Bunea, Ierarchia Românilor din Ardeal și Ungaria (1904) und meine Mitteilungen in den Jahrbüchern der rum. Akademie, XXVII, S. 1f.

5. Bunea, Episcopiĭ Petru Paul Aron și Dionisie Novacovicĭ (1902): bei Schilderung der Tätigkeit dieser beiden Bischöfe (einer uniert, und der andere nichtuniert) wird das ganze Leben in Siebenbürgen ungefähr zwischen 1750 und 1770 beschrieben.

6. Papiu Ilarian, Istoria Romanilor din Dacia superiore, Bd. II (Wien, 1863): enthält die wichtigsten Memoiren über die rumänischen Bewegungen und Kämpfe von 1848.

7. Barițiu, Părțĭ alese din istoria Transilvanieĭ (3 Bde., 1889—1891), von der rumänischen Akademie herausgegeben: eine episodenartige Geschichte



Siebenbürgen an sich gebracht. Der letzte ungarische Fürst der Provinz, der junge Apaffy II., hatte abgedankt, und im Frieden

---

der Siebenbürger Rumänen, in welcher besonders die Bände II und III, wo der greise Verfasser von seiner Zeit spricht, lehrreich sind.

8. N. Popea, Andreiŭ baron de Şaguna (Hermannstadt, 1879): Biographie des grofsen Bischofs, von seinem besten Helfer verfafst.

9. Ilarion Puşcariu, Mitropolia Romånilor ortodoxĭ (Hermannstadt, 1900): bedeutend für die neuere Entwickelung der nichtunierten Metropolie.

10. Eugen Brote, Die rumänische Frage in Siebenbürgen (Berlin, 1895): grundlegendes Buch eines angesehenen Mitgliedes der rumänischen Nationalpartei (auch französisch, italienisch und rumänisch erschienen).

II. Für das rumänische Leben im heutigen Königreiche kommen folgende Schriften in Betracht:

1. Aricescu, Istoria Revoluţieĭ de la 1821 (Bukarest, 1874; 2 Bände): eine etwas belletristische Erzählung der bäuerlichen Bewegung von 1821, aber mit Benützung der später erloschenen mündlichen Überlieferung.

2. Bibesco, Le règne de Bibesco (Paris, 1893, 2 Bände): eine Verteidigungsschrift des Sohnes für den zu oft geschmähten Vater, mit zahlreichen Aktenstücken. Anderes Material in den neugedruckten Debatten der gesetzgebenden Versammlungen, Analele parlamentare ale Romånieĭ (Bukarest, 1890f.).

3. Anul 1848 (Bukarest, 1902f.): anonyme Sammlung, die das ganze Material für die 1848er Verhältnisse in fünf Bänden enthält; es konnten nur die fünf bisher erschienenen benützt werden.

4. Acte şi documente relative la istoria renaşteriĭ Romånieĭ, von D. Sturdza im Verein mit anderen herausgegeben (1888ff., bisher 9 Bände): neben einer Sammlung der älteren rumänischen Verträge werden Briefe, Zeitungsartikel, Broschüren und Debatten der Ad-hoc-Versammlungen mitgeteilt, 1848 bis zur Zeit Cuzas.

5. Xenopol, Domnia luĭ Cuza-Vodă (Jassy, 1903): Geschichte der Regierung Cuzas mit Benützung von vielen ungedruckten Aktenstücken; etwas trocken und nicht fehlerfrei. Eine Publikation der Papiere Cuzas durch D. Sturdza wurde von der rumänischen Akademie beschlossen.

6. Aus dem Leben König Karls von Rumänien (Stuttgart, 1894—1900; 4 Bände): auf Grund der persönlichen Papiere und eigenen täglichen Aufzeichnungen des Königs verfafste Memoiren von grofser Genauigkeit und Reichhaltigkeit (bis 1881).

7. Treĭzecĭ anĭ de de Domnie aĭ regeluĭ Carol (Ausgabe der rumänischen Akademie; Bukarest, 1897, 2 Bände): Reden, Briefe usw. des Königs mit Regesten. Französisch ist der I. Band, mit Auszügen aus Nr. 6 und verschiedenen kleinen diplomatischen Publikationen bereichert, als Le roi Charles I[er] de Roumanie: (Bukarest 1900—1904, 2 Bände) durch D. Sturdza herausgegeben worden.

8. T. Maiorescu, Discursurĭ parlamentare (4 Bände; Bukarest, 1897 bis 1904): der grofse Redner bringt als Vorrede zu jedem der 4 Bände Darstellungen, welche eigentlich die neueste Geschichte Rumäniens enthalten.



von Carlowitz (1699) hatten auch die türkischen Oberherren, die bisher Tököly, den „König von Ungarn", gegen die Kaiserlichen unterstützt hatten, denselben fallen lassen. Die Österreicher aber waren daran gegangen, dem schönen eroberten Lande eine Verwaltung zu geben.

Es gab dort drei anerkannte Nationen, von denen jedoch eine, die der Szekler, sehr herabgekommen war; ihre Glieder hatten sich zum gröſsten Teile in die Reihen der armen Bauern verloren und stellten somit im 18. Jahrhundert keinen wesentlichen Machtfaktor dar. Auch die Sachsen repräsentierten jetzt, trotz ihrer Bildung und des ererbten Reichtums, nicht mehr das, was sie bis zum 17. Jahrhundert gewesen waren. Allmählich hatten sie den kühnen Handel mit den „Blochen" jenseits der Berge, mit dem entfernten Morgenlande vergessen und ihre groſse Vermittlerrolle völlig ausgespielt. Dennoch besaſsen sie einen recht groſsen Teil des Grund und Bodens, auch die meisten und besten Städte, und hielten zähe an ihren alten Privilegien fest, die im Verein mit dem aufgespeicherten Ertrag ihrer Arbeit ihre Rechtstitel bildeten. Die magyarische Aristokratie war durch die Kriege der Rákóczy bedeutend geschwächt worden, und ihre Reihen hatten sich während der barbarischen türkischen Züge fühlbar gelichtet. Hochgebildet waren sie, obgleich sich hier und da gute Schulen fanden, gewiſs

---

9. Frédéric Damé, Histoire de la Roumanie contemporaine (Paris, 1900): interessantes, pikantes Werk, aber ungenau und empörend parteiisch für Ruſsland und einige politische Persönlichkeiten Rumäniens. Eine zersetzende Kritik von St. Orăşanu, in den Convorbirĭ literare, 1900: Damé antwortete darauf mit Schmähungen. Vgl. auch meine Broschüre D. Frédéric Damé şi Ist. Românieĭ contemporane (Bukarest, 1900).

10. Băicoianu, Geschichte der rumänischen Zollpolitik (München 1895): nützlich.

11. Sturdza, Chestia Dunăriĭ (1900): bringt das Material zur Beurteilung dieser Frage.

12. Für die Agrarfrage die Arbeiten A. C. Cuzas: Ţeranul şi clasele diriginte (Jassy. 1898); Despre populaţie (Jassy 1900, vgl. von demselben Era nouă şi Generaţia de la 1848, Jassy 1889) und eine Dissertation von Chebap: Legea rurală de la 1864 (1902). Aktenstücke sind von Bibicescu und Pană Buescu gesammelt (bei Chebap die ganze Bibliographie).

13. Verax, Les Juifs de Roumanie (Bukarest, 1903): besonders an statistischen Tabellen sehr reich.



nicht, und einem Reisenden erschien ein solcher grofser Grundbesitzer so roh wie „ein Edelmann aus dem 13. Jahrhundert“ [1]). In vielen Fragen konnten sie überdies nicht einheitlich vorgehen, weil sie religiös in Katholiken und Calvinisten — und diese letzteren hatten die Oberhand — gespalten waren. Sie waren aber tapfer, stolz und von einem unüberwindlichen Herrschergefühl durchdrungen. Neben diesen Grofsen, Reichen und Mächtigen lebten nun als vierte, aber nicht anerkannte Nation in zahlreichen, schlecht gebauten Dörfern rumänische Bauern. Auf sächsischem Boden führten sie noch ein erträgliches Dasein, und viele von ihnen waren Grundbesitzer; in den Gespanschaften jedoch, in denen der grofse und kleine magyarische Adel waltete, war ihre Stellung die des Leibeigenen, der selbst nichts besitzt und dem seine Herren alles Erdenkliche aufbürden. Ihre Lage war sicherlich noch viel elender, als die der geknechteten rumänischen Bauern in der Walachei und Moldau, und dies macht die häufige Flucht der Jobagyien în ţară, ins „Land“, verständlich.

Österreich hatte — und in diesem Zeitalter war es ja kaum anders möglich — nur das eine Ziel, das Land auszunutzen; es wollte in Siebenbürgen lediglich fiskalische Erfolge erzielen. Aber die Sorge um den Steuerertrag führte naturgemäfs zur Vorsorge für die Steuerpflichtigen, und diese bestanden zum gröfsten Teile aus den verachteten „Walachen“, die, in menschenwürdigeren Verhältnissen lebend, zweifellos mehr und pünktlicher bezahlt hätten. Trotzdem war an ein Gesetz, das eine Besserung der Lage des Bauernstandes gebracht hätte, nicht zu denken. Denn nur mit Entrüstung und Ungeduld trugen jetzt wie in den Tagen Kaiser Rudolfs und Kaiser Ferdinands die hochfahrenden, selbstherrlichen Magnaten Siebenbürgens das deutsche Joch und suchten schon nach einem Kronprätendenten, der einen Apaffy und Tököly als nationaler Führer ersetzen könnte. Die Wege der Provinz waren damals noch nicht für die Bewegung grofser Truppenmassen geeignet; die Karlsburg von Gyula-Fehérvár beherrschte damals noch nicht das flache Land. Andere Interessen nahmen aber auch die Kräfte des österreichischen Herrscherhauses in Anspruch, und

1) Eder, Notationes historicae: Hdschr. fol. germ. 288 der Bibliothek des Nationalmuseums von Budapest. Gemeint ist Al. Barcsai von Marosnémethy.



so gab es nur einen einzigen Weg, um auf Grund der alten, unangetastet bleibenden Verfassung den Rumänen ein besseres Leben zu ermöglichen und zugleich leistungsfähigere Steuerzahler aus ihnen zu machen. Dieses eine Mittel bestand darin, sie von ihrem „schismatischen“ Glauben zu einer anerkannten Religion herüberzuziehen, um dann später vielleicht auch ihre Nationalität staatsrechtlich anzuerkennen. Die calvinistischen Fürsten hatten, ohne an eine künftige Befreiung zu denken, die von Michael dem Tapferen gegründete siebenbürgische Kirche vollständig unterjocht und ihr nur ein Scheinleben gelassen. Schon unter dem ersten Rákóczy, den zuerst der Bekehrungseifer erfaſste, war der walachische Bischof nur für „das Volk“ ein „Vlădică“, während ihn der Staat lediglich als Superintendenten anerkannte. Sein Glaube galt an dieser Stelle ebensowenig als solcher, es war vielmehr nur von einem „griechischen, serbischen und walachischen Ritus“ die Rede, während als einzige gesetzliche Kirche in Siebenbürgen die calvinistische des Fürsten galt. Die rumänischen Seelsorger hieſsen jetzt nicht mehr preoțĭ oder popĭ, wie in der Zeit des Schismas, sondern feiner pastorĭ, Pastoren, und ihre Oberen, die Protopopen, bekamen nach calvinistischem Beispiele sehr ausgedehnte Privilegien, so daſs sie von dem gleichzeitig herabgedrückten Bischofe gewissermaſsen unabhängig wurden. Der Superintendent war dem „rechtgläubigen Bischof“ in jeder Hinsicht untergeordnet. Letzterer führte die Oberaufsicht über die Hilfskirche mit orientalischem Ritus: er prüfte den walachischen Kandidaten, der Superintendent werden wollte, empfahl ihn dem Fürsten, der ihn dazu zu ernennen hatte, und schrieb ihm die „Punkte“ und „Bedingungen“ vor, auf die er schwören muſste. Er konnte in der Synode seines Untergebenen erscheinen, er beeinfluſste die Verordnungen der jährlich einmal stattfindenden Versammlung, welche eine Annäherung an den Glauben Calvins bezweckte, und alle „Irrtümer“, die greşelĭ der griechischen Kirche und der alten Religion, mitleidslos ausrottete, eine neue Ordnung der Sakramente einführte, die Verehrung der Heiligenbilder einschränkte und überall die Volkssprache aufzuzwingen suchte, während andrerseits auch Propagandaschriften verbreitet wurden. Der Bischof, das magyarische Kirchenhaupt, war auch die oberste

Instanz für die walachische kirchliche Jurisdiktion; vor ihm erschien die Pastorendeputation und überbrachte die Beschlüsse der Synoden zur Durchsicht und Bestätigung. Diejenigen Vlădicĭ, die keinen besonderen Eifer für die Reformation zeigten, wurden grausam bestraft; das sollte ihnen und ihrem Volke zeigen, dafs sie lediglich kraft fürstlichen Willens etwas seien. Iorest wurde eines unsittlichen Lebens beschuldigt und mit der Rute wie ein Strafsendieb gezüchtigt; der gelehrte Sava Brancovicĭ, ein Freund des walachischen Fürsten Şerban Kantakuzino, ein allseitig verehrter Mann, der sein Geschlecht bis auf die serbischen Despoten zurückführte und seinen Sitz in würdiger Weise einnahm, wurde abgesetzt, von der Synode gerichtet und in den Kerker geworfen, den er erst als Sterbender verliefs.

Einer solchen Kirche gegenüber konnte man von der Union mit einer anderen Kirche, welche denselben „Ritus“ anerkannte, und von denjenigen, die selbst kein festes Dogma mehr hatten, dogmatische Zugeständnisse forderte, mit Aussicht auf Erfolg sprechen, besonders wenn es sich um die Kirche handelte, welcher der Kaiser nicht nur angehörte, sondern der er auch in aller nur denkbaren Weise diente. Schon 1692 verordnete er, dafs die „griechischen“ Priester, welche die Union annehmen würden, die der katholischen Geistlichkeit zustehenden Privilegien ebenfalls geniefsen sollten; 1696 erschien ein katholischer Katechismus, den der unter den Walachen als katholischer Apostel auftretende Jesuit Baranyi herausgab. Im folgenden Jahre wurde eine Generalsynode abgehalten, welche die vier neuen den Rumänen vorgeschlagenen Punkte — Primat des Papstes, Gebrauch des ungesäuerten Brotes, Purgatorium und das filioque — annahm, die sich aber auch ausdrücklich die Gleichstellung ihrer Geistlichen mit dem katholischen Klerus, Schulen und alle anderen Rechte für sich und das walachische Volk ausbedang [1]). Der nunmehr „unierte“ Bischof Teofil starb jedoch bald, und seinem Nachfolger, dem jungen Atanasie Anghel, war es vorbehalten, die Union auszugestalten. Das war ein vergnügter Herr, der lustig lebte, fröhlich tanzte und ein Bild von den ru-

1) Nilles, Symbolae ad illustrandam historiam Ecclesiae orientalis in terris Coronae S. Stephani (Innsbruck 1885), S. 165 ff. Vgl. Sate şi preoţĭ, S. 170 ff.



mänischen Prälaten gibt, wie sie die väterliche Sorgfalt der Calvinisten herangebildet hatte. In Bukarest ward er wie alle seine Vorgänger, „kanonisch" gewählt und geweiht, und bei dieser Gelegenheit traf er Brîncoveanu, einen Vorkämpfer der Orthodoxie, den streng orthodoxen alten Metropoliten Teodosie und besonders den grofsen Vertreter des rechten Glaubens, den Patriarchen von Jerusalem Dositheos, der ihm alle erdenklichen Ratschläge und Ermahnungen gab, um ihn vor der katholischen Ansteckung zu bewahren. Doch das hatte keinen Erfolg. Vielmehr wandte er sich nach seiner Rückkehr nach Siebenbürgen alsbald an den kaiserlichen Hof und erhielt im April 1698 eine Urkunde über die Rechte des unierten Klerus; am 7. Oktober nahm dann eine zweite grofse rumänische Synode die Union an, indem sich die zahlreichen Teilnehmer feierlich als „Mitglieder dieser heiligen römisch-katholischen Kirche" bekannten [1]). Eine Bestätigung der Popenprivilegien seitens des Kaisers folgte bald nach, und unter gewissen Einschränkungen gab auch das ungarische Gubernium Siebenbürgens seine Zustimmung. Mehrere Jahre vergingen, ehe der Glaubenswechsel, die „Apostasie" des Atanasie seinen Gönnern in der Walachei bekannt wurde. Aber im Jahre 1701 reiste er persönlich nach Wien, ging in einzelnen das Dogma berührenden Fragen noch weiter und legte sein Bekenntnis schriftlich nieder. Danach wurde er zum „Bischof der walachischen mit der heiligen römischen Kirche unierten und vereinigten (împreunată) Religion in Siebenbürgen und den ungarischen Teilen, welche zu Siebenbürgen gehören," ernannt, bei seiner Rückkehr aber in glänzender Prozession von den Beamten und seiner ganzen Priesterschaft in die Kirche Karlsburg geführt, an deren Türen die Gegner des geschehenen Glaubenswechsels zwar protestierten, aber ohne damit etwas zu erreichen. Atanasie hatte die Abhängigkeit vom ungarischen Primat anerkannt und als Berater in schwierigen dogmatischen Fragen und bei der Handhabung des kanonischen Rechts einen katholischen Kleriker aus dem Jesuitenorden als „Theologen" an seine Seite gerufen. Seiner Autorität

1) Die Aktenstücke finden sich bei G. Popoviciŭ, Uniunea Românilor (Lugoș 1901), S. 83ff.



war dies sicherlich nicht besonders zuträglich, und ebensowenig die Anordnung, die er traf, dafs das Kirchenvermögen des ganzen Sprengels nicht von ihm selbst, sondern von „Kuratoren“ verwaltet werden sollte. Den Metropolitentitel hatte er schon abgelegt. Nunmehr begann aber erst eigentlich der grofse Kampf, denn es galt, die Durchführung der dem rumänischen Volke durch die kaiserlichen Patente gewährleisteten Rechte zu erzwingen.

Der arme Atanasie war nicht der Mann dazu; solange er lebte, lag die ganze Verwaltung seiner Diözese in den Händen seines jesuitischen Beraters und Herrn. Er verlangte für sich nichts und war zufrieden mit den Titeln, die ihm zugefallen waren. Während die gefährliche Empörung Franz Rákóczys ganz Siebenbürgen erschütterte, während die nichtunierten Rumänen, d. h. die, welche noch dem alten Glauben anhingen, einen Ioan Ţircă als ihren Bischof anerkannten, hielt die österreichische Regierung die Zeit noch nicht für gekommen, um auch sonst etwas zugunsten der lediglich in religiöser Hinsicht gewonnenen Walachen zu unternehmen. Atanasie, der vielleicht nicht einmal selbst unerschütterlich fest in seinem neu angenommenen Glauben war, starb 1713, und man dachte daran, ihm einen fremden, völlig katholischen Nachfolger, der nach keinem besonderen Ritus lebte, zu geben. Endlich ward Ioan Patachi, der einem adligen Geschlechte entstammte, unierter rumänischer Bischof; er hatte zu Rom studiert, war dann mehrere Jahre katholischer Missionar in Siebenbürgen gewesen, hatte aber trotzdem seine Nation nicht verleugnet. Aber zugleich mit seiner Ernennung verlor die griechisch-katholische Kirche wesentliche Rechte. Zunächst wurde Patachi nur zum Bischof für „die Rumänen, Griechen, Ruthenen und Serben“ [1]) in Siebenbürgen und den dazu gehörigen Gespanschaften ernannt; dann wollte der neuernannte katholische Bischof für Siebenbürgen, Mártonffy, diesen anderen von Rom abhängigen Prälaten neben sich in Karlsburg nicht dulden, und die alte Kirche des Fürsten Michael wurde hier aus militärischen Rücksichten geschleift. Schliefslich ging man mit dem Gedanken um, dem zweiten unierten Bischofe der siebenbürgischen Rumänen Einkünfte aus Gherla

1) Nillos, S. 409–411.



(Szamosujvár) und dem Fogarascher Gebiete anzuweisen. In Fogarasch (Făgăraş) selbst, wo es eine schöne rumänische Kirche gab, die walachische Fürsten erbaut hatten, mufste nun Patachi seine Residenz aufschlagen; er wurde vom Papste als Bischof von Fogarasch bestätigt und dabei zugleich von jeder Unterordnung unter den ungarischen Primat befreit. Patachi hatte kein längeres Leben als sein Vorgänger; schon 1727, nachdem er kaum vier Jahre lang ordnungsgemäfs regiert hatte, wurde er zu Grabe getragen.

Von den drei Kandidaten, die dem Kaiser der Sitte gemäfs vorgeschlagen wurden, wählte Karl VI. den einzigen, der Rumäne war, Ioan Micu, den Sohn eines wohlhabenden Bauern, der trotz seiner dreifsig Jahre noch immer zu Tyrnau, wo die Jesuiten ein Kollegium für die Schismatiker errichtet hatten, seinen Studien oblag. Er war weder Priester noch Mönch, wie es die Kirche von einem Bischofskandidaten verlangte. Bald darauf ward Micu vom Kaiser auf seinen Wunsch nach dem Beispiele der Karlsburger Bischöfe, die von Rechts wegen Barone waren, zum „Baron Klein" — Micu bedeutet Klein — erhoben, trat dann ins Kloster von Munkács, um sein Noviziat zu machen, und wurde hier 1729 zum Bischof geweiht. Jetzt konnte er seine wahren Absichten offenbaren und mit der ganzen Kraft einer energischen, unbezwingbaren Natur für deren Verwirklichung eintreten.

Diese bestanden in nichts Geringerem, als dafs er die Verheifsungen der Kaiser in Tatsachen umsetzen wollte; er wünschte den unierten Klerus dem katholischen tatsächlich gleichgestellt zu sehen, und das rumänische Volk, nach siebenbürgischem Rechte zur „Nation" erhoben, sollte als vierte neben den drei älteren Nationen in das kulturelle und politische Leben eingeführt werden. Auf die Wiener Urkunden gestützt, glaubte er mit den politischen Forderungen beginnen zu müssen, und da er das Schisma in seiner Kirche als nicht vorhanden betrachtete, benahm er sich bald als Führer der gesamten zahlreichen, treuen und verdienten rumänischen Bevölkerung Siebenbürgens.

Er ging alsbald nach Wien, wo man seine Wünsche zwar anhörte, aber nur, um sie einer feindlich gesinnten Kommission des siebenbürgischen Landtags zu überweisen. Die Entscheidung zog man immer hinaus, bis ein zweiter Ausschufs ernannt wurde,



der zu einem unannehmbaren Vorschlage gelangte. Die historischen Rechte und die überlieferte Unterdrückung wurden hartnäckig im Verein mit Demonstrationen, Hohngelächter und Schimpfworten gegen die Forderungen dieses einfachen walachischen Priesters ins Feld geführt, obwohl dieser wuſste, daſs sich sein Volk „noch aus der Zeit Trajans auf diesem Boden befindet, wo es tausend Jahre lang gelitten hat“ [1]), und obwohl er selbst infolge kaiserlicher Verfügung Mitglied des Landtages war. Als die geliebte junge Königin, Maria Theresia, ihrem Vater folgte, reiste der walachische Bischof abermals an den Hof, sprach sich aber dieses Mal klarer als ehedem aus. Er verlangte für seine Priester die portio canonica, aber für seine geistliche Herde auf den Dörfern, die das „älteste und zahlreichste Volk des Landes“ darstellte [2]), nur zwei feste Arbeitstage in der Woche; auſserdem sollten die Rumänen alle zusammen als vierte „Nation“ anerkannt werden. Aber die Königin hatte ihr Erbe gegen fremde Feinde zu verteidigen, und die Bitten verhallten deshalb ungehört. Da versuchte Klein einen anderen Ton anzuschlagen: er benutzte den festlichen Empfang, den man dem serbischen Mönche Visarion Sarai bereitete, welcher allenthalben unter den Rumänen „Los von Rom“ predigte, um seinem Verlangen gröſseres Gewicht beizulegen. Als er aber wiederum in Wien erschien, muſste er die Einkerkerung fürchten und floh deshalb an die Kurie, um nach einem langen Verteidigungskampfe gegen den kaiserlichen Hof, die Jesuiten und seinen eigenen, ihm untreu gewordenen Stellvertreter 1751 seine Würde niederzulegen.

Seine Leiden und ihr Zweck, der zwar nirgends offen angegeben, aber dennoch von der Bevölkerung erraten wurde, machten aus dem Ioan Inocenţiu Micu Klein, von dem sich früher die Anhänger der alten Kirche während seiner Visitationsreisen voll fanatischen Grauens abgewandt hatten, jetzt einen wirklichen Bischof, einen Verteidiger, Leiter und Märtyrer des ganzen siebenbürgischen Rumänentums und darüber hinaus auch desjenigen in den benachbarten Gespanschaften, wo die serbischen Banatbischöfe unter den Rumänen bereits religiösen Einfluſs gewonnen hatten.

---

1) Nilles, I, S. 527—529.

2) Ebenda, S. 518—519.

Die Bauern wollten nichts mehr von der seligmachenden dogmatischen Union hören und begegneten jedem Prediger mit dem schmerzlichen Rufe: „Episcopul nostru, episcopul nostru", d. h. „unser Bischof, unser Bischof". Überall regte sich bei dieser politischen und sozialen Unzufriedenheit der Wunsch nach einer Befreiung von Rom, das den Unterdrückten keine Besserung ihrer Lage gebracht hatte und bringen konnte. Vergebens wurde der anfangs exkommunizierte Vikar Peter Paul Aaron durch seinen Bischof vom Banne befreit; vergebens ward er der Ordnung gemäfs Kleins Nachfolger auf dem Bischofstuhle von Fogarasch, wenn er auch seine Dorfresidenz zu Blaj (Blasendorf, Balázsfalva) aufschlagen mufste; vergebens unterstützten ihn die Behörden mit ihrer ganzen Autorität. Totz alledem schien, zu einem gewissen Zeitpunkte wenigstens, die Union tödlich getroffen zu sein. Ein Nachahmer des Serben Visarion, der Priester Sofronie aus Cioara, der übrigens kaum lesen und nur mangelhaft schreiben konnte, verfügte als absoluter Herr über die Seelen, über die Fäuste und die Waffen der Bauern in zahlreichen Dörfern, und während des harten Kampfes, den die Kaiserin mit ihren mächtigen auswärtigen Feinden zu bestehen hatte, war es für die Regierung unmöglich, gegen diesen Dorfpropheten entscheidende Repressivmafsregeln zu ergreifen. Übrigens sprach Sofronie, der Verwüster und Verfolger, in seinen Reden, Denkschriften und Bittgesuchen weniger von Rom und Konstantinopel, von reinem und unreinem christlichen Glauben, als vielmehr von den Priestern, die keine Steuern zahlen sollen, und von allerlei alten und neuen Bedrückungen, die nicht das geringste mit der religiösen Frage und den „vier Punkten", dem Purgatorium und dem Primat des Papstes zu tun hatten.

Schon 1759 war im geheimen Dionysius Novakovitsch, der Bischof der „Ratzen" für Ofen und die „Mohatscher Felder" war, auf den Rat des Grafen Kaunitz zum kirchlichen Oberhirten Siebenbürgens bestimmt worden. Im Jahre 1760 tobte unter Sofronie die Empörung gegen das aufgedrungene „römische Bekenntnis"; 1761 kam General Buccow als bewaffneter Unterhändler in die Provinz, und es gelang ihm, den „doctor" der Aufrührer zu unterwerfen, Novakovitsch, den „Bischof von Ofen, der Mohatscher Felder und Siebenbürgens", in Kronstadt einzuführen und ihm



eine ständige Residenz im Dorfe Rășinarĭ, in der Nähe von Hermannstadt, in einem Bauernhüttchen anzuweisen.

Damit aber war die grofse Frage, die bis zum heutigen Tage schmerzlich ihrer Lösung wartet, noch nicht entschieden. Dionysius, der Fremde, der Bischof der österreichischen Regierung, der „Vlădică Budanul", erlangte niemals eine allseitig anerkannte Autorität; nach wie vor blieb die tatsächliche Leitung der neugeschaffenen Kirche in den Händen der Protopopen, wilder, vielfach unsittlich lebender und meist fanatischer Leute, die Sofronie, welcher bald in die Walachei flüchtete, nicht vergessen konnten. Es liefen geheime Briefchen unter den Priestern und Bauern um, in denen von einer Rückkehr Sofronies mit tatarischer Hilfe die Rede war, von der grofsen russischen Kaiserin, welche die Polen, die Bedränger der ruthenischen Orthodoxie, schon gezüchtigt habe und durch ihre unüberwindlichen Fahnen auch Siebenbürgen von dem „Heidentume" reinigen werde, und von der schrecklichen Revolution, durch die beides, Union und Jobagyentum, zugleich beseitigt werden müsse. In der Tat ereignete es sich, dafs Rekruten, die zu der neu begründeten rumänischen Grenzwacht ausgehoben waren, den Eid nach uniertem Ritus verweigerten, ja dafs sie, die gelieferten Waffen mit sich nehmend, in ihre Dörfer zurückkehrten. Die härtesten Strafen wurden damals gegen die Bauern verhängt, die über die Grenzpässe in die Fürstentümer entrinnen würden. Wenn die Russen nach dem Kriege von 1768—1774 irgendein Gebiet an der Donau behauptet hätten, dann wäre Österreich gewifs in Gefahr gewesen, Siebenbürgen, diese schöne Eroberung, zu verlieren [1]).

Es vergingen aber nur wenige Jahre nach der Bewegung des „doctor" Sofronie, und die rumänischen Jobagyen, deren Stellung nach Beseitigung der Union auch nicht besser geworden war und welche trotz der kaiserlichen Verordnungen kaum Zeit genug hatten, um alle Befehle der harten, fremden Herren auszuführen, fanden aufs neue einen blutigen „doctor" in dem Bauern Nicolae oder Ursu Horia. Er entstammte dem Krongute Zlatna, wo die Erpressung

1) S. meine Sate și preoțĭ, passim, und Bunea, Episcopiĭ Petru Paul Aron și Dionisiu Novacovicĭ (Blaj, 1902).

der Pächter von den freien Bauern besonders stark empfunden wurde. Eine grofse Enttäuschung der Bevölkerung beschleunigte die Katastrophe. Die Grenzwachtregimenter waren schon 1761 eingeführt worden, und mit Blitzesschnelle hatte sich unter den Jobagyen die Nachricht verbreitet, dafs von nun an jedes Dorf, welches sich zum Militärdienste bei den oberen Behörden melden würde, dafür, dafs es die Waffen für den geliebten, menschenfreundlichen Kaiser, der schon zweimal erschienen war, um die Leiden seiner neuen Untertanen persönlich kennen zu lernen, tragen würde, von jeder Dienstleistung zugunsten seines Feudalherrn befreit werden solle. Mit den kaiserlichen Waffen hofften viele, der Jobagyenfrage eine tragische, aber endgültige Lösung zu geben. Nun aber wurde auf Grund der Klagen, welche die magyarischen Seelenbesitzer erhoben, die Einschreibung, die schon viele Hoffnungen geweckt hatte, rückgängig gemacht. Im Namen Kaiser Josephs, des Befreiers, dessen gefälschte Urkunde Horia vorzeigte, griff das ganze rumänische Bauerntum zu den Vergeltung übenden Waffen, und während zweier Wochen (November 1784) sah das westliche Siebenbürgen greuliche Mord- und Verwüstungsszenen, welche die rächende geschichtliche Nemesis über die Vertreter des alten geschichtlichen Unrechts heraufbeschwor. Die Vollstrecker der „kaiserlichen Befehle“, die alles vernichteten und nur diejenigen, meistens Frauen, schonten, die den „walachischen Glauben“ durch eine neue Taufe annahmen — dann mufsten sich die neugetauften edlen Damen einen „stinkenden Bauern“ zum Gemahle nehmen —, stellten in ihrer unbeholfenen, naiven Art folgende Forderungen an die hohen Beamten des Landes: Abschaffung des Jobagyentums gegen treue militärische Dienste der Rumänen, Einsetzung rumänischer oder deutscher Beamten für die rumänische Bevölkerung und Entfernung der magyarischen Oberhoheit im sozialen und politischen Leben. Die Kaiserlichen waren gar nicht besonders eifrig, um die Untaten der Bauern mit gleicher Münze zu vergelten, aber das transsilvanische Gubernium glaubte eine Gegenmafsregel der Edelleute nach altem ungarischen Rechte verordnen zu dürfen, und die Vertreter der Kultur verfuhren ganz nach „walachischer“ Art, indem sie Schuldige und Unschuldige zur Enthauptung verurteilten, den Pfahl und das Rad gebrauchten,

Gefangene in den Kellern „ausräucherten“ und über ganze Gebiete mit Tausenden von Bewohnern, die Kinder inbegriffen, die Rutenstrafe unter Aufsicht des „Chirurgus“ verhängten. Der Kaiser befahl, energische Maſsregeln gegen die Rebellen zu ergreifen; auch notwendige Hinrichtungen waren nicht ausgeschlossen, aber er muſste in ohnmächtigem Schmerze anerkennen, daſs der Mitschuldige des verwüstenden Bauern, welcher auf diese Weise eine letzte Eingabe an den Hof gerichtet hatte, der verfolgte und ruinierte Edelmann selbst war, der bisher — und ebensowenig war dies nachher der Fall — keinerlei menschliches Mitempfinden gezeigt hatte. Die Hinmordung unter dem Schutze der Regierung als Vergeltung verdammte der menschenfreundliche Herrscher ebenfalls mit scharfen Worten. Aber jetzt verlangten die Privilegierten sogar die Wiederherstellung ihres alten Rechtes, kraft dessen sie das Schwert gegenüber ihren Untertanen gebrauchen und sie pfählen durften. Sie forderten die Entvölkerung der schuldigen Dörfer, die Verbannung der nach der Dezimierung noch übrigen Einwohner in die Bukowina, denn „die Natur dieser ungesetzlichen Nation“, so schrieben sie, „welche in diesem Lande lebt, ist solcher Art, daſs sie nur durch Schrecken regiert werden kann“ [1]). So entzündete sich trotz aller Gegenmaſsregeln von seiten der deutschen Offiziere und Beamten sowie des rumänischen Klerus beider Bekenntnisse das Feuer der Revolution aufs neue; die „Căpitanĭ“ riefen wiederum die Scharen zu sich, die erst vor kurzem mit der Mütze in der Hand und mit „schmerzerfülltem Herzen auf den Lippen“ vor der kaiserlichen Untersuchungskommission erschienen waren und auf deren Befehl die Waffen niedergelegt hatten. Eine einfache Amnestie wiesen sie entschieden zurück, weil sie noch an eine gerechte Strafe nicht nur für kleine augenblickliche, sondern auch für groſse, hundert- und tausendjährige Verbrechen glaubten. Verzweifelt kämpften sie jetzt auf den Bergeshöhen gegen die kaiserlichen Soldaten; in ihrem Führer Horia sahen sie jetzt ihren Craiŭ, den König, den ihnen die

1) N. Densușianu, Revoluțiunea luĭ Horia (Bucureştĭ 1884), S. 349. Es ist ein grundlegendes Werk, das namentlich Aktenstücke ungarischer Herkunft benutzt. Vgl. unter anderem die brukentalische Korrespondenz im „Archiv für siebenbürgische Landeskunde“, 1903 und 1904.

Gnade eines rächenden Gottes verliehen hatte. Der Fürsorge des zweiten serbischen Bischofs für die nichtunierten Rumänen und dem militärischen Geschick der kaiserlichen Soldaten gelang es jedoch, nach mehreren kleinen Treffen wieder Ruhe herzustellen (Dezember). Horia selbst, der nach Wien reisen wollte, gebot seinen Banden, sich aufzulösen. Seinen Vorsatz aber konnte er nicht ausführen, denn nebst seinem Gefährten Cloşca ward er auf den Richtplatz von Karlsburg geführt, wo beide ohne Klage für die Freiheit ihrer geknechteten Nation den schrecklichen Tod auf dem Rade starben. Crişan, der dritte und begabteste der Führer, antwortete mutig auf alle Fragen, erklärte ohne Bedenken die Berechtigung seines Kampfes und bereitete sich selbst einen männlichen Tod; sein Leichnam wurde geköpft und gevierteilt. Tausende von Bauern, die gekommen waren, um ihre Freiheit zu erkämpfen, sahen dieses gräſsliche Beispiel und zogen für die Zukunft eine Lehre daraus, aber nicht in dem beabsichtigten offiziellen Sinne. Schon am 22. August desselben Jahres 1785 wurde das Jobagyentum von dem Kaiser feierlich abgeschafft; die Toten waren also nicht umsonst dahingegangen. Das dauerte wenigstens bis zu dem Augenblicke, da der müde, kranke, dem Tode nahe Kaiser alle seine Reformen zugunsten der bevorrechteten mittelalterlichen Klassen zurückziehen und die alten Zustände im Jahre 1790 wiederherstellen muſste.

Aber die zweite Forderung hatte überhaupt keine Berücksichtigung gefunden, weil sie eine solche nicht finden konnte; das war das Verlangen nach politischer Gleichberechtigung der Rumänen, für das Klein einst gelitten hatte. Nach dem Tode Josephs II. versuchten die Rumänen, ohne Unterschied des Glaubens, mit ihren beiden Bischöfen an der Spitze, durch einen „Supplex libellus Valachorum transsylvaniensium“ — Nation erdreisteten sie sich nicht, sich offiziell zu nennen — eine günstigere Lage zu gewinnen, aber ihre Denkschrift von 1791 rief einen Schrei der Empörung bei den magyarischen und sächsischen Führern und Schriftstellern hervor, und wieder führte man im siebenbürgischen Landtage heftige Reden gegen die walachische Barbarei und Unverschämtheit. Und wieder fanden die Unzufriedenen einen willfährigen österreichischen Herrscher, der überdies kein Joseph war, und den kriegerische Sorgen bedrängten. Es blieb

schliefslich von allem nur das kleine Buch übrig, das die Klagen enthält, sowie die hafserfüllten Erwiderungen der Gegner, zu denen auch Eder, der Herausgeber des „libellus", gehört. Unter der Regierung Leopolds II. kamen viele Rechte und Mifsbräuche der Vergangenheit wieder in Übung, und so hatte auch dieser aus der Ferne wehende Hauch, der von der grofsen abendländischen Umwälzung ausging, diese literarische Protestation, ebensowenig Erfolg, wie die grofse Bauernopferung unter Horia [1]). Die „Status et Ordines", obwohl in neuem, französischem Gewande, blieben doch die ausschliefslichen Herren, und das Land entging nur der noch gröfseren drohenden Gefahr — es wurde schon der Vorschlag gemacht —, mit Ungarn vereinigt zu werden. Von neuem wurde dagegen die Bauernfrage im Landtage diskutiert; offen verlangten die Magyaren und Szekler die Wiederherstellung der Zustände aus vorjosephinischer Zeit, und schliefslich wurden Beschlüsse gefafst, die später auch die Krone zum gröfsten Teile guthiefs, und durch die nur ganz weniges von der Reform des guten dahingegangenen Kaisers aufrechterhalten blieb [2]).

Das rumänische Volk brauchte für einen solchen Rechtsstreit eine kulturelle Vorbereitung auf historischem Gebiete. Nachdem man eingesehen hatte, wie wenig Aussicht auf Erfolg die politischen Ansprüche trotz der beständigen, aber wirkungslosen Sympathien am Wiener Hofe hatten, brauchte man nicht mehr vereinzelte wissenschaftlich-polemische Schriften als Zeugen der Kultur, sondern eine umfassende, stark eingewurzelte, einem hohen Ideal dienende Kultur, um sich in der langen Wartezeit von den mächtigen, aufstrebenden Gegnern — dazu gehören besonders die Magyaren — nicht verschlingen zu lassen. Als Frucht dieser Erkenntnis entstanden in Siebenbürgen, dem heiligen Lande des Drei-Nationen-Bundes, auf dem klassischen Jobagyonatsboden, wo die armseligen „walachischen" Bauern ein halbes Jahrhundert lang entwaffnet und in zwei Kirchen gespalten lebten — die eine bestand nicht aus eigener Kraft, und die andere war gesetzlich nur geduldet —,

1) Vgl. auch Ferdinand von Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josephs II. und Leopolds II. (Wien, 1885); Herrmann, Das alte und neue Kronstadt, II (Hermannstadt, 1887).

2) Zieglauer, a. a. O., S. 473.

eine solide Volksbildung und eine Tendenzliteratur zugunsten der nationalen Aufklärung.

Im Jahre 1731 schon hatte Klein, der politische Vorkämpfer dieser Ideen, an die Heranbildung eines unierten Mönchtums in seinem Kirchensprengel gedacht; 1735 sprach er von einer Neubelebung der Buchdruckerei, die seit langem nicht mehr gepflegt wurde. Endlich im Jahre 1738 erhielt er dann die kaiserliche Urkunde, durch die ihm statt des alten bischöflichen Domaniums ein neuer Besitz, aus Blaj und den Pertinenzen bestehend, zugewiesen wurde. Diese Einkünfte mufsten zugleich noch elf Mönche ernähren, wovon zwei auch als Lehrer fungieren sollten, ferner zwanzig Alumnen und auch noch drei junge Leute, welche, wenn sie in den Jesuitenkollegien ihre Studien vollendet hatten, in Rom, wo man auf sie schon wartete, ihrer Bildung einen Abschlufs verleihen sollten [1]). Gregor Maior, ein nachmaliger Bischof, Caliani und Cotore waren die ersten drei Spröfslinge des siebenbürgisch-rumänischen Volkes, die sich an den römischen Quellen labten und aufser der Vorliebe für die Religion und das römische Dogma auch die glorreichen Erinnerungen an den trajanischen Ursprung und wissenschaftliche Hilfsmittel mitbrachten, um das Evangelium von ihrer römischen Herkunft zu verbreiten.

Der schwache, kränkliche, asketische Aaron, der Nachfolger Kleins auf allen Gebieten, aufser auf demjenigen des Kampfes gegen das Unrecht, machte sich hochverdient durch die Fürsorge für die in der Entstehung begriffenen Volks- und Priesterschulen. Als er Bischof in Blaj wurde, gab es in der ganzen Provinz keine anderen „walachischen“ Schulen, als die sehr wenig entwickelten in den Klöstern. Diese Klöster, in denen vielfach gefährliche Agitatoren aus dem transalpinischen Gebiete zugunsten des Schismas wirkten, wurden aber während der sofronischen Unruhen abgeschafft, und zu dieser nämlichen Zeit wurde unter der Leitung des Demetrius Eustatiades, der ein Sohn des Priesters von Şcheĭ (Bolgárszék), in der Nähe von Kronstadt, war und in Kiew studiert hatte, die „rechtgläubige“ Schule in Kronstadt auf eine höhere Stufe gebracht. Aber schon im Jahre 1754 eröffneten die neuen Mönche im Kloster zu Blaj ihre dreiteilige Schule. Diese bestand erstens aus

1) Nilles, S. 529, 533 ff.



einer Anstalt für alle Knaben, die sich die ersten Elemente aneignen wollten, und ihr Besuch war unentgeltlich. Zweitens aus einer höheren Schule, in der die Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums gelehrt wurden; schon nach kurzer Zeit wurden in dieser Abteilung die Gipfel der Syntax, der Rhetorik, der Poetik und der alles krönenden Philosophie erreicht, gerade wie in den Jesuitenkollegien, die als Muster dienten. Die dritte und höchste Stufe endlich bildete ein Seminar, das jedoch nicht ausschliefslich Priester ausbildete. Später gründete der Bischof neben diesem letztgenannten noch ein anderes Seminar, das in seinem Kloster — es war der Dreifaltigkeit, Treimea, geweiht — untergebracht war und das ausschliefslich der Ausbildung von Mönchen und Seelsorgern diente. Die Zöglinge dieser beiden höchsten Anstalten erhielten nach dem Tode des Gründers bischöfliche Stipendien, die ihnen den Besuch des ungarischen Instituts des Kardinals Pazmány zu Wien gestatteten, und Gregor Maior erwirkte noch eine besondere höhere Schule für seine „Walachen" im Kloster Sancta Barbara in der Reichshauptstadt. Die im bischöflichen Kloster eingerichtete Buchdruckerei erzeugte zahlreiche Bücher, die der Propaganda, dem Kultus und der Erbauung dienten und in einer guten, reinen, rumänischen Sprache abgefafst waren.

Schon im Jahre 1777 übernahm ein Rumäne, und zwar einer, der sich als Schriftsteller im Sinne der nationalen „römischen" Richtung betätigte, Moise Dragoș, die Leitung der neu errichteten Grofswardeiner Diözese für die Unierten — bisher war es nur ein Vikariat des apostolischen Stuhls gewesen —, und diese neue Kirche blieb ausschliefslich in den Händen von Rumänen. Der Nachfolger des Moise, Ignatius Darabant, förderte wesentlich mehr als sein Blasendorfer Kollege Bob, der ein reicher Mann war, aber wenig Mut und Initiative besafs und sich aufserdem gegenüber jeder überlegenen geistigen Regsamkeit in seiner Nähe empfindlich bewies, die aufkeimende rumänische Kultur. Und seine Domherren wetteiferten mit denjenigen, welche Bob umgaben; Samuil Vulcan, der nach dem Tode Darabants dessen Nachfolger wurde, glänzt noch heute in der Erinnerung seines Volkes als ein Freund der Gelehrsamkeit und der Gelehrten und als ein entschiedener Anhänger der nationalen Richtung.

Das Ideal des Philosophen-Kaisers Joseph war es gewesen, die nationalen Gegensätze, ja selbst die Unterschiede der Nationalität in seiner Provinz Siebenbürgen auszugleichen und die verschiedenartige Barbarei in die erlösende deutsche Staatskultur überzuführen. Um diesen utopischen Zweck zu erreichen, gründete er Volksschulen und glaubte dadurch seiner philanthropischen Neigung Genüge zu tun. Als Werkzeug für die Aufklärung der stark zurückgebliebenen Nation ward der geistreiche Gelehrte und rücksichtslose Mönch Georg Şincaĭ, der eben aus Rom mit zahlreichen historischen Exzerpten zurückgekehrt war, auserkoren. Die „erste rumänische Nationalschule", *primaria schola nationalis Balasfalvensis*, wurde unter seiner Direktion, aber unter Oberaufsicht des Bischofs in Blasendorf errichtet, und dem „*Director et catecheta*" waren auch mehrere Normalschulen innerhalb des rumänischen Gebietes untergeordnet; er war mithin, wie er sich gelegentlich nennt, tatsächlich „Direktor der rumänischen Schulen in Siebenbürgen", wie es einen solchen in der eroberten Provinz Bukowina gab. Dreihundert Elementarschulen wurden zwecks Hebung der Volkskultur während seiner Amtszeit gegründet, und er verfaſste auch für sie die Elementarbücher, wie er auch die Schulbücher für die höheren Anstalten schrieb: einen Katechismus, ein deutsch-rumänisches Abc (Bucoavnă), eine Arithmetik und eine lateinische Grammatik mit angehängtem rumänischem Texte. Ja, er war sogar bereit, auch eine Naturbeschreibung nebst einem lateinisch-rumänisch-deutsch-ungarischen naturgeschichtlichen Wörterbuche herauszugeben.

Drei serbische Bischöfe hatten anfangs hintereinander die Leitung der neu begründeten nichtunierten Kirche gehabt. Ihnen folgte dann als langjähriger Vikar Ioan Popovicĭ de Hondol, der sich auch in die Wirren des Horea eingemischt hatte, und erst im Jahre 1810 bekamen auch die Nichtunierten einen rumänischen Bischof in dem guten, kulturfreundlichen Vasile Moga. Für diese noch mehr vernachlässigten und überdies zahlreicheren Mitglieder der *valachica plebs* entstanden neben den bischöflichen Schulen auch Normalschulen der Regierung, und als Kollege Şincaĭs stand Eustatiades, der Verfasser der ersten rumänischen Grammatik, und der ehemalige Sekretär des Bischofs Novacovicĭ an ihrer Spitze.



Sein Nachfolger, Radu Tempea, auch ein Kronstädter, der zudem einer schreibseligen Priesterfamilie entstammte, verfaſste ebenfalls eine Grammatik der „verbesserten" Sprache seines Volks. Der Buchdrucker Bart erhielt das Privilegium, ausschlieſslich die Schulbücher für diese nichtunierten Anstalten zu liefern, und lieſs zahlreiche religiöse Schriften erscheinen. Unter dem langersehnten Bischof wurde auch ein nichtuniertes Seminar in der Residenz, die sich jetzt zu Hermannstadt befand, errichtet, und auch nichtunierte Zöglinge erhielten nunmehr Stipendien, um sich in Wien eine bessere Ausbildung als Schulleiter zu erwerben.

Endlich wurde durch diese Normalanstalten auch in der rumänischen Bevölkerung des Temeschwarer Banates, die bisher, abgesehen von einer schwachen Beeinflussung seitens der Oltenia (Kleinen Walachei), in serbischen Kulturformen und unter einem serbischen Klerus gelebt hatte, nationales Empfinden geweckt. Selbst serbische „Direktoren" muſsten an die Bearbeitung und Drucklegung einer rumänischen Sprachlehre denken. Der Volkslehrer und Priester Ţichindeal aus Becĭcherec machte sich durch Übersetzungen aus dem Serbischen — besonders durch seine viel verbreiteten Fabeln nach Dositheus Obradovič — bekannt. Schon 1809 bestanden einige ausschlieſslich rumänische Schulen im Banate, und zwar standen sie unter Aufsicht der Regierung und nicht der serbischen Hierarchie. Von den drei 1811 errichteten Pädagogien wurde eins, das zu Arad, durch kaiserliche Gnade den Rumänen verliehen. Als Grammatiker zeichnete sich Loga, ein Lehrer des Arader Pädagogiums, aus, und auch die beiden Teodorovicĭ, Vater und Sohn, die an dem berühmten Ofener rumänischen Wörterbuch (Lexiconul din Buda) arbeiteten, waren Banater Rumänen.

Die „Gelehrten", welche aus diesen priesterlichen und staatlichen Schulen hervorgingen, konnten jedoch — als Glieder der politisch nicht anerkannten, sondern nur geduldeten rumänischen „Nation" — lediglich Priester, Mönche oder Lehrer werden, und so waren denn die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Zeit zu einer äuſserst dürftigen Wirksamkeit und Lebenshaltung verdammt und empfanden dies auch bitter. Als Bob die Klasse der Domherren einführte, hofften die Vertreter der rumänischen Intelligenz auf eine Besserung der Verhältnisse, um ihre literarische Tätigkeit

fortsetzen zu können; aber sie sahen sich enttäuscht, denn der Bischof duldete keinen Mann, dessen literarischer Ruf den seinigen hätte überstrahlen können. Von den drei Koryphäen der gelehrten Welt ward der älteste, ein Neffe des Bischofs Klein, Samuil Klein — der Name wird rumänisch Clain geschrieben —, nachdem er in Wien studiert hatte, Lehrer in Blasendorf, mufste aber diese Stellung aufgeben, obwohl er dem Bischof Bob lange Jahre als Übersetzer kirchlicher Schriften gedient hatte. Schliefslich wurde er „Revisor“ für rumänische Bücher an der Universitätsdruckerei zu Ofen, die ein Privilegium dafür bekommen hatte, und hier starb er im Jahre 1806. Şincaĭ, ein vorzüglicher Schüler der römischen Kollegien und ein ungemein begabter Mann, der auch ein Gefühl für seine eigene Bedeutung hatte und darum nicht allen angenehm sein konnte, wirkte einige Zeit mit Klein zusammen am St. Barbara-Kollegium, gründete später Normalschulen, mufste aber zuletzt auf Wunsch des beleidigten Bob diese Stellung aufgeben und erhielt sie niemals wieder. Er mufste dann dem ungarischen Gelehrten Kovachich bei den von ihm unternommenen gelehrten Ausgaben Handlangerdienste leisten, wurde Kindererzieher für magyarische Dorfjunker und endlich Gehilfe Kleins, als dieser seine armselige Anstellung in Ofen erhalten hatte. Beerben konnte er diesen aber nicht, und so zog er, im Herzen verwundet, als bettelnder Pilger durchs Land, ohne auch nur von der Zensur die Erlaubnis zur Herausgabe seines grofsen Werkes zu erhalten, und ohne die dazu nötigen Mittel zu finden. Er starb vergessen im Hause eines seiner einstigen Zöglinge. Petru Maior war vielleicht noch der glücklichste von allen: er war Erzpriester (protopop) in Szász-Régen (Reghinul-Săsesc), siedelte dann nach Ofen über und ist dort als „Revisor“ 1821 gestorben.

Neben diesen drei Männern arbeiteten nur untergeordnete Persönlichkeiten. Einige von diesen, wie Ioan Barac, Vasile Aron, waren Subalternbeamte und schrieben volkstümliche Gedichte, die in bescheidenen Kreisen bis zum heutigen Tage gelesen werden und viel Gutes gestiftet haben. Auch von den Gelehrten benutzten manche die dichterische Form, um die gelegentliche Erhebung eines Freundes oder Gönners zu feiern. Einer von ihnen, Ioan Budai Deleanu, den wir zuletzt in der Stellung eines Rechts-

adjunkten beim galizischen Gubernium in Lemberg finden, wo er spät im 19. Jahrhundert starb, schrieb sogar unter dem Einflusse der „philosophischen“ Ideen seiner Jugend „die Ţiganiada“, eine „Ziganiade“, eine epische Parodie, worin sich außer der höchst ergötzlichen Fabel eines alten Zigeunerkrieges unter rumänischen Fahnen spitzige Angriffe gegen allerlei Schwächen der Zeit inner- und außerhalb seines Volkes finden. Es ist das gelungenste dichterische Werk seiner ganzen Generation — die schriftstellerischen Leistungen in den Fürstentümern inbegriffen —, eine solid geschmiedete Geistesarbeit von dauerndem Werte. Aber derartige Erscheinungen sind nur Ausnahmen. Die siebenbürgische Schule war im wesentlichen eine Gelehrtenschule, die in doppelter Richtung wirkte. Auf Grund der Erbschaft der großen Chronisten und Geschichtschreiber des 17. Jahrhunderts, und gestützt auf die mühsam gesammelten neuen Materialien, bemühte sie sich um die Rehabilitation des rumänischen Volkes, und zweitens suchte sie auf dem zu bahnenden Wege der Sprachforschung das nämliche Ziel zu erreichen.

Was die geschichtliche Forschung und Polemik betrifft, so versuchte zuerst Klein mit seinen bescheidenen Mitteln, eine allgemeine Geschichte aller Rumänen von der römischen bis zu seiner Zeit in seiner klaren, flüssigen Schreibweise zu bearbeiten. Es sind allerdings nur Bruchstücke geblieben, die mehrmals überarbeitet, aber niemals vollendet wurden. Şincaĭ, der unablässig in den Bibliotheken forschte, arbeitete beinahe bis zu seinem Ende unter Benutzung seiner kräftigen Ausdrucksweise, die allerlei Angriffe und polemische Ausfälle nicht verschmäht, aber ohne Maß zu halten und Sympathien zu erwecken, an einer Chronik aller Rumänen; zum ersten Male preist darin ein siebenbürgischer Rumäne die große Vergangenheit der Wojwoden an der Donau und versagt ihnen auch nicht das gebührende Lob. Endlich suchte auch Maior in seinem Sinne die „Geschichte des Anfangs der Rumänen in Dakien“[1]) aufzuklären und stellte ihr eine Untersuchung über die rumänische Kirchengeschichte zur Seite.

Auf dem zweiten Forschungsgebiete waren ebenfalls Klein

1) Istoria pentru începutul Rominilor în Dacia (Ofen, 1812; neueste Ausgabe, Budapest, 1883).



und Şincaĭ tätig; sie gaben schon 1780 zu Wien die lateinischen „Elementa linguae daco-romanae sive valachicae“ heraus, und in diesem Büchelchen taucht zum ersten Male die Theorie der Verderbtheit der rumänischen Sprache auf, die sich möglicherweise bis zu ihrer lateinischen Reinheit zurückführen lassen könne. Darin wird auch zum ersten Male ihre Schreibung mit lateinischen Buchstaben nach einer „lateinischen“ Norm vorgeschlagen. Vor 1770 bereits hatte Klein in seinen Handschriften, später (1779) in einem Gebetbuche Proben dieser reformierten Sprache und dieses Alphabets gegeben. Von diesem Buche erschien später eine von Şincaĭ bearbeitete Ausgabe, nur unter seinem Namen, und alles, was Iorgovicĭ, ein Banatrumäne, in seinen „Observaţiĭ de limba romînească“ (1799), der jedoch das Problem schon viel moderner faſst, was Tempea und andere geschrieben haben, das steht alles unter dem Einflusse dieses patriotischen Mahnrufes. Gleichzeitig wollten die „Gelehrten“ ein Wörterbuch bearbeiten, ein groſses Wörterbuch, das alle unkundigen oder neidischen Fremden von dem lateinischen Charakter der Sprache überzeugen sollte. Die groſse Arbeit begannen viele unabhängig voneinander, aber nach Klein vereinigte Peter Maior alle Kräfte, um unter seiner Leitung das Denkmal aufzurichten. Er starb während der Arbeit an dem Werke, welches nebeneinander die Orthographie mit lateinischen Buchstaben, die Übersetzung der Wörter in mehrere Sprachen und endlich die Etymologie — zu diesem allen war er nicht genügend vorbereitet — enthalten sollte. Von den beiden Teodorovicĭ, Vater und Sohn, herausgegeben, ist endlich im Jahre 1825 das seiner Absicht nach für die Nationalkultur grundlegende Buch erschienen, das „Lexicon romanescu-latinescu-ungurescu-nemtiescu, quare de multi autori in cursul a treidecĭ si mai multoru ani s'au lucrat“. Es ist in der Tat ein monumentales Werk, wenn es auch, nach falschen Grundsätzen aufgebaut, nur vorübergehend Wert besessen hat.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren auſser der kirchlichen Literatur nur lateinische Traktate und Schulbücher im Drucke erschienen. Die einzige rumänische Buchdruckerei befand sich im Besitze Bobs, der sich mit den Vertretern der neuen Richtung nicht verständigen konnte. Diese waren selbst mittellos,



und auf eine kräftige Unterstützung seitens des wenig gebildeten „Publikums“ — lauter bäuerliche Popen — war nicht zu rechnen. Die Einkünfte der neu gegründeten Universitätsbuchdruckerei waren jedoch der Ofener Universität zugewiesen, und diese erhielt auch das Privilegium, „illyrische“ Bücher, d. h. cyrillische Drucke herauszugeben, wofür sie in der Person Kleins einen Revisor und Korrektor aus Siebenbürgen berief. Nun ging der „walachische“ Beamte an die Herausgabe seiner Schriften: der Anfang von Kleins Geschichte erschien im ersten rumänischen Ofener Kalender 1805. Der Kalender wurde gut aufgenommen und auch fortgesetzt, ja Petru Maior hatte sogar den Mut, durch Subskriptionen unterstützt, zwei seiner Schriften zu veröffentlichen, und später trat man der Herausgabe des grofsen Wörterbuches näher. Der neue Geist hatte rasch Verbreitung gefunden; es gingen immer mehr Studenten nach Ofen und Wien. In der reichen aromînischen Kaufmannskolonie regte sich die Stammverwandtschaft, und während Männer wie Boiadschi und Roža den makedonisch-rumänischen Dialekt willkürlich in die neuen Sprachformen einzuschmuggeln suchten, spendeten reiche Leute Geld zum Wohle der gesamten grofsen rumänischen Nation und nahmen als Dank dafür Vorreden und Widmungsgedichte entgegen.

Ein energischer praktischer Mann, Zaharia Carcalechi aus Kronstadt, begann nun als „Verleger“ rumänische Bücher bei der genannten Universitätsdruckerei auf seine Kosten herstellen zu lassen, und er verstand es, durch Subskriptionslisten und Mahnrufe mit seinem Geschäfte zugleich die rumänische Literatur in Schwung zu bringen. Er nahm den schon früher von dem Okulisten, Universitätslehrer, Grammatiker und Volksschriftsteller Dr. Johann Molnar (1789—1794) und von dem rumänischen Übersetzer Teodor Racoce zu Lemberg (1817—1820) ausgesprochenen Gedanken einer rumänischen Zeitschrift wieder auf; er liefs fliegende Blätter über die Begebenheiten der europäischen Kriege erscheinen und begann 1821 mit der Herausgabe einer „Rumänischen Bibliothek“, worin eine kurze Geschichte der Rumänen, eine Geschichte der rumänischen Länder Siebenbürgen, Walachei, Moldau, eine Geschichte der rumänischen Literatur, eine Weltgeschichte, eine Darstellung der Geschichte der Fürsten-

tümer in neuester Zeit und andere volkstümliche wissenschaftliche Werke Platz finden sollten. Durch diesen bescheidenen Geschäftsmann ist die zeitgemäſse Geistesrichtung gewaltig gefördert worden.

---

2. Kapitel.
Übertragung des Nationalbewuſstseins aus Siebenbürgen auf die Fürstentümer.

Zu der Zeit, wo die Schulen von Blasendorf gegründet wurden, waren die Donaufürstentümer durchaus nicht aller geistigen Kultur bar, es bestanden hier vielmehr die alten rumänischen, slowenischen und griechischen Schulen in besserer Verfassung fort. In den Akademien der Hauptstädte wurde sogar Lateinisch gelehrt, und später — gegen Schluſs des Jahrhunderts — dachten die „Epitropen" von Jassy sogar an die Einführung eines ernsteren wissenschaftlichen Studiums und an die Annahme der neueren, freieren Lehrmethode anstatt des üblichen alten Papageidrills. Manche Metropoliten hatten sich um das Unterrichtswesen verdient gemacht, besonders der zweite Iacov, der Sohn eines siebenbürgischen Bauern, und Veniamin Costachi, der Sprosse eines alten, berühmten Bojarengeschlechtes. Beide hatten an der Spitze der moldauischen Kirche gestanden. Veniamin, der seine Diözese noch lange verwaltete († 1846) und als ein heiliger, nach apostolischen Grundsätzen lebender Mann verehrt wurde [1]), hatte das Glück, unter der Regierung des edelgesinnten Alexander Moruzi 1803 auch ein Priesterseminar — das erste in den Fürstentümern — gegründet zu sehen. Konstantin Maurokordatos war bereits auf den Gedanken gekommen, in Bukarest durch Jesuiten eine groſse lateinische Schule nach westeuropäischem Muster zu errichten. In vielen groſsen und kleinen Städten waren durch das reformatorische Dioskurenpaar Gregor Alexander Ghica und Alexander Ipsilanti, vor und nach 1774, rumänische Schulen, hier und da auch alt- und neugriechische entstanden: in der Moldau gab es deren nach

1) Ich habe sein Leben in einem Büchlein „Viaţa şi faptele luĭ Veniamin Costachi" (Bukarest, 1904, in 16°) beschrieben.



der Verordnung von 1769 nicht weniger als dreiundzwanzig, und der walachische Herrscher zeigte sich in dieser Hinsicht nicht weniger eifrig.

Moldauische und walachische „Gelehrte“ waren ebenfalls nicht dünn gesät. Männer wie Georg Bogdan, Ioan Cananău, Vasile Balş, Scarlat Sturdza, die Brüder Kantakuzino und der junge Văcărescu gingen ins Ausland, nach Frankreich und Deutschland, um ihre Bildung zeitgemäfs zu vervollständigen. Die adligen Familien hielten sich gern fremde Hauslehrer, statt eines griechischen „Logiotatos“ oder auch neben ihm. Der literarische Bahnbrecher der Serben, der den serbischen Geist aufrüttelte, Dositheus Obradović, war von deutscher Kultur beeinflufst und wirkte bis 1783 als Lehrer der modernen Sprachen in der Moldau. Deutsche, wie König, der spätere preufsische Konsul in Jassy, Italiener, wie der Abt Bancini und der italianisierte Raicevich, aber besonders Franzosen, wie namentlich Ledoulx, Nagni und unzählige andere, verdienten schönes Geld, indem sie die jüngere rumänische Generation für ein neues Leben vorbereiteten. Die Bojaren selbst fanden in einzelnen Fällen auch Wohlgefallen am Reisen, das ihnen bisher verboten gewesen war. So ging Dudescu, allerdings ein verschwenderischer, prunkliebender Mann, in napoleonischer Zeit nach Paris, um den Glanz des jungen Weltkaiserreiches zu sehen. Ienachi Văcărescu vergafs niemals seinen Aufenthalt in Siebenbürgen während des Krieges von 1768—1774, und die Ehre, die ihm Kaiser Joseph in Kronstadt erwiesen hatte, als er Arm in Arm mit dem gescheiten, Italienisch und Französisch sprechenden Grofsbojaren durch den Saal der „Assemblée“ schritt. Etwas später ging er in einer vertraulichen Mission nach Wien, und die Damen der kaiserlichen Residenz staunten über das fremdartige Aussehen und die reichen Schals des morgenländischen Edelmannes. Durch die „Agenzie“ wurden europäische Zeitungen jeder politischen Richtung für die hohe rumänische Gesellschaft und für die im Lande angesiedelten Fremden bezogen. Abendländische Spielkarten, abendländische Kutschen, abendländische Möbel, abendländische Romane bildeten je länger, desto mehr in dem moldowalachischen Lande gesuchte Artikel. Der langjährige, oft erneuerte Aufenthalt russischer und österreichischer Offiziere während



der unendlichen, beinahe unaufhörlichen Kriege gegen die wankende Türkei war ebensosehr schuld an dieser grofsen Veränderung, wie die unabwendbare Ausbreitung des neuen Geistes, die langsame, aber sichere Eroberung des Orients durch das ihm unendlich überlegene Abendland. Mit den Äufserlichkeiten des Lebens fing man an, aber das Ende war eine völlige Umgestaltung des geistigen und seelischen Lebens. Die der Levante entstammten Fürsten, die Dragomans gewesen waren, kannten allerdings die westeuropäische Kultur nur oberflächlich, eigneten sich aber dennoch trefflich für die Durchführung dieser Kulturrevolution, welche die Fürstentümer in bezug auf Sitte und Mode vom Orient sonderte, und zwar in derselben Zeit, wo sie sich auch politisch langsam vom türkischen Staatskörper lostrennten.

Aber dieser Umschwung des Kulturideals war keineswegs auch von einer Renaissance der rumänischen Literatur begleitet. Nur unbedeutende rumänische schriftstellerische Erzeugnisse finden sich in dieser interessanten, bewegten Epoche; bemerkenswert sind sie höchstens infolge ihrer Seltenheit. Chronisten finden sich nur in der Walachei, während in der Moldau, der einstigen Heimat der Chronistik, seit 1774 alles schweigt. Die walachischen Chronisten, wie Dumitrachi Varlam und Ienachi Văcărescu, schreiben in einer sehr verderbten Sprache und geben nur eine trockene, nicht durch Begeisterung belebte Erzählung. Für die neu eingerichteten Volksschulen wurden keine Bücher gedruckt. Die Grammatik des Văcărescu, die in zwei Ausgaben, zuletzt in Wien, erschien, ist das Werk eines unpraktischen Dilettanten. Obgleich das Manuskript wahrscheinlich schon 1782 fertig war, ist das Buch erst 1787 erschienen, und der Verfasser ist so rückständig, dafs er sich nicht einmal die Entstehung der von ihm beschriebenen Sprache zu erklären vermag; für ihn haben die römischen Kolonisten „Italienisch“ gesprochen! Als Dichter ist derselbe alte Văcărescu gewifs unverdienterweise mehr gepriesen, als gelesen und verstanden worden: von ihm rühren tatsächlich einige sehr steife Musterverse in seiner Grammatik her, andere Verse von ihm, die den türkischen ähneln, finden sich in der „Geschichte der osmanischen Kaiser“, und aufserdem hat er noch etliche kleine Salonproduktionen hinterlassen. Seine Söhne Alexander und Nikolaus, und auch



Iancu, der Sohn Alexanders, überragen ihn gewifs nicht, obgleich Alexander hier und da einiges Nette aufweisen kann. Als die Grammatik Ienachis erschien, hatte der moldauische Bojar Alexander Beldiman schon zwanzig Jahre, das Alter der Leidenschaften und der ersten Hofwürden, hinter sich. Wie viele, sehr viele von seinen Zeitgenossen, Männern und Frauen, übersetzte er unaufhörlich, in meist langen, eintönigen Versen à la Delille alles, was ihm bei seiner Lektüre besonders gefallen hatte; er verfafste sogar mit der prosaischen Treue eines Berichterstatters eine Tragikomödie, eine „Tragödie" — „schmerzliche Tragödie" nannte er sie —, der Wirren von 1821, die er miterlebt und in denen er mitgelitten hatte. Der viel jüngere, erst 1777 geborene Konstantin Conachi entwickelte treffliche Ideen über den Kulturumschwung, den sein Volk durchmachte; er trat in kernigen Worten für wahre Geistesbildung ein, forderte Fürsorge für die innere Entwickelung des Volkes und Verfeinerung des Gefühlslebens, nicht nur eine solche der Salonsprache, der Schuhe und Hüte. Aufserdem war er ein kundiger Landmesser, ein bedachtsamer Politiker, ein Kenner des Rechts und ein ausgezeichneter Landwirt, aber in seinen unzähligen Gelegenheitsgedichten, die an Lebendige und Tote und an oft wechselnde Freunde und Freundinnen gerichtet waren, erscheint er dennoch als ein weinerlicher, kläglicher, elender prosaischer Reimeschmied, dem nur selten sein poetischer Erguſs von Herzen kommt.

Daneben erreichte die kirchliche Literatur eine gewisse Blüte. Dem eifrigen Bischof von Rîmnic, Chesarie, eiferten viele Männer nach und setzten die von ihm begonnene schwere Arbeit fort; eine ganze heilige und fromme Literatur ward aus den Originalen übersetzt, und diese Übersetzertätigkeit nahm zahlreiche Mönche bis tief ins 19. Jahrhundert hinein in Anspruch. Die schon genannten kulturfreundlichen Metropoliten der Moldau trugen das Ihrige zu diesem fruchtbaren Unternehmen bei. Endlich wurde durch den Kleinrussen Paisij das Klosterleben nach besseren Grundsätzen neu gestaltet, und das Kloster Neamțu, wo er sich mit seiner „Synode" von Cönobiten, d. h. Brüder des gemeinsamen Lebens, festsetzte, wurde zu einer grofsen Werkstätte für das Übersetzen, Abschreiben und Drucken kirchlicher Schriften, deren streng orthodoxer Inhalt in einer vorzüglichen Sprache niedergeschrieben wurde. Veniamin

Costachi war ein Schüler des Klosters Neamţ, und zwar hatte er dort nach der Flucht aus dem elterlichen Bojarenhause eine Heimstätte gefunden. Damals richteten auch die besten Mönche der benachbarten Walachei ihren Blick auf jenen berühmten, heiligen Ort wie auf den Berg Sinai und hofften auf neue Gesetzestafeln für ihren Orden. Aber selbstverständlich war diese für die Entwickelung der Sprache höchst wertvolle Arbeit nicht von modernem Geiste erfüllt, und deshalb überdauerte auch nur wenig von dem Leben, das sich in der Zeit Paisijs zu Neamţ geregt hatte, das Jahr 1821; langsam versank, wie die anderen, auch dieses Kloster, in das faule Dahinleben des morgenländischen Mönchtums.

Nur das Vordringen der aus Siebenbürgen kommenden geistigen Strömung vermochte diese Schläfer zu neuem Leben zu erwecken, den Gesichtskreis der Patrioten zu erweitern und den Indifferentismus der Massen zu erschüttern. Aber eine derartige Beeinflussung stiefs auf grofse Schwierigkeiten, denn ein Verkehr über die politische Grenze hinweg war beinahe immer durch die lästige Quarantäne unmöglich gemacht. Die politische Grenze bedeutete in einer Zeit, wo die türkischen Provinzen an der Donau als die Heimat der Pestilenz und der russischen Ränke galten, ein recht grofses Hindernis. Ein anderes bildete seit der Durchführung der Union in Siebenbürgen die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Früher hatten die siebenbürgischen Bischöfe in der Walachei ihre Weihe empfangen; viele dieser Bischöfe waren transalpinischen Ursprungs gewesen, wie Dosofteĭ I., Meletie und Ioasaf. Den walachischen Fürsten hatte man als den natürlichen Schutzherrn der rumänischen Kirche jenseits der Berge betrachtet, und tatsächlich hatte Şerban Kantakuzino einst von Apaffy die Befreiung des Brancovicĭ gefordert; er hatte den Bischöfen Gaben gesandt und Dörfer in der Walachei verliehen. Die in Snagov, Tîrgovişte, Bukarest usw. gedruckten Bücher hatten hier eine gute Aufnahme gefunden. Nach der „Apostasie“ jedoch gelangten rumänische Bücher aus dem Lande an der Donau nicht mehr unbehindert nach Siebenbürgen und umgekehrt; jetzt fürchtete sich jeder Teil vor ketzerischer Beeinflussung, und die kaiserliche Regierung verbot auch noch ausdrücklich die Einfuhr fremder, „schismatischer“ Bücher. Rumänisch-siebenbürgische Schriften nichtunierten Inhalts erschienen



aber erst sehr spät, und auch die Orthodoxie dieser inmitten der Häretiker lebenden „altgläubigen" Kirche erschien jenseits der Berge etwas verdächtig. Zu oft war dann von der türkischen Unbeständigkeit und von der Barbarei der freien Walachei in der Zeit Sofronies und später die Rede gewesen, um die Auswanderung zu verhindern, und diese Vorstellung hatte nun endlich Wurzel gefafst. Welch heilsame Folgen hätte nicht die Rezeption der Bestrebungen eines Şincaĭ oder Klein für die Fürstentümer haben können! Statt dessen gewann irgendein leichtfertiger, für diese Aufgaben völlig unvorbereiteter französischer Emigrant Einflufs. Der stolze Siebenbürge andrerseits dachte niemals, selbst nicht in den Zeiten gröfster Bedrängnis, an eine Auswanderung in das Land der noch von Nacht umgebenen Brüder. Die Bojaren reisten durch Siebenbürgen hindurch wie durch ein fremdes, „deutsches" oder ungarisches Gebiet, ohne die Gelegenheit zu benutzen und die Bewohner kennen zu lernen oder ihre Bücher zu lesen. Als durch Carcalechis Bemühungen, der auch eine Arbeit von Beldiman drucken liefs, die korrekten und schönen Erzeugnisse der Ofener Presse nach Bukarest und Jassy gelangten, fehlte es an Verständnis für den latinisierten Stil und die hier und da eingeführten neuen, westeuropäischen Buchstaben. Aber an den Schriften des Dionisie Eclesiarhul — dies ist ein naiver Mönch und nüchterner Chronist — und an denen des Naum Rîmniceanu — dies ist auch ein Mönch und erlebte noch den Sieg der neuen Strömung — ist die Lektüre der Siebenbürgen dennoch nicht spurlos vorübergegangen; das gilt namentlich für die des letzteren. Ein wirklicher Umschwung war aber nur möglich, wenn ein Mann von drüben herüberkam und die frohe Botschaft mit dem begeisterten Worte des Propheten verkündete. Dieser Mann, Gheorghe Lazăr, war der arme Sohn ärmster Eltern; er hatte fleifsig studiert und die Doktorwürde erworben, und das war bei den Rumänen dieser Zeit etwas Ungewöhnliches. Er war einige Zeit als Prediger an der hermannstädtischen Bischofskirche tätig gewesen, aber er hatte in seiner Heimat Zurücksetzungen erfahren, die ihn erbitterten, und war deshalb 1816 mit den Kindern einer walachischen Dame nach Bukarest gekommen.

Hier lernte er alte Bojaren kennen, die ihre alten Tugenden



noch bewahrt hatten, und einige von ihnen, so der aufrichtige Konstantin Bălăceanu, der gelehrte Sprichwörtersammler Iordachi Golescu, Gregor Băleanu u. a. waren auch imstande, ihn zu verstehen, da sie sich bereits durch die Lektüre mit den Schriften Carcalechis vertraut gemacht hatten. Er traf aber auch „junge Herren“, die eben erst aus dem Auslande zurückgekehrt waren und deren Bildung sich meist lediglich durch den Gebrauch einer fremden Sprache und fremder Kleidermoden dokumentierte. Lazăr fand aber auch die griechische Hofkamarilla des Fürsten Caragea. Dies war ein selbstsüchtiger, unersättlicher Mann, der dem Lande allerdings auch ein neues, wenn auch nicht allzusehr von dem früheren abweichendes Gesetzbuch gegeben hat. Er unterstützte die hohe griechische Schule, die den Rumänen in fremder Sprache manche Kenntnisse vermittelte; seine geistreiche Tochter Ralu beschäftigte sich auch mit einem griechischen Liebhabertheater. Lazăr bewährte sich als guter Geometer und gewann dadurch das Vertrauen der Bojaren. Auf Verwendung seiner Gönner erhielt er die Erlaubnis, unentgeltlich in etlichen schlechten ungeheizten Zimmern des St. Sabbas-Klosters Arithmetik und Geometrie vorzutragen, um auf diese Weise Landmesser für die Vermessung der Güter des Adels heranzubilden. Seine Schule war bald sehr besucht, und in den jungen Herzen fand die Stimme des Nationalpredigers einen wunderbaren Widerhall. Bald lehrte er auch Geographie, ja sogar Philosophie, aber daneben sprach er, trotz aller Satiren, trotz aller ihn schmähenden Reden und Schriften, ja trotz der nicht ausbleibenden Denunziationen, von dem grofsen alten Rom, von den vergangenen Zeiten rumänischer Tapferkeit, von den elenden Zuständen der Gegenwart und einer besseren zu erkämpfenden Zukunft. Als der neue Metropolit Dionisie Lupu seinen Sitz einnahm, gewann Lazăr noch einen neuen mächtigen Gönner, und diese seine Beschützer erwirkten ihm nicht nur die Freiheit des Unterrichts in dem von ihm gewünschten Sinne, sondern auch eine, wenn auch dürftige Besoldung [1]). In Erdeli, auch einem siebenbürgischen Rumänen, erhielt Lazăr einen Gehilfen, so dafs er in Ofen, in den

1) S. die Zeitschrift Şcoala romînă, II. Jahrgang, Nr. 6 (15. Oktober 1903).



Augen Carcalechis, als „Direktor der hohen Nationalschulen“ erscheinen konnte. Er verfafste nunmehr Schulbücher für die ersten Elemente des Unterrichts, einen Povăţuitor („Berater“) in der Grammatik, ferner ein ausgezeichnetes Werkchen zur Erlernung der Arithmetik, aber auch Lehrbücher der Geographie, Philosophie und Weltgeschichte. Das Manuskript des ersten Schulbuchs war bereits nach Ofen zum Druck abgegangen, als 1821 die Revolution der Griechen auf rumänischem Boden ausbrach. Als nach der Wiederherstellung geordneter Zustände Lazăr zurückkam, war er müde, krank und entmutigt und starb wenig später in seinem Geburtsort Avrig. Als würdigen Nachfolger liefs er Ioan Rădulescu Eliad zurück.

In der Moldau hatte beinahe zu derselben Zeit der Sohn des Landesoberprotopopen, Gheorghe Asachi, eine ähnliche Schule für praktische Mathematik unter dem Schutze des Bojaren Mihaĭ Sturdza errichtet, und zwar in den Räumlichkeiten der stark besuchten erneuerten griechischen Schule selbst. Der Fürst Scarlat Kallimaki war ein milder Mann und liefs durch eine fleifsige Kommission ein Gesetzbuch abfassen, das seinen Namen trägt und die Landesgewohnheiten ebenso wie die Bestimmungen fremden Rechts berücksichtigt. Er war zwar ein guter griechischer Patriot, aber schenkte dennoch den Klagen des hochgelehrten hellenischen Schuldirektors Gobdelas kein Gehör. Asachi konnte also sein nützliches Werk fortsetzen: er sprach rumänisch, lehrte aber nur Mathematik, obgleich er ein schwungvoller Dichter war und bei seinen vielfachen Studien im Auslande auch Rom besucht und die Abstammung der Rumänen von den Söhnen der ewigen Stadt schwungvoll besungen hatte.

Im Jahre 1820 wurde er sogar nach Siebenbürgen gesandt, um drei Lehrer für das „veniaminische“ Seminar zu gewinnen: es kamen Mamfi, Bob und Vasile Pop, aber keiner von ihnen war ein Lazăr. Indes auch durch Vermittelung dieser minder bedeutenden Persönlichkeiten drang der neue Geist in die Moldau ein. Nur kurze Zeit verging, und schon kehren in den vom ehemaligen Paisianer Veniamin Costachi unterzeichneten Vorreden zu seinen kirchlichen Übersetzungen die leitenden Ideen der Schule von Blaj wieder. Die jungen Leute von Jassy gingen nach Bu-



karest als zur Quelle der neuen nationalen Religion, um die Schule zu besuchen: die Einheit, die fundamentale Kultureinheit des rumänischen Volkes war damit wiederhergestellt.

---

3. Kapitel.

Politische Kämpfe in den Fürstentümern bis zum Jahre 1848.

Politische Reformgedanken tauchen jetzt aufs neue auf, und die alte russenfreundliche Richtung kommt darin zum Ausdruck, aber ebenso der aristokratische Egoismus, eine weniger tiefe Zuneigung zum Bauernstand und endlich der Wunsch einer Reorganisation im neuen nationalen Sinne.

Derartige literarische Kundgebungen finden sich bereits vor dem Jahre 1821, das den Wendepunkt bezeichnet. Ein ungenannter walachischer Bojar, vielleicht einer der beiden Brüder Golescu, von denen der jüngere, Dinu, die Beschreibung einer Reise nach der Schweiz veröffentlichte, widmete dem 1818 ins Ausland geflüchteten Caragea eine Schrift mit dem Titel: „Beschreibung der Walachei in den Tagen S. M. des Fürsten Johann Caragea, geschrieben auf Kosten der Armen von dem, was ihnen noch übrig geblieben ist." Es ist eine Nachahmung der Totengespräche, in der ausgesogene Bauern im Himmel mit ihren Bedrückern zusammentreffen und die tragische Vergangenheit der Steuernot durch pathetische Reden aufs neue lebendig werden lassen. Als Caragea seinen Thron aufgab und mit seinen auf ungewöhnliche Weise erworbenen Millionen nach dem schönen Italien zog, von den aufrichtigsten Flüchen des ausgeplünderten Landes begleitet, wandten sich die walachischen Bojaren mit einer Bittschrift, die hundertundvierzig Unterschriften trug, an die Pforte und verlangten, daſs die hohen kirchlichen und die Staatsämter, womöglich auch die Hofämter, und endlich auch die höchste Würde, die des Fürsten, den Eingeborenen wiedergegeben werden möchte [1]). Der russische Gesandte, in dem man einen mächtigen Förderer dieser Bestrebungen

---

1) Vgl. Hurmuzaki, X, Vorrede, S. LXVII und Ist. lit. rom., II, S. 364.



zu finden hoffte, verlor sich zwar in unendlichen Verhandlungen bei der Ernennung eines Nachfolgers für Caragea, aber um die Wünsche der „Rechtgläubigen" in der Walachei anzuhören, dazu fehlte ihm die Zeit.

Die von heifser Liebe zum Vaterlande durchdrungenen Worte Alexander Ipsilantis — er war den Bojaren als Fürstensohn (Beizadea) und als ehemaliger Grofsgrundbesitzer in der Moldau bekannt, da er durch seines Vaters Gnade und Raubkunst das Gut Broştenĭ, welches jetzt dem König gehört, erhalten hatte —, fielen auf unfruchtbaren Boden, obgleich er sich so benahm, als wenn er ein anerkannter revolutionärer Sendbote des russischen Kaisers sei [1]), und nur die von ihm in erster Linie angesprochenen *ἄνδρες γραικοὶ* gesellten sich bewaffnet zu ihm. Dies geschah namentlich dann, als die Russenfreunde, darunter der grofse Metropolit Veniamin, einsahen, dafs trotz der verheifsenen Ankunft die kaiserlichen Truppen ausblieben. Die Bewegung war Ende Februars a. St. 1821 ausgebrochen, und Ipsilanti hatte sich alsbald auf den Weg nach der Walachei gemacht. Callimachis Nachfolger auf dem moldauischen Fürstensitze war Mihaĭ Suţu, ein neuer Mihaĭ Suţu, der Enkel des ersten, ein prachtliebender, verschwenderischer und verdorbener junger Mann, der als guter hellenischer Patriot zu den Revolutionären überging und, um deren Siege zu erleichtern, sich bald nach Rufsland wandte. Dort war er vor einer Auslieferung sicher. Der walachische Herrscher, Alexander Suţu, war seit einiger Zeit krank gewesen, obwohl dies verheimlicht wurde, und war im Januar gestorben. Dies beschleunigte gewifs die Ankunft des bisher noch zögernden Ipsilanti. Sowohl in der Moldau als auch in der Walachei übernahmen Kaimakams (Stellvertreter) im Verein mit dem betreffenden Metropoliten als Präsidenten die Führung der Regierungsgeschäfte, während die Pforte Scarlat Callimachi zum walachischen Fürsten ernannte und ihm auch die Verwaltung des anderen rumänischen Landes anvertraute. Ipsilanti

1) Vgl. aber Acte şi fragm., II, S. 562, nr. 1: ein Brief der russischen Kaiserin, worin von der leider verzögerten „Expedition" Alexanders und von einem ihm übergebenen Briefe an den bessarabischen Kommandanten gesprochen wird. Das Original in der Königlichen Bibliothek von Berlin, Autographensammlung Radowitz, nr. 1315. — Vgl. auch Studiĭ şi documente, VII, S. 85–86, nr. 42.

liefs als Sühne dafür die in Jassy weilenden Türken ermorden und fand auf seinem Wege nirgends Widerstand; bereits am 24. März erklärten sich die Vertreter des Fürsten Kallimaki aufserstande, die Ordnung aufrechtzuerhalten, und verliefsen das Land. Der russische Konsul und der österreichische Agent gingen nach Siebenbürgen. Noch vor Ende März aber schlug Ipsilanti sein Lager in Colintina, in der Nähe der walachischen Hauptstadt, auf. Von dort wollte er sich mit Hilfe der empörten Balkanvölker nach dem entfernten Morea wenden, wo die Waffen schon klirrten: als Wiederhersteller der Freiheit wollte er auftreten, in Begleitung seiner Kokarden tragenden, in russischen Uniformen steckenden Hitzköpfe, die sich nach Beute sehnten, Krawall liebten und Kreuzfahnen trugen. Der Weg zu diesem hohen Ziele war ihm jedoch durch die vollständige Ruhe, die jenseits der Donau herrschte, versperrt, denn die Türken warteten nur auf die Stunde, wo sie an den Rebellen Vergeltung üben könnten, und sogar in der Walachei fand er unerwartet Widerstand.

Vor seiner theatralischen Ankunft hatte Alexander Ipsilanti im geheimen mit den Arnautenhauptleuten der rumänischen Fürsten, mit dem Căpitan Iordachi und einem gewissen Sava, die beide griechisch-slavischen Ursprungs waren, Verbindung angeknüpft. Diese Leute besafsen die Macht, um ganz nach Belieben Ordnung oder Anarchie in einem Lande herzustellen, und jetzt hielten sie es für zweckmäfsig, um für die von den Griechen inszenierte Revolution den Boden zu bereiten und den Türken einen tüchtigen Schrecken einzujagen, unter der walachischen Miliz, die zur Bekämpfung der Räuberbanden, der bäuerlichen haiducĭ, bestimmt war, einen Aufruhr zu erregen. Viele von diesen pandurĭ, die einst die österreichische Regierung statt der früheren plăiașĭ (Wächter der Bergabhänge) in der Kleinen Walachei eingeführt hatte, waren während des letzten Krieges für die Russen eine nützliche Stütze gewesen, und einer ihrer Führer, Tudor Vladimirescu, hatte sogar als Lohn kaiserliche Orden bekommen. Auch nach 1812 hatte er seinen Titel „Comandir" behalten und nach wie vor Einflufs auf seine ehemaligen Waffengefährten ausgeübt. Durch Kauf hatte er sich von der Regierung wohlfeil den Rang eines Slugers erworben und hatte auch das kleine Amt eines Vătaf de plaiŭ erhalten,

wodurch er mit den Pandurī in nähere Berührung gekommen war. Diese waren in hohem Maſse unzufrieden, weil sie ihre bisherigen Privilegien, kraft deren sie zum Unterschiede von den Bauern Steuerfreiheit genossen, verloren hatten. Aber auch in Tudors stolzem Herzen hatte sich infolge erduldeter Unbill und infolge mehrerer in Bukarest verlorener Prozesse ein unaustilgbarer Groll angesammelt; und er, der wohlhabende Bauer und kleine Beamte, der wortkarge Mann mit seinem finsteren Blicke, gehörte zu denen, die nicht vergessen können. Nach dem Tode Suțus schickte ihn Iordachi mit etlichen Gefährten nach seiner Heimat, um die Gemüter zu erregen und auf diese Weise zur Erreichung des „groſsen Zieles" beizutragen. Er trat also in der Oltenia als Empörer auf, obgleich er auch von geheimen Aufträgen des Fürsten sprach, berief seine Standesgenossen zu einer „Volksversammlung", Adunarea Norodulul zusammen, in der er von Vergeltung sprach, lieſs die Beamten verhaften und verbreitete in den Dörfern eine Proklamation, in der von dem mannigfachen, allbekannten erduldeten Unrecht, von schlechten Bojaren und Prälaten, von bösen Griechen, von der Erleichterung der drückenden Steuern die Rede war, aber über den letzten Zweck der Bewegung war darin nichts ausgesagt. Den benachbarten Türken gab er die Versicherung, daſs sich die Spitze dessen, was geschehen würde, keineswegs gegen den allergnädigsten „Kaiser" richte, von dem die untertänige Raja vielmehr ihre Erlösung erhoffe. Rasch scharte sich nun um diesen „Fürsten", diesen nichtgriechischen, und auch nicht „wohlgeborenen" Domn des „Volkes", die gesamte oltenische Landesmiliz; dazu gesellten sich zahlreiche Bauernrotten, denen die sonst dem Ackerbau dienenden Geräte als Waffen dienten. Anarchistische Elemente verschiedener Herkunft, auch Bulgaren und Serben, die schon in dem Befreiungskriege jenseits der Donau, in Serbien, mitgekämpft hatten, vereinigten sich mit diesem kleinen Heere, das bald etliche tausend Mann stark wurde. Es wurde eifrig agitiert, nicht minder eifrig geraubt, und in loser Ordnung ging es, nachdem Tudor seine ispravnicī jenseits des Olt eingesetzt hatte, vorwärts unter dem Banner des Landes, welches schon im Januar, also vor dem Tode Suțus, für den „norodul romănesc" hergestellt worden war [1].

1) Aricescu, Istoria revoluțiunil române de la 1821 (Craiova, 1874), I, S. 188.

Es fehlte an irgendeiner strafferen Organisation; das Ziel war Bukarest, aber alles Weitere lag in dem Schofse einer ungewissen Zukunft.

Hier kam Tudor früher an als derjenige, der ihn bisher nur als einen untergeordneten bäuerischen Helfer betrachtet hatte. Befanden sich unter den in Bukarest zurückgebliebenen Bojaren etwa auch solche, die mit dem Volksführer in Verbindung standen? Dies ist kaum anzunehmen, denn in der gesamten späteren Literatur, die aus dem Kreise der Bojaren hervorgegangen ist, wird Tudor niemals, auch nicht an einer Stelle, anders als mit den heftigsten Ausdrücken des Tadels genannt. Aber er stand tatsächlich in der Hauptstadt, und ein Heer gehorchte ihm. Deshalb schickten sich die Bojaren in das Unvermeidliche, und es wanderten sogar schwerfällig und unklar abgefafste Eingaben an die Türken und auch an die Russen, um ihnen zu beweisen, dafs Tudor, gegen den doch das Bojarentum seine Arnauten mehrmals ausgesandt hatte, kein Aufwiegler und Missetäter sei, sondern, gerade wie sie selbst, die von ihm eingeschlossenen Bojaren, ein guter, ehrlicher Patriot, der weiter nichts verlange als die Abschaffung der Mifsbräuche, der griechischen Ungerechtigkeiten. Jedoch die Nachricht, dafs sich statt der erwarteten Russen türkische Truppen der Donau näherten, vernichtete die vorübergehende Einheitlichkeit patriotischen Empfindens. Während sich Ipsilanti nach Tîrgoviște, d. h. in der Richtung auf die österreichische Grenze, zurückzog, schlug Tudor den Weg nach Pitești ein; er wandte sich zu seinen plaiurĭ und zu seiner oltenischen Festung, ohne dafs ihn auch nur einer von seinen Bukarester Freunden auf diesem fluchtähnlichen Marsche begleitet hätte. Auf dem Rückzuge verfügte der erbitterte Tudor, dafs jeder, der plündern würde, gehenkt werden solle, und ein junger Hauptmann hat dieses Geschick wirklich erlitten. Die anderen, besonders die Fremden, die „gospodare“ aus der serbischen Revolution und dem russisch-türkischen Kriege, rissen sich ohne Zaudern von ihrem harten Befehlshaber, der sie dem gewissen Verderben nutzlos entgegenführte, los und liefsen die Kunde von ihrem Verhalten auch in dem Lager der anderen Freiheitskämpfer verbreiten. Der griechische General schickte nun Iordachi aus, um endlich diesen Ungetreuen, der seine eigenen



Wege gegangen war, gefangenzunehmen, und liefs den Pandurenführer eigenmächtig und zwecklos in gemeiner Weise während der Nacht niederstofsen. Die Scharen der „nationalen Versammlung" zogen sich darauf mit wenigen Ausnahmen — diese bildeten diejenigen, die für ein fremdes Ideal kämpften, — beladen mit Beute oder, wie die meisten, nur mit ihren Erinnerungen, zu dem ärmlichen heimischen Herde zurück. Die Niedermetzelung der Griechen, soweit sie sich ihr nicht durch die Flucht entzogen hatten, ging regelrecht, den aus Konstantinopel ergangenen Befehlen gemäfs, vor sich, und schon am 30. Juni n. St. konnte der Reis-Effendi dem englischen Gesandten anzeigen, dafs sich Alexander der Rebelle nicht mehr auf dem rein gefegten rumänischen Boden befinde [1]). Türkische Beamte geboten in Bukarest und Jassy und bedrückten die Unschuldigen durch ihre Anwesenheit.

In der Walachei gab es beinahe gar keine Grofsbojaren mehr; sie weilten in Kronstadt und in den Dörfern in der Umgebung. Ein Teil ihrer moldauischen Genossen hatte sich im Mai auf die Kunde von dem türkischen Einfalle ängstlich nach Czernowitz oder nach Bessarabien zurückgezogen. Aber in Jassy war eine beträchtliche Anzahl der niederen Bojaren zurückgeblieben; sie hatten die Griechen in keiner Weise begünstigt, ja einige von ihnen hatten sogar die ihnen anvertrauten Distrikte mit mehr oder weniger Erfolg gegen die Fremden aufgehetzt [2]). Diese hatten nicht nur nichts zu fürchten, sondern konnten sogar noch etwas für ihr Land als Lohn für ihre Treue verlangen.

Die in Kronstadt vereinten walachischen Bojaren waren fast sämtlich im Herzen den Russen freundlich gesinnt und wünschten nichts sehnlicher, als „mit den glücklichen Völkern" des Kaisers Alexander, dem seine Grofsmutter Katharina, befreienden Angedenkens, diese schöne Eroberung absichtlich übrig gelassen hätte, „vereinigt" zu werden. In diesem Wunsche kam ihr ganzes patriotisches Ideal zum Ausdruck, welches in ihrer Jugend allerdings klarer, edler und kühner gewesen war. Sie wünschten höchstens, und zwar nur für den Fall, dafs sich diese russische Annexion

---

1) Jorga, Acte și fragm., II, S. 585—586.
2) Manolachi Drăghici, Ist. Moldovei, II, S. 119; Uricariul, XV, S. 254—256.

als unmöglich erweisen sollte, wenn das grofse Rufsland den Türken dennoch das Vergiefsen so vielen schuldigen und unschuldigen christlichen Blutes vergeben müfste, die Entfernung des „fanariotischen Raubtiers“, und dabei bekämpften diese Fortschrittler auch den Griechenfreund Pini, den russischen Konsul, der eigentlich selbst ein Grieche war. In diesem kleinen Lager der politisch Radikalen sprach man von einer Gesandtschaft an den Petersburger Hof, doch ist von dort niemals die Erlaubnis dazu, wenn überhaupt eine solche verlangt wurde, eingetroffen. Als die Türken 1822 von den nach Konstantinopel berufenen Abgeordneten der walachischen Bojaren Reformvorschläge zu hören wünschten, antworteten diese etwas befremdet, dafs sie keine zu machen hätten. Dieses rumänische Fürstentum erhielt ohne Mühe dasjenige, was ein Teil der moldauischen Bojaren durch seine Agitation und sein politisches Wirken errungen hatte: die Ernennung eines eingeborenen Fürsten, Domnia pămînteană, und dadurch war alles Weitere eingeleitet.

Mit Ausnahme ganz weniger, und dies waren noch dazu die unbedeutenden, welche für die althergebrachte türkische Oberhoheit eintraten, hielten sich alle moldauischen Grofsbojaren jenseits der Grenze auf. Einige von ihnen, die unter dem Einflusse des Metropoliten und dem seines Bruders Şerban Negel standen, wollten dasselbe wie die Flüchtlinge aus der Walachei in Kronstadt: die Verwandelung ihres „geliebten“ Vaterlandes in eine russische Grenzprovinz. Andere Russenfreunde, die sich um den sehr reichen Grofsvistier Iordachi Roznovanu gruppierten, hätten lediglich ein russisches Protektorat lieber gesehen, wobei die Landesregierung von allen Bojaren ohne Unterschied der Klasse ausgeübt werden sollte. Im Gegensatz dazu hielten die kleinen Bojaren von Jassy und aus der Provinz, wo gegen die ausschweifenden Griechen gehetzt wurde, endlich die Stunde für gekommen, um die Griechen zu entfernen, einen einheimischen Fürsten zu erzwingen und unter dem besseren Regime eines solchen auf oligarchischer Grundlage eine neue Staatsverfassung herbeizuführen. An eine Ausdehnung des russischen Einflusses dachte diese Partei gar nicht, es schwebte ihr vielmehr gewifs in weiter Ferne der glänzende Traum der Unabhängigkeit vor.



Schon vor der allgemeinen Flucht waren zwei Bojaren und ein Geistlicher mit einer Erklärung zum Pascha von Brăila gekommen und hatten im Namen des ganzen Fürstentums ihre Treue gegen den Sultan beteuert, aber auch offen ihren Hafs gegenüber den griechischen Erpressern und Tyrannen, die zum Schlusse auch noch zu Unruhestiftern geworden waren, ausgesprochen. Als nach mehreren Monaten, im Oktober 1821, die Ruhe unter türkischer Oberaufsicht, unter dem militärischen Regiment des osmanischen Seraskers wiederhergestellt war und man eine Regelung der Zustände durch eine Fürstenernennung erwarten durfte, entsandten die in der Bukowina weilenden Flüchtlinge den einfachen, aber hochfahrenden Bojaren Theodor Balş an den Statthalter der beiden Länder, den Pascha von Silistrien, um ihm in seiner Residenz eine Bittschrift zu überreichen. In diesem Schriftstück wurde die Erneuerung der alten Privilegien der Moldau verlangt, ferner die Entfernung der Griechen aus den Ämtern, eine Normierung der Steuern des Landes und der Einkünfte der Bojaren, freier Handel und nicht zuletzt eine nationale Vertretung bei der Pforte. Bezüglich der Ernennung eines neuen Fürsten wurde die Erklärung abgegeben, vorläufig sei das Fürstentum zu arm, um einen fürstlichen Hof unterhalten zu können; bis es zu Kräften käme, solle die Regierung einem Rate von Grofsbojaren unter einem „obersten Bojaren“, baş-boier, anvertraut werden.

Nun wirkte aber in Jassy neben dem Pascha anstatt eines Fürsten als Kaimakam ein Grieche, Vogorides, der viel von seiner nichtgriechischen, bulgarischen Abstammung zu reden wufste und ziemlich deutlich seine Absicht, in die fürstliche Stellung einzurücken, verriet. Balş beging den Fehler, ihm den Zweck seiner Mission mitzuteilen, und der Kaimakam war natürlich empört über die schlechten Patrioten und Türkenfeinde, die durch ihre noch immer andauernde Abwesenheit offenbar gegen die Okkupation protestierten. Er verhandelte mit den kleinen Bojaren, die von den Grofsen verächtlich ciocoĭ genannt wurden und die sich durch ihre fortschrittliche Gesinnung den Namen carvunarĭ, Carbonari, zugezogen hatten. Diese entsandten nun ihrerseits einen Arz, d. h. ein Bittgesuch, an den Statthalter und verlangten die Erwählung eines „Fürsten von der selben moldauischen Nation“,

der unter allgemeiner Garantie des Landes regieren sollte. In den übrigen Punkten stimmten die beiden Eingaben ungefähr überein, nur enthielt diese zweite noch einige Forderungen mehr, wie z. B. die Rückgabe der Klöster an die einheimische Geistlichkeit. Als die beiden Abordnungen in Silistrien ankamen, war der Pascha schon davon in Kenntnis gesetzt, daſs die eine verräterische Absichten verberge, während die andere die treuen Untertanen der Pforte vertrete. Balş wurde so schlecht aufgenommen, daſs er zuletzt auf den etwas sonderbaren Gedanken verfiel, dem Arz der kleinen Bojaren zuzustimmen. Nicht lange darauf gelangte aus Konstantinopel, wo keine russische Gesandtschaft mehr bestand, der Befehl an die Bojaren beider Länder, sie sollten aus ihrer Mitte eine Deputation nach der kaiserlichen Stadt abordnen. An die Mitglieder dieser Deputation erging dann die Aufforderung, aus ihrer Mitte einen Kandidaten für die Fürstenwürde vorzuschlagen. So erhielt der Logofät Ioniţă Sturdza die Moldau und Gregor Ghica die Walachei. Sie regierten bis zum neuen russisch-türkischen Kriege, bis 1828.

Ihre Stellung während dieser sechs Jahre war nicht leicht, denn sie muſsten immer einen russischen Einfall fürchten. Ruſsland hatte seine Beziehungen zu der Pforte abgebrochen, und die Vertreter Ruſslands, Verwaltungsbeamte, Offiziere und Diplomaten, wollten anfänglich die ohne ihr Zutun ernannten Fürsten, diese unrechtmäſsigen Nachfolger der bevorzugten Griechen, nicht anerkennen, ja aus Bessarabien langten Briefe an den „Herrn Ioniţă Sturdza, Haupt der moldauischen Regierung", an. Viele Groſsbojaren wollten nicht eher zurückkehren, als nicht die russische Fahne wieder auf den Konsulatsgebäuden zu Jassy und Bukarest wehen würde. Sie blieben in Siebenbürgen, in Ruſsland und in der Bukowina, bewegten sich unaufhörlich hin und her, blickten immer miſstrauisch umher, belästigten ihre Beschützer, die Russen, mit unendlichen Klagen und suchten dabei immer nach Anhaltspunkten, die auf Verschwörungen oder Unruhen hindeuten konnten. Im Jahre 1824 muſste der sanftmütige Sturdza, ein betagter Bojar, nach altrumänischer Art, sehr ungebildet, aber edel und menschenfreundlich, ein Mann, der auch eine energische Sprache zu reden und zu handeln vermochte, viele ungehorsame Bojaren, die eine



stärkere Macht zu ihrem Tun veranlaſst hatte, als politische Gefangene in die Klöster senden, damit sie dort Buſse täten. Gregor Ghica, ein feinerer Mann, — er war der Neffe des gleichnamigen 1777 enthaupteten Fürsten — schritt endlich dazu, die verlassenen Bischofsitze neu zu besetzen; zu denen, die dabei ihre Würden einbüſsten, gehörte auch der Metropolit, der sich, obwohl früher ein guter und gefeierter Patriot, jetzt zu den niedrigsten Lobhudeleien gegenüber Ruſsland herablieſs.

Die Fürsten waren auf die Unterstützung Österreichs angewiesen. Die österreichischen Agenten waren nach dem Siege der Türken über die Revolutionäre zurückgekehrt, und bis 1826 besaſs in der Tat in Bukarest von Hakenau und in Jassy sein Kollege groſsen Einfluſs. In der Moldau muſste sich Sturdza — das gebot nicht nur die Dankbarkeit, sondern auch die Notwendigkeit — der kleinen Bojaren bedienen, deren Führer, Iordachi Drăghicĭ, das Faktotum des Fürsten war. Diese begnügten sich aber bald nicht mehr mit dem Gefühl, im Augenblick die Macht zu besitzen, sie verlangten vielmehr, von modernem Geiste und einem höheren Patriotismus getrieben, nach einer dauernden Reform, nach einer anerkannten Verfassung abendländischer Art. Schon bei seiner Ankunft 1822 war Sturdza mit einem Schriftstück dieses Inhalts empfangen worden. Aus vielen Bestandteilen verschiedener Herkunft zusammengesetzt, in einer Sprache verfaſst, welche mit alten Worten neue Begriffe linkisch auszudrücken sucht, enthält diese moldauische Konstitution von 1822 vieles Merkwürdige. Die Regierung soll von nun an nicht mehr der Fürst, dem nur die vollziehende Gewalt ausdrücklich vorbehalten bleibt, sondern der Sfat obştesc, der Generallandtag, führen. Dieser Sfat soll aus den Mitgliedern der besser organisierten höheren Gerichte, der Diwans und Départements, und aus den Abgeordneten der groſsen und kleinen Bojaren bestehen, die je für die sechzehn Distrikte gewählt werden. Der Sfat soll die Befugnis haben, aus eigener Machtvollkommenheit, ohne die Berufung durch den konstitutionellen Fürsten, zusammenzutreten; letzterem soll nur das Recht zustehen, gegenüber dem Beschlusse des Landtages ein einmaliges Veto einzulegen. Dem Landtage soll die Gesetzgebung und die Kontrolle der Finanzverwaltung vorbehalten, aber alle Bo-

jaren sollen zur Mitwirkung bei der Fürstenwahl befugt sein. Die Städte sollen besser gestellt werden, eine Matrikel der Steuerpflichtigen soll angelegt, Schulen, auch solche für das Studium des Rechts und der fremden Sprachen sollen errichtet, der Buchdruck begünstigt, den Juden die Pacht der Branntweinfabriken und Metzgerläden entzogen werden.

Sturdza wendete gegen diese Vorschläge nichts ein; er selbst wäre froh gewesen, wenn die Pforte diese Verfassung zugelassen hätte. Aber die ins Ausland gewanderten Bojaren gerieten darüber in Erregung, und ihre Vorstellungen bei der russischen Regierung verfehlten ihren Zweck nicht; denn von Petersburg erhielten die Feinde des ciocoischen Regimes die Versicherung, daſs Ruſsland „Neuerungsvorschläge und Umsturzprojekte" für die Fürstentümer keineswegs zu billigen geneigt sei. Und so kam es, daſs der oligarchische Verfassungsentwurf von 1822 schlieſslich weiter nichts geworden ist, als ein merkwürdiges Denkmal des politischen Denkens der Bojaren in dieser Übergangszeit [1]). Trotzdem wurde zur Zeit, als die türkischen Truppen die Fürstentümer 1824 verlieſsen, mit groſsem Eifer weiter an Reformplänen und Bojarenverbindungen gearbeitet; dadurch wurde der freie Geist genährt, und der Gedanke an eine Nationalversammlung, eine Beschränkung der fürstlichen Gewalt, eine Organisation der Rechtspflege, eine Teilung der Staatsgewalt und schlieſslich eine würdigere Stellung des konstitutionellen moldauischen Staates gegenüber den Nachbarn, Oberherren und Beschützern fand allgemeine Verbreitung.

Im Jahre 1826 versammelten sich russische und türkische Bevollmächtigte zu Akkerman, um ältere Miſshelligkeiten zu beseitigen und eine Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen Petersburg und Konstantinopel anzubahnen. Zugleich mit der jene Verhandlungen abschlieſsenden Konvention vom 7. Oktober 1826 wurde auch eine besondere Urkunde, welche die Verhältnisse in der Walachei und Moldau regelte, unterzeichnet. Dadurch wurde die siebenjährige Regierung der Fürsten wiederum festgestellt, auſserdem war von Steuerbefreiung und Rückgabe des usurpierten Gebietes an der Donau die Rede. Aber von nun an

1) Vgl. Hurmuzaki, X, Vorrede, und Xenopol, in Analele Academ. Române, XX, wo der Verfassungsentwurf veröffentlicht ist.



sollten die Fürsten von dem Diwan „mit Einwilligung des Landes“ gewählt und von der Pforte erst nach vorhergehender Verständigung mit dem russischen Gesandten feierlich ernannt werden. Das Recht der Intervention bei jedem Fürstenwechsel behielt sich Rufsland vor. Ein Gesetz über die Staatsorganisation sollten die Fürsten im Verein mit ihren Räten unverzüglich fertigstellen.

Mit grofsen Feierlichkeiten wurde nun der russische Gesandte de Ribeaupierre auf seiner Reise nach Konstantinopel in Jassy und Bukarest empfangen, mit offizieller Parade, der er fern blieb, und mit Bittgesuchen und Denunziationen, die er entgegennahm. Als Minciaky als russischer Konsul in Bukarest erschien, da wurde er gewissermafsen der tatsächliche Herrscher; in beiden Hauptstädten verlor sich der arme, unbedeutende Fürst und wartete geduldig auf das Ende seiner Regierungsperiode. Den Vertreter Rufslands aber umschwärmten alle ehrgeizigen Thronjäger, die bisher noch mit ihrer Rückkehr gezögert hatten, in und aufser dem Lande Intrigen mit angelerntem griechischen Geschick anzettelnd. Die Rechnungen der Vistierie, die schwere Zeiten durchzumachen hatte und ihre Zuflucht zu Anleihen nehmen mufste, wurden hundertmal geprüft und besprochen. In der Walachei wie in der Moldau arbeitete ein Reformausschufs, der aus vier Personen bestand, von der Pforte zwar nicht anerkannt, aber vom russischen Konsul unterstützt, und beriet ein Règlement organique, das die Verfassungssorgen beseitigen sollte. Aber das allgemeine Gefühl war ein anderes; denn die Angst vor einem bevorstehenden Kriege, der trotz alles Entgegenkommens der Pforte wegen der griechischen Frage drohte, bedrückte alle Kreise. Fast zwei Jahre lang verschwand diese Gefahr nicht und beherrschte alle Streitigkeiten über Personal- und sonstige Fragen. Endlich aber überschritten im Sommer 1828 die russischen Truppen tatsächlich den Pruth, und wie gewöhnlich brachten die kaiserlichen Generäle und Beamten — zuerst war der Graf Palin für die Verwaltung beider Fürstentümer ausersehen, und schliefslich wurde dieses Amt dem Grafen Kisselew anvertraut [1]) — viele schöne Verheifsungen mit, aber geradeso wie früher und vielleicht in

1) S. dessen russische Biographie, mit Aktenstücken von Zablotzki-Desseatowski (Petersburg, 1882, 4 Bände).

noch höherem Maſse als ehedem, zeigten sich die „Brüder“ nichts weniger als zart. Die Bojaren erlitten unsägliche Demütigungen, ja einem, der seine Kopfbedeckung ungeschickt hielt, wurde sie vom General Želtuchin mit einem Fuſstritte aus der Hand geschlagen. Und die Bauern, die man als Lasttiere benutzte, litten ebenfalls unsäglich. Zuletzt kam durch preuſsische Vermittelung der Friede von Adrianopel zustande.

Durch diesen erhielten die Moldauer und Walachen vieles von dem, was sie ersehnten, denn die Vereinbarungen von Akkerman wurden nicht nur bestätigt, sondern auch wesentlich ausgedehnt und bereichert in der angehängten besonderen Urkunde, die lediglich von den Fürstentümern handelte. Endlich hatten die Rumänen ihr Ideal erreicht: sie besaſsen jetzt lebenslängliche Fürsten. Endlich wurden auch die türkischen Usurpationen auf ihrem Boden gänzlich beseitigt, denn die Grenze der Walachei umspannte nunmehr nicht nur die ehemaligen Festungen mit, sondern auch die Inseln; sie lief jetzt in der Mitte des Stromes, in der Fahrrinne. Die Pforte verpflichtete sich, fortan weiter nichts als den Tribut, der sich aus dem Kharadsch, dem Rekiabiyeh und Idyeh zusammensetzte, zu verlangen, und die Konvention von Petersburg stellte 1834 die Summe dieses einzigen Einkommens, das dem türkischen Reiche aus den rumänischen Ländern zuströmte, auf drei Millionen Piaster für beide Länder fest, die sich ihrem Umfange nach so in diese Summe teilten, daſs die Moldau nur ein Drittel zu zahlen hatte. Die Naturalienlieferungen, welche so viele verzweifelte Eingaben verursacht hatten, muſsten jetzt völlig unterbleiben, obgleich die Türken eine später zu bestimmende Geldentschädigung verlangten. Schlieſslich bestätigte die Pforte auch die Beschlüsse jener Ausschüsse, die über den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes beraten hatten.

Dieses Règlement organique entwickelte sich langsam, aber methodisch; es sollte nicht nur die Verfassung, sondern auch alles für die Verwaltung Notwendige enthalten. Deshalb war darin neben der Fürstenwahl auch von den Quarantänemaſsregeln und von der Bildung eines einheimischen Gendarmeriekorps anstatt der abgeschafften türkischen Polizeitruppen die Rede. Bisher hatten derartige Bestimmungen niemals eine solche Ausführlichkeit auf-



gewiesen und waren von den Bojaren, kraft der alten Autonomie des Landes, getroffen worden. Jetzt hatte zwar eine aufserordentliche Versammlung jedes Fürstentums die Reformbeschlüsse, die eine neue westeuropäische Verfassung begründeten, zu prüfen, aber diese Arbeit ging rasch vonstatten, zu einer Zeit, wo die russischen Truppen noch diesseits des Pruth standen und die oberste Gewalt in den Händen des Generals Kisselew lag, welcher die arbeitenden Ausschüsse unaufhörlich zur Arbeit anspornte und beeinflufste. Der Präsident der Ausschüsse, die in Bukarest seit dem 29. Juli a. St. 1829 tagten, war der ehemalige Konsul Minciaky. Jeder Ausschufs bestand aus vier Mitgliedern, aber nur die Hälfte davon war von den Diwanen gewählt, während die andere von der russischen Regierung — von der „Regierung“, sagte man kurz — ernannt wurde. Um die Erniedrigung, die darin lag, zu verstehen, mufs man bedenken, dafs die Türken in ihren Privilegien und Befehlen niemals in ausschliefslich innere Angelegenheiten eingegriffen hatten, da sich ihre Oberhoheit nur auf die politischen und finanziellen Beziehungen der Fürstentümer zur Pforte bezog. Erst jetzt, zu Beginn des von den dabei Interessierten verherrlichten Kulturzeitalters, verlor das Rumänentum an der Donau auch das letzte Recht, das ihm noch geblieben war, dasjenige, sich selbst gute oder schlechte, asiatische oder europäische Gesetze zu geben.

Der eigentliche Verfasser des Reglements, abgesehen von einigen allgemeinen Bestimmungen politischen Inhalts, die von Petersburg aus diktiert und von den Bojaren widerspruchslos angenommen worden waren, der General Paul Kisselew, war ein edelgesinnter Mann mit einem weiten Gesichtskreise, mehr Franzose als Russe, mehr europäischer, politischer „Philosoph“ im Sinne des 18. Jahrhunderts, als militärischer Bevollmächtigter einer kulturell zurückgebliebenen Macht in einer okkupierten Provinz der Türkei. Er liebte schöne Redensarten und witzige Einfälle, aber dabei war er ein ausgezeichneter Zivilbeamter, der sich mit Recht rühmen konnte, neue Quellen für rechtmäfsige Einkünfte des Schatzes entdeckt zu haben, so dafs sich bei einigen Kapiteln des Budgets die Einkünfte gegenüber dem Bojarenregime vervierfachten, obwohl die Steuerzahler viel menschlicher als früher behandelt wurden. Diese

von Rufsland zum gröfsten Teile aufgenötigte Konstitution, diese charte octroyée des fremden Wohltäters, ist ein harmonisches, praktisches Abbild der Einrichtungen, die sich nach französischem Vorbilde in ganz Europa im neuen Jahrhundert eingebürgert hatten. Die pouvoirs wurden auch hier streng geschieden; die Distrikte erhielten ständige Vorsteher, die auch andere Namen führten als bisher. Das Steuerwesen wurde viel besser geregelt: das Ludesystem, dem das abstrakte, konventionelle Caput des Fiskus zugrunde lag, wurde beseitigt, und jedermann bezahlte nur für sich eine Summe, die bei der nun einsetzenden Kontrolle und angesichts der neuen Normierung des den Türken zu leistenden Tributs nicht willkürlich erhöht oder gar vermehrfacht werden konnte. Die rusumaturi, die Zehnten des Mittelalters, verschwanden endlich für immer; die Kaufleute entrichteten anstatt der vielen veralteten Ansprüche, die der Staat, der Grundherr und der Beamte an sie gestellt hatte, nur eine mäfsige Patentgebühr. Es wurden Mafsregeln ergriffen, die das Gedeihen der Städte, die Handhabung der Polizei und die Regelung der Finanzen bezweckten. Die Wehrkraft wurde unter russisch geschulten Offizieren für die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung und für die Bewachung der türkischen Grenze — dies war die einzige eigentliche Grenze, welche verteidigt werden sollte, — in modernem Sinne herangebildet.

Die politischen Institutionen indes und die damit zusammenhängenden Mafsnahmen sozialen Charakters blieben hinter dieser trefflichen Organisation der Verwaltung zurück. Der Fürst wurde von einer Landesvertretung, der aufserordentlichen Adunare obştească, aus der Reihe der gröfsten Bojaren gewählt; diese bestand aus 150 Mitgliedern, von denen aber nur siebenundzwanzig Vertreter des Gewerbe- und Handelsstandes waren. Der Fürst hatte ausgedehnte Rechte, bei deren Ausübung er jedoch sehr oft mit denjenigen dieses lärmenden, von Ränken beherrschten Parlaments eines gar nicht zum konstitutionellen Regime erzogenen Volkes in Kollision geraten mufste. Die gewöhnliche Adunare bestand aus dem hohen Klerus, aus zwanzig Mitgliedern, welche die Bojaren des ersten Ranges wählten, und aus neunzehn Bojaren oder Bojarensöhnen, die über 30 Jahre alt waren und von den Bojaren



und Bojarensöhnen der Bezirke in geheimer Wahl erkoren wurden. Zuerst wählten die hohen Bojaren in Bukarest und dann die schon genannten kleineren Privilegierten in den Bezirken; sie konnten nur Bojaren zu Mitgliedern der gewöhnlichen Adunare ernennen, und zwar das grofse Korps in der Hauptstadt allein die zwanzig grofsen Bojaren, die Bezirksausschüsse zusammen nur die neunzehn des ersten, zweiten oder dritten Ranges. Jeder suchte in dieser Oligarchie seinen Gewinn: die meisten Mitglieder dieses kleinen Komitees, das mit dem grofsartigen Titel „Nationalversammlung" beehrt wurde, waren Beamte, die sich nunmehr alles erlauben durften, weil sie als Parlamentsmitglieder im Einverständnisse mit dem russischen Konsul, dem ewigen Hetzer, dem Fürsten bittere Sorgen bereiten konnten. Der Fürst war berechtigt, die Versammlung aufzulösen; er hatte das Recht, ihr Vorgehen der Pforte und der „schützenden Macht" zur Kenntnis zu bringen, d. h. den internen Hader diesen höheren Instanzen „gehorsamst" vorzutragen; aber die Nationalvertretung genofs dasselbe Recht, auch sie konnte sich sowohl an den ohnmächtigen, als auch an den übermächtigen Oberherrn wenden. Eine destitution pour cause de délits war in dem besonderen Friedensinstrument von 1829 bezüglich des Fürsten in Aussicht gestellt, für den Fall, dafs er nicht ein totes Werkzeug in der Hand des russischen Konsuls, des wirklichen Regenten im Fürstentume, sein würde. Die grofsen Bojaren sehnten sich beinahe alle nach der höchsten nominellen Gewalt, und dies trieb sie natürlich zur Opposition. Die kleineren aber erstrebten, wenn sie nicht gerade in einem Anflug politischer Romantik utopische Konstitutionen nach österreichischem oder französischem Muster mit wirren Augen verfolgten, eine Beförderung oder Straflosigkeit für ihre Sünden als Staatsbeamte. Zündstoff war immer vorhanden, und auch derjenige war immer in der Nähe, der im rechten Augenblicke die Fünkchen zum Feuer anzufachen vermochte.

Während grofse Stürme in dem politischen Glase Wasser tobten, während unendliches Papier verbraucht wurde, um kleine und kleinste Sachen in Angriff zu nehmen und zu erledigen, schlief der Bauer in seiner Armut und Vergessenheit weiter; ihn wollte niemand zur Teilnahme am Kulturleben erwecken. Rufsland hatte



die Dorfbewohner überhaupt nicht nötig, denn mit ihnen konnte es doch eine anständige Annexion nicht vereinbaren. Die Mitglieder der Ausschüsse waren zweifellos gut ausgewählt: in der moldauischen Abteilung fand man einen Conachi, den Dichter, und den jungen Mihaĭ Sturdza, den Gönner Asachis, einen sehr gebildeten Bojaren, der sein Land und sein Volk liebte und diese Liebe nach Möglichkeit mit einer vollständigen Unterwerfung unter Rufsland, das Ideal eines organisierten Staates, die Verkörperung des göttlichen Willens durch die unbeschränkte Autorität des Monarchen, zu vereinigen suchte. Die Walachen wurden durch den gescheiten Griechen Alexander Villara, den patriotischen Bojaren Gregor Băleanu und zwei andere vertreten. Keiner von diesen jedoch hatte Sinn für eine liberale Staatsauffassung, sie waren alle in erster Linie Bojaren und Grofsbojaren, und die entgegengesetzten Bemühungen Kisselews, des Frankorussen, scheiterten deshalb meist an ihrem hartnäckig verteidigten Standesbewufstsein. Die Zahl der von den Bauern zu leistenden Arbeitstage wurde neu festgesetzt. Das bedeutete allerdings an sich keine Revolution, aber für die gewährte Erleichterung sollte der Bauer dem Staate Soldaten liefern, und da diese Bestimmung die jungen Kräfte vom Acker wegzog und die armen Familien schutzlos zurückliefs, ward sie nicht nur schmerzlich empfunden, sondern erregte sogar in der Moldau wilde, verzweifelte Ausbrüche der Unzufriedenheit, die dann die Kosaken bald gewaltsam niederschlugen.

Es war ein Staat entstanden, in dem sich die Bojaren miteinander zankten und in dem jeder die Hände flehentlich bittend zu dem allgewaltigen Rufsland emporhob: so wollte man es in Petersburg, um jederzeit eine passende Gelegenheit für die Annexion in Bereitschaft zu haben. Kisselew selbst dachte nicht anders, als dafs eine nicht allzu entfernte Annexion der Fürstentümer möglich sei. Allerdings, als der Kanzler Nesselrode 1831 zum ersten Male in einigen seiner Worte, die über eine Verlängerung der Okkupation handelten, einen Wink zu einer Annexion zu erkennen meinte, da glaubte Kisselew, dem entgegentreten zu müssen [1]), aber wenige Monate später schrieb er selbst folgendes: „Wenn man zu der Ansicht käme, dafs der Zweck

1) Hurmuzaki, Supl. I⁴, S. 380—381.



der russischen Politik nicht der sei, sich territorial auszudehnen, möchte ich dem entgegenhalten, dafs der Gang der Ereignisse stärker ist als die Voraussicht (prévisions), und dafs Rufsland, welches sich seit mehr als einem Jahrhundert vom Dnjepr her ausgedehnt hat, dieses nicht tat, um an den Ufern des Pruth Halt zu machen.“ Er erinnerte dabei an den Plan des siegreichen Feldmarschalls Diebitsch, der den Frieden gebracht hatte, man solle die Fürstentümer auf zehn Jahre besetzen, damit sich Europa mit dem Gedanken an eine russische Annexion vertraut machen könne [1]).

Selbst der Gedanke der Union beider Fürstentümer konnte Rufsland nicht beunruhigen. Bezeichnend ist es schon, dafs den beiden Versammlungen ganz dieselbe Vorlage, die auch gewifs nur in ganz geringem Mafse von den gehorsamen Bojaren „durchgesehen“, d. h. verändert werden konnte, unterbreitet wurde. Wiederholt sprachen Kisselew und andere direkt von der Anbahnung einer Union beider rumänischer Länder an der Donau. Als Iordachi Catargiu, ein Mitglied der Ausschüsse, das Wort Union aussprach, da wäre Kisselew sofort geneigt gewesen, den Vorschlag höheren Ortes zur Kenntnis zu bringen, wenn der Redner nicht in demselben Atemzuge, gemäfs den Gesinnungen der Nationalpartei, von dem Ausschlusse jedes Russen als Fürstenkandidaten gesprochen hätte [2]). Ein Staat läfst sich bequemer angreifen als zwei Staatsgebilde: so dachte man in Petersburg, indem man mit Menschen und Ländern, aber nicht mit der Bewegung der Geister rechnete.

Eine Klausel der Petersburger Konvention hatte festgesetzt, dafs die Fürsten, die den Bestimmungen des Vertrages gemäfs zu erwählen waren, diesmal, für diesen einzigen Fall, von der suzeränen und schützenden Macht ernannt werden sollten. So gelangten der moldauische Bojar Mihaĭ Sturdza und der walachische Chef der Landmiliz, der „Spătar“ Alexander Ghica, 1834 in ihre hohe Stellung.

Der erstere, von dem schon oben die Rede war, mufs zweifellos als eine bedeutende Persönlichkeit gelten. Er war sehr ehrgeizig, wenn auch schliefslich nur das geizig übrigblieb, hochbegabt, ein

1) Ebenda, S. 388—389.

2) Sturdza, Acte şi documente, III, S. 826 f.

moderner Mensch, der wohl imstande war, alle neuen Gedanken und Richtungen zu verstehen, ein praktischer Organisator und ein kundiger Finanzmann, und trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Privilegien seiner Klasse zunächst ein guter „moldauischer“ und sogar ein guter rumänischer Patriot, vom Geiste des Risorgimento seines Volkes angehaucht. Zwei schlechte Eigenschaften in ihm vernichteten aber alles Gute, was an ihm war, und brachten es dahin, dafs sein Name in der Erinnerung der späteren Generationen einen schlechten Klang bekommen hat. Vor allem war er sich selbst der Nächste, dann aber völlig dem russischen Kaiser ergeben. Alles, was ihm Macht, Reichtum und Glanz verleihen konnte, war ihm willkommen, aber gleichzeitig folgte der stolze, herrschsüchtige Mann jedem Winke des kaiserlichen Hofes wie ein russischer Beamter. Von ihm hätte man im Gegenteil einen würdigen Verzicht auf seine Fürstenkrone erwarten sollen, denn jeder Konsul der Schutzmacht glaubte sich befug, tseine ganze Wirksamkeit einer ebenso strengen wie beleidigenden Kontrolle zu unterziehen; das Rechnungswesen, der Strafsenbau, die Beamtenernennungen, kurz alles wurde von einem Besack oder Kotzebue mifstrauisch nachgeprüft. Die Opposition, welche gegenüber dem selbstsüchtigen Fürsten meist nicht minder selbstsüchtige Zwecke verfolgte, fand, ungeachtet der sie bestimmenden Beweggründe und der Moralität ihrer Mitglieder, bei jeder Frage, die sie aufwarf, heimtückisch beim Konsul Hilfe. Dieser scheute sich nicht, gelegentlich politischer Festlichkeiten den Mifsvergnügten ziemlich deutlich Förderung zu versprechen. Er erdreistete sich, vom Fürsten selbst wiederholt ein Theaterbillett gebieterisch zu fordern, und Sturdza mufste ihm persönlich das gewünschte Billett überbringen. Zwar richtete dieser verzweifelte Beschwerden an das Kabinett des „Kaisers“ — in der Moldau und Walachei selbst genügte dies, um den russischen Kaiser zu bezeichnen, — und ein anderer Konsul wurde von Petersburg hinabgeschickt, aber dieser neue „Prokonsul“ — so nannte ihn ein an die altrömischen Verhältnisse anspielendes satirisches Scherzwort der Zeit — war zwar etwas höflicher, aber nicht gerade freundschaftlicher. Und Mihaĭ Sturdza blieb dennoch auf seinem Throne, den jeder andere als eine Schmach betrachtet hätte, liefs Demütigungen über sich ergehen und

sammelte Reichtum, baute Chausseen und kämpfte täglich mit einer Opposition, die kein Ideal besafs. Wie seine walachischen Kollegen, deren es bis 1848 zwei gab (Alexander Ghica und Georg Bibescu), erwarb auch er sich einige Verdienste auf dem Gebiete der Verwaltung. Die Moldau, die er hinterliefs, besafs im Gegensatz zu früher Landstrafsen, Häfen, Städte und Archive. Aber die Erklärung dafür gibt nicht ausschliefslich die seltene Begabung Sturdzas, sondern der innere Grund dafür ist der, dafs sich die Beziehungen zur Pforte wesentlich geändert hatten. Jetzt wurde nur eine bestimmte Summe in Gestalt des Tributs nach Konstantinopel geliefert und nicht mehr die gesamte Frucht des Bauernfleifses. Aufserdem hatte sich die Handelsfreiheit förderlich erwiesen: fremde Schiffe kamen jetzt nach Galaţĭ, wie in der Walachei nach Brăila, um rumänisches Korn einzunehmen. Auf den früher öden Feldern ward jetzt eine ergiebige Ernte erzielt, und im Ackerbau fanden alle verfügbaren Hände Arbeit, ja von auswärts wurden Hilfskräfte aus der Bukowina, aus Bulgarien und Serbien herangezogen. Die jetzt ein für allemal feststehenden Einkünfte wurden ausschliefslich vom Fürsten und seiner Adunare verwaltet, und jetzt konnte das Staatseinkommen zum ersten Male wirklich im öffentlichen Nutzen, von dem man bisher nur theoretisch gesprochen hatte, verwendet werden. Das Regime war das Entscheidende für die Entwickelung, nicht die Personen.

Dies gilt in gleichem Mafse für Moldau und Walachei. In letzterer wurde zuerst unter Alexander Ghica dieselbe Arbeit geleistet: an der Donau entstanden in Brăila, Giurgiu, Turnu-Severin und Alexandria — dies war eine neue Gründung, die den Namen des Fürsten trug, geradeso wie Mihăilenĭ in der Moldau nach Sturdza genannt wurde — die ersten nach europäischer Art gebauten Städte mit schnurgeraden Strafsen und freien Plätzen. Das Verkehrswesen wurde verbessert, die Quarantänen schützten vor den verheerenden Krankheiten des Morgenlandes. Die walachische Miliz zeigte sich sogar der moldauischen überlegen und wurde nicht nur von den Russen, die sie geschaffen hatten, sondern auch von unparteiischen Fremden [1]) gelobt. Der Fürst, ein Bruder des

1) S. Felix Colson, De l'état présent et de l'avenir des principautés de Moldavie et de Valachie (Paris, 1839).



Gregor Ghica, der bis 1828 regiert hatte, war noch jung und ein edler Charakter, aber er besafs nicht die nötige Energie; seine Stammes- und Vaterlandsliebe, für die er viele Beweise erbracht hat, fand nicht den nötigen Rückhalt in seiner Persönlichkeit. Er liebte die Pracht eines in doppeltem Vasallenverhältnis schmachtenden kleinen Hofes, goldstrotzende Uniformen nach russischem Schnitte, dauernde Begleitung seiner Person durch Stabsoffiziere und unaufrichtige Huldigungen seitens der Bojaren. Aus Eitelkeit hielt er sich krampfhaft an die Macht, die Sturdza aus Herrschsucht und Geiz liebte. Aber trotz all seiner Gefügigkeit benutzten die Russen seinen Streit mit der Opposition, um ihn durch eine Untersuchung zu Falle zu bringen, und die Türken liefsen sich zu deren Einleitung gegen ihr eigenes Interesse bewegen: Ghica hatte nichts weiter getan — und daraus ward ihm ein Strick gedreht —, als Mafsregeln gegen den Versuch eines Einfalles der Bulgaren in das Land rechts der Donau getroffen. Gemäfs der Bestimmung des Friedens von Adrianopel ward er als ein Fürst, dem ein délit nachzuweisen sei, abgesetzt.

Georg Bibescu, den die aufserordentliche Nationalversammlung 1842 wählte, war jünger als Ghica. Als Sohn eines Grofsbojaren, aber nicht von altem Adel, hatte er in Paris mit Erfolg studiert und sprach Französisch wie seine Muttersprache. Seinem Vorgänger war er in jeder Beziehung überlegen, an Klugheit, an nationalem Empfinden, welches er in romantische Formen einkleidete — so unternahm er eine Pilgerfahrt zum Grabe Mihaïs des Tapferen —, an Arbeitskraft und fürstlicher Würde. Er verstand es auch, den russischen Konsuln mehr Respekt einzuflöfsen, und während sich Ghica hatte bieten lassen müssen, dafs ihm der russische Vertreter wegen einer Streitigkeit mit den Landesbehörden im Theater die Hand versagte, brauchte sich Bibescu keine ähnlichen Beleidigungen von diesen trotzigen kleinen Tyrannen gefallen zu lassen. Wie bei Sturdza und Ghica liefsen sich auch bei Bibescu lang und breit die Mafsregeln schildern, die er zur Hebung des Verkehrs traf, seine Kasernenbauten usw. aufzählen, aber hier gilt es, geradeso wie bezüglich der beiden anderen, zu betonen, dafs die allgemeinen Voraussetzungen jetzt ganz andere geworden waren. Wie in früherer Zeit jeder materielle Aufschwung

infolge der türkischen Ausbeutung ausgeschlossen erschien, so war unter der Protektion Rufslands — denn der Türke, obgleich der eigentliche Suzerän, war tief in den Schatten gestellt — jede Neugestaltung der Fürstentümer auf nationaler Grundlage eine reine Unmöglichkeit geworden. Alles andere aber, die Chausseen, Strafsen, Häfen usw. waren bedeutungslos für die Entwickelung des rumänischen Volkes als Nation; das alles hätte ihnen geradeso beschert werden können, wenn sie unter einem russischen Gouverneur gestanden hätten, ja vielleicht noch besser.

Sturdza hatte in der Academia Mihăileană die erste höhere Laienschule in der Moldau gestiftet und berief als Lehrer an diese „Université moldave" Ioan Ghica, Mihaĭ Kogălniceanu und viele andere. Bibescu wollte in Bukarest ein französisches Kollegium errichten. Die neue Einrichtung brachte die Gründung offizieller Buchdruckereien mit sich, deren Besitzer (Eliad und Asachi) die Verfügungen der Regierung zur Kenntnis des Publikums bringen sollten. So entstanden die ersten regelmäfsig erscheinenden Zeitungen noch in der Zeit Kisselews: 1829 der Curierul romînesc („Rumänischer Bote") von Eliad und Albina romînească („Rumänische Biene") von Asachi. Sie gaben auch literarische Beiblätter dazu heraus, und aus dem der offiziellen Bukarester Zeitung ist später der Curierul de ambe sexe („Bote für Leser beider Geschlechter") hervorgegangen. Daneben erschienen als Berater für die Bauern: Foaia sătească („das Dorfblatt"), Dumineca („Der Sonntag"), Bulletine, die, den deutschen Intelligenzblättern entsprechend, mehr den wirtschaftlichen Interessen dienten; ähnliche Organe gaben der in Bukarest angesiedelte Zaharia Carcalechi und andere Unternehmer in dem Hafen Brăila heraus; auch französische und deutsche Zeitungen erschienen, gingen aber nach kurzer Zeit wieder ein. Jedoch die Zensur, welche ebenfalls nach russischem Muster organisiert war, arbeitete eifrig: eine Zeitschrift, welche Propășirea („Der Fortschritt") heifsen sollte, erschien unter einem verschleierten Titel als Foaie științifică și literară („Wissenschaftliches und literarisches Blatt"); die Alăuta romînească („Die rumänische Laute") wurde später verboten, weil in einem Aufsatze über das Whistspiel „von einer Macht die Rede gewesen war, deren Name für die Regierung und die Bewohner eines



Landes, das ihr sein Dasein und seine Entwickelung zu danken habe, in gleichem Maſse ehrfurchtgebietend sei“ (1838)[1]. Ein Schriftsteller, welcher von der „Gleichberechtigung aller Klassen der Nation“ als einem Wunsche für die Zukunft sprechen wollte, muſste gegen seinen Willen die „Respektierung der Privilegien aller Klassen“ anempfehlen[2]. Ein junger Professor, der Major Mihaĭ Kogălniceanu, einer der Führer einer neuen Generation, welcher als neuangestellter Lehrer der rumänischen Geschichte am 24. November a. St. 1843 schwungvoll von der Vergangenheit und mutig von der Zukunft gesprochen hatte und dabei die „Zerreiſsung der Moldau in drei Stücke“, die blutenden Grenzen im Norden und Osten nicht vergessen hatte, fand künftig keine Gelegenheit mehr, die Schüler der fürstlichen Stiftung durch solche Ergüsse für ihr ganzes Leben als türkische, russische und fürstliche Untertanen untauglich zu machen[3].

Aber dieses alles konnte nicht die starke, heiſse Strömung des neuen, siegreich vorwärts dringenden Geistes vernichten. In der Walachei bestand die Schule Lazărs noch fort im Kloster St. Sabbas. Aus dem Abendlande, aus Italien und Frankreich waren die vor 1821 dorthin entsandten Schulstipendiaten zurückgekehrt: der Mönch Eufrosin Poteca wirkte als Lehrer der Philosophie und andere waren berufen, Grammatik, Arithmetik und römisches Recht vorzutragen[4]. Eliad, welcher jene Gelegenheit zu seiner Fortbildung versäumt hatte, war zwar im Lande geblieben, war aber bei der allgemeinen Unzufriedenheit ebenfalls nicht untätig, wenn ihm auch die offizielle Oberleitung des Unterrichtswesens nicht anvertraut wurde. Aber Peter Poienaru, auch ein Schüler Lazărs, ein origineller Kopf, der einige Zeit in Paris als Stipendiat studiert hatte und sich auch mit praktisch-wissenschaftlichen Entdeckungen beschäftigte, verlieh dem Gymnasium von St. Sabbas ein nationales Gepräge. Die zahlreichen fremden Professoren, meistens Franzosen, aber auch etliche Griechen, die

1) Hurmuzaki, Supl. I⁴, S. 201.
2) Kogălniceanu, Letopiseţe, I, zweite Ausgabe, S. XXVII.
3) Letopiseţe, I, Vorrede.
4) G. Dem. Teodorescu, in Revista pentru istorie, archeologie şi filologie, I², S. 1 ff.

Bibescu berief, konnten gegen die herrschende national-rumänische Strömung nicht ankämpfen, und das Projekt dieses Fürsten, die Schule völlig französisch zu machen, wobei sogar eine französische Staatskommission die Prüfungen abhalten und zu diesem Behufe angereist kommen sollte [1]), blieb unausgeführt. Der Lehrer der Universalgeschichte, der Siebenbürge Florian Aaron, einer der Patrioten, aber dabei ein sehr grofser Verehrer der Obrigkeit, der für das organische Reglement schwärmte, trug zum ersten Male die rumänische Geschichte, oder vielmehr nur die Geschichte des Fürstentums Walachei, als Schulfach vor und begann 1835 in der neugegründeten Buchdruckerei des „Nationalen Kollegiums“ — daneben gab es für die entsprechenden Zeitungen die Buchdruckereien des Eliad und des Carcalechi — die Veröffentlichung einer sehr wässerigen, aber fliefsend geschriebenen und in weiten Kreisen gut aufgenommenen Geschichte seines neuen Vaterlandes — dieses Wort im kleinlichen, engherzigen Sinne verstanden. In der Moldau dagegen duldete der dem nationalen Streben feindlich gesinnte und scharf beobachtende Mihaĭ Sturdza keine staatliche Begünstigung einer Richtung, die ihm für die Ideenbildung der jüngeren Generationen gefährlich und für die internationalen Beziehungen des Fürstentums bedenklich erschien. Er wetteiferte zwar mit seinen walachischen Nachbarn, zu denen er im übrigen nicht immer in besonders freundlichem Verhältnis stand, indem er eine moldauische Hochschule, eine Art aufkeimende Universität, die Academia Mihăileană, errichtete. Ihm hatte die glückliche Moldau auch eine Hochschule für die schönen Künste zu danken; die Anregung dazu war gewifs von dem in Italien künstlerisch gebildeten, zurzeit sehr einflufsreichen Asachi ausgegangen. Es entstand auch eine Bibliothek, aber es wurden keine Bücher angeschafft, welche etwa den Nationalisten hätten dienen können. Die Moldau war das Land, in welchem man die Vergangenheit pünktlich mit dem Befreiungsjahre 1829 abschlofs und dessen Zukunft mit gut bewachten eisernen Pforten verschlossen war.

Trotz aller Hindernisse aber hatte die ganze neue Generation

1) G. Bibescu [fils], Règne de Bibesco, I, S. 343—344.



in dem Glauben an die Nation, in dem Ideale einer Vereinigung beider Fürstentümer unter einem und demselben Herrscher und unter der Geltung einer liberalen Verfassung ihren unwandelbaren, wohltätigen Leitstern gefunden. Auch sehr viele ältere Bojaren traten, wenn sie auch die Forderung innerer Reformen ablehnten, dafür ein, besonders in Anbetracht der traurigen Demütigungen, welche die letzte russische Okkupation gebracht hatte, und mit Rücksicht auf die russischen Pläne, die auf nichts Geringeres als die Einverleibung der beiden Fürstentümer abzielten. In den ungedruckten Berichten des französischen Konsuls finden sich überzeugende Beweise dafür schon in den Jahren 1831—1835. „Einige aufgeklärte Leute sind von dem alten Wunsche durchdrungen“ — so wird einmal von Bukarest aus berichtet —, „daſs die Fürstentümer und Serbien dazu zu konföderierten Staaten an der Donau unter dem Schutze der Groſsmächte umgewandelt werden möchten.“ Ein anderes Mal spricht der Konsul von dem vollständigen Zusammenbruche der russischen Partei: es seien in der Moldau und Walachei zusammen nicht einmal — es ist vom Jahre 1834 die Rede — vier Mitglieder mehr vorhanden. Dann heiſst es im Jahre 1835: „Die Moldo-Walachen wünschen einen fremden Fürsten, der aber kein Russe und kein Grieche sein darf. Sie wollten gern einen deutschen Prinzen, und ihrem Wunsche würde es mehr als genügend entsprechen, wenn beide Länder unter demselben Fürsten ständen.“ Dann wird fortgefahren: „Man kann kaum aussprechen, wie brennend diese Unabhängigkeitsfragen sind.“ Etliche Schwärmer, wie Iorgu Radu, bemühten sich, die Verfassung der Zukunft in mehr oder weniger enger Anlehnung an die glücklicherer Völker darzustellen und die Namen der damit einverstandenen Männer zu verzeichnen [1]).

Desto mehr bereitete sich die Jugend für diesen groſsen, schweren Kampf vor; alles, was sie umgab, beeinfluſste ihre geistige Disposition in dieser Richtung. Der Franzose Vaillant, der voll groſser Pläne zu den Rumänen gekommen war, ihnen Unterricht erteilte, ein rumänisch-französisches Wörterbuch verfaſste und auſserdem später die Geschichte der Rumänen in La Romanie [2])

1) Hurmuzaki, Supl. I[a], S. 125 ff.

2) Paris 1844, 3 Bände.



schrieb, dann die französischen diplomatischen Kreise und der englische Konsul — damals David Urquhart —, der die zweite liberale Macht Europas würdig vertrat, sie alle arbeiteten im persönlichen täglichen Verkehr und in den glänzenden moldauischen und walachischen Salons, wo schon damals ausschliefslich Französisch gesprochen wurde [1]), in demselben Sinne wie die in Siebenbürgen geborenen Professoren. Immer häufiger reisten jetzt Bojaren ins Ausland, und die meisten liefsen ihre Söhne in Paris ausbilden, einzelne auch in Deutschland, wie es bei Kogălniceanu, Maurokordato, Ghenadie, mehreren Ghica und Kantakuzinen aus der Moldau der Fall war, oder auch in der Schweiz: dort wurden z. B. C. Brăiloiŭ, ein bedeutender Jurist, und die Brüder Golescu, die in der Bewegung von 1848 eine grofse Rolle spielten, erzogen. Aus dem Ausland kehrten alle, und besonders die Studenten, mit der freudigen Kunde von einem baldigen, grofsen Umschwung zurück, durch den alle Völker von den inneren und äufseren Fesseln der Sklaverei befreit werden würden.

Die Entfaltung der nationalen Literatur war geeignet, diese Gefühle zu fördern. Kogălniceanu in der Moldau sowie der Siebenbürge A. Treboniu Laurian, der seine Ideale bereits in seinem ins Lateinische übersetzten Namen — er war ein Priestersohn aus dem Dorfe Fofeldea — zum Ausdruck brachte, und der junge Nikolaus Bălcescu, der Sohn eines kleinen Bojaren, übernahmen im Verein mit einigen gelegentlichen Mitarbeitern die grofse, fruchtbare Aufgabe, die Chroniken zu veröffentlichen, in denen alle Freude und aller Schmerz der Vergangenheit niedergelegt war. Im Jahre 1845 begonnen, wurde die Herausgabe der Letopisițe — d. h. Annalen, ein slavisches Wort — der Moldau erst 1852 zu Ende geführt, aber die für die Herausgabe der walachischen Nachrichten aus alter Zeit gegründete Zeitschrift Magazinul istoric hat sogar nur die Jahrgänge 1845—1847 erlebt. In der Zeitschrift Archiva romînească veröffentlichte 1840—1845 der Herausgeber Kogălniceanu auch eine grofse Anzahl verschiedenster Aktenstücke,

1) Eine Schilderung solcher Salons, absichtlich etwas übertrieben, findet sich bei Le Kéroutza, die Reiseabenteuer des Pariser Zeitungsschreibers Bellanger, (Paris 1846, 2 Bände).

die vor der Zensur Gnade fanden. Kogălniceanu hatte auch französisch eine Geschichte der Rumänen, noch während er in Berlin studierte, auf Grund der älteren Literatur abgefaſst (1837), aber dieses eilfertig, ohne genügende Vorbereitung niedergeschriebene Buch befriedigte die neue Generation ebensowenig, wie das ähnliche von Aaron. Als Sohn eines kleinen Bojaren, der die Stelle eines Beamten bekleidete, Stipendiat des Fürsten und Schüler an derselben Anstalt, in der die Fürstensöhne erzogen wurden, zeigte sich auch „de Kogalnitschan“ — so schrieb er sich selbst im französischen Werke — als eifriger Bewunderer des Règlement und des russischen Schutzes; und von einer gewissen Sympathie für Ruſsland hat sich Kogălniceanu bis in seine letzten Jahre, trotz der vielen schmerzlichen Erfahrungen, die der Krieg von 1877—1878 brachte, nicht freigemacht. Es war noch immer nicht die Zeit gekommen, welche die Abfassung einer frei gedachten Geschichte des rumänischen Volkes gestattete.

In der nämlichen Epoche gründete die neue Generation belletristische Zeitschriften, wie die Propăşirea, die Dacia literară, die beide vornehmlich Kogălniceanu redigierte; sie lassen sich mit dem Glaneur-Spicuitor des Asachi, was den Wert anlangt, gar nicht vergleichen. Die neue Schule vergeudete ihre Kraft nicht, wie die ältere von Eliad und Asachi, mit überflüssigen Projekten, wie es der Versuch, die Sprache und die Orthographie umzugestalten, gewesen war; man schrieb noch immer zumeist cyrillisch, aber darauf ward nicht viel Gewicht gelegt. Eine gute Sprache hatte man ja bereits in den kirchlichen Büchern und bei den Chronisten; sie lag vor in der Volksliteratur, die jetzt bei allen Jungen Beachtung fand und die von Al. Russo und V. Alecsandri gesammelt wurde, ja sogar durch die Hand des letzteren ein verklärtes poetisches Gewand bekam. Die neue Generation verlangte auch nicht mehr nach Übersetzungen der romantischen Dichter, wie sie Eliad zahlreich aus dem Französischen geliefert hatte; Gelegenheitsgedichte, die man vornehmen Persönlichkeiten oder berühmten Schauspielerinnen aus der europäischen Ferne widmete, und zweisprachige rumänisch-französische Reklameliteratur, in der sich Asachi seit einiger Zeit gefiel, paſste ihr auch nicht mehr. Eine selbständige Literatur, die sich in der



Form an die alte, volkstümliche Art anschloſs und sich inhaltlich in den Dienst der neuen politischen Ideale stellte, das war ihre Sehnsucht, und an Kräften dafür mangelte es nicht. Neben Kogălniceanu, der auch hübsche Stimmungsbilder aus seiner Zeit im Stile der Franzosen lieferte, arbeitete Costachi Negruț, der sich Negruzzi schrieb, ein Mazilensohn. Beeinfluſst von der russischen romantischen Literatur, versuchte er sich auch als Dichter, aber besonders zeichnete er sich durch seine fein gearbeiteten, kunstvoll abgerundeten kleinen Novellen aus seiner Zeit oder historischen Inhalts als einer der besten Schriftsteller aus. Ferner kommt Gregor Alexandrescu in Betracht, der aus Vaillants Schule von Bukarest hervorgegangen war, ein zurückhaltender Enthusiast, der kraftvoll in schwungreichen Hymnen die groſse Vergangenheit feierte und als ein Meister der Fabel sich ihrer auch für aktuelle Zwecke bediente; schlieſslich der noch sehr junge Bolintineanu, ein Sohn makedorumänischer Eltern, ein weicher, wortreicher Dichter der Klage nach Art Lamartines. Aber sie alle stellte das groſse, elastische und fruchtbare Talent des Moldauers Alecsandri in den Schatten. Bei ihm war zwar nicht die Tiefe Alexandrescus, die vollendete Reinheit der Sprache Negruzzis, die Frucht reicher Lektüre wie bei Kogălniceanu zu finden, aber seine unverhältnismäſsig gröſsere Fruchtbarkeit, seine Betätigung auf den verschiedenen Gebieten der Poesie, die allgemein faſsliche Form seiner Darstellung, die Meisterschaft, mit der er in rumänischer Sprache alle Töne der kämpfenden und siegenden, glänzenden und farbenreichen französischen Romantik nachahmte, dies alles sicherte ihm die erste Stelle. Die alte Schule, wie sie Eliad und Asachi vertraten, unterstützte die Jünger der neuen Richtung nicht, obwohl sich diese anfangs ihren literarischen Vorgängern gegenüber sehr anerkennend ausgesprochen hatten, und der zweite äuſserte sich sogar unangenehm und bitter über das Schaffen der neuen Generation.

Die politische Opposition erzielte unter den Reglementsfürsten viel geringere Erfolge, denn in der Moldau wenigstens hatten ihre Vertreter meistens persönliche Zwecke im Auge. So blieb ihre Wirksamkeit nicht nur ohne Nutzen für das Land, sondern richtete vielmehr Schaden an, und infolge der ewigen Zänkereien zwischen dem Fürsten und der Adunare fand der russische Konsul täglich

Gelegenheit zur Erweiterung seiner Befugnisse. In der Walachei kämpfte die Generation Eliads nur ein einziges Mal unter der Leitung des Colonels Cîmpineanu, der einem alten Adelsgeschlechte entstammte, für die nationale Würde.

Im Jahre 1837 beschäftigte sich ein von der Adunare eingesetzter Ausschufs mit der Revision des organischen Gesetzes, da es sich in einigen Punkten als unzureichend erwiesen hatte. Selbstverständlich wurden alle Vorschläge dem russischen Konsul zur letzten Entscheidung unterbreitet, denn dieser allein besafs die Machtvollkommenheit, darüber zu befinden, ob etwas anzunehmen oder zu verwerfen sei [1]). Änderungen, die von der Versammlung schon längst angenommen worden waren, ermangelten trotzdem noch immer der Anerkennung durch den kleinen Konsular-Despoten, oder es wurde deren Aufnahme in das Reglement verzögert, da angeblich die Antwort des Petersburger Ministeriums, an welches darüber berichtet worden war, noch nicht eingelaufen wäre. Der Ausschufs nahm nun in seinem Schlufsberichte vom 23. März einen letzten Paragraphen an, der in der von Eliad veranstalteten Ausgabe des Règlement fehlte und nur in dem handschriftlichen Originale als späteres, „durch ein spezielles Zugeständnis der Hohen Pforte" bewilligtes Anhängsel enthalten war. In Übereinstimmung mit dem ganzen Werke und den Zeitumständen wurde darin ausgesprochen, dafs „weitere Verfassungsänderungen vom Fürsten nur nach erfolgter Bewilligung der Pforte und mit russischer Zustimmung vorgenommen werden können" [2]).

Die Nationalversammlung wollte jedoch dieses schwer beleidigende Eingeständnis einer traurigen doppelten Abhängigkeit, wodurch die Fürstentümer formell des längst ausgeübten Rechtes der Autonomie verlustig gingen, nicht anerkennen, und sie fand in den russisch-türkischen Verträgen auch Zeugnisse, die als Stütze ihrer patriotischen Auffassung dienen konnten. Eine solche Anmafsung wollte aber der russische Konsul nicht dulden, und in un-

---

1) Vgl. Hurmuzaki, Supl. I⁴, S. 467: „Le consulat-général ne pourrait admettre aucun changement quelconque."

2) Ebenda, S. 471—474.



erhört heftigem Tone die walachischen Bojaren zu rechtmäfsigen Untertanen seines Kaisers stempelnd, donnerte Freiherr von Ruckman gegen die Undankbaren los, die vergessen hätten, dafs die Fürstentümer der Pforte lediglich den Tribut, alles übrige dagegen der „schützenden“ Macht schuldig wären. Die Versammlung sei zu nichts weiter berechtigt als zu prüfen, ob die neuen Paragraphen auch tatsächlich mit dem Geiste des Gesetzes in Einklang ständen. Dem schwachen Fürsten wurden ähnliche Vorstellungen gemacht, und er tat das einzige, was ihm möglich war: er schlofs die Versammlung und liefs das Sitzungsgebäude militärisch bewachen [1]). Dann erging von Konstantinopel aus ein Befehl in russischem Sinne, und die 1838 berufene Versammlung fügte sich schweigend in das Unvermeidliche.

Alles, was dann folgte, hat nicht die Bedeutung, die ihm meist zugeschrieben wird. Die „philharmonische Gesellschaft“, die auch unbestimmte politische Ziele verfolgte, bestand nur aus etlichen Schriftstellern und einigen jungen und älteren Mitgliedern des für die „Freiheit“ schwärmenden Offizierkorps, in welchem sich, neben Cîmpineanu, Voinescu II. [2]), Magheru, Tell und der Kadett Bălcescu als Vorkämpfer für die neue Richtung auszeichneten. Die Gesellschaft hatte keinerlei Erfolg, trotz der naiven Hoffnungen dieser Unzufriedenen und Träumer. Dafs die Regierung die zeitweilige Internierung der verdächtigen Persönlichkeiten in Klöstern verfügte, hatte weiter nichts zu bedeuten; zu ihrer Verteidigung geschah weiter nichts, als dafs in unschuldigen Gassenhauern ihre Sache gebilligt wurde. Dafs unter Bibescu nach heftigem Kampfe und einiger Erregung der Vorschlag, dem russischen Unternehmer Trandafiloff die Erlaubnis zur Ausbeutung der walachischen Bergwerke durch russische Arbeiter und russisches Kapital zu geben, abgelehnt wurde, ist entschieden keine so grofse Heldentat, wie man seinerzeit glaubte. Die Gutsbesitzer fürchteten einfach eine Schmälerung ihrer Rechte, und andrerseits war die systematische Opposition gegen den Fürsten jetzt zur Regel geworden. Man verteidigte

1) Hurmuzaki X, S. 482 ff.

2) In der Rangliste der Armee wurde er durch diese Ziffer von einem anderen Offizier gleichen Namens unterschieden.

naheliegende Interessen und wollte nebenbei auch den unbeliebten Bibescu einmal ärgern.

In solchen unschuldigen, literarisch-politischen Gesellschaften waren wohl auch die Jungen vertreten, aber sie waren noch nicht imstande, in der Nationalversammlung eine Rolle zu spielen. Eine Gefahr für den Fortbestand des russischen Schutzregimes bedeuteten sie jedenfalls nicht. Die meisten, wie Bălcescu in der Walachei und alle die genannten Fortschrittsfreunde in der Moldau, beschäftigten sich, hoffnungslos hinsichtlich der politischen Entwickelung, mit literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten und fanden darin Trost und Befriedigung. Der begabteste, der einzige Denker unter ihnen allen, Kogălniceanu, fügte sich sogar in das Unvermeidliche und diente dem Mihaĭ Sturdza, seinem ehemaligen Gönner, als Adjutant. Einige andere lagen nur ihren Studien ob, so die Brüder Brătianu und C. A. Rosetti, die der mittleren Klasse der kleinen Bojaren angehörten. Bălcescu ging nach Paris, um seine Vorarbeiten zu einer Geschichte Mihaĭs des Tapferen fortzuführen. Die letzten Jahre vor 1848 zeigen vielmehr Ruhe im politischen Leben; ja selbst die literarische Bewegung wird von der allgemeinen Tatenlosigkeit beeinflufst. Die Ausgabe der Letopisiţe wird, wie schon gesagt, vorläufig nicht zu Ende geführt, das Magazin verschwindet, die Propăşirea, die Dacia literară bleiben vorübergehende Erscheinungen und bahnen nicht neuen nationalistischen Zeitschriften den Weg. Die offiziösen Zeitungen von Asachi, der sich jeder Reform gegenüber feindlich verhält, und des Eliad, der jetzt Staatsarchivar in Bukarest war und bei seinen Gesinnungsgenossen von gestern als verloren galt, führten nur ein Dasein im Verborgenen; in Siebenbürgen fristeten die Foaia und die Gazeta Transilvanieĭ ihr wenig glänzendes Dasein. Das Bürgertum hatte kein Reformprogramm zu verteidigen: die städtische Bevölkerung war zu arm und zu stark von fremden Elementen durchsetzt, aber auch zu wenig gebildet, um etwas anderes als den spärlichen Gewinn des Tages ins Auge zu fassen. Für den Bauern waren nur dem Namen nach Schulen gegründet worden; im Dorfe lebte man zwar etwas sicherer als früher, wenigstens vor finanzieller Willkür, denn die türkische Ausraubung war ja vorüber. Aber von dieser oberflächlichen Verbesserung



der Lage bis zur Ausbildung des Sinnes für Menschenwürde hatten diese in Vergessenheit lebenden und sterbenden, armen menschlichen Geschöpfe noch einen gewaltigen Schritt zu tun. Sie wünschten sich weiter nichts, als den seit langem verlorengegangenen pămînt, ein Stück ernährenden Bodens; aber vor den grofsen, hartherzigen Bojaren erdreistete man sich nicht einmal, sei es auch noch so demütig, diesen kitzligen Punkt zu berühren, welcher mit der Leidensgeschichte der Rumînie im Zusammenhange stand.

---

4. Kapitel.

Die Wirren des Jahres 1848. Kämpfe für die Union der Fürstentümer.

Trotz alledem fiel ein verirrter Funken der Pariser Februartage auch an der unteren Donau zu Boden und zündete ein wenig. Und es gab hier junge, edelgesinnte Leute genug, die darin ein wirkliches verzehrendes und sühnendes Feuer erblickten und diesen Eindruck der Mit- und Nachwelt verkündeten.

Zu Beginn des Umsturzjahres waren beide Fürsten mit eigenen und Staatsgeschäften untergeordneter Art beschäftigt, und Bibescu konnte mit Stolz von einigen neuerdings in Bukarest errichteten Brunnen sprechen. Ihm sprach auch die im Januar berufene Versammlung der Landesabgeordneten ihre uneingeschränkte Dankbarkeit für die aufgewandte Mühe aus.

Die moldauische Adunare hielt ihre Sitzungen, die nur ein paar Tage dauerten, etwas später, nachdem schon die Nachrichten von Paris eingetroffen waren, und die jüngeren Bojaren, die nur französische Zeitungen und die französische Literatur lasen, waren bald gut von dem grofsen, nunmehr vollendeten Reformwerke in der entfernten Stadt an der Seine, wo viele von ihnen erst vor kurzem ihre Studien abgeschlossen oder unterbrochen hatten, unterrichtet. Mihaĭ Sturdza, der Fürst, zeigte sich unruhig; er fühlte sich isoliert, und zwar ebenso seitens des Landes, wie seitens der tyrannischen Schutzmacht. Die alten Mitglieder der Aristokratie waren zum grofsen Teile und schon seit geraumer Zeit

Zeit unzufrieden mit der Verteilung der Ämter, Titel und kleinen Hofbegünstigungen. Sie bildeten eine immer ränkesüchtige Opposition der niedrigsten egoistischen Art. Die jungen standen unter dem Einflusse des „französischen Geistes“, des in Petersburg verhafsten und gefürchteten „franzuschki duch“, und wünschten nichts Geringeres, als die Beseitigung des geizigen Hospodars von Rufslands Gnaden und die Einführung der jüngsten Errungenschaften der revolutionierten Menschheit; sie waren für eine sentimentale, unklar empfundene Ära der Liberté, Égalité, Fraternité. Der russische Konsul, der Vertreter der himmlischen Mächte, zeigte sich sehr schwankend gegenüber dem ehemaligen Günstling des Petersburger Kabinetts und sprach sogar davon, die Stellung Sturdzas sei unhaltbar. Es wurde im geheimen eine Intrige gegen ihn und gegen Bibescu gesponnen, und bald erschienen der General Duhamel und Talaat-Effendi als aufserordentliche Kommissäre der suzeränen und schützenden Macht — dies erinnerte an die Zeit, da Alexander Ghica abgesetzt wurde, — in Bukarest und Jassy, um sich eines nicht näher bestimmten, jedoch sehr wichtigen Auftrages zu entledigen.

Die Reden in der moldauischen Nationalversammlung waren daher mit ungewöhnlichen Anspielungen und Andeutungen gewürzt. Derselbe Mann, dessen Zensoren die harmlose Erklärung des Wortes Marseillaise in einer Zeitschrift verboten hatten, geruhte sich jetzt über die letzten politischen Ereignisse auszusprechen und teilte mit, dafs bei dem langsamen, ihm gut dünkenden Entwickelungsgange das Land „einem gut gepflegten Baume gleichen würde, welcher zu seiner Zeit Blätter, Blüten und die erwünschten Früchte trägt, aber nicht jenem Baume, dessen vorzeitige Blüte, von der rauhen Jahreszeit betroffen, dahinwelkt und der dann unfruchtbar bleibt“ [1]). Dadurch festigte sich jedoch bei niemand die Überzeugung, dafs die Regierung Sturdzas dem Bedürfnisse des Landes vollkommen entspräche, und der Fürst mufste sich wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen, ob er nicht etliche Reformen im Sinne des Reglements einführen solle. Er trat mit den Führern der gebildeten Jugend in Verbindung

1) Anul 1848, I, S. 170.



und liefs sie durch seinen Minister Ştefan Catargiu um entsprechende Vorschläge bitten. Eine öffentliche politische Versammlung, die im Hotel Regensburg stattfand, verlief unbehelligt: selbst den anwesenden Getreuen des Fürsten erschien sie nicht zu revolutionär! Man ging von der heiligen, einmal bestehenden kodifizierten Konstitution aus und kehrte zu ihr zurück. Nachdem einige Berufene und Unberufene, Bekannte und Unbekannte — darunter auch „Untertanen" d. h. Fremde, und namentlich Deutsche, die seit langem in den Kreisen des Handels und Gewerbes von Jassy eine Rolle spielten —, ihre Meinung ausgesprochen hatten, wurde eine von unbekannter Hand verfafste Resolution, die einen politischen Wunschzettel darstellte, unter Beifall angenommen. In dieser langatmigen Erklärung war keineswegs die Rede von abstrakten französischen Prinzipien, sondern nur von Reformen, die das Reglement verlangte und die sehr wohl neben demselben bestehen konnten. Es war da die Rede von der Sicherung der Person (habeas corpus), von der Fürsorge für den Bauernstand, von der Volkszählung, von einer Nationalschule, von einer Nationalbank, von einem besseren Verfahren bei Anstellung der Beamten, von der Erteilung des Petitionsrechtes, von dem Ausschlufs der Staatsdiener aus der gesetzgebenden Versammlung, von der Redefreiheit und manchem anderen. Zugleich wurde ein Ausschufs eingesetzt, um die sogar vom Fürsten begünstigten Mafsnahmen weiter zu verfolgen.

Doch die dazu Erkorenen waren keine reifen Männer, keine populären und verständigen Agitatoren, aber ebensowenig — und das war die Hauptsache — politische Köpfe. Es fehlte ihnen an Mut, um öffentlich ihre Gedanken zu vertreten. Es waren alles blutjunge Bojarensprößlinge, die weder das Volk in den Städten noch das auf dem Lande wirklich kannten; trotz ihres edlen Eifers hatten sie kein Ziel vor Augen und fanden deswegen auch keine Mittel, um ein solches zu erreichen. Der Führer auf dem Gebiete der „moldauischen" Literatur, Asachi, ein furchtsamer, verschüchterter Mensch, der selbst keine Ideale hatte, bezeichnete diese lärmenden Jungen als „Hitzköpfe", die zu unüberlegtem Handeln neigten [1]). Der Führer der jüngeren Generation,

1) Ebenda, S. 298.

Mihaĭ Kogălniceanu, trat zwar für eine Veränderung der Zustände ein und mufste später auch für die mifslungene Revolution — er wurde von Sturdzas Polizei rastlos verfolgt — leiden, aber von dem Ausschusse im Hotel Regensburg wollte er nichts wissen. Dessen Mitglieder knüpften mit Sturdza Unterhandlungen an, und dieser, der, wie in manchen anderen Fällen, vielleicht auch hier nur Komödie spielte, gewährte ihnen alles bis auf zwei Punkte, und dies war die Auflösung der Adunare und die Errichtung einer Nationalgarde. Die „Revolutionäre" wollten jedoch „alles oder nichts", und die Kunde, dafs nach dem Beispiel von Paris auch in Wien und ganz Ungarn die Revolution ausgebrochen war, ermutigte sie zum Widerstande. Aber sie beschränkten sich darauf, Abgeordnete zum Fürsten zu schicken und sich bald bei diesem, bald bei jenem Freunde zu versammeln. Als sonstige Tätigkeit läfst sich höchstens noch anführen, dafs man einige naive oder raublustige fremde Handwerker als Garde anwarb. Im übrigen bestand die Bevölkerung Jassys mehr als zur Hälfte aus Juden, und die immer aufrührerischen Bewohner der Vorstädte, Tătăraşĭ oder Ciurchĭ, erhielten von den jungen „Herrchen" keinerlei Einladung. Nun verlor Sturdza die Geduld, oder spielte wenigstens nunmehr diesen Teil seiner Rolle; er erschien mit der Fürstin in der Kaserne, und die russisch organisierte „Miliz" zeigte sich ihm ganz ergeben. Die Prinzen Gregor und Demeter, von denen der erste ein energischer, wenn auch rücksichtsloser, ausschweifender und wilder Mann war, übernahmen die Führung der durch Branntwein ermutigten Soldaten. Das Versammlungsgebäude der Bojaren wurde unter Lärm und Gewehrfeuer umringt, und die Schuldigen wurden unter blutigen Hieben zur Kaserne geschleppt, eingekerkert oder des Landes verwiesen. Des folgenden Tages, am 29. März, las man auf den Strafsen die Proklamation, worin der Sieger verkündete, dafs er das Vaterland aus den Krallen „etlicher nichtswürdiger Leute mit unklaren Gedanken" gerettet habe [1]). Es folgte dann bis zur russischen Okkupation, die allerdings durch andere Tatsachen herbeigeführt wurde, nur eine Fehde in Form von

---

1) Ebenda, S. 180—181, und die Erzählung in der Übersetzung Régnaults, Istoria politică şi socială, II (Jassy 1856), von Fătu.

Broschüren, unter denen sich besonders Kogălniceanus Wünsche der Nationalpartei in der Moldau [1]) auszeichneten.

In der Walachei stand es viel besser um die Aufpflanzung des „Freiheitsbaumes". Bibescu war, wie schon oben gesagt wurde, gewiſs kein böser Mann, aber von seinen Petersburger Ratgebern hatte er den Rat erhalten, sich auf keinerlei Veränderungen einzulassen, „auch nicht hinsichtlich des geringsten im Reglement geordneten Punktes [2])", und diesen Rat muſste er befolgen. Wie sein Nachbar hatte auch er unermüdlich gegen eine Opposition zu kämpfen, denn unter den älteren Bojaren hatte er nur Günstlinge, wie etwa Iancu Manu oder Vellara, aber keine aufrichtigen Freunde; fast alle beneideten ihn um seinen Fürstensitz, um seine doppelte Vasallenstellung mit glänzendem Äuſseren. In Paris hatte er noch während der guten Tage des Absolutismus seine Studien gemacht und erkannte in den Jungen, die jetzt aus Paris zurückgekehrt waren, keineswegs Gesinnungsgenossen. Er konnte nicht anders handeln, als er verfuhr, und er war ja auch nur ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch. Deshalb wartete er nur korrekt der Dinge, die da kommen sollten, nämlich der russisch-türkischen Enquête, der Straſsenplakate und Straſsenunruhen: nichts von alledem vermochte er zu hindern. Bis zuletzt aber beobachtete er gewissenhaft die bestehenden Verträge und blieb so ein treffliches Mitglied der internationalen hohen Gesellschaft Europas.

Die revolutionäre Partei, die im Frühling ebenfalls heimlich einen Ausschuſs eingesetzt hatte, bestand aus ganz verschiedenen Elementen, die sich nur in einem Punkte einig fühlten: in dem Kampfe gegen die verhaſste russische Kontrolle, gegen das vermaledeite Protektorat und dessen Miſsbrauch durch Ruſsland und gegen die russische Konsularregierung. In allen anderen Fragen, hinsichtlich der inneren Reform, der Fürsorge für die Bauern, der Haltung gegen Bibescu, gegen die Pforte, gegen Ungarn und Österreich waren und blieben sie durchaus verschiedener Ansicht. In erster Linie standen innerhalb der Partei, die eine eigentliche Organisation nicht besaſs, diejenigen Leute, welche unter dem

1) „Dorințile partideĭ naționale în Moldova" (Flugschrift).

2) Anul 1848, I, S. 328.

Einflusse Lazărs ihre geistige Bildung genossen hatten; das waren die Nationalen oder vielmehr Konservativen. Zu ihnen gehörte der ehemalige Leiter der nationalen Opposition, Cîmpineanu, der allerdings jetzt schon müde war und nicht mehr die alte Entschlossenheit besafs; vergebens suchte er jetzt seine frühere Rolle, die man ihm streitig machte, unter Beobachtung gröfster Vorsicht weiterzuspielen. Dann war Eliad ein sehr einflufsreicher Mann, der jahrelang durch seine jetzt von Bibescu verbotene Zeitung, seine Bücher, seinen Unterricht und nicht zuletzt durch seinen Umgang mit der Bevölkerung von Bedeutung war, denn er stand auch mit den Bewohnern der Vorstädte, mit den Halbbauern der weiteren Umgebung von Bukarest, mit den Kaufleuten, deren Geschäfte sich unter dem Reglement gut entwickelt hatten, so dafs ihre Häupter einige Achtung genossen, und mit den Armeniern, die ihm während der Revolutionstage Schutz und Schirm anboten, in Verbindung. Er war zwar noch nicht einmal fünfzig Jahre alt, aber trotzdem zeigten sich bei ihm schon beträchtliche Spuren der Altersschwäche. Er schrieb einen schwülstigen Stil, liebte es aufserordentlich, seine Person in den Vordergrund zu drängen und erblickte in sich selbst beinahe einen Vertreter der Gottheit, eine Christuserscheinung; jeden, der ihm den ersten Rang streitig machen konnte, brandmarkte er deshalb als „Verräter“ an der Nation, als einen Beleidiger der Gesetze des Himmels. Bei einer künftigen Revolution fühlte sich dieser Romantiker vom Schlage Lamennais' schon als olympischer Besänftiger der Leidenschaften, als Prophet der unblutigen Befreiung und glaubte als Sieger Ordnung und Freiheit herbeiführen zu können.

In zweiter Linie, was Einflufs und Reife der Gedanken anbelangt, standen die Jungen, die ihre Erziehung bereits in der Heimat genossen hatten, Leute, die das Land gut kannten und 1848 bereits auf Leistungen als Lehrer oder Schriftsteller zurückblicken konnten. Dazu gehörten z. B. Bălcescu und Ion Ghica, der vielleicht noch über ihm stand; letzterer war ein Mitglied der fürstlichen Familie und ein gewandter Mann, beschäftigte sich besonders mit Mathematik und den Naturwissenschaften, war jeder Übertreibung der Form und jeder Romantik abhold und galt als ein kluger Mann, auch nach orientalischer Auffassung. Diese

18*



Männer wollten ein Grofs-Rumänien, die Vereinigung aller Bestandteile der rumänischen Nation zu einem einzigen Staatskörper. Deshalb aber verschmähten sie für die schwere Zeit des Anfangs nicht ein loses Vasallitätsverhältnis zur Pforte oder eine Konföderation der Donaufürstentümer mit den „befreiten" Ländern Ungarn und Serbien, vielleicht sogar einen Anschlufs an das neue Österreich. Die Söhne des grofsen Bojaren Dinu Golescu, vier Brüder, die sämtlich in der Schweiz erzogen waren und von dem ältesten Bruder Nikolaus, dem späteren „General Golescu", geleitet wurden — ihr Vetter Alexander, ein Sohn des Iordaki Golescu, schlofs sich ihnen an — standen, ihrer ähnlichen Erziehung und Herkunft entsprechend, so ziemlich auf demselben Standpunkt wie Bălcescu und Ghica, während andere Bojarensöhne, wie Grigore Grădişteanu, mehr zu Eliads Anschauungen hinneigten. Sie schrieben und handelten in demselben Sinne, wie die aus Siebenbürgen eingewanderten Nachahmer Lazăra, die, wie jener, von jenseits der Berge das europäische Licht mitgebracht hatten. An erster Stelle unter diesen ist Laurian zu nennen, dann Florian Aaron, sowie ein jüngerer, sehr begabter Lehrer, Ioan Maiorescu, der in seinem Wirkungskreise zu Craiova sehr beliebt war. Sie vereinigten, wie Bălcescu und Ghica, mit dem nationalen Ideale eine hervorragende Fürsorge für die Bauern, deren vollkommene soziale, politische und ökonomische Befreiung die Vorbedingung für eine gesicherte Zukunft der vereinigten Nation bilden sollte. Bezeichnenderweise schrieb Bălcescu, aber erst nach dem Fehlschlagen der Revolution, und zwar in Paris, seine Question économique. Auch Moldauer, die in das Nachbarland gegangen waren, wie der wissenschaftlich gebildete Ioan Ionescu, ein Volkswirt, ein klarer Denker und ein ausgezeichneter, praktischer Wirtschafter, bewegten sich auf dieser einzig und allein zum Ziele führenden Bahn.

Die Anschauungen des Offizierkorps berührten sich mehr mit denjenigen Eliads. Die walachische Miliz besafs einige russische, aber auch preufsische — Engel von Brăila — Führer; ihr Oberhaupt, das den Titel Colonel führte, war Ioan Odobescu, ein vollständiger Anhänger Rufslands. Etliche andere hohe Offiziere hatten ihre Laufbahn unter den Fahnen Tudors begonnen — so der ganz ungebildete und lächerlich einfältige Major Solomon, ein famulus des Odo-



bescu —, andere hatten sich zuerst während des russisch-türkischen Krieges von 1828—1829 unter den christlichen Fahnen hervorgetan; in dieser Lage befanden sich der Colonel Tell, ein ehrgeiziger Mann, der sich später einmal als Fürst sah [1]), und Gheorghe Magheru, der als Führer der Gendarmen gegen die Räuber in der Kleinen Walachei angefangen und später den Russen wesentliche Dienste als tollkühner und sehr beliebter Oltenenführer in der Art des „Domnul Tudor“ geleistet hatte. Im Jahre 1848 bekleidete letzterer die Stellung eines Administrators im Bezirke Romanaţĭ. Auch Bălcescu war Kadett gewesen, ebenso der Dichter Alexandrescu, der Dichter Cîrlova, Ioan Voinescu II. und ebenso Ioan Brătianu, welcher erst 1848 seinen Abschied erhalten hatte. Die Mitglieder des Kadettenkorps in Bukarest schwärmten sämtlich für das Ideal der Freiheit, und in dieser Richtung arbeitete besonders eifrig der junge Magheru, ein Neffe des Gheorghe.

Endlich gelangten während des Frühlings junge Studenten, der mittleren Bojarenklasse angehörend, aus Paris an, die nicht an eine räumliche Beschränkung der französischen Revolution glauben wollten. Einer von ihnen, C. A. Rosetti, hatte sich auch poetisch betätigt und genoſs daher die wohlfeile Reputation eines Dichters. Uneigennützig im höchsten Grade, beherrscht von philanthropischen Idealen, vermählt mit einer edeldenkenden, heroischen Engländerin, glaubte Rosetti schon in der nächsten Zukunft eine idyllische Verbrüderung aller Menschen verwirklicht, und sein Enthusiasmus offenbarte sich während der Revolution in unendlichen sentimentalen Hymnen an die vom Himmel gestiegene Freiheit. Sein Gesinnungsgenosse Ion Brătianu dagegen schwärmte für heftige Straſsenszenen, für Aufzüge und Reden auf dem „Freiheitsfelde“ und für eine Erhebung der groſsen Masse des „Volks“ gegen die „Despoten“. Ihm muſs es als Verdienst angerechnet werden, daſs er, ausschlieſslich für die Politik lebend, der einzige war, der sein Ziel klar vor Augen sah und ihm immer glücklich zustrebte; er war auch der einzige, der praktische Erfolge erzielt hat.

Die Groſsbojaren waren für das Reglement; denn sie alle

1) N. B. Lăcusteanu, Ion Heliade Rădulescu: Scrisorĭ din exil (Bukarest 1891).



wollten selbst die Macht, die höchste Stellung; dies gilt für Georg Filipescu wie für Konstantin Kantakuzino und jedes Mitglied der Familie Creţulescu. Darum haderten sie auch untereinander und waren so schwach gegenüber einer Handvoll „Revolutionäre“. Die Bauern wollten keine Freiheit, keine Gleichheit, keine Konstitution, keine Republik: dies alles erschien ihnen wie die Phantasien eines Irrsinnigen. Sie wollten nur Land, eigenes, vererbliches Land, das aber wollten ihnen viele von den Revolutionären geben.

Das war für sie die wichtigste Frage; alles andere war nur glänzender und vorübergehender Schein. Es handelt sich dabei im Grunde nur um lauter biographische Einzelheiten der beteiligten Personen, welche erst später des Ruhmes würdig wurden. Darum müssen bei dem ganzen Verlaufe der Revolution [1]) zwei Teile, der politische, weniger wichtige, und der soziale, unterschieden werden.

Anfangs verzögerte sich der Ausbruch der Bewegung infolge einiger unvorhergesehener Ereignisse. Unterdessen geschah aber Groſsartiges in einem anderen Winkel der rumänischen Erde, ja ein Teil der Anhänger einer Reform verlieſs sogar die Walachei, um an dieser anderen groſsen rumänischen Kundgebung teilzunehmen. Laurian und Vasile Maiorescu begaben sich nach Siebenbürgen, um dort, im Verein mit den übrigen Führern der rumänischen Intelligenz, Bariţiŭ, dem patriotischen freisinnigen Herausgeber der „Gazeta Transilvaniei“, und Bărnuţiŭ, einem Lehrer zu Blaj, gegenüber den von den ungarischen Revolutionären ausgehenden Nivellierungstendenzen die Sonderbestrebungen der „walachischen“ Nation zu betonen. Was sich im April und Mai in Blaj ereignete, läſst sich aber nicht gut verstehen, wenn man nicht die Veränderungen in Betracht zieht, die seit Lazărs Tagen im rumänischen Siebenbürgen vor sich gegangen waren.

In Siebenbürgen hatte sich seit langer Zeit nichts verändert, nichts war zur Beseitigung des alten Unrechts geschehen. Unter Kaiser Leopold war der Feudalismus wieder zur Geltung gelangt; lediglich die Anlage eines neuen Urbariums war gemäſs den herrschenden Humanitätsideen befohlen worden, um dem Jobagyen ein einigermaſsen erträgliches Leben zu sichern. Zur Verhandlung

1) Von Juni bis September 1848.

über diese Dinge waren die siebenbürgischen Landtage berufen. In diesen überwog aber das aristokratische magyarische Element, und die Reform, die Milderung der Lasten bringen sollte — von einer Erlösung war jetzt nicht mehr zu sprechen —, verschob sich von einem Jahre zum anderen. Als dann im Jahre 1811 die Zeit des völligen Absolutismus, ohne jede Provinzialvertretung, kam, ging die Regierung zwar selbst an die Arbeit, aber gerade in Siebenbürgen bestand, nicht anders als früher, auch das transsilvanische Gubernium mit seinen groſsen und kleinen Beamten aus hartnäckigen Privilegierten. Infolgedessen erhielt Kaiser Franz, der 1819 das Land persönlich bereiste, so viel begründete Klagen von der bedrückten rumänischen Bauernschaft, daſs er nicht umhin konnte, einzuschreiten. Nun wurde gelegentlich der Konskription von 1819 der Grund zu einem allgemeinen Urbarium gelegt, aber dies bildete in der Tat eine schlechte Grundlage, weil die Angaben der Interessenten zum gröſsten Teile falsch waren; zu unrichtigen Angaben wurden auch die Jobagyen selbst durch die Mitteilung der Grundherren verleitet, daſs die Steuerlast eines jeden nach seinem Grundbesitze veranlagt werden würde. Die Verteidiger der schlechten Vergangenheit, die jeden Fortschritt hinderten und illusorisch machten, fühlten sich jedoch inmitten der wachsenden Unzufriedenheit, in der schrecklichen Erinnerung an das Blutbad aus der Bewegung des Horia keineswegs sicher, und im Jahre 1831 ergriff die Edelleute der Provinz eine ganz unbegründete Panik, so daſs sie sich aus Angst vor einem unsichtbaren „walachischen“, Vergeltung übenden Aufrührer eilig in alle Winde zerstreuten.

Im Jahre 1834 entstand das konstitutionelle Leben in Siebenbürgen mit Wiederherstellung der alten historischen Gerechtsame aufs neue, und alle wichtigen Fragen wurden wieder in Landtagssitzungen erörtert. Jetzt hatte die magyarische Intelligenz wieder eine ausschlieſsliche Beschäftigung gefunden, denn über die gegenwärtigen und zukünftigen Verhältnisse der magyarischen Nation hatte der beredte, für sein Volk schwärmende, aber zugleich nüchterne und systematisch denkende Graf Stephan Széchenyi, den selbst seine Gegner „den groſsen Magyaren“ nannten, geschrieben, und seine klare, begeisterte Stimme hatte überall starken Widerhall



gefunden. In der neuen Welt nationaler Kraftproben konnte das Magyarentum, so wie es war, nicht weiter bestehen: eine Nation von höchstens fünf Millionen Menschen kann zwar eine Kultur begründen, aber keineswegs, wie die Dichter jener Periode sangen, „die halbe Welt“ für den „magyar ember“ erobern. Deshalb lautete die Losung: Magyarisieren! Wenigstens dem äufseren, gesellschaftlichen national-magyarischen Leben sollten jetzt Slaven und Rumänen, die einst von den arpadischen Ahnen besiegt worden waren, gewonnen werden. Die Bauernfrage trat jetzt ganz in den Hintergrund, und erst im Jahre 1847 wurde das Urbarium vollendet, aber dieses bedeutete eine derartige Sanktion der bestehenden feudalen Rechte, dafs sich die Regierung fürchtete, dem Volke von dem seit langer Zeit erwarteten Werke Kenntnis zu geben. Der Grundherr behielt ja alles, was er hatte, Boden, Einkünfte und drückende, noch dazu ungenau beschriebene Servitia; ja, er erhielt sogar das Recht, nach seinem Gutdünken den an die Jobagyen verliehenen Grund und Boden wieder allodial zu machen, das heifst einzuziehen, ihn zu konfiszieren.

Dies alles trat jetzt zurück, und der Sieg der demokratischen revolutionären Partei unter dem magyarisierten Slowaken Kossuth, der auf Grund der Menschenrechte das nationale Unrecht der magyarischen Oberherrschaft hinsichtlich aller politischen und kulturellen Erscheinungen sanktionieren wollte, dieser mit grofsem Beifall angenommene Sieg warf alle Urbarienbücher, gute oder schlechte, zum alten Eisen der lediglich geschichtlichen Erinnerung. Der Kampf gegen das von Österreich vertretene deutsche System, die Magyarisierung des Staates und des Kulturlebens, das war das stündlich verfolgte, vor Augen schwebende letzte Ziel. Man sprach sogar von der Einführung der magyarischen Sprache in den kirchlichen Gebrauch der rumänischen Unierten und Nichtunierten, und das wäre ein geradezu unerhörter Frevel zugleich gegen die kirchliche Überlieferung und die Nationalität gewesen. Es wurde 1842 sogar ein Gesetzentwurf vorgelegt, demzufolge binnen einer Frist von zehn Jahren die Erlernung der vermeintlichen Landessprache allen Staats- und Kirchendienern zur Pflicht gemacht wurde; doch selbst die Sachsen antworteten darauf, die wahre Landessprache sei doch die „walachische“!



Solchen Plänen und Eingriffen gegenüber standen die Rumänen so machtlos da wie keine andere von den Magyaren als Beute ausersehene Nation. Sie hatten auf ihrer Seite nur das, was sie ohne praktischen Nutzen schon immer für sich gehabt hatten, die Zahl und das Bewufstsein, sich im Rechte zu befinden. Dagegen fehlte es ihnen bis um das Jahr 1848 an irgendeiner Leitung, denn eine solche fanden sie weder in der einen, noch in der anderen Kirche, noch auch bei der Intelligenz. Der reiche, angesehene Bischof Bob von Blasendorf, der langjährige Seelenhirte der Unierten, war 1830 gestorben, mehr von seinen Kanonikern als vom rumänischen Volke betrauert, denn er hatte es fertig gebracht, alle ausgeprägten Persönlichkeiten, die besten Männer seiner Zeit, aus seinem Bischofssitze und Bischofssprengel zu vertreiben. Ihm folgte Ioan de Lemény, ein Mann, welcher, einer Familie des niederen Adels entstammend, katholisch erzogen war und keinen Sinn für die höheren Interessen seiner Nation besafs. Er selbst schrieb seinen Namen vornehm magyarisch, gestattete auch, wo er nur konnte, und beförderte sogar die Einführung der magyarischen Sprache in seiner Diözese. Die Oberpriester seiner Kirche folgten seinem Beispiele, sprachen eine fremde Sprache und liefsen ihren Kindern eine fremde Erziehung angedeihen. Mehr als jeder andere Umstand spricht für Leménys Gesinnung sein Einfall, bei dem Begräbnisse Bobs als fein erzogener Mann die Leichenrede vor dem versammelten rumänischen und nichtrumänischen Publikum magyarisch zu halten. Unter ihm erhielt das Gymnasium von Blasendorf, zum Lyzeum geworden, eine wesentliche Verstärkung und Bereicherung der Lehrkräfte: nach Timoteĭ Ciparĭŭ, der schon 1829 seine Lehrerlaufbahn begann, wurde 1831 Simeon Bărnuțiŭ als Lehrer für Philosophie und Weltgeschichte berufen. Aber gewifs war es nicht Lemény anzurechnen, dafs diese Lehrer ihres Amtes in nationalem Sinne walteten.

Auch dem nichtunierten Bischofe von Hermannstadt, Moga, war eine lange Amtszeit beschieden; er überlebte sogar noch seinen Kollegen Bob. Moga war ein guter alter Mann — sehr alt und sehr gut —, eignete sich aber gar nicht dazu, in nationalen und kulturellen Fragen ein energisches Wort zu sprechen. Er war sein Leben lang damit zufrieden, der erste nichtunierte Bischof



rumänischen Ursprungs mit einer ständigen, anerkannten Residenz gewesen zu sein.

Von den Vertretern der jungen rumänischen Generation Siebenbürgens waren sehr viele in die Fürstentümer ausgewandert, denn dort konnten sie trotz der Zensur und der russischen Oberaufsicht dennoch in viel höherem Grade für die gesamte Kulturentwickelung ihres Volkes wirksam sein. Laurian und Ioan Maiorescu wurden schon genannt; auch schon vor ihnen hatte die Moldau aus Siebenbürgen ausgezeichnete Lehrer bekommen. Aber auch in der Heimat blieben nicht unbedeutende Männer zurück, wenn auch keiner von ihnen einem Mitgliede der einstigen Schriftstellergruppe gleichkam. Der Mann, der sich hier mit Eliad oder Asachi vergleichen liefs, und zwar noch mehr mit ersterem, weil er, wie dieser, auch politisch-nationale Ziele verfolgte, war Gheorghe Bariț — er schrieb sich Baritiu —, der seit 1836 als Schuldirektor in Kronstadt, dicht an der walachischen Grenze, wirkte und seit 1838 die Foaia pentru minte, inimă și literatură herausgab und ebenso eine populär geschriebene Zeitschrift, die mit den allgemein bekannten cyrillischen Buchstaben gedruckt wurde und allerlei nichtpolitische literarische Aufsätze meist in halb scherzhaftem Plaudertone enthielt. Diese Organe waren auch in den Fürstentümern, die Barițiŭ im Verein mit Cipariŭ aufgesucht hatte, verbreitet und stifteten viel Gutes. Doch Barițiŭ wie dem ganzen ausgedehnten Kreise, in dem er wirkte, fehlte das feste Vertrauen auf den endgültigen Sieg der nationalen Bewegung und im besonderen auch der Drang zur Tat, zur langersehnten, entscheidenden Tat in dem günstigen Augenblicke, den der Zufall bieten würde.

Die Blasendorfer Domherren hatten 1842 gegen den berüchtigten Gesetzentwurf, der die Erlernung und allgemeine Einführung der magyarischen Sprache erzwingen sollte, Einspruch erhoben und dabei in kräftigen Worten den Gedanken ausgesprochen, dafs das rumänische Volk die lateinischen Kulturformen höchstens zu dem Zwecke aufgeben könnte, um nationale zu empfangen, aber keineswegs, um eine mangelhafte Sprache, die hinsichtlich der Erzeugnisse der Literatur noch ärmer sei als die seinige, anzunehmen [1]).

1) Gedruckt bei Papiu, Istoria Romaniloru din Dacia Superiore, II, S. 274—277.

Hier wirkte für eine bessere Zukunft seiner Volksgenossen Simion Bărnuţiŭ, der rumänisch vortrug, und das bedeutete im höheren Unterrichte eine wesentliche Neuerung; ferner Cipariŭ, welcher sich als Autodidakt eine enzyklopädische Bildung erworben hatte und in seiner Bibliothek orientalische Handschriften, deren Sprachen ihm gut bekannt waren, mit theologischen Schriften und den jüngsten Erscheinungen der Weltliteratur vereinigte. Als rastloser Arbeiter, kaum des Schlafes bedürftig, safs er Nächte lang über den verschiedensten Gegenständen, verlor aber dabei sein Endziel nie aus dem Auge, und das war die Feststellung einer endgültigen rumänischen Literatursprache, die ebenso den Zusammenhang mit der ganzen Geschichte der Sprache, wie den mit den gesprochenen Dialekten wahren sollte. Aber in politischen Fragen zeigte der gelehrte Domherr eine unentschlossene Haltung, während Bărnuţiŭ, der kein Kleriker war, sich wesentlich deutlicher aussprach und deswegen viel bekannter und beliebter wurde.

Nach einiger Zeit gab Bărnuţiŭ seine Professur in Blasendorf auf, um zu Hermannstadt die Rechte zu studieren, da er hierin eine Stütze für seine politischen Gedanken fand, und hier erwarb er sich, geradeso wie ehedem dort, eine grofse Popularität. Die Hermannstädter Studenten traten dann in den Staatsdienst, und so kann es nicht wundernehmen, dafs im Jahre 1848 nicht weniger als dreifsig rumänische Beamten bei der Landtafel von Vasarhély, der höchsten richterlichen Instanz für Siebenbürgen, angestellt waren. Bei ihnen genofs eine allgemein anerkannte Autorität Avram Iancu, ein feuriger junger Mann, der Gutsbesitzer in den Abruder Bergen war, wo das Gespenst Horias, noch immer Sühne fordernd, in den Geistern spukte, und nicht minder der junge Papiu Ilarian, der eine besondere Vorliebe für das Studium der Geschichte zeigte.

Nachdem Kossuth die ungarische Revolution angebahnt hatte, ging man in Siebenbürgen daran, den letzten Artikel der neuen „ungarischen" Konstitution zu verwirklichen, d. h. die Union Siebenbürgens mit Ungarn zur Tatsache zu machen. Die ganze magyarische Bevölkerung trat begeistert für diese heilsame Mafsregel ein, welche aus den zwei ungarischen Ländern ein einziges grofses „Vaterland" schaffen sollte. Die Sachsen waren, wie ge-



wöhnlich, zurückhaltend, mifstrauisch und schwankend und zudem untereinander in mehrere Richtungen gespalten. Was die Rumänen betrifft, von denen materiell die Durchführbarkeit der Union abhing, so waren sehr viele von ihnen schlecht über den Sachverhalt unterrichtet, und selbst ein so tüchtiger Gelehrter wie Cipariŭ konnte sich in seinem mit lateinischen Buchstaben gedruckten Organul luminăriĭ („Aufklärungsorgan") für die Union als eine unabwendbare und schliefslich auch wohltuende Notwendigkeit aussprechen.

Bărnuțiŭ jedoch war anderer Meinung. Seine Eltern hatten im Schweifse ihres Angesichts den fremden Acker bebaut, und ihm wie allen anderen erschien die Abschaffung der menschlichen Halbsklaverei durch den ungarischen Landtag in erster Linie notwendig, aber dieser grofse Erfolg zugunsten der siebenbürgischen noch unfreien Rumänen war nur zu erreichen, wenn man für die Union eintrat. Das aber wollte Bărnuțiŭ nicht, seine Volksgenossen sollten dieses ihr gutes Recht nicht als Gnade von ihren Peinigern, den Angehörigen einer namenlosen plebs tributaria hingeworfen erhalten; er fafste vielmehr rechtlich die Union, wenn überhaupt eine Union zu schliefsen wäre, was er keineswegs für notwendig hielt, als einen Vertrag auf, den eine von Reue erfüllte, tyrannische Nation und eine andere, die jetzt vollkommen zum Bewufstsein ihrer Würde gekommen sei und den Lohn ihrer saueren, bisher unvergoltenen Arbeit beanspruchte, als gleichberechtigte Kontrahenten abschliefsen sollten.

Diese Gedanken wurden zuerst zu Hermannstadt in ungedruckten Proklamationen, die keine Unterschrift trugen, ausgesprochen, und die Studenten erkannten darin den Ausdruck ihrer eigenen Ideen. Andrerseits glimmte das Feuer auch bereits unter den Zöglingen zu Blasendorf, und die Verhaftung des Rumänen Micheș, der politisch verdächtig erschien, gab Anlafs zu einer Agitation. In Vasarhély endlich wollten die rumänischen Beamten die Petition zugunsten der Vereinigung mit Ungarn nur unter gewissen Bedingungen unterzeichnen. Als nun hier auch noch ein Bote aus Blasendorf ankam und die Forderung Bărnuțiŭs bekannt wurde, da waren alle zu der Bewegung notwendigen Elemente vereinigt.

Man dachte jetzt nicht an kleine Zusammenkünfte der Intelligenz, nicht an eine Fehde mit Zeitungsartikeln und Broschüren, sonder nur an eine grofse Befragung des Volkes, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses. Diese allgemeine Versammlung — man dachte dabei an Beispiele aus der Geschichte des alten Rom, denn die Ideen eines Petru Maior waren jetzt den Massen in Fleisch und Blut übergegangen — sollte natürlich in Blasendorf, dem gröfsten rumänischen Kulturzentrum, stattfinden und mufste durch eine Beratung mit den Bauern vorbereitet werden. Als die Schüler von Blasendorf in die Ferien nach Hause gingen, erhielten sie von einigen ihrer Lehrer den Auftrag, ihre Dorfgenossen für den Sonntag nach Ostern nach Blasendorf einzuladen, damit man dort mit ihnen über die notwendigen Besserungen ihrer Lage Rats pflegen könne. Hier in Siebenbürgen war die ganze Nation ein einziger Körper, den trotz des Mangels an Volksschulen dieselbe Idee beherrschte. Die Intelligenz und auch die Mitglieder des hohen Klerus waren ja doch alle nur Bauern- und Priestersöhne. So strömte denn an dem bestimmten Tage und trotz des Wutgeheuls der Feinde, die schon wieder einen Horia blutig und blutvergiefsend vor ihren Augen sahen, in Blasendorf eine ungeheure Menge gemeinen Volkes zusammen wie zu einem Feste, zu einem wohlüberlegten und bescheiden, aber würdig abgehaltenen nationalen Festtage. Der Bischof Lemény mufste sich in das Unvermeidliche fügen und hatte in seiner offiziellen Eigenschaft die Priester, die gescheitesten unter den geistlichen Söhnen des Volkes, zu sich berufen. Von Hermannstadt aus war in etwas eindringlichem Tone dieselbe Ermahnung ergangen. Der eben erst neu erwählte Bischof hier war noch von den Reisen behufs seiner Einsetzung in Anspruch genommen; er hiefs Andreĭ Şaguna und war der Sohn eines Kaufmanns von Gabrova, eines makedonischen „Arumînen". Er hatte als Kind in dem Hause seines mütterlichen Verwandten Grabowski, eines patriotischen Kaufmanns in Pest, gewohnt, und war nach Beendigung seiner Studien ein eifriger Verteidiger der Rumänenrechte geworden, ein Mann mit ausgeprägtem Charakter, ohne Furcht vor dem Feinde, den er würdig mit den Waffen des Rechts und der Kultur bekämpfte. Lemény versuchte alles mögliche, um die Versammlung aufzulösen,



aber es gelang ihm nicht. Die Studenten sprachen zu der Menge, die zwar nur teilweise verstand, um was es sich handelte, aber trotzdem aus allem freudig eine treugemeinte gute Botschaft heraushörte. Das Auftreten Barițiŭs wirkte ermunternd, gerade wie die Nachrichten aus dem Banat, wo schon lange Zeit vorher Eutimie Murgu, ein ehemaliger Lehrer in Jassy, als Agitator tätig gewesen war, um dann auf viele Monate in den Kerker zu wandern. Es handelte sich in der Tat nicht nur vom geographischen, sondern auch vom religiösen Gesichtspunkte aus um eine allgemeine Versammlung der Rumänen, die im Namen Gottes, des Kaisers und des Rechts gehalten wurde, denn von den beiden ersten nur konnte das letztere kommen. Forderungen, wie die Anerkennung der rumänischen Nation, der rumänischen Religion, des rumänischen Rechtes am Grund und Boden und der rumänischen Sprache — das Programm Cipariŭs — vernahm man mit Beifall, und es wurde auch beschlossen, eine andere Versammlung, ebenfalls zu Blasendorf, im Mai zu halten.

Diese übertraf noch die erste und zeigte in glänzender Weise, wie zahlreich, wie empfänglich für Kultur und in welchem Maſse deren würdig diese arme plebs der „Walachen“ war. Es waren nach der Rechnung der Anwesenden vielleicht vierzigtausend Bauern in ihren weiſsen Frühlingskleidern erschienen, und es waren auch Fremde aus der Moldau — darunter auch der künftige erste Rumänenfürst Alexander Cuza [1]) — mit der ganzen siebenbürgisch-rumänischen Intelligenz vereinigt. Und das groſsartige Schauspiel wurde dadurch gekrönt, daſs vor den Volksmassen, die das ganze weite Feld am Kockelflusse (Tîrnava), das „Freiheitsfeld“, in einzelnen gesonderten Gruppen bedeckten, Bărnuțiŭ selbst sprach. Er hielt eine lange Rede, viel zu gelehrt, als daſs sie wirklich Aufklärung hätte verbreiten können, aber sie wurde dennoch wie ein Evangelium aufgenommen. Und nicht minder erhebend war der Augenblick, als die beiden Bischöfe nebeneinander erschienen, um zu bekunden, daſs sie als wahre Brüder in Christo für das Wohl ihres Volkes einzutreten bereit seien.

In dem formellen Protokoll der Versammlung ist ausgesprochen,

1) Barițiŭ, II, S. 569.



dafs die rumänische Nation des siebenbürgischen Landes treu zu dem Kaiser zu halten gelobt, deshalb feierlich den Eid der Treue ablegt und sich zugleich selbst zur selbständigen, vollwertigen Nation erklärt [1]).

Am 28. Mai stimmte dann, wie zu erwarten war, der siebenbürgische Landtag, in dem die Magyaren beinahe ausschliefslich vertreten waren, für die Union.

Der im Mai eingesetzte Ausschufs der Rumänen fand den rechten Weg nicht und leistete auch nichts. Die beiden Bischöfe gingen zwar als Mitglieder der Nationalversammlung des vereinigten Magyarentums nach Pest, aber niemand vernahm jemals hier ihre Stimme. Die Kundgebungen der rumänischen Soldaten hatten keinen praktischen Erfolg, weil der Gouverneur des Landes, Puchner, noch schwankte. Laurian, der in Hermannstadt wirkte, versuchte vergebens einen Protest zusammenzubringen; aber der kaiserliche Kommandant liefs ihn dafür einsperren. Indes ein Konflikt zwischen dem Kaiser und den „befreiten" Magyaren war bald zu erwarten, und in den Bergen Horias hielt sich schon Avram Iancu, sein Nachfolger von Gottes Gnaden, bereit; er war aus einem Advokaten und Beamten zum Führer einer ihm selbst noch unbekannten Armee geworden. Eine heimliche Organisation mit Präfekten, Tribunen und Căpitanĭ dehnte sich über das ganze Bergland aus, und wie in anderen Gegenden, trieben auch hier die freiheitstrunkenen Magyaren ihr Unwesen und töteten zum Zeitvertreibe die von ihnen kaum als Menschen betrachteten „walachischen" Bauern. Solche Taten blieben unvergessen und unverziehen, und wie auf einen grofsen Feiertag wartete man auf den Angenblick der blutigen Rache. Das war die Frucht der in Blasendorf gehaltenen Reden.

Indessen war in Bukarest der russische General Duhamel erschienen, als Aufseher und Berater. Er sprach viel mit dem Fürsten und liefs überall Erkundigungen einziehen, aber deren Ergebnisse sind uns noch unbekannt, weil für solche Forschungen die russischen Archive noch immer verschlossen bleiben. Er reiste nach der Moldau, nachdem er bewirkt hatte, dafs der Curierul romănesc

---

1) Barițiŭ, II, S. 119ff.



sein Erscheinen einstellte und dafs die Grenze gegen Österreich für die Einfuhr rumänisch-siebenbürgischer Blätter gesperrt wurde; auch an ein weiteres Wirken der siebenbürgischen Professoren in die Walachei war, dank seiner Fürsorge, nicht mehr zu denken. Endlich ordnete der Fürst Verhaftungen an, denen sich jedoch mancher Reformfreund durch ein rechtzeitiges Ausweichen entzog. Diese Mafsregel traf jedoch weder Ioan Ghica, der schon im Mai in einer Vertrauensmission an die türkischen Machthaber abgegangen war [1]), noch Eliad, der vorerst Urlaub ins Ausland für wissenschaftliche Arbeiten erlangt hatte und dann geräuschlos nach der Kleinen Walachei ging. Dabei verfolgte er den Zweck, hier im Namen des vorher gar nicht befragten Volkes die Revolution zu proklamieren; die Brüder Nikolaus und Konstantin Bălcescu dagegen waren in einige Gebirgsgegenden zum Zwecke der Agitation hinausgegangen, hatten allerdings dabei keinen Erfolg zu verzeichnen. Eliad hatte eine orakelhaft abgefafste Proklamation in seinen Händen, und darin war viel von Christus, von dem Evangelienbuche und den heiligen Prinzipien die Rede; in 22 Paragraphen enthielt sie manches Brauchbare, aber noch viel mehr Undurchführbares, Nachahmungen der Pariser und Wiener Erklärungen und Beschlüsse. So war z. B. eine Wahl des Fürsten auf nur fünf Jahre durch das Volk vorgesehen; eine solche Mafsnahme würde die Unsicherheit auf das höchste gesteigert haben. Es ist nicht sicher, ob der revolutionäre Ausschufs tatsächlich dieses literarisch-romantische Elaborat gebilligt hatte, aber für Eliad persönlich stellte dieses Kind seiner Muse die dringendsten Reformen dar: die Verwirklichung seines Programms sollte die von ihm bezweckte „Regeneration“ unzweifelhaft herbeiführen.

Die walachische Miliz hatte in erster Linie die Pflichten der Gendarmerie zu erfüllen, daneben aber auch für die Einhaltung der Quarantäne an der Donau zu sorgen; deshalb wurden gröfsere Abteilungen in die südlichen Häfen des Fürstentums gelegt. In Celeŭ hatte das Kommando Zalic, der Sohn der Frau Eliads, in Izlaz, nicht weit davon, der Major Pleşoianu, ein Anhänger des „Regenerators“. Craiova beherbergte den feindlichen Administrator Iancu Bibescu, den Bruder des Fürsten, und auch die Truppen

1) Anul 1848, I, S. 398—399.

waren hier dem Regime treu. Im Nachbardistrikte dagegen bekleidete Magheru das Amt des Verwalters. Endlich genoſs in diesen oltenischen Bezirken der Priester Şapcă ein groſses Ansehen. Nun wurden nach Izlaz einige Bauern eingeladen, die Konstitution verlesen, Reden gehalten, und dem Volke wie dem Fürsten, den man für einen treuen Anhänger der Konstitution hielt, wurde diese groſse Tat zur Kenntnis gebracht. Zugleich wurde aus den anwesenden Männern eine provisorische Regierung gebildet: Stephan Golescu und Tell, Şapcă, Pleşoianu und Eliad traten in diese ein. In Caracăl und in Craiova wurden die Mitglieder dieser „provisorischen Regierung", die dem Fürsten Reformvorschläge machte, mit groſsem Jubel empfangen. Die Anhänger des Reglements zogen sich nun nach dem Gebirge hin zurück. Eliad dachte bereits, stolz auf seinen Erfolg, daran, die Bewegung Tudors zu erneuern und zu diesem Zwecke ein sich immer vergröſserndes Bauern- und Soldatenheer zu gewinnen; Magheru hatte erst jüngst einige Pandurentruppen für die Verteidigung Bibescus angeworben, und nach diesem Muster konnte man ebenfalls verfahren. Er dachte aber auch daran, alle sonstigen Fragen in einer groſsen bewaffneten Adunare Naţională vor den Toren von Bukarest zu erörtern. Es ist allerdings kaum anzunehmen, daſs er selbst ohne ernstliche Hindernisse tatsächlich so weit gekommen wäre, obgleich er sich viel auf seine Popularität einbildete. Aber er hörte bereits auf seiner Reise, daſs Bibescu, durch eine Volksbewegung gezwungen, die Konstitution anerkannt habe, und daſs ein revolutionäres Ministerium ihm zur Seite getreten sei, ein Ministerium, in dem auſser den Tribunen von Izlaz auch N. Golescu, N. Bălcescu, C. A. Rosetti und Odobescu saſsen. Bald darauf wurde aber auch bekannt, daſs der Fürst durch seine Abdankung und Reise in das Ausland tatsächlich die Macht in die Hände der Erwählten des Volks — allerdings ohne dies auszusprechen — gelegt hatte. Die Häupter der oltenischen Bewegung begaben sich daraufhin in gröſster Eile, die langsame Bewegung der Fuſswanderung mit der schnelleren Wagenbeförderung vertauschend, nach Bukarest.

Hier war der Umschwung in folgender Weise vor sich gegangen. Während eines Spazierganges Bibescus wurde aus einem Wagen, in dem drei Jünglinge saſsen, auf ihn geschossen; die Kugel

blieb in der Epaulette des Fürsten stecken. Am folgenden Tage wollte dieser nun das Kunststück nachmachen, welches Sturdza in Jassy gelungen war. Er ging zur Kaserne, aber fand hier nicht die gewünschte unbedingte Ergebenheit. Der Kadett Magheru erschien, offenbar bereits von diesem Mifserfolge unterrichtet, in den Lipscanĭ, d. h. der Strafse, in der die Kaufleute wohnten, welche die Leipziger Messe besuchten, und verlas die Proklamation Eliads vor einem Zuhörerkreise, den etliche Zunftvorstände und Ioan Brătianu zusammengebracht hatten. Von hier aus zog die Menge zum Palaste, wo sie Bibescu zu allem bereit fand; dies war am 23. Juni. Angesichts dessen schickte der russische Konsul dem Fürsten unverzüglich einen groben Brief und reiste ab. Nach zwei Tagen tat Bibescu dasselbe, nachdem er erklärt hatte, er sei den neuen Verhältnissen nicht gewachsen. In der neuen provisorischen „Regierung" waren die Leute von Izlaz, aufser dem Priester und Pleşoianu vertreten, und zu ihnen gesellte sich nur der Kaufmann Scurti. Die jüngeren Revolutionäre kamen in Sekretärstellen unter, deren vier errichtet wurden, oder als Minister; dazu wurden Cîmpineanu und wiederum Odobescu, der die Truppen der Hauptstadt in seiner Hand hatte, berufen. Der Metropolit Neofit, ein unwürdiger Mensch, der sich in den gemeinsten Lobhudeleien gegenüber Rufsland erging und zugleich ein erbitterter Gegner Bibescus war, derselbe Neofit, der schon Wühlereien mit den grofsen Bojaren begonnen hatte, mufste die Präsidentschaft einer Regierung übernehmen, in deren Mitgliedern er nur „Rebellen" erblickte. Eine grofse Feierlichkeit wurde anläfslich des Eidschwures unter der Trikolore veranstaltet, und zwar fand diese auf dem Filareterfelde statt, das von nun an das Feld der Freiheit genannt wurde. Hierauf erwartete man die noch abwesenden Mitglieder der Regierung.

Als diese ankamen, traten zuerst Brătianu und Rosetti von ihrem Amte zurück. Dann fühlte sich Odobescu durch die Anwesenheit der anderen triumphierenden Helden verletzt. Er nahm zuerst Rücksprache mit Solomon, mit dem russischen Dragoman und zuletzt auch mit den „Proprietären" (Gutsherren), welche sich durch den Artikel der Konstitution, der den Bauern die Befreiung gegen eine dem Gutsherrn zu entrichtende Entschädigung versprach, in ihren persönlichen Interessen bedroht glaubten. Ein Staatsstreich



wurde vorbereitet, und die Mitglieder der Regierung gingen gutmütig in die Falle. Unter dem Vorwande, ihre Treue und Ergebenheit aussprechen zu wollen, erschienen einige Offiziere — es waren die meisten von denen, welche bisher noch nicht gewonnen waren — vor dem Palaste, und als sich ein Ausschufs des Besitzerklubs zeigte, wurden die anwesenden Tribunen verhaftet. Nachdem dies geschehen war, zeigte sich jedoch Odobescu völlig unschlüssig und war unfähig, irgend etwas anzufangen. Brătianu erregte die Menge gegen die Soldaten, und in der Verwirrung liefs der naive Solomon aus Unverstand schiefsen, so dafs einige Leute als Opfer dieses Entschlusses fielen. Er flüchtete sich, ergab sich aber nach etlichen Stunden dem Metropoliten. Ihm und Odobescu wurde der Prozefs gemacht, aber an eine Vollstreckung des Urteils wagten sich die Sieger nicht.

In diesem Augenblick traf die Nachricht ein, dafs die Russen, die Sturdza in die Moldau gerufen hatte, bereits an der walachischen Grenze ständen. An eine Verteidigung war nicht zu denken; die unwürdige Regierung entfloh. Neofit brachte die Sache zur Kenntnis des russischen Konsuls, der von der Moldau aus die Entwickelung der Dinge in der Walachei beobachtet hatte. Die Grofsbojaren Teodor Văcărescu und Emanoil Băleanu nahmen hierauf die Regierung in ihre Hände. Aber Brătianu hatte bereits erfahren, dafs das Gerücht von einem russischen Einfall erfunden war, „revolutionierte" die Bukarester Massen, flöfste sogar den Soldaten Odobescus Vertrauen ein und rief die „provisorische Regierung" zurück. Sie kam, prahlend und von ihrem „unvergleichlichen Opfer" [1]) sprechend, zurück, um Ausschüsse zu ernennen und Deputationen zu empfangen. Da die Worte schön klangen und da die Leute an die Unterwerfung unter jede Regierung gewöhnt waren, fehlte es an solchen Deputationen nicht.

Das Entscheidende jedoch sollte von aufserhalb kommen, denn alles hing von der Haltung der Pforte ab. Die Russen brauchten die türkische Zustimmung, wenn sie einschreiten und Vorteile ernten wollten. Die Revolutionäre hofften ihrerseits wieder die Türken, die unter liberalen Führern standen, für sich zu gewinnen.

1) Anul 1848, II, S. 229. Vgl. hinsichtlich der Revolution in den Fürstentümern C. Colescu-Vartic: 1848, zile revoluţionare (Bukarest 1898).



Als jedoch Soliman-Pascha, der ehemalige Botschafter in Paris, mit einem kleinen Heere in Giurgiu anlangte, sahen sie mit Befremden, daſs die Regierung dies nicht anerkennen wollte. Ein Wunsch Solimans aber wurde sofort erfüllt; statt der sechs Verwalter, die nichts verwalteten, hatte das Land fortan nur noch deren drei, als „fürstliche Stellvertreter“ (locotenenţă domnească): Eliad, Tell und N. Golescu. Die drei anderen bildeten nunmehr für die Gesinnungsgenossen nur die „beratende Regierung“, wenn auch nicht für die Öffentlichkeit. Soliman erschien auch in Bukarest, hielt vor einer Notabelnversammlung eine Rede und bewunderte bei den glänzenden, ihm zu Ehren veranstalteten Festen Gesang und Tanz. Dann ging er nach Giurgiu zurück, während eine „walachische“ Deputation nach Konstantinopel reiste, um hier die Wünsche des Landes dem demütig angerufenen Sultan vorzutragen. Als diese aber endlich in der kaiserlichen Stadt anlangte, war ein anderes türkisches Ministerium ans Ruder gekommen, und die Pforte wollte nun, seitdem die Hoffnung auf eine wirkliche Unterstützung durch Frankreich und England geschwunden war, insbesondere Ruſsland zufriedenstellen. Fuad-Effendi erhielt deshalb den Auftrag, in der Walachei Frieden zu stiften, und ein Armeekorps begleitete ihn. Er lieſs niemand vor, erkannte keine Autorität an auſser der von den Türken immer angerufenen der Priester und Notabeln und lieſs einen Teil seiner Soldaten in Bukarest einrücken. Bei dieser wenig passenden Gelegenheit wollte die walachische Miliz dennoch am Dealul Spireĭ, bei der Infanteriekaserne, militärische Ehrenbezeigungen erweisen, aber in der Verwirrung, die das beiderseitige Miſstrauen hervorrief, kam es zu einem Gemetzel, bei dem sich die Rumänen recht tapfer zeigten. Diese Affäre hatte selbstverständlich weiter keine Folgen. Fuad ernannte den Bojaren Konstantin Kantakuzino zum Kaimakam und lieſs die Anhänger der Konstitution verhaften und nach Orsova bringen; die „Lokotenenten“ durften unbehindert das Land verlassen. Sofort waren aber auch die Russen in die Walachei gedrungen.

Schon zu Anfang aller dieser Begebenheiten war eine Nationalversammlung angekündigt worden, eine Constituante. Eine solche wurde allerdings niemals einberufen, dagegen hielt man das andere Versprechen, die soziale Frage in einer Kommission zu er-



örtern. Im Sommer begannen tatsächlich ihre Sitzungen, in denen man über eine Lebensfrage, ja die Lebensfrage der rumänischen Nation beriet.

Die Gutsbesitzer waren durch gröfsere und kleinere Bojaren — eigentlich hätten nach dem Willen der Regierung 17 Gutsbesitzer 17 Bauern gegenüberstehen sollen — vertreten. Sie besafsen Kultur und Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens, sie hatten auch Erfahrung als aktive Mitglieder der politischen Körperschaft. Ihr Betragen aber machte ihnen keineswegs Ehre. Keiner von ihnen erkannte die Bedeutung des Problems, keiner von ihnen wollte die elementarsten Grundsätze des Rechts anerkennen, keiner sprach wie ein Rumäne und ein Christ. Und eine Ausnahme gab es dennoch, aber das war ein Mann, der in Ideen und Sprachen vielmehr den Bauern verriet. Während ein Lenş oder Lahovari alle Mittel der Schikane verwendete, um die Arbeit der Kommission zu vereiteln, während andere zuversichtlich von der alten „Sklaverei" der Bauern seit den Tagen Mirceas des Alten sprachen und mit dem sachkundigen, klar denkenden Vizepräsidenten Ioan Ionescu de la Brad, einem Moldauer, haderten, redete Ceauşescu, der Vertreter der Gutsbesitzer von Ialomiţa, in einer Art, die bei seinen Kollegen Verwirrung und Entrüstung hervorrief. Er bekannte sich zu allen seinen agrarischen Sünden und wollte aufrichtig Bufse tun, indem er seinen von ihm mifshandelten „Brüdern" Entgelt anbot. „Ich habe euch auch geknechtet, Brüder, hab' euch geschlagen, hab' euch beraubt; seit sechsunddreifsig Jahren vermaledeit ihr mich. Verzeiht mir, Brüder Bauern, ich bitte euch: nehmet zurück, was ich euch geraubt habe. Hier gebe ich euch euer Stückchen Acker zurück." Kurz und bündig antworteten die Bauern darauf, ohne Befremden zu zeigen: „Dafs Gott dir verzeihe, Bruder. Dafs wir Brüder seien und friedlich leben!" Und dann fuhr er fort: „Ich habe die Zigeuner geschlagen und habe sie befreit; ich habe Streitigkeiten gehabt, mir Bauerngut unrechtmäfsig angeeignet, weil ich jung und habgierig war. Jetzt aber bereue ich dieses Tun und gebe das Entrissene zurück ... Ich gebe mit oder ohne Entgelt; wenn ihr mir etwas gebt, nehme ich es als Almosen an; aber ich gebe es wieder zurück, weil ich in meinem Leben gesündigt habe" [1]).

1) Ebenda, III, S. 391, 396, 398.



Die Bauern zeigten allen bojarischen Äufserungen gegenüber eine unerwartete Reife der Gedanken, einen vollständigen Sinn für Recht und Unrecht. Einige sprachen von ihren langen Leiden, die ihr Dasein als ein Sklavenleben erscheinen liefsen, von den Eltern, die man mit der Peitsche zur Feldarbeit trieb, während ihre kleinen Kinder in der Hütte dahinsiechten, von der ihnen vorenthaltenen Bezahlung für die Arbeitstage, von der tatsächlich verhinderten Freizügigkeit und von allen möglichen anderen Mängeln und Gebrechen der reglementarischen Systems, welches ihnen härter erschien, als des Zustand der alten Zeiten. Sie verlangten aber als Kompensation nicht etwa die Aufteilung der Bojarengüter, die zum grofsen Teile vordem ihr Eigentum gewesen waren und ihnen nur für geringfügige Summen oder übertriebene Schuldforderungen entrissen worden waren. Nein, obgleich sie sich bewufst waren, dafs ihre langjährige Arbeit das verlorene Land vielleicht „zurückerobert habe“, dafs sie „auch mitgeholfen hätten, wie der Herr Bojare sagt, an dem Nationalkriege der Buzeştĭ und Calomfireştĭ“, dafs „das rumänische Vaterland, welches sich vom Deutschen bis zum Russen, von den Bergen bis zur Donau erstreckt, keineswegs mit einem Zaune umgeben, sondern nur mit der Brust seiner Söhne verteidigt worden war“, — trotz allem verlangten sie nichts als Abschaffung der noch bestehenden Feudallasten und Gewährung eines Stückes freier Erde für jeden, welches genügen würde, um ihn mit seiner Familie und seinen Haustieren zu ernähren. Dieses Stück Land wollten sie auch noch bezahlen. Nun stellte Ionescu, nach der Angabe des Bauernführers, des klugen Priesters Popa Neagu, eine Rechnung auf und fand, dafs nicht weniger als 7 200 000 Dukaten dazu erforderlich sein würden, „eine Summe, die im ganzen Umkreise des Vaterlandes noch nie genannt worden war“. „Wir werden sie bezahlen“, antworteten die Bauern ruhig. Und der Priester sprach: „... Die Arbeit wird siebenmal, ja siebenundsiebzigmal dieses bezahlen ... Als ein Seelenhirt frage ich euch: habt *ihr* das Geld auf Schiffen, auf Wagen oder mit sonst irgendeinem Transportmittel aus fremden Landen herbeigeholt? Nein, durch *unsere* Arme habt ihr es erworben, durch unsere Arbeit auf dem Acker, durch deren Ertrag ... Aus unseren Händen quillt unaufhörlich das Gold und Silber ... Und warum denkt ihr nicht

daran, daſs wir — die Bauern — der Staat, daſs wir der Staatsschatz sind?“ Und Ceauşescu kleidete die Bitten der Bauern in folgende schöne Parabel: „Stellen wir ein Gerippe aus zerstreuten Knochen zusammen: es entsteht nicht das Gerippe eines Raubtieres, das, zu Leben erweckt, uns auffressen könnte; das wird vielmehr das Gerippe eines Schafes, des nämlichen, welches vor siebzehn Jahren von Geiern, Löwen und Bären zerrissen wurde. Setzen wir aus den zerstreuten Knochen das Gerippe wieder zusammen, legen wir Fleisch darüber und geben wir ihm auch ein Stückchen Land, auf daſs es sich nähre und uns Milch gebe!“ Aber Eliad hatte Wichtigeres zu tun. Er kam in den Sitzungssaal und schloſs mit einem Wortschwall die Verhandlungen.

Unterdesen hatten die Ungarn, wie vorauszusehen war, mit Österreich gebrochen. Die kaiserlichen Truppen waren gegen die Rebellen vorgegangen; jetzt war die Zeit der Vergeltung gekommen. Viele von den Revolutionären aus der Walachei, A. G. Golescu und besonders J. Maiorescu, waren für die Union der Fürstentümer und für die Wiedergeburt des ganzen rumänischen Volkes durch Verbindung mit der deutschen Welt, sei es unter alter österreichischer oder irgendwelcher neuen nationalen Gestalt. Damals waren die österreichischen Sympathien, die sich seit 1821 regten, sehr stark. Die Brüder Hurmuzaki, die Söhne eines aus der Moldau ausgewanderten guten Bojaren alter Art, des freigebigen und gastfreundlichen Aga Doxachi, diese Brüder, von welchen sich der älteste, der Freiherr Eudoxius, später unsterbliche Verdienste um die rumänische Geschichte erworben hat, standen 1848 an der Spitze der rumänischen Bewegung in der Bukowina, und sie zeigten sich streng — wir dürfen vielleicht sogar sagen: beschränkt — kaiserlich, ohne jeden irredentistischen Gedanken. Die rumänischen Regimenter in Siebenbürgen erklärten sich ebenfalls alle für die kaiserliche Sache. Wenn Magheru, den die walachische Regierung in die Kleine Walachei schickte, um hier eine eventuelle Verteidigung vorzubereiten, und welcher als populärer Generalhauptmann etwa 10000 Leute unter sich hatte, tatsächlich die Grenze überschritten hätte, um sich mit den Moţi des Avram Iancu und mit den Soldaten Urbans zu vereinigen, dann hätten sich die militärischen Verhältnisse in Siebenbürgen gewiſs anders gestaltet,



besonders wenn die österreichischen Generale auch die Aufrichtigkeit der Rumänen anerkannt hätten. Aber Magheru wurde vom englischen Konsul zur Auflösung seines Heeres bewogen, damit er nicht durch die Anwendung von Gewalt die Rechtsstellung gefährde. Die Kaiserlichen begünstigten nur die Sachsen und zeigten sich gegen Iancu mifstrauisch. Dieser bemächtigte sich trotzdem eines Gebietes, das von Zlatna bis Torda reichte, aber, isoliert, konnte er seinerseits dem Hause Österreich nicht dieselben Dienste leisten, wie Jelačic in Kroatien. Übrigens erkannten die rumänischen kirchlichen Führer und die rumänische Intelligenz keineswegs in ihm — wie es für das Gedeihen der nationalen Sache nötig gewesen wäre — den bewaffneten Vertreter der ganzen Nation. Lemény kehrte zwar angesichts der Greuelszenen, die sich in Pest abspielten, von dort zurück, mufste aber, in Klausenburg eingesperrt, sehen, wie sich dieselben Greuelszenen, hervorgerufen durch den magyarischen Pöbel, hier wiederholten. Şaguna hatte auch heimlich die Hauptstadt verlassen, aber in Hermannstadt, wo er seitdem residierte, fanden weder die Kaiserlichen in ihm einen mutigen Gefährten, noch die Rumänen einen Apostel der Freiheit. Die Mitglieder der jungen Generation scharten sich nicht um die Fahne Iancus, so dafs dieser nur seine treuen Bauern, sowie etliche Freunde und Priester zu seinen Waffengefährten zählen konnte. Man schrieb und sprach, aber was man auch schreiben und sprechen mochte, alles verhallte macht- und eindruckslos, denndie leiten den Männer waren fern von dem Platze, wo die Waffen auf den einsamen Pfaden der Berge klirrten und die Augen nach dem Feinde spähten. Zu Anfang des Jahres 1849 kam dann der Pole Bem nach Siebenbürgen und verjagte sehr schnell den kaiserlichen General Puchner.

Aus Furcht vor einem vollständigen Siege der Ungarn beging nun, und zwar auf den Vorschlag dieses kaiserlichen Befehlshabers, Şaguna den grofsen Fehler, die Russen, die Bedrücker und Todfeinde der Brüder jenseits des Gebirges, zu Helfern aus Bukarest herbeizurufen. Sie kamen in der Tat, aber bald darauf — im Februar — erklärte der österreichische Hof, dafs er ihrer nicht mehr bedürfe. So kehrten sie denn zurück, und von neuem entbrannte nun der gegenseitige Ausrottungskrieg zwischen Kaiserlichen, Rumänen und Magyaren. Als die unga-

rische Revolution sich dem Ende zuneigte, wurde Hatvany gegen Iancu geschickt: und hier in den durch vergangene Siege geheiligten Bergen wurden die Husaren geschlagen, verjagt und vernichtet. Selbst die Frauen taten das Ihrige bei diesem Ausrottungswerke. Vergebens unternahmen es etliche Träumer, wie Bălcescu und andere Gutgesinnte, die sich gegenseitig bekämpfenden Nationen zum Frieden miteinander zu bewegen und zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die von neuem heranrückenden Russen anzustacheln. Buteanu, der Freund und einer von den Präfekten Iancus, antwortete höhnisch auf solche Vorschläge: „Ihre Freiheit ist der Galgen, ihre Rechtsgleichheit besteht darin, daſs die anderen Nationen, die mit ihnen denselben Boden bewohnen, von dem magyarischen Elemente aufgesogen werden.“ Bald starb er infolge Verrates am Galgen der ungarischen Freiheit und Treue: dies waren die letzten, aber durchaus der Wahrheit entsprechenden Worte, die von seinen blassen Lippen kamen. Zu derselben Zeit unterhandelte Bălcescu als Vertreter der walachischen Emigranten mit dem ungarischen Minister Graf Batthyanyi, dem er eine rumänische Legion zur Verfügung stellen wollte! Zuerst erhielt er die sehr höflich abgefaſste Antwort, daſs unter allen Umständen zwei Prinzipien aufrechterhalten werden müſsten, die Integrität des ungarischen Territoriums und die Oberherrschaft des magyarischen Elements — „so, wie es sich dieselbe seit tausend Jahren, mit den Waffen in der Hand, errungen hat“ [1]). Die Revolution war aber bereits ihrem Ende nahe, als Batthyanyi weitere Konzessionen machte: diese bestanden in der Anerkennung der Bezeichnung Román (nicht mehr Oláh), der kommunalen Selbstverwaltung nach der Nationalität der Einwohner, und ebenso der nationalen Autonomie in den Komitaten, in der Errichtung rumänischer Schulen, Zulassung rumänischer Eingaben und Bildung eines unabhängigen rumänischen Patriarchats mit freien Synoden [2]). Aber die ungarische Streitmacht kapitulierte vor den Russen zu Villágos; Bem fiel zwar in die Moldau ein, fand aber dort gar keine Unterstützung, denn die rumänischen Emigranten, überallhin zerstreut, in Paris, Konstantinopel und Brussa, verloren sich in niedrigem Gezänk

1) Ion Ghica, Amintirĭ din pribegie, S. 296.

2) Ebenda, S. 367 f.



und befleckten sich mit unwürdigen Beschuldigungen, so dafs sich zuletzt nur noch vereinzelte Individuen feindlich gegenüberstanden.

Im Jahre 1849 hatte Rufsland mit der Pforte den Vertrag von Balta-Liman geschlossen, und zwar hatten beide Regierungen wegen der „betrauernswürdigen Konflikte", die letztlich stattgefunden hatten, sich zusammengetan, um den Fürstentümern eine neue Staatsordnung zu verleihen. Dieser gemäfs waren die Fürsten nur „hohe Beamte" (hauts fonctionnaires) auf sieben Jahre, und die Adunări, als unbequeme und ungehorsame Organe, wurden durch die Divane adhoc — dies ist ein lateinisch-türkischer Barbarismus — ersetzt, deren Kompetenz sehr beschränkt war. Gregor Ghica, der Schwiegersohn des Ioan Sandu Sturdza, und Barbu Ştirbeĭ, der Bruder Bibescus, aber ein Adoptivsohn des letzten Ştirbeĭ, unternahmen es, unter solchen Verhältnissen zu regieren. Sie waren beide noch jung, sehr gebildet, besonders der letztere, edel gesinnt, besonderes der erstere, ausgezeichnete Patrioten, arbeitsam und ehrlich. Sie verdienen aufrichtige Anerkennung, denn sie haben ihr Land vor einem schlimmeren Schicksale bewahrt.

Über die kurze Regierungszeit der beiden Fürsten [1]) ist trotzdem unter einem höheren Gesichtspunkte, nämlich unter Rücksicht auf die Gesamtentwickelung des rumänischen Volkes, nur sehr wenig zu berichten. Ihre ganze Tätigkeit mufste sich notgedrungen auf das untergeordnete Gebiet der täglichen Verwaltungsmafsregeln beschränken, und da haben sie viel Gutes geleistet. Ihre Mafsregeln liefen dabei — ein edler Wetteifer spornte sie an — oft parallel. So setzten beide die vollständige Befreiung der Zigeuner durch und entfernten so einen allzulange geduldeten Schandfleck. Die hartnäckigen Sklavenbesitzer wurden in der Moldau sogar gesetzlich gezwungen, das Beispiel des Staates bei der Emanzipation nachzuahmen und die angebotene Entschädigung anzunehmen. Ein neues Agrargesetz brachte den Bauern 1850—1851, wenn auch nicht den 1848 erhofften Bodenbesitz, so doch wenigstens die Abschaffung einiger Fronden bezw. Mifsbräuche, die sie bisher schwer gedrückt hatten.

1) S. meine beiden Werke: Corespondenţa luĭ Ştirbeĭ-Vodă und Mărturiĭ istorice privitoare la Ştirbeĭ-Vodă (Bukarest 1904—1905). Eine Lebensbeschreibung dieses Fürsten befindet sich jetzt (1905) im Druck.

Gewöhnlich war Ghica derjenige, welcher mit den Reformen den Anfang machte. Știrbeĭ jedoch übertraf ihn hinsichtlich der verwaltungstechnischen Fähigkeiten, des Wirtschaftstalents und der ruhigen Energie. Der walachische Fürst hatte nichts ungesund Romantisches an sich, zeigte niemals Unentschlossenheit und besaſs keine persönlichen Schwächen. Aber der krankhafte Ghica, von dessen angegriffenem Gemütszustand man öffentlich sprach und der — später von seinen Gegnern mit unwürdigen Verleumdungen verfolgt — sich schmerzerfüllt und um die Zukunft besorgt in einem französischen Schlosse in der Nähe von Melun erschoſs, dieser Mann lebte viel mehr als Știrbeĭ für andere, für sein Volk, und zwar nicht nur für seine moldauischen Untertanen, sondern für das rumänische Gesamtvolk, und dachte nicht nur an die traurige Gegenwart, sondern vor allem an die bessere, heiſs ersehnte Zukunft. Er war ein ritterlicher Vorkämpfer für seine Nation und noch nach seinem Falle trat er dauernd für die Union ein, deren „erster Vertreter" er sich, nicht ganz mit Unrecht, nannte, und wies, indem er sich für einen „fremden Fürsten" erklärte, selbst jeden auf ihn abzielenden Kandidaturvorschlag energisch zurück.

Er hatte auch viel bessere Ratgeber als sein Nachbar, der alles in eigener Person schaffen sollte. Știrbeĭ hielt die Grenze für alle, die an der politischen Tragikomödie von 1848 beteiligt gewesen waren, streng geschlossen; kein proscrit, der gern, durch das Unglück geläutert, aus der Ferne zurückgekehrt wäre, durfte sie überschreiten. Infolgedessen hatte er nur ungereifte Jünglinge, die seine Departementsdirektoren wurden, zu Helfern, und überreife, vermoderte Bojaren alter Mode — darunter leider auch einen Cîmpineanu —, denen Ministerportefeuilles anvertraut wurden. Ghica war im Gegensatz dazu von den Vertretern der allerdings 1848 viel weniger als in der Walachei kompromittierten zeitgenössischen Generation umgeben, und viele von denjenigen, welche später in der Moldau die Regenerationsära mitwirkend erlebten, wie Ralet, Cuza und andere, hatten unter ihm als Beamte gedient. Sein Schulinspektor für die neuorganisierten Erziehungsanstalten war Laurian, und auf Veranlassung des Fürsten erschien die erste vollständige Ausgabe der Schriften des Nationalpropheten Șincaĭ. Der entscheidende Augenblick fand hier nicht verrostete



Privilegienverfechter und schwärmende Revolutionäre, die eben frisch aus dem Abendlande zurückgekommen waren, ohne die Schwierigkeiten des praktischen Lebens der Staaten und Völker zu kennen, sondern Leute, welche mit edlem Eifer für das Gedeihen ihrer Nation eine genügende Erfahrung verbanden. Diese Männer waren: Kogălniceanu, der auch weiterhin obenan stand, C. Negri, C. Hurmuzaki, ein Rumäne aus der Bukowina, Anastase Panu, ein klassischer, wenn auch etwas hohler Redner, und viele andere. Sie waren überdies gewohnt, sich in die Hände zu arbeiten, so dafs sie als eine geschlossene Phalanx erschienen, während in der Walachei unversöhnliche Gegner und unsichere Freunde die politische Welt darstellten. Endlich herrschte in der Moldau, dank der Schulen und der Wirksamkeit solcher Führer, in den gebildeten Klassen ein viel besserer Geist, so dafs die nationalen Kundgebungen sämtlich grofsartig verliefen.

Wenn aber auch die walachischen Revolutionäre von 1848 zu Hause fehlten, so waren sie doch im Auslande für die Nation tätig; freilich nicht diejenigen, die in der Türkei als Pensionäre lebten und hier ruhig mit gefalteten Händen die Tage vorübergehen sahen, aber wohl die in Paris, London, Deutschland und Österreich lebenden Jünglinge und reifen Männer. Paris vor allem war das Agitationszentrum für die gute Sache der Freiheit, für die causă. Hier schrieb Bălcescu, den allerdings bald der Tod hinwegraffte, seine Question économique des principautés, hier erschienen später die schönen Broschüren, die Brătianu zum Verfasser haben. Nützliche Bekanntschaften wurden geschlossen, Zeitungsaufsätze veranlafst, und auf diese Weise wurde allmählich die „moldo-walachische" Frage so gut bekannt, wie vordem, durch die Schwärmer für den Hellenismus, die griechische. Keinem Diplomaten, keinem Redakteur fehlten jetzt mehr die Grundlagen für die Kenntnis Rumäniens, und im Publikum verbreiteten sich Sympathien für das entfernte christliche Volk römischen Ursprungs und europäischer Entwickelungstendenz.

Im Jahre 1853 brach, hervorgerufen durch die Frage des „lateinischen" oder russischen Protektorats im Heiligen Lande, ein Krieg zwischen Rufsland und der Türkei aus, den Kaiser Nikolaus als den letzten ansah, als denjenigen, welcher die Tage



des „kranken Mannes“ mitleidig schliefsen würde. Jedoch Frankreich, dessen neugekrönter Kaiser eine alte napoleonische Schuld zu bezahlen hatte, und England, welches für seinen Handel den absoluten, garantierten Status quo im Oriente brauchte, mischten sich in den Zweikampf und verhalfen dem schon verzweifelnden Sultan zu dem langentbehrten Siege. Preufsen zeigte sich zurückhaltend gegenüber einer Allianz mit dem westlichen Europa, zu der sich später auch Sardinien, das sich hervortun wollte, gesellte. Die Politik Österreichs jedoch in dem verhängnisvollen Augenblicke, als (Juni 1853) die Russen den Pruth überschritten und die Fürstentümer vor der Kriegserklärung als Pfand in Besitz nahmen, bedarf einer näheren Erklärung, und diese mufs auch die allgemeinen Interessen des ganzen Rumänentumes in Betracht ziehen.

Die in Siebenbürgen nach 1848 eingesetzte kaiserliche Regierung zeigte sich streng, entdeckte überall Revolutionsgelüste, aber war dennoch gegenüber den treu gebliebenen Rumänen „gnädig“. Zwar hatten ihre Zeitungen schwer um ihr Dasein zu kämpfen, und jeder Verdächtige, wie der bereits hochbetagte Bischof von Blasendorf, mufste weichen. Aber indem man Lemény mitleidslos zur Niederlegung seines Amtes zwang, ward den Gläubigen der unierten Kirche schon im Jahre 1850, mit Rücksicht auf die Blasendorfer Volksszenen vom Mai 1848, das zuteil, worauf sie unter anderen Verhältnissen niemals hätten hoffen können, die Lostrennung des Bischofssitzes von dem ungarischen Primat, und die Entstehung einer Metropolie, die der alten nichtunierten von Weifsenburg entsprach. Der erste Metropolit, Alexander Şuluţ, erwies sich als ein treuer Verteidiger des nationalen Rechtes und wirkte nicht nur im römisch-kirchlichen, sondern auch im rumänisch-weltlichen Sinne. Şaguna, der nichtunierte Bischof, erfreute sich bei den Häuptern der Landesregierung einer hohen Achtung, und nach langen Auseinandersetzungen und vielen Vorstellungen wurde er sogar Metropolit, ein Gegenmetropolit für den Oberhirten von Blasendorf, aber trotzdem oftmals ein Kampfgenosse des letzteren. Im Jahre 1861 wurde auch der Grundstein zur literarischen Gesellschaft der siebenbürgischen Rumänen, der A s o c i a ţ i e, gelegt, und die beiden Bischöfe — Şaguna erhielt seine Ernennung zum Metropoliten

erst 1864 — saſsen innerhalb dieser friedlich nebeneinander und berieten gemeinsam über die höchsten Interessen ihres Volks, diejenigen der nationalen Kultur [1]).

Die leitenden Kreise Österreichs, Personen wie Bach und Professor Stein, dachten, jetzt, bei der kriegerischen Verwickelung Ruſslands und seiner Erniedrigung, lieſse sich die Idee der Verwirklichung näher bringen, die 1848 bei Sachsen und Donaurumänen aufgetaucht war, nämlich die Wiederbelebung Dakiens in der Gestalt einer kaiserlichen Provinz. Wie vor 1774, schloſs auch jetzt Österreich einen Schutzvertrag mit der Türkei, und demzufolge rückten die kaiserlichen Truppen, darunter auch siebenbürgisch-rumänische Regimenter, unter meistens italienischen Generälen, wie Coronini und Marziani, in die Moldau und Walachei ein.

Hier hatten die Fürsten die russische Okkupation zwar unwillig empfunden, aber äuſserlich hatten sie sich das nicht merken lassen. Sie harrten vielmehr bis zum letzten Augenblicke aus, um ihre Scheinherrschaft zu verteidigen, aber endlich muſsten sie doch die Fürstentümer dem russischen Kommissar von Budberg und den militärischen Befehlshabern des Zaren überlassen. Diese aber muſsten vor den Österreichern den Platz räumen, und ebenso taten die Türken, die nur erschienen waren, um noch einmal ihre Rechte zu dokumentieren. Die Kaiserlichen richteten sich bequem ein, verlangten Quartiere „wie in Wien“, schimpften über die „zurückgebliebenen“ Bojaren, brachten gegen die unteren Klassen Stock und Bajonette zur Anwendung, lieſsen die Landesmiliz unter österreichischen Unteroffizieren exerzieren, beschlagnahmten das Kriegsmaterial und belieſsen den zurückberufenen Fürsten nur das Äuſsere ihrer niemals sehr umfangreichen Macht. Auf das französisch fühlende Volk, das von nationalen Gedanken beseelt war, hatte dieses Betragen eine ganz andere Wirkung, als man vielleicht erwartet hatte: das österreichische Regime war bald nicht weniger verhaſst als das russische, und aller Augen verfolgten voll Hoffnung die Erfolge der Verbündeten, die Siege des dritten Napoleon auf dem Kriegsschauplatze in der Krim. Dort fochten auch etliche Rumänen gegen Ruſsland, während die moldauische

1) Vgl. Barițiŭ, Părți alese, II—III; Popea, Șaguna und Vechia Mitropolie; die Akten für die Gründung der „Asociație“.



Miliz unter dem später dafür sehr gefeierten Hauptmann Filipescu durch keine Drohungen zur Vereinigung mit den Russen zu bewegen gewesen war.

Schon im Jahre 1855 empfand man, dafs der Friede zwischen dem erschöpften russischen Reiche und seinen Gegnern, die lediglich diese Erschöpfung nötig hatten, nahe sei. In der Wiener Konferenz verhandelte man zuerst über die künftige Organisation der Donaufürstentümer, der Schadenersatzländer, die bisher als Pfand betrachtet worden waren, und deren man sich durch Okkupation versichert hatte. Der Vertreter Rufslands empfahl selbstverständlich dasjenige, was dem russischen Interesse entsprach, eine konstitutionelle Verfassung auf Grund des organischen Reglements, ohne jedoch die Zeit der in Aussicht gestellten Reformen näher zu bestimmen; die militärische Macht der Fürstentümer sollte nur nach Bewilligung der Russen und unter Zustimmung der Pforte und anderer Nachbarn vergröfsert werden dürfen. Gegenüber diesem Ansinnen trat England für die Vereinigung der beiden, durch nichts getrennten und hinsichtlich der Lebenselemente gleichartigen rumänischen Länder ein, forderte einen lebenslänglichen und sogar erblichen Fürsten, und eine wirkliche Nationalvertretung, ein donauisches „Parlament“ neben der befestigten monarchischen Gewalt. Österreich schwieg. Wie später offen ausgesprochen worden ist, wollte es in seiner Nähe nicht ein zweites Piemont haben, nicht ein zweites lateinisches Volk, das den Keim zu einem künftigen gröfseren Nationalstaate bereits in sich trug. Auch Österreichs Absicht ging deshalb dahin, die Fürstentümer einem schwachen, von sich aus ohnmächtigen Regimente zu überlassen, falls sich eine Räumung der Länder überhaupt als notwendig erweisen sollte. Eine natürliche Stütze hatte es dabei in der Türkei, denn durch den glücklichen Erfolg des Krieges war in der Tat der alte osmanische Geist wieder erwacht, der Geist des trotzigen Stolzes, der die Aussaugung minder berechtigter kleiner, christlicher Völker als sein Recht in Anspruch nahm. Die neuerrichtete, durch Sieg gefestigte Türkei zeigte sich ebenso unduldsam wie die alte eines Mohammed II. gegenüber den Ländern, in denen man trotz der Aufrechterhaltung der mehr oder weniger wirksamen Privilegien lediglich Bestandteile des sultanischen Reiches erblickte. Diese



Absichten standen jedoch im schroffsten Gegensatze zu jenen Frankreichs, dessen Kaiser die Revision der Wiener Verträge erstrebte und die alten, durch kluge Berechnung entstandenen, lediglich der Erhaltung des Gleichgewichts dienenden Staaten durch neue staatliche Schöpfungen auf nationaler Grundlage ersetzen wollte. Denn für Napoleon war es eine Gewissenspflicht, an der Donau ewige Schranken gegenüber der russischen Übermacht zu errichten und einen neuen Zweig der lateinischen Rasse für eine bessere Zukunft gegenüber dem Islam, dem Slaventum und den österreichischen Annexionsgelüsten sicherzustellen. Für die türkischen Interessen hatte Napoleon nicht das Verständnis wie die Engländer, denen wegen ihres Handels eine Begünstigung der Pforte notwendig erschien. Die schwache Stimme des von Frankreich abhängigen Sardinien war natürlich im voraus für die französische Politik gewonnen, denn diejenigen, welche den Einheitsgedanken innerhalb des italienischen Volkes hochhielten, mufsten notwendigerweise auch an der Donau dafür eintreten.

Der Friedenskongrefs war für den Frühling des Jahres 1856 angesetzt und wurde, soweit die Fürstentümer in Betracht kamen, durch eine Gesandtenkonferenz zu Konstantinopel vorbereitet. Hier legte Österreich einen vollständigen Reorganisationsplan vor, den Herr von Bach, der Bruder des Ministerpräsidenten, ausgearbeitet hatte; darin war die Abschaffung des russischen Protektorats, die Bestätigung der angeblich zwischen der Pforte und den rumänischen Fürsten bestehenden Verträge sowie die Ernennung des Fürsten durch den Sultan auf Grund eines Vorschlages der Länder vorgesehen [1]); aufserdem sollte neben diesem ernannten Fürsten ein Senat stehen und alle Bewohner des rumänischen Bodens persönlich gleichberechtigt sein. Die Türken ihrerseits waren bereit, in jeder „Provinz“ einen ernannten lebenslänglichen Fürsten zu dulden und ihm einen erwählten Diwan beizugeben. Der französische und der englische Gesandte machten dem gegenüber nur Vorschläge, die ihnen keinen Anspruch auf Dankbarkeit seitens der Rumänen eintrugen.

Unterdessen rüstete sich die Partei der Zukunft, die sich die nationale nannte, besonders in der Moldau zum Kampf, und sie

1) Sturdza, Acte și documente, II, S. 923 f. Vgl. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, 2. Bd. (Berlin 1905).

fand überall einen Beifall, wie sie ihn bisher niemals erlebt hatte. Ihr Programm war nicht neu aufgeputzt, es enthielt vielmehr dieselben Punkte, die Kogălniceanu schon 1848 in seiner berühmten Broschüre verkündigt hatte: Union und freies Staatsleben nach dem Grundsatze der allgemeinen politischen Gleichheit, ungehinderte Entwickelung der rumänischen Nationalität, vollständige Beseitigung der bisherigen Klassenherrschaft, wie sie unter dem russischen Protektorate und der türkischen Willkür bestanden hatte; die Ermöglichung einer wahren nationalen Kultur bildete die hauptsächlichste und festeste Bürgschaft für die Zukunft. Gregor Ghica, der als Landesfürst zurückgekehrt war, machte sich selbst und die Behörden zu Trägern dieser rettenden, liberalen Gedanken, und die Rolle, die er dabei spielte, war um so schöner, als auch er einen „fremden Fürsten“ empfahl, mithin für sich selbst auf diese Würde von vornherein verzichtete. Auch Ştirbeĭ entschied sich für die Union. Gegen das Schlufsprotokoll der Gesandtenkonferenz vom 11. Februar, welches die Ernennung der Fürsten und die Einsetzung eines Senates empfahl, erhob sich in der Moldau ein heftiger Protest, denn darin erblickte man einen Beschlufs, der die durch die Geschichte und Verträge bezeugten Rechte beider Länder schwer verletzte. Die Emigranten waren gleichzeitig bemüht, eifrig durch Zeitungsartikel und politische Broschüren die diplomatische Welt und das europäische Publikum für die Sache der Gerechtigkeit und Humanität zu gewinnen.

Unter dem beherrschenden Einflusse des französischen Kaisers, dessen monarchische Macht in Plebisziten ihren Ursprung hatte, nahm der Pariser Kongrefs nach lebhaften Debatten, in denen die besagten Interessen und Befürchtungen zum Ausdrucke kamen, im Monat März das am besten passende Prinzip an und beschlofs, dafs die künftige Verfassung der Fürstentümer von den Wünschen abhängig sein sollte, die die Bevölkerung selbst bekunden würde. Eine neue anschliefsende Konferenz von Vertretern der Signatarmächte sollte diese Wünsche anhören, in Erwägung ziehen und ihrem Schützlinge, dem wiedererstandenen „moldo-walachischen“ Volke, im Namen Europas eine neue Konstitution schenken. Unter Leitung der Fürsten selbst, oder unter einer provisorischen Regierung, die nach dem alten Gebrauche Căimăcămie genannt wurde und

deren Mitglieder die Pforte zu ernennen hatte, sollte eine nach einem von den Gesandten und der Pforte gemeinsam entworfenen Wahlgesetze berufene Versammlung der Walachen und Moldauer, die den barbarischen Namen „Diwan ad hoc“ — der Ausdruck war der Konvention von Balta-Liman entnommen — führte, die Wünsche der Nation formulieren. Während der Wahlen führte eine besondere europäische Kommission in den Fürstentümern die obere Aufsicht über deren Vollzug.

Die Oberherrschaft der Pforte, welche die Souveränität verlangt hatte, um wenigstens eine Suzerenität — eine neue, mehr oder weniger passende Bezeichnung für die Abhängigkeit — zu erhalten, war vertragsmäſsig begründet. Österreich hatte seine Truppen noch in den Fürstentümern und zeigte den Mächten an, daſs es den Befehl zum Abmarsch nicht erteilen könne, ehe nicht die neue Grenze der Moldau gegenüber Ruſsland Geltung gewonnen habe; durch diese Grenzregulierung kamen die drei bessarabischen Distrikte Cahul, Bolgrad und Ismail am unteren Pruth und an der unteren Donau im Interesse der freien Schiffahrt auf dem groſsen mittel- und osteuropäischen Strome an die Moldau zurück. Die Kaimakamen waren Vertrauensmänner der Pforte. Der moldauische, Tudoriță Balș, ein ganz unfähiger, aber sehr ehrgeiziger Mann und Gemahl einer noch viel ehrgeizigeren Frau, war auſserdem ein ausgesprochener Freund Österreichs. Sein walachischer Kollege, Alexander Ghica, war der ehemalige Fürst, den jedoch das Alter und die Erfahrungen der Vergangenheit tief gebeugt hatten; obgleich viele der Fortschrittsfreunde in ihm eine Stütze für ihre Bestrebungen zu finden meinten, dachte er doch in erster Linie daran, wie er etwa den Thron wiedergewinnen oder seinen zahlreichen Neffen Dienste erweisen könnte. Er hielt es nicht für ausgeschlossen, daſs er für das von den Fürsten Bibescu und Știrbeĭ erlittene Unrecht Rache nehmen könnte, und gehorchte dabei völlig den Befehlen des Sultans, den er schlechtweg seinen „Souverän“ nannte. Durch Ernennungen, Beförderungen und Belohnungen war Balș unaufhörlich bemüht, die Nationalpartei, welche sich feierlich konstituiert hatte, zu bekämpfen. Ein Ferman, der die Zensur einführen sollte, wurde von der Pforte erwirkt, und die Folge war, daſs die nationalistischen Zeitungen

ihr Erscheinen einstellen mufsten. Als Balş starb, trat an seine Stelle der junge Grieche Nikolaus Vogorides (Vogoridi), der Sohn eines hellenisierten Bulgaren, der ehedem, im Jahre 1821, Kaimakam der Moldau gewesen war. Als Schwiegersohn und Erbe des Grofsbojaren und Dichters Conachi hatte der im Lande geborene und erzogene Thronbewerber grofse Mittel zur Verfügung und besafs aufserdem weitverzweigte Verbindungen mit den angesehensten Griechen, die im Dienste der Pforte standen. Eitel und skrupellos, baute er auf die Unterstützung der Türkei, Österreichs, ja sogar Englands, welches in der Union eine wesentliche Schwächung des osmanischen Reiches erblickte, und er verhehlte auch seine wahre Absicht nicht, „mit allen Kräften" den Sieg der Nationalpartei zu verhindern. Dies gelang ihm nur zu gut. Die von seinen Beamten und Freunden aufgestellten Wählerlisten waren ein Skandal; von den 2000 Grofsgrundbesitzern waren z. B. nur 350 aufgenommen. Und als es dann zur Abstimmung kam, erschienen auch diese spärlichen, mit solcher Sorgfalt auserlesenen Gegner in solch verschwindender Minderheit, dafs ein antinationaler Diwan ins Leben gerufen wurde. Dabei mufs betont werden, dafs die Entscheidung bezüglich der Union in der Moldau fallen mufste, weil für das kleinere Land, welches dabei vieler Vorteile verlustig ging, das Opfer gröfser war.

Napoleon verlangte jedoch, dafs die Wahlen für ungültig erklärt wurden, und als die Pforte zögerte, befahl er seinem Botschafter, sich zur Abreise einzuschiffen. Dann ging der Kaiser nach Osborne, um England für sich zu gewinnen und damit den Widerstand, der seiner Orientpolitik geleistet wurde, zu brechen. Man kam hier überein, dafs zwar nicht mehr die vollständige Union herbeigeführt werden, sondern dafs nur, falls die ordnungsmäfsig gewählten Diwane die Vereinigung verlangen würden, eine „Union des rapports militaires, financiers et judiciaires", Ausdrücke, die jedermann anders verstehen konnte [1]), Platz greifen solle. Die moldauischen Wahlen wurden nun sofort kassiert, und bei den darauf folgenden hatte die Nationalpartei einen vollständigen Sieg zu verzeichnen. Dagegen hatten lediglich etliche zurückgebliebene Bojaren oder Hitzköpfe, wie Nikolaus Istrati, und aufserdem manche

1) Acte şi documente, Band V, S. 447.



Mitglieder des Klerus, die in dem „fremden Fürsten" der vereinigten Fürstentümer einen natürlichen Gegner des alten Glaubens fürchteten, gekämpft.

Jetzt bestand kein Zweifel mehr, dafs die moldauische Versammlung, deren Entscheidung allein von Wichtigkeit war, die Vereinigung beider Fürstentümer, das Ende des von den wenigen „Separatisten" tragisch beweinten „Vaterlands Moldau", fordern werde, und die gewaltige Stimme des klugen Patrioten Kogălniceanu, mit dem sich, was Bildung, Scharfsinn, Kühnheit und Rednertalent anlangt, unter seinen Zeitgenossen und deren Nachfahren niemand messen konnte, machte in der andachtsvoll aufhorchenden Versammlung tatsächlich den entsprechenden Vorschlag. „Wir haben", so erklärte Kogălniceanu, der seine ganze Generation in diesem gröfsten, feierlichsten Augenblicke der nationalen Geschichte würdig vertrat, „denselben Ursprung wie unsere Brüder, denselben Namen, dieselbe Sprache, denselben Glauben, dieselbe Geschichte, dieselben Einrichtungen, Gesetze und Sitten, wir teilen dieselben Hoffnungen und dieselben Befürchtungen; dieselben Grenzen sind unserer Wacht anvertraut; in der Vergangenheit haben wir dieselben Schmerzen erlitten, dieselbe Zukunft haben wir jetzt zu sichern und dieselbe Sendung zu erfüllen." Zugleich bezeichnete er in seinem Vorschlage folgendes als die Wünsche der Nation. An erster Stelle forderte er genaue Beobachtung der seitens der Pforte übernommenen Verpflichtungen, besonders bezüglich der in der letzten Zeit dank der „phanariotischen Schwäche und der russischen Gleichgültigkeit" oft angetasteten, nicht mehr förmlich anerkannten Autonomie, sodann einen „fremden Fürsten" — Frankreich dachte an den siegreichen Marschall Pélissier —, eine von Europa, von den gnädigen „Mächten" garantierte Neutralität, deren Schutz dieselben Mächte übernehmen sollten, und eine Nationalvertretung zur Stütze der monarchischen Gewalt. Aber die Hauptsache dabei war und blieb die Union. Einzig und allein der alte, recht unfähige Logofăt, der „Inhaber eines russischen Ordens und der gröfste Grofsgrundbesitzer im Lande", Alecu Balș, stimmte dagegen, und ihm schlofs sich der Vikar des Bischofs von Roman, Hermeziu, an, obwohl Rufsland, als es einmal so weit war, die Bewegung, die nicht aufzuhalten war, begünstigte, um sich wenigstens die Anhänglichkeit der Ru-



mänen zu sichern und zugleich das immer noch feindlich gesinnte Österreich zu ärgern [1]). Alle anderen stimmten frohen Herzens der Vereinigung der Fürstentümer zu, und auch der Metropolit, dem der ohnmächtige griechische Patriarch zu Konstantinopel vergebens gedroht hatte, vereinigte sich, als guter „Hirte“, mit seiner „Herde“. Dies geschah am 7. Oktober a. St. 1857. In den folgenden Sitzungen, die sich lang hinzogen, beschäftigte sich der Diwan mit verschiedenen Fragen, die der künftigen Verfassung des Vaterlandes zur Grundlage dienen sollten. Dazu gehörte die Grenzregulierung — man wünschte nämlich eine bessere Abgrenzung in Bessarabien —, die Heeresorganisation, die Glaubensfreiheit, die Freiheit des Handels, die Organisation einer Nationalkirche, sowie die Einsetzung einer in kirchlichen Dingen mit der Macht der Gesetzgebung ausgestatteten Synode, die Verteilung der Staatslasten, sowie die Rechtsstellung der Fremden; besonders über den letzten Punkt kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Der wichtigste Punkt aber war die Behandlung der Bauern. Im Namen der Bauern, die ebenfalls, wenn auch in geringerer Anzahl, vertreten waren, wurde eine wahrscheinlich von J. Ionescu verfaſste Denkschrift überreicht, worin in leidenschaftlichen, der walachischen Kommission von 1848 entnommenen Ausdrücken die Abschaffung der ungesetzlichen Körperstrafen, die Selbstverwaltung der Dorfgemeinden bezüglich der inneren Angelegenheiten und die Ablösung des Frondienstes, des verhaſsten boieresc, gefordert wurde. Aber jetzt widersetzten sich, gerade wie früher, die Grundbesitzer, erfüllt von Entrüstung und Furcht vor noch weitergehender Einschränkung ihrer Befugnisse; eine Ausnahme bildeten nur einige Führer der jüngeren Generation, und die Entscheidung der groſsen Frage, von der die Bildung einer wirklichen, politisch einheitlichen Nation abhing, wurde auf eine unbestimmte Zukunft vertagt.

In der Walachei waren die Revolutionäre zurückgekehrt; sie hegten noch ihre alten Träume und waren von Haſs erfüllt gegen diejenigen, welche sie auf den Weg der Entbehrungen und des Schmerzes, in die Verbannung, gewiesen hatten. Rosetti gründete seine berühmte Zeitung Romînul und verteidigte darin täglich

1) S. besonders Orăşanu, Istoria Romîniei contemporane, note critice (Bukarest 1900; aus den „Conv. literare“), S. 11 ff.



die „guten“ Prinzipien in einer verblümten, immer weiter fließenden rhetorischen Sprache. Brătianu der ältere, Ion, trat wieder mit seiner geliebten Hauptstadtbevölkerung, dem popor, in Verbindung, denn ihr hatte er die leitende Rolle in dem künftigen Rumänien zugedacht. Voller Hoffnung kehrten die ehemaligen Fürsten, Bibescu und Ştirbeĭ, zurück; besonders der erstere, ein schöner, mäßiger und in seinen Worten vorsichtiger alter Mann, zu dem man jedoch im Volke kein rechtes Vertrauen hegte, arbeitete eifrig an einer eventuellen Wiederherstellung seines „lebenslänglichen“ Fürstentums. Der Kaimakam Ghica, ein großer Feind der beiden, verfolgte seine eigenen Zwecke, und endlich ließs aus der Ferne Eliad, welcher sich jetzt Ioan Heliade Rădulescu nannte, seine tragikomischen Prophetenworte erklingen und zog, in dem sicheren Verstecke der türkischen Pensionsresidenz geborgen, feierlich den Schleier von der rätselhaften Zukunft seines Volkes hinweg. Die Versammlung der ad-hoc-Deputierten war hier, in der Walachei, sehr gemischt, und kein einziges Talent zeigte sich, das die Versammelten über sich selbst hätte aufklären können. Die leitenden Gedanken übernahm man einfach von dem Diwan zu Jassy, und an neue Aufgaben heranzutreten, war dieser Diwan nicht gewillt.

In der Pariser Konferenz erschienen nun deren diplomatische Vertreter mit gut vorbereiteten Vorschlägen für die künftige Verfassung der rumänischen Donauländer. Nur Österreich verhielt sich ablehnend gegenüber jeder, selbst der schwächsten Verwirklichung einer Union zwischen der Moldau und Walachei. Mit einigen Veränderungen wurde aber dennoch der französische Vorschlag angenommen, und zwar sollten demzufolge die „Principatele-Unite“ von zwei lebenslänglichen, erwählten, nicht ernannten Fürsten, zwei Ministerien und zwei gesetzgebenden Körpern, die aus getrennten Wahlen hervorgingen, verwaltet werden. Ein Bindeglied zwischen beiden Ländern war jedoch vorgesehen in der Kommission von 18 Mitgliedern, welche in der halb auf walachischem, halb auf moldauischem Gebiete gelegenen Grenzstadt Focşanĭ, einer wahrhaft „moldo-walachischen“ Stadt, ihren Sitz haben und die gemeinsamen Gesetze, deren Veröffentlichung nur den Fürsten vorbehalten war, abfassen sollte. Ferner sollte es künftig einen einzigen Kassationshof geben, und es sollte wenigstens die Möglichkeit bestehen, beide

Heere zu vereinigen; deswegen wurde auch ein gemeinsames Zeichen, ein blaues Band, eingeführt, das die beiden zwei-, nicht dreifarbigen Fahnen zierte. Die türkische Suzeränität war begrenzt, aber die Verträge der Pforte mit anderen Mächten sollten auch für die Fürstentümer — das war in der alten Zeit nicht der Fall gewesen — rechtsverbindlich sein. Das Regime der Kapitulationen, dem zufolge die fremden Konsuln ausgedehnte administrative und gerichtliche Rechte genossen und zahlreiche Untertanen ihres Heimatlandes zu ihrem Schutze anwerben konnten [1]), blieb ebenfalls in Kraft. Diese Beschlüsse wurden am 19. August 1858 gefaſst.

Ein solcher Zustand konnte jedoch nur ein Provisorium sein. Die Union mit zwei Fürsten war in den Fürstentümern, die kein an der Tradition hängendes, privilegienverehrendes Deutschland waren, eine Unmöglichkeit. Die Rumänen waren jedoch schon mit der Anerkennung des Unionprinzips zufrieden; das weitere muſste später geschehen: wie und wann, diese Frage wagte selbst der Kühnste nicht aufzuwerfen.

Die Persönlichkeit der künftigen Fürsten war für diese spätere Entwickelung der Dinge von groſser Bedeutung, aber nicht minder die Charaktere der mit der Aufsicht über die Wahlen beauftragten Kaimakamen, die gemäſs dem organischen Reglement ernannt werden muſsten, um bis zur Wahl der Fürsten die fürstliche Gewalt auszuüben. In der Moldau waren alle drei Mitglieder der Regentschaft, Ştefan Catargiu, Vasile Sturdza und Anastase Panu, Unionisten; aber die österreichisch-türkischen Umtriebe brachten es doch fertig, daſs sich der alte Catargiu von seinen Kollegen trennte, und dies gab den Anlaſs zu einer Anrufung der Pforte. Aber Sturdza und Panu betrachteten sich als die Majorität, die im Namen der ganzen Kaimakamie zu handeln berechtigt sei, und nahmen alle Vorstellungen der Pforte, die in dem gewöhnlichen verletzenden Tone abgefaſst waren, lediglich ad referendum zur Kenntnis. Der alte „Hospodar“ Mihaĭ Sturdza, der in Galaţĭ von etlichen Getreuen fürstlich empfangen wurde, spendete vergebens seine Dukaten, um den Fürstenstuhl wiederzugewinnen. Seinem Sohne Gregor, der zeitweilig im letzten Kriege als türkischer General gedient hatte, ge-

1) Österreich übte überdies das Schutzrecht beinahe über alle Juden in der Moldau und ebenso das über die katholische Kirche aus.



lang es zwar, einen Mann wie C. Hurmuzaki für sich zu gewinnen, aber die Versammlung wollte ihn doch nicht als Thronkandidaten anerkennen. Die Fortschrittler ihrerseits verfügten über zahlreiche Bewerber um die Krone; dazu gehörten auch Kogălniceanu, Negri und der Dichter Alecsandri, aber für sie bildete die drohende Vereinigung der beiden Sturdzaparteien eine Gefahr. Im letzten Augenblicke dachten sie deshalb an einen Mann, der infolge seiner Stellung im Staate und seines bekannten ritterlichen, entschiedenen, kein Vorurteil schonenden Charakters fähig erschien, wenn die Wahl auf ihn fallen würde, seine Herrschaft auch kraftvoll auszuüben. Er war weder Schriftsteller noch Zeitungsschreiber, weder Politiker noch auch Mitglied der höchsten Aristokratie, die bisher der Moldau ihre Fürsten gegeben hatte, nein, der Sohn eines Landbojaren, der Neffe eines vierschrötigen Mannes, der unter Gregor Ghica Minister gewesen war. In Frankreich hatte er seine Erziehung genossen, hatte es aber nicht bis zum Universitätsstudium gebracht. Er war dann, wie viele andere seines Alters, Kadett geworden, hatte aber die wenig aussichtsvolle militärische Laufbahn verlassen, um Ministerialbeamter, später Mitglied und Präsident eines Gerichtshofes zu werden. Vogorides fand an seinen witzigen, bisweilen sogar zynischen saillies grofses Gefallen, und auf den Rat des Kaimakams trat er wieder in den Militärdienst und wurde nach einem einzigen Monat, den er als Leutnant diente, Colonel. Als solcher ward ihm die Verwaltung des Galaţer Distrikts anvertraut, aber in dieser Stellung wollte er nicht als Agitator zugunsten seines Gönners tätig sein und nahm seinen Abschied durch ein Schriftstück, welches auf die antinationalistischen Parteigenossen geradezu vernichtend wirkte. Die Regentschaft übertrug ihm nun den Vertrauensposten als Stellvertreter des Kriegsministers, und somit unterstand im Januar 1859 dem Colonel Alexander Cuza die gesamte Armee. Am 16. desselben Monats wurde er plötzlich unter die Kandidaten eingeschrieben, und in der Sitzung vom 17. Januar stimmten voll Enthusiasmus, aber auch von Parteiinteresse und Berechnung getrieben, alle anwesenden Mitglieder der Versammlung, sogar der bisher feindlich gesinnte Metropolit, für Alexander Ioan I., der somit Fürst der Moldau innerhalb der vereinigten Fürstentümer wurde.



Die walachische Wählerversammlung war auch dieses Mal sehr bunt zusammengesetzt; die Mitglieder, gegeneinander erbittert, zankten sich und waren durch die Erinnerungen an das Jahr 1848 und seine Folgen in mehrere Parteien gespalten, die keine gemeinsame Autorität anerkannten. Man konnte hier danach nur vermuten, daſs Bibescu die meisten Stimmen auf sich vereinigen werde. Kandidat der Fortschrittspartei war Nicolae Golescu, der einzige Groſsbojare in ihren Reihen. Brătianu griff zu dem bewährten Zwangsmittel der Straſsenunruhen; Bauern wurden in die Stadt gerufen, und zahlreiche Vorstadtbewohner lärmten unter den Fenstern des Sitzungsgebäudes auf dem Metropolitenhügel. Die Kaimakamen, von denen nur einer, Ioan Filipescu, für die Jungen war, entsandten die Miliz zum Schutze der Versammlung, aber diese muſste zurückgezogen werden; so heiſs waren die Proteste gegen die „Bajonette". Die moldauische Wahl eines „homo novus" verfehlte aber zuletzt auch hier ihre Wirkung nicht, und zugleich kam man auf den Gedanken, daſs der zu Wählende kein anderer als eben der moldauische Fürst, der gemäſs der Pariser Konvention auch Bürger der Walachei war, sein könne; dadurch würde man Europa hinsichtlich der Union vor eine vollendete Tatsache stellen! Viele haben sich später das Verdienst zugeschrieben, den Namen Cuzas zuerst genannt zu haben. Sicher ist jedoch nur, daſs V. Boerescu — als tüchtiger Jurist hatte er die Rechte der Fürstentümer mehrmals verteidigt — es war, der die geheime Sitzung am 24. Januar a. St. forderte und hier den hoffnungerweckenden Namen aussprach. In der folgenden feierlichen Sitzung erzielte man auch hier eine rühmliche Einstimmigkeit. Noch in der Nacht telegraphisch benachrichtigt, erklärte Alexandru Ioan, ohne irgend jemand von seinen Moldauern darüber befragt zu haben, daſs er die ihm angebotene Fürstenwürde annehme. Wechselseitig gingen Deputationen ab, um die groſse Tat in den beiden Versammlungen zu verkündigen, und als der gemeinsame Fürst der noch immer willkürlich getrennten Fürstentümer in Bukarest anlangte, wurde er mit auſserordentlicher Begeisterung empfangen.

---

5. Kapitel.

Der vereinigte Staat Rumänien. Fürst Cuza und König Carol I.

Der bisher bequem dahinlebende, zerstreuungssüchtige „Alecu Cuza", den Vogorides herablassend „Cuzachi" nannte, befand sich in einer ernsten, schwierigen und gefahrvollen Lage. Er war zwar Fürst der vereinigten Fürstentümer, aber starke Einsprüche gegen seine zwar dem Buchstaben, aber nicht dem Sinne der Konvention nach gültige Wahl waren seitens der Türkei, Österreichs und vielleicht auch anderer Mächte zu erwarten. Er hatte nur wenig Freunde, keine bewährten politischen Anhänger und keinen bekannten Namen. Als Moldauer mufste er in der Walachei Wunder an liebenswürdiger Zuvorkommenheit wirken, um nur als vollgültiger Rumäne zu erscheinen, und diejenigen, welche ihn in der Moldau auf den Thron gehoben hatten, betrachteten ihn nur als den einstweiligen Stellvertreter des „fremden Fürsten". Dafs man einen solchen wünschte, war ja durch eine vorherige Erklärung der Versammlung ausgesprochen worden, und in seiner Proklamation glaubte er sich als solchen zu erkennen. Doch war vorauszusehen, dafs die nationale Partei ihn von Beginn bis zu Ende seiner fürstlichen Laufbahn mit dem Rufe nach dem im letzten Grunde gewünschten „fremden" Herrscher begrüfsen würde. Schliefslich fehlte es in dem Staatsschatze beider Staaten an Geld. Ohne Geld, ohne Erfahrung und ohne Anhang, inmitten bisheriger Gegenkandidaten und Personen, von denen sich jede zu einer Führerstellung berufen glaubte, mufste er allein alles schaffen: er mufste das Reglement, das verhafste Reglement, mit der heiligen, aber unbrauchbaren Pariser Konvention in Einklang bringen, die tobenden, zankwütigen Versammlungen im Zaume halten, die Kommission zu Focşanĭ ernennen und, um ihr einen Zeitvertreib zu machen, die Schaffung einer Konstitution als das Ziel ihrer patriotischen Bestrebungen bezeichnen. Letztere konnte zwar unmöglich angenommen werden, aber dies mufste geschehen, ohne deren arbeitseifrige Urheber allzusehr zu verletzen. Die Eifersucht zwischen Bukarest und Jassy, den beiden Hauptstädten, galt es zu beschwichtigen und die Ord-



nung in einem Lande herzustellen, welches seit 1848 beinahe immer in einer Ära von Veränderungen gelebt hatte und den Fortbestand einer Situation gewohnheitsmäfsig als etwas Unnatürliches empfand. Er sollte den Begriff einer nicht tyrannischen Autorität einer Gesellschaft beibringen, welche gewohnt war, ihren Beherrschern, guten und schlechten, nur mit Zittern zu nahen, und Antwort geben auf grofse Fragen, vor deren Lösung bisher jedermann zurückgeschreckt war, der russische General ebenso wie der Revolutionär von 1848, der rechtmäfsige Reglementsfürst ebenso wie der unverantwortliche Diwan. Vor allem mufste die Bauernfrage und die Frage der „dedizierten“ [1]) Klöster, ohne deren Lösung man nicht vorwärtskommen konnte, entschieden werden. Cuza erwies sich, trotz der Mängel seines Charakters, als der Mann, der diese ganze Last auf seine Schultern nehmen konnte.

Zuerst hatte er das Glück, dafs Österreichs Hartnäckigkeit durch den unglücklichen Krieg mit Frankreich, zu dem es wegen der italienischen Unionsbestrebungen kam, gebrochen wurde. Noch vor dem Gewitter, im April, erkannte die europäische Kommission die doppelte Wahl Cuzas an, und dabei hatte Österreich zum letzten Male die Stimme gegen ihn erhoben. Die Türkei fügte sich in das Unvermeidliche, und das in der Nähe von Ploieștĭ angesammelte Armeekorps von etwa 10000 Mann, in dem sich zum ersten Male moldauische und walachische Soldaten brüderlich zur Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes die Hände reichten, blieb nur eine Demonstration. Magyarische Patrioten schickten zwar den General Klapka an den neuen rumänischen Fürsten, um diesen auf die Bukowina als Angriffspunkt aufmerksam zu machen und ihm eine Unterstützung durch eine magyarische Bewegung in Aussicht zu stellen, aber Cuza liefs sich auf eine solche abenteuerliche Politik, welche die höchsten Interessen der rumänischen Nation gefährdet hätte, nicht ein, obgleich er einem, übrigens wenig verbindlichen „Vertrage“, um dem französischen Gönner zu gefallen,

1) „Couvents dédiés“ lautet der von der Diplomatie während der Behandlung dieser Frage angenommene Ausdruck. Rumänisch heifsen sie: „mănăstirĭ închinate“, griechisch *ἀφιερώμενα μοναστήρια*. Hinsichtlich des Sinnes s. oben, S. 68f. und unten, S. 318f.



seine Unterschrift nicht verweigern zu dürfen glaubte [1]). Eine Intervention in Siebenbürgen hätte bei dem gänzlichen Mangel einer Organisation unter den dortigen Rumänen auch nur verderbliche Folgen haben können. Auch mit Hinsicht auf die Durchführung der Union zeigte sich der „kalte" Cuza fähig, den richtigen Augenblick abzuwarten.

Bis zum Jahre 1861 regierte er mit zwei Kammern, zwei Ministerien und dazu mit dem Ballast der gemeinsamen Kommission, indem er den Pariser Vertrag und die Pariser Konvention strikte beobachtete. Diese zwei Jahre verstrichen aber keineswegs ohne Nutzen, denn durch häufige Ministerwechsel, durch die Cuza seinen Zweck, die Persönlichkeiten zu prüfen und die lärmenden von den verständigen zu trennen, erreichte, durch einige gesetzgeberische Maſsnahmen sowie durch energisches Auftreten in jedem Falle, wo die nationale Würde durch die ans Befehlen gewöhnten Konsuln angetastet zu werden drohte — der französische führte sogar bald laute Klage über den ehemaligen Freund —, brachte der Fürst es fertig, aus den anarchischen Fürstentümern einen Staat zu bilden, in welchem keine auswärtige Macht mehr eine Kontrolle übte und in dem sich die alltäglichen Verwaltungsgeschäfte ziemlich glatt abwickelten. Damit war aber die Voraussetzung für die entscheidenden Maſsregeln erfüllt, welche den Ruhmestitel Cuzas bilden.

Schon einige Wochen nach der doppelten Fürstenwahl hatte Kogălniceanu in einer schwungvollen Rede den Vorschlag gemacht, beide Versammlungen nach Focşanĭ zu verlegen und als erstes Parlament des neuen Landes „Rumänien" zu vereinigen. Cuza war zwar in seinem Herzen durchaus für diese Maſsregel, aber er sah nirgends einen Stützpunkt, im Vertrauen auf den er einen so entscheidenden Schritt hätte wagen können. Er fügte sich deshalb in die Notwendigkeit und verzögerte dadurch, gegen sein eigenes Interesse, gegen die Wünsche der ganzen Nation und gegen die elementarsten Forderungen einer guten Verwaltung, die

1) S. die Schriften aus der Verbannung von Kossuth, II, S. 232 oder Ghica, Amintirĭ din pribegie, S. 617 ff. Den Siebenbürger Rumänen wurden von den magyarischen Bevollmächtigten ausgedehnte Privilegien gewährleistet.

Vollendung der Union. Während er den oft ausgesprochenen Wünschen des Landes nicht nachkam, arbeitete jedoch sein Vertreter in Konstantinopel, sein alter Freund C. Negri, welcher sich in seiner Eigenschaft als Agent des Fürsten bei der Pforte grofse Verdienste als geschickter Diplomat erwarb und mit Entschlossenheit schwere Aufgaben würdig erledigte, stetig daran, auf gesetzlichem Wege die Vollendung und Krönung des angefangenen Unionswerkes zu erreichen, ohne den rumänischen Staat zu demütigen oder etwa die Gunst der türkischen Grofsen mit Geschenken, wie früher in der Zeit der Schmach, zu erkaufen. Die Schutzmächte wollten die Entscheidung dieser Frage mit einer Neugestaltuug des Wahlgesetzes verbinden, aber Cuza betonte, dafs er zurzeit nur an die Union denke. Im Mai 1861 konnte er dann endlich seinen Kammern die Mitteilung machen, dafs die Verhandlungen mit der suzeränen Macht ihren Abschlufs erreicht hätten. Zwar fügte sich der Sultan nicht hinsichtlich jeder Forderung, und die Annahme des Unionprinzips wurde von vielen beschränkenden Klauseln begleitet, doch diese letzteren existierten tatsächlich nur in der diplomatischen Theorie. Was der Fürst einen „Akt" nannte, wurde auf türkischer Seite als „Ferman" bezeichnet, und im Grunde wurde nur die Eigenschaft Alexandru Ioans als Administrators beider Fürstentümer, nicht aber eine bleibende Union der Länder, auch nach dessen Tode, anerkannt. Der Zentralausschufs von Focşanĭ wurde nicht endgültig fallen gelassen, sondern nur in unbestimmter Form suspendiert, und an seine Stelle sollten „Provinzialversammlungen" treten. Aber im Grunde hatte Cuza das Spiel gewonnen; er konnte jedenfalls das, was er erreicht hatte, als eine „Verwirklichung der Union", als die „Gründung eines rumänischen Nationalstaates" betrachten, und wenig später schon gebrauchte er die schliefslich allgemein angenommene Bezeichnung Rumänien, România, für den Staat, innerhalb dessen unter einem Herrscher, einem Ministerium, einer Kammer, einer Fahne und einer Hauptstadt — Jassy sank langsam, und das wurde hier schmerzlich empfunden, zur Ehrenhauptstadt, zur „zweiten Hauptstadt" herab — keinerlei Grenzen mehr bestanden.

Jetzt konnte man auch noch weiter gehen. Cuza war kein



Pflichtenmensch, kein systematischer Arbeiter auf dem Felde der Staatsgeschäfte, kein guter Verwaltungsbeamter und fleifsiger Rechner, wie es seine Vorgänger Bibescu, Mihaĭ Sturdza und Ştirbeĭ gewesen waren, aber er fühlte sich voll als Vertreter seines Volks, seiner Generation, als derjenige, der im Auftrage der Kämpfer von 1859 verpflichtet war, ihr politisches Ideal in Tatsachen umzusetzen. Er verachtete die nichtigen Formen, deren Beobachtung bisher den meisten typischen „Hospodaren“ wohlgetan hatte; er besafs als durchaus uneigennütziger Mann das Gefühl für das Grofse in den politischen Wechselfällen und Gründungen und war kühn genug, um die von ihm richtig erkannten grofsen Ziele auf geradem Wege zu verfolgen. Manche andere, wie etwa Rosetti und Panu, hätten ein idyllisches republikanisches Freiheitsleben, einen korrekten belgischen Konstitutionalismus gewünscht, im Rahmen dessen souveräne Kammern unendlich viel für das Wohl eines abstrakten „Volkes“ getan hätten. Der praktische Brătianu, welcher aber anderseits nicht allzu tief blickte, wollte administrative und finanzielle Einrichtungen nach französischem, napoleonischem Muster schaffen und zugleich sozial eine Mittelstandspolitik treiben. In der Walachei wurde der Mittelstand durch Rumänen oder romanisierte Christen [1]) vertreten, und mit Hilfe dieser liefs sich ein régime bourgeois begründen und erhalten. Der Fürst dagegen hatte höhere Ziele: er wollte eine Lösung aller grofsen Fragen, von denen die Zukunft des rumänischen Volkes abhing, ohne deswegen die innere Organisation des Landes aufser acht zu lassen.

Den Anfang machte er mit den „dedizierten“, „gewidmeten“ Klöstern. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts war es üblich geworden, reich ausgestattete inländische Klöster den altberühmten Klöstern auf dem Berge Athos, Sinai, Jerusalem und in anderen Gegenden des griechisch-türkischen Orients gelegenen Klöstern unterzuordnen, was man închinare, ἀφιέρωσις, dare supt ascultare nannte [2]). Akte, welche eine solche Unterordnung zur Folge hatten, geschahen beinahe ausschliefslich bei der Durchreise

1) In der Moldau durch die Juden, welche politisch nicht in Betracht kommen konnten.

2) Vgl. oben, S. 315.

oder bei längerem Aufenthalte der grofsen, bettelnden, almosensammelnden Patriarchen; so waren Cyrill Lukaris, Dositheos von Jerusalem und viele andere im 18. Jahrhundert diesseits der Donau als geldbedürftige, bedrängte Mönche erschienen und hatten den frommen rumänischen Christen von den grofsen Schulden ihrer Kirchen erzählt. In solchen Wanderern erblickte aber das Volk beinahe Verkörperungen göttlichen Wesens, und ihr Urteil, ihr Schiedsspruch, ihre schriftliche Beurkundung und Zeugenschaft waren deshalb viel begehrt und wurden gut bezahlt. Sie erhielten auch bares Geld [1]), und es war seit der ältesten Zeit [2]) immer üblich gewesen, dafs die rumänischen Fürsten den berühmten Gotteshäusern im Morgenlande Geldgeschenke machten. Aber das Geld war im ganzen türkischen Reiche sehr spärlich, und beinahe alles verschlang der Fiskus des Sultans, welcher bald aufspürte, wo etwa Geld vorhanden war. Um sich die Gebete der vielen Mönche, die ein berühmtes Kloster bewohnten, für die Ewigkeit zu gewinnen, nicht minder, um den Fortbestand einer Stiftung auf rumänischem Boden gegen jeden gotteslästerlichen, habgierigen Eingriff möglichst sicherzustellen, und nicht zuletzt, um den bedrängten Christen im Morgenlande eine hilfreiche Hand zu bieten, gelangte man zur Einführung der ἀφιέρωσις. Dadurch bekam das fremde Kloster recht wesentliche Befugnisse; es erhielt das Recht, in dem gewidmeten Kloster den Vorsteher oder Hegumenos nebst mehr oder weniger Mönchen — letzteres geschah allerdings nicht immer — zu ernennen, und bezog den Überschufs der Einkünfte, nachdem alle vom Gründer vorgeschriebenen Verpflichtungen sowie alle täglich notwendigen oder für Reparaturen erforderlichen Ausgaben bestritten worden waren. Der Überschufs wurde in der Moldau, wenigstens bis 1700, in barem Gelde, das der Metropolit des Landes versiegelte, nach dem griechischen heiligen Orte gesandt [3]). Im übrigen unterschied sich das „dedizierte“ Kloster durch nichts von den übrigen: es unterstand, wie diese, der Gerichtsbarkeit des rumänischen hohen Klerus und der unbeschränkten

1) Vgl. Contribuţiĭ la ist. Munteniei, S. 38: unter Mihnea Turcitul, 1587.
2) Langlois, Le Mont Athos und Miklosich, Slavische Bibliothek, I.
3) Vgl. Uricariul, V, S. 217—218.

Macht der fürstlicher Verordnungen, die keinen Unterschied anerkannten.

Um sich Verdienste im Himmel zu erwerben, beriefen sich in späterer Zeit viele Bojaren auf ihre Herkunft von Klostergründern und verhalfen als deren Nachkommen den Griechen zu solchen Halbgeschenken; im 18. Jahrhundert besonders glaubten sogar die Fürsten zu solchen Maſsregeln ohne weiteres berechtigt zu sein [1]. Der griechische Klerus war auf diese Weise zu einer groſsen, bedrohlichen Macht geworden, denn ein Fünftel des rumänischen Bodens war allmählich unter seine nur ungenügend begrenzte Botmäſsigkeit geraten. Nach den Ereignissen von 1821 jedoch hatten die Fürsten von der Pforte, die das Griechentum überall bekämpfte, die Erlaubnis erhalten, die fremden Mönche zu vertreiben, die von ihnen besessenen Güter von Staats wegen zu verpachten und dafür nur eine bestimmte Summe nach Konstantinopel für die betreffenden geistlichen Orte abzuliefern. Als aber die Pforte wieder in diplomatische Beziehungen zu Ruſsland trat, da hatte diese Macht, als vertragsmäſsige Beschützerin der griechischen Christen im Oriente, die Forderung gestellt, daſs die Griechen zurückberufen werden möchten, und hatte auch tatsächlich einen Ferman in diesem Sinne erwirkt [2]. Aber die Fürsten zögerten dennoch im Einverständnis mit der türkischen Regierung [3], und erst die nachfolgende russische Okkupation gab den Mönchen die Möglichkeit zur Rückkehr.

Im organischen Reglement wurden jedoch wiederum Bestimmungen getroffen, die eine weitere Ausnutzung der Klostergüter durch Fremde verhindern sollten, da diese die Versorgung der inländischen Klöster, der Schulen und Wohltätigkeitsanstalten schädigte. Ein bestimmter Teil der Einkünfte wurde vielmehr dadurch dem Staate, welcher die nichtdedizierten Häuser bald einzog und ihre Verwaltung dem Kultusministerium unter-

---

1) Vgl. Cronica lui Const. Filipescu, S. xxvi; Uricariul, V, S. 329; Mag. ist., I, S. 133; Doc. Cantacuzinilor, S. 61—62, 64—65, 113 ff.; Studiĭ și doc., V, S. 437, Anm. 1, 551 f. und die bei Xenopol, Istoria luĭ Cuza-Vodă erwähnten Streitschriften.

2) Hurmuzaki, X, Anhang: 1827, S. 608.

3) Vgl. Uricariul, I, S. 372—376.

stellte, überwiesen. Diese Maſsregel wollten die heiligen Väter griechischer Nation begreiflicherweise nicht anerkennen, und die Folge war die Entstehung einer langen Reihe von Denkschriften, die Ruſsland als Schiedsrichter anriefen. Die Russen, die beiden streitenden Parteien ihren Schutz angedeihen lieſsen, boten den Griechen zuerst eine Frist von zehn Jahren und dann abermals eine solche, um sich in dieser Zeit, während der die Griechen im vorläufigen Genusse der von dem Reglement allen Grundbesitzern verliehenen Rechte blieben, mit ihrem Gegner zu verständigen. Die Rumänen ihrerseits verlangten das Recht, die Klostergüter von Staats wegen zu verpachten und ein Viertel des Ertrags für Zwecke der Wohltätigkeit und zur Bestreitung der Unterhaltungskosten vorwegzunehmen. Im Jahre 1851 wurden die Güter zum ersten Male seitens der weltlichen Macht verpachtet, aber bald schon kam die Zeit der neuen Landesverwaltung, und im sogenannten „Protokoll XIII“ setzte die Pariser Konvention wiederum eine Frist für die endgültige Regelung der Angelegenheit fest.

Cuza war entschlossen, die Griechen mit einer Entschädigungssumme abzufertigen und auf diese Weise die ungebetenen Gäste zu entfernen, welche die Klostergebäude verfallen lieſsen, die zahlreichen abhängigen Bauerndörfer bedrückten, den Widerstand gegen das Gesetz schürten und eine fremde Sprache im Gottesdienste einbürgerten. Er rechtfertigte seinen Entschluſs mit der im nationalen Interesse unbedingt erforderlichen Notwendigkeit, mit der kirchlichen Politik aller europäischen Staaten und mit dem historischen Rechte, welches den Mönchen keinen solchen Besitz in der Fremde einräumte. Natürlich weinten die griechischen Patres bittere Tränen, und die Pforte unterstützte sie, die unwilligen, gezwungenen Förderer türkischer Lasterhaftigkeit. England erblickte darin wieder eine rumänische Anmaſsung, und Ruſsland wollte sich, obgleich es selbst in Bessarabien an Säkularisationen dachte, die griechische Anhänglichkeit nicht verscherzen. Aber die rumänische Regierung arbeitete mit ruhiger Entschlossenheit; sie verbot den fremden Gottesdienst, wies die ungehorsamen Mönche aus, zog selbst klösterliche Einkünfte ein, und endlich, während noch die Verhandlungen in Konstantinopel fortdauerten, verfügte die Kammer am 13. Dezember a. St. 1863 die Säkulari-

sation der Klöster gegen eine bestimmte Entschädigungssumme. Aber die Mönche, die übrigens nirgends wirkliche Unterstützung fanden, wollten alles oder nichts, und, nachdem die Rumänen vier Jahre gewartet hatten, erklärte 1867, nach dem Falle Cuzas, die Kammer die Klosterangelegenheit für „erledigt". Aber Alexander Ioan konnte sich rühmen, daſs er das entäuſserte Fünftel des nationalen Bodens dem neuen Staate zurückgewonnen hatte.

Die Versammlung, die im Dezember 1863 mit groſsem Beifalle die Säkularisation annahm, war allen vorhergehenden gleich, sie unterschied sich von ihnen nur dadurch, daſs die sinnlose, unziemliche Opposition nicht nur die Minister angriff, sondern sich auch an die Person des Fürsten selbst mehr oder weniger unverblümt heranwagte, während gleichzeitig auſserhalb der Kammer Ränke im Lande und im Auslande geschmiedet wurden, um den Fürsten zu stürzen. Es gab damals in der kleinen bevorrechteten politischen Welt Rumäniens noch keine wirklichen Parteien; die meisten Mitglieder der Versammlung zeigten nur eine keineswegs sichere Anhänglichkeit an die einzelnen der zahlreichen Männer, die alle, einer nach dem anderen, für kurze Zeit Minister Cuzas gewesen waren. Die sogenannten „Bojaren", „Aristokraten", „Vergangenheitsleute", die sich derartige Bezeichnungen, je nach dem Redner und nach dem Tage, gefallen lieſsen oder sie entrüstet zurückwiesen, befolgten absolut keinen einheitlichen Plan. Sie wurden nur dadurch zusammengehalten, daſs sie ein gegen sie gerichtetes agrarisches, „kommunistisches" Gesetz ahnten, das man im Kabinette des Fürsten seit langem vorbereitete. Der beinahe sechzigjährige Barbu Catargiu, ein gewaltiger und zugleich bilderreicher Redner von ungemeiner Charakterstärke, war, wenn nicht ihr erkorener Führer, wenigstens derjenige, in dem jeder die Vertretung seiner Interessen am besten verrköpert sah. Catargiu hatte nach einer stürmischen Jugend in Frankreich studiert, hatte sich nach 1848 der „antinationalen" Partei angeschlossen und sprach auch jetzt niemals von der Zukunft, die für ihn nichts Verlockendes zu haben schien. Für ihn war der Bauer weiter nichts als ein Pächter fremden Bodens, aber nicht der ehemalige Besitzer, wie es in der Tat für die meisten Fälle zutraf, welcher zwar gesetzmäſsig, aber unbilligerweise seinen Besitz verloren und ihn überdies

durch übermenschliche Arbeit vielmals zurückverdient hatte. Im übrigen stand er so fest auf dem Boden der Konvention, wie vordem auf dem des Organischen Reglements; dabei war er zwar ein Mann von Verstand, aber ohne jegliches Ideal und Gefühl. Als Ministerpräsident verbot er nach einer Bauernempörung ein Fest zur Erinnerung an die „Revolution" von 1848 und wurde dafür in seinem Wagen, als er die Kammer verliefs, im Jahre 1862 von unbekannt gebliebener Hand erschossen. Jetzt nahm die erste Stelle unter den „Bojaren" der zwar wenig begabte, aber sehr rührige und aufstrebende Demeter Ghica ein, der Sohn des einstigen (1822 bis 1828) Fürsten Gregor. Die Leute von 1848 verfügten über die verbreitete Zeitung Rosettis und die unermüdliche Rührigkeit des J. Brătianu bei Bekämpfung der „Aristokraten"; ihnen kam die Gewandtheit und diplomatische Feinheit des Ion Ghica zugute, der mit der Zeit der gröfste Gegner Cuzas wurde, und ebenso die Rachsucht des ehemaligen Kaimakamen Panu, der allerdings bald im Irrenhause endete. Sie erblickten in dem Fürsten nur einen Menschen, der nach der Diktatur strebe und der den französischen „Tyrannen" nachahmen wolle, ja nicht einmal den Vorkämpfer für die Autonomie und soziale Reform erkannten sie in ihm. Mit beiden „Parteien" war nichts anzufangen, und Cuza, der anfangs auf eine „mäfsig liberale Gruppierung" gehofft hatte, nahm, um sein Werk überhaupt weiterzuführen, seine Zuflucht zu dem besten Manne, den er allerdings nicht liebte, den er später beneidete und bald, nachdem er die gefährliche „Mohrenwäsche" verrichtet hatte, wieder entfernte: zu Kogălniceanu.

Die Agrarreform wurde zu Ende geführt. Danach erhielt der Bauer das Stück Land, welches ihm durch das Reglement als Arbeitsfeld angewiesen worden war, als Eigentum, weil er von Rechts wegen es immer hätte besitzen sollen; dafür zahlte er nur zehn Jahre lang eine mäfsige Entschädigung. In der Erwartung dieses Gesetzes wurde die Kammer mit wenigen bedeutenden Vorlagen beschäftigt, die auch zumeist Annahme fanden. Hierher gehören das Armeegesetz, das Gesetz, durch welches ein Staatsrat errichtet wurde, das Rechnungskontrollgesetz, das Bezirks- und Gemeindegesetz, die Einführung des Code Napoleon, die Erbauung der ersten Eisenbahnen in der Moldau und Walachei und endlich

das Judengesetz, welches in der Erwartung künftiger Assimilation die Naturalisation jüdischer Unteroffiziere, Besitzer akademischer Grade und Großsindustrieller von Fall zu Fall ermöglichte. Als jedoch das Agrargesetz ans Licht kam — das Ministerium veröffentlichte den Entwurf, erlaubte Bauernversammlungen in der Hauptstadt und verlangte einen Kredit für ein neues Konzentrationslager —, da erfaſste die Kammer, die von sich aus einen anderen, weniger günstigen Vorschlag machen wollte, heftige Unruhe. Aber der Fürst entlieſs Kogălniceanu trotz des Miſstrauensvotums der Versammlung nicht, vertagte vielmehr die letztere bis nach den Ferien und löste sie am 2./14. Mai 1864, am ersten Tage ihres neuen Zusammentrittes, auf.

Jetzt, nachdem sich die ränkesüchtigen „Bojaren" und „Radikalen" lärmend zerstreut hatten, schritt Cuza zu einer Maſsregel, die ihm seit langem empfohlen worden war und bezüglich welcher er sich auch mit den Mächten verständigt hatte: er lieſs eine neue Konstitution, ein Staatsgrundgesetz verkünden, welches nach einem italienischen Beispiel „Statut" getauft wurde und dessen Rechtsgültigkeit durch die Zustimmung des nach napoleonischem Muster zu einem Plebiszite berufenen „Volks" nachgewiesen werden sollte. Das Befragen der „Nation" fiel glänzend aus, obwohl sich die öffentliche Meinung in den Städten ziemlich gleichgültig dazu verhielt und in den ausgehungerten Dörfern von einer „öffentlichen Meinung" nicht wohl die Rede sein konnte. Dem Statut zufolge hatte der Fürst das Recht, Dekrete mit Gesetzeskraft zu erlassen, die Budgets über ihre Frist hinaus zu verlängern, der Kammer einen Präsidenten zu geben und mehr als die Hälfte der Mitglieder des neu zu errichtenden Senates zu ernennen. Dieser Senat hatte ebenfalls umfangreiche Rechte: er hatte die Gesetze vorzubereiten und zu bestätigen, Petitionen entgegenzunehmen, die Konstitution zu wahren usw. In Gemeinschaft mit dem Staatsrate und der gebändigten Kammer wurde das napoleonische Regime nachgebildet. Durch ein neues Wahlgesetz wurde der Kreis der Wähler erweitert: die Intelligenz und die „Professions libres" wurden mehr begünstigt, und unter Beibehaltung der zwei Wahlkurien ward den Bauern eine wichtigere Rolle zugewiesen, ganz ähnlich, wie es der dritte Napoleon in Frankreich gemacht hatte.



Diese von den Gegnern mit Anspielung auf die französischen Vorgänge zu Beginn des zweiten Kaiserreichs als Staatsstreich bezeichnete revolutionäre Maſsregel fand zuerst, wie zu erwarten war, bei der Mehrheit der Schutzmächte heftige Miſsbilligung. Aber sie lieſsen sich leicht beschwichtigen, obwohl die abgesetzten Oligarchen weiſser (konservativer) und roter (liberaler) Färbung eine überreichliche Menge Protestbroschüren in französischer Sprache erscheinen lieſsen. Napoleon III. konnte sich mit der Tat Cuzas nur einverstanden erklären; der Fürst ging zum zweiten Male nach Konstantinopel und erhielt dort von der Pforte und der zu diesem Zwecke zusammenberufenen Gesandtenkonferenz die Anerkennung seiner Konstitution, zugleich aber erzwang er auch für das Land das Recht, sich Gesetze zu geben, und belebte dadurch die alte Autonomie wieder. Die Agrarreform und einige andere Gesetze traten nunmehr in Kraft.

Damit glaubte Cuza keineswegs die Konsolidierung des rumänischen Staates schon vollendet zu haben; er wuſste vielmehr sehr gut, daſs auſser der vollständigen Unabhängigkeit noch manches andere zu erringen übrig sei: dabei war ihm sein Land infolge alter und neuer Erfahrungen zu gut bekannt. Vieles war noch nicht einmal versucht worden, und die meisten der administrativen und finanziellen Maſsregeln konnten nur als vorläufige Notbehelfe betrachtet werden, denn sie waren ja nur ungeschickte eilfertige Nachahmungen französischer Einrichtungen und bestanden zum gröſsten Teile nur auf Papier, ohne sich in der Nation einbürgern zu können. Die Agrarreform hatte eine Krisis im Gefolge, da die Bauern in Erwartung des Neuen die Arbeit auf dem Felde des Bojaren schon aufgaben, noch ehe sie in den gesicherten Besitz ihres Stückchens freier Erde gekommen waren. Die Industrie und der Handel vegetierten elendiglich, und in der Moldau lagen diese beiden Zweige der nationalen Wirtschaft völlig in den Händen der feindlich gesinnten Juden, die sich galizisch kleideten, deutsch sprachen und österreichisch fühlten. In der Zollpolitik war der Fürst selbst unschlüssig, und trotz einiger Telegraphen- und Postkonventionen mit benachbarten Staaten war in diesem Punkte ein starker Widerstand seitens der Pforte zu erwarten, denn diese wollte das alte Recht der Fürstentümer, ein eigenes



Wirtschaftsgebiet zu bilden, nicht anerkennen[1]). Die Verkehrsmittel waren beklagenswert; man reiste von Jassy nach Bukarest am bequemsten auf dem riesigen Umwege über Wien, und die Nachrichten aus der Moldau gelangten oft zuerst aus dem Auslande nach der Walachei. Die Chausseen waren unzureichend, denn das alte Strafsennetz, wie es durch Bibescus und Mihaī Sturdzas Fürsorge entstanden war, hatte fast gar keinen weiteren Ausbau erfahren, und erst 1865 wurden die ersten Verträge behufs Erbauung der moldauischen Serethbahn und einer walachischen Linie Bukarest-Giurgiu abgeschlossen. Für die neue Organisation des Steuerwesens fehlte es an passendem Personal, und noch niemand verstand die Kunst, ein ordentliches Budget aufzustellen, so dafs man sich von einem Defizit zum anderen fortschleppte. Anleihen im Lande waren eine Unmöglichkeit; die im Ausland kontrahierten jedoch galten als Hasardgeschäfte und waren folglich recht teuer.

Die nationale Kirche hatte zwar ihre Synode erhalten, aber der Klerus stand, besonders in der Walachei, weit zurück hinter den Anforderungen der Zeit. In den zahlreichen neu eingerichteten Schulen wurde kein Lehrplan beobachtet, das Gesetz von 1864 hatte die zwei Universitäten von Bukarest und Jassy, Kunstschulen, Lyzeen und Gymnasien teils geschaffen, teils weiter ausgebaut, während die Volksschulen schlecht und spärlich waren und es ihnen an einer Unterrichtspraxis fast gänzlich mangelte. Die Beamten waren faul und unzuverlässig, und je nach dem politischen Parteiwinde des Augenblicks wurden sie mitleidslos gewechselt. In der Aristokratie herrschte kein wirklich nationaler Geist, es fehlte an Vaterlandsliebe und tieferem Verständnis für rumänische Kultur. Die Bojaren, französisch erzogen, fühlten französisch, trieben mit allem, was französisch war, eine lächerliche Abgötterei und bedienten sich in ihren Salons, in ihren Briefen, ja selbst in der staatlichen Korrespondenz, gerade wie im Preufsen des 18. Jahrhunderts, der französischen Sprache. Des Rumänischen waren sie oft gar nicht mächtig. Die Literatur war kraftlos geworden und befand sich unzweifelhaft im Niedergange, denn Männer wie Ko-

1) Vgl. Règne de Bibesco, I, und Baicoianu, Geschichte der rumänischen Zollpolitik (München 1894).



gălniceanu, Alecsandri und Bolintineanu waren völlig von der Politik in Anspruch genommen. Die meisten schrieben ein französisch gefärbtes Rumänisch, und in dieser Sprache erschienen die leichten Gedanken und erheuchelten Gefühle der Dichter noch weniger ernst. Ein kräftiger, treuer Zeichner der Wahrheit, der Novellist Filimon, konnte seine schönen Erzählungen von dauerndem Werte kaum in Zeitungen und Zeitschriften unterbringen. Die Vertreter der neuen historischen Schule gaben zwar Quellen heraus und benutzten solche bei ihren Arbeiten, aber sie fanden keine begeisterte Unterstützung. Dahin gehören Papiu Ilarian, der seinen Tesaur de Monumente istorice veröffentlichte, und B. P. Hasdeŭ, ein bessarabischer Rumäne, ein universeller Geist, der in vielen Richtungen bahnbrechend wirkte, aber leider allzusehr — und zwar je länger, je mehr — der Romantik anhing, die in Rufsland die Wissenschaft beherrschte; letzterer gab Erzählungen heraus und vereinigte in seiner Zeitschrift Archiva istorică slavische, rumänische und allerlei sonstige Spuren der Vergangenheit, aber auch er fand kein allgemeines Verständnis dafür in einer Zeit, wo nichtssagende patriotische Deklamationen als Mafsstab für dichterische Erzeugnisse dienten. Als vereinzeltes Wahrzeichen einer besseren Zukunft erhebt sich jedoch die Revista Romînă des Alexander Odobescu und anderer Vertreter der jungen Generation; es ist eine Musterzeitschrift, in der aus Frankreich zurückgekehrte Bojarensöhne Erzählungen aus der Vergangenheit darboten und Tagesfragen in einem fliefsenden Rumänisch behandelten.

Cuza ermüdete unter dieser Riesenlast, die übrigens auch heute noch zum grofsen Teile zu tragen ist; bei seinem ausschweifenden Leben war er früh gealtert. Er wufste auch, dafs ihm Napoleon, der jetzt einen Freund Rufslands in ihm erblickte, seine Sympathie, die beste Stütze bisher, entzogen hatte. Des Kogălniceanu hatte er sich aus Eifersucht entledigt, und die anderen bedeutenden Persönlichkeiten hafsten ihn alle unversöhnlich. Die Radikalen waren entschlossen, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen, besonders nachdem er die Kinder, die er mit Frau Obrenowitsch [1])

1) Geborene Catargiu, die Mutter des späteren serbischen Königs Milan.



erzeugt hatte, zu seinen rechtmäſsigen Kindern gemacht hatte. Naive Leute aus der Provinz bezeichneten in Glückwunschadressen bereits den ältesten davon als „den jungen Fürsten Alexander, den Thronerben". Während Cuzas Badereise im Sommer 1865 entbrannten nun in Bukarest Straſsenunruhen, die Brătianu angezettelt hatte, und bei dieser Gelegenheit wurde auf die Menge geschossen. Auch die Türkei versuchte sich einzumischen, aber diesem Vorhaben begegnete der Fürst mit wunderbarem Geschick. In der Thronrede, mit der er die Kammer eröffnete, die sich bisher sehr unterwürfig gezeigt hatte, sprach der Fürst begeistert sogar von der Möglichkeit seiner Abdankung, um den Rumänen die Erfüllung ihres Wunsches, einen fremden Fürsten zu bekommen, zu erleichtern. „Ich will keine Macht, die sich lediglich auf die Gewalt stützt. Sei es an der Spitze des Landes, sei es als dessen Bürger, werde ich immer mit dem Lande und für das Land sein, ohne andere Zwecke zu verfolgen; nur den Willen der Nation will ich ausführen und den groſsen Interessen Rumäniens dienen. Man soll wissen, daſs meine Person niemals ein Hindernis bilden wird, wenn es sich um die Konsolidation des politischen Gebäudes handelt, an dessen Aufrichtung mitgewirkt zu haben ich mich glücklich schätze. In Alexander Ioan I., dem Fürsten von Rumänien, werden die Rumänen immer den Colonel Cuza wiederfinden, der in der Ad-hoc-Versammlung und in dem Wahlausschuſs der Moldau die groſsen Prinzipien der Wiedergeburt Rumäniens ausgesprochen und welcher als Fürst der Moldau offiziell den hohen Mächten die Erklärung abgegeben hat, damals, als er auch die walachische Krone erhielt, daſs er diese doppelte Wahl als eine unzweifelhafte und dauernde Erklärung des Nationalwillens, aber nur als ein heiliges Pfand betrachte."

Doch durch diese Rede nährte er nur die Hoffnungen seiner erbitterten Gegner; ja selbst die Kammer, die nichtswürdige Kammer, zeigte sich jetzt gegenüber dem schwachen Ministerium des Dr. N. Creţulescu widerspenstig. Die „Roten" und auch einige Bojaren, wie Lascar Catargiu, traten in Verbindung mit einigen pflichtvergessenen Offizieren, und in der Nacht des 11./23. Februar 1866 wurde Cuza in seinem Palaste von den Verschworenen überfallen. Er dankte ohne Zögern ab und war der erste ver-

stoſsene rumänische Fürst, der in Jahren seines Schmerzes nie einen Laut der Klage von sich gab und, obwohl er von seinem Nachfolger die Erlaubnis zur Rückkehr erhielt, sich dennoch, um sein Land zu schonen, auf der fremden Erde aufhielt, wo er im Jahre 1873 gestorben ist.

Was darauf folgte, war lediglich eine Wiederholung der Bukarester Ereignisse von 1848 und eine Nachahmung dessen, was Cuza selbst nach dem Beispiele des kaiserlichen Frankreich ausgeführt hatte. Vor den Kammern, welche nicht aufgelöst wurden, — der Senat des gefallenen Fürsten war so niedrig, daſs er das Landeswappen mit Cuzas Namenszug vom Throne im Sitzungssaale herabreiſsen lieſs — erschien im Namen einer provisorischen Regierung, welche aus dem General Golescu, einem ehemaligen liberalen Bewerber um die Krone, aus dem soliden, derben, wenig aufgeklärten Lascar Catargiu und aus dem General Haralambie zusammengesetzt war, ein Ministerium, welches Cuza selbst in seiner Abdankungsurkunde als „vom Volke erwählt“ bezeichnet hatte. Der Staatsstreich war im Einverständnisse mit einigen Kreisen des Pariser Hofes bzw. der Kamarilla ausgeführt worden, und Ion Brătianu weilte in Paris, um sich nach einem dort angenehmen fürstlichen Kandidaten fremden Ursprungs umzusehen. Bevor er jedoch noch eine Empfehlung in die Heimat übermitteln konnte, muſste man der Vorsicht wegen rasch den neuen Herrscher erwählen, und die „Volksvertreter“ erkoren einstimmig den Grafen von Flandern, der wegen seiner Krankheit später auf die Erbschaft des belgischen Königs, seines Bruders, verzichten muſste und der sich durch die Erwählung in dem fernen, stark verrufenen Donaulande seine Zerstreuungsreise nach Rom nicht verderben lieſs.

Doch das war nicht etwa die einzige Schwierigkeit. Die erzwungene Abdankung Cuzas bedeutete einen Verstoſs gegen die bestehenden Verträge, sie war ein neuer revolutionärer Akt, der zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der Garantiemächte bedurfte. Es wurde deshalb eine Konferenz nach Paris einberufen, die nochmals über das Schicksal des Landes entscheiden sollte, in welchem die Türkei nur die zeitweilig vereinigten Fürstentümer an der Donau und einen „integrierenden Bestandteil“ ihres Reiches



sah. Rufsland hoffte ebenfalls, die bisherigen Tatsachen, zum Teile wenigstens, ungeschehen zu machen, und die in Jassy (April) ausbrechenden separatistischen Unruhen dienten dabei zum ersehnten Vorwande. Der leichtsinnige Metropolit Calinic Miclescu setzte sich mit dem reichen Bojaren Nicolae Roznovanu ins Einvernehmen, der sich trotz seiner allbekannten Einfalt einer Vasallenkrone für würdig hielt, und im erzbischöflichen Ornate, das Kreuz in der Hand, suchte der moldauische Oberhirt das Volk für den Kampf zugunsten der Lostrennung von der „Walachei" zu begeistern; dieses ward jedoch sofort und fast ohne jedes Blutvergiefsen verhindert. Nun verlangte man von der Konferenz die Erlaubnis, dafs sich die Moldauer und Walachen nach siebenjähriger Erfahrung durch den Mund ihrer jetzigen Kammervertreter für oder gegen die Tatsache der Union aussprechen dürften. Unter dem Drucke der Ereignisse und angesichts der Haltung, die die meisten Mächte einnahmen, mufste sich auch das noch rumänenfreundliche Frankreich Napoleons III. [1]) beugen, und durch den Beschlufs vom 1. Mai 1866 wurde tatsächlich diese neuerliche Entscheidung von den bisherigen Untertanen Cuzas gefordert. Aber gleichzeitig hatten sich die leitenden Männer in Paris für das neue fait accompli, die Erwählung des fremden Fürsten, erklärt, dem zwar im ersten Augenblicke die Anerkennung verweigert, aber die Ausübung der Regierungsrechte tatsächlich nicht verboten wurde, einfach weil keinem der annexionslustigen Nachbarn von seiten Europas das Recht zu einer bewaffneten Intervention zugestanden werden konnte.

Von seiten der offiziellen und nichtoffiziellen Agenten des Fürstentums im Abendlande wurden bereits im März, auf einen indirekt aus Paris gekommenen Wunsch hin, Verhandlungen mit dem zweiten Sohne des ehemaligen preufsischen Ministerpräsidenten Anton von Hohenzollern, dem Haupte der Sigmaringer Linie, angeknüpft. Der 27jährige Prinz war mütterlicherseits mit den

---

1) Später war der französische Kaiser bereit — wie aus den Denkwürdigkeiten des Generals Lamarmora (Un poco più di luce) zu ersehen ist —, die „Fürstentümer" Österreich gegen die Abtretung Venetiens an Sardinien zu überlassen! Übrigens erscheinen in diesem Jahre 1866 auch andere, noch abenteuerlichere Tauschprojekte auf Kosten Rumäniens.

Napoleoniden verwandt, und die liberale Tätigkeit seines Vaters stand in gutem Andenken. Prinz Karl verhielt sich nicht ablehnend, und ebensowenig der preufsische Ministerpräsident; innerhalb der Familie jedoch machten sich anfangs Bedenken geltend, besonders hinsichtlich der Art und Weise, in der die Annahme des fernen fremden Thrones erfolgen sollte. Aber ohne das entscheidende Wort abzuwarten, und noch vor dem Schlufs der in Rumänien vorgenommenen Kammerwahlen schritt die Regierung zur Wahl des Fürsten: Prinz Karl von Hohenzollern wurde durch Volksbeschlufs als Karol I. ausgerufen — dies war am 20. April —, und erst einige Tage später trat die Versammlung, als Konstituante berufen, zusammen, um am 13. Mai die Union feierlich zu bestätigen und die durch das Volk bereits vollzogene Wahl mit grofser Stimmenmehrheit anzuerkennen. Nun nahte der schon lange hergesehene Krieg zwischen Preufsen und Österreich, welches in vorder Konferenz deswegen „reserviert" aufgetreten war und irridentistische Umtriebe der Rumänen in Siebenbürgen fürchtete; denn dort stärkte sich die nationale Idee der „Walachen" infolge der natürlichen Kulturentwickelung täglich. Der neuerwählte „fremde Fürst" des rumänischen Landes durfte unter diesen Umständen nicht mehr zögern; er reiste inkognito an die rumänische Grenze, und am 22. Mai stieg der bebrillte Passagier zweiter Klasse eines österreichischen Donaudampfers, die Gültigkeit seines Billetts bis Odessa vergessend, in der beflaggten Stadt Turnu-Severin ab, wo ihn Ion Brătianu erwartete, um ihn in grofsem Triumphe nach dem fröhlich seiner harrenden Bukarest zu begleiten. So begann inmitten des europäischen Krieges und mitten im einheimischen Hader um die Verfassung die lange, schwere, aber früchtereiche Regierung des gegenwärtig sechsundsechzigjährigen Königs Carol.

Der Fürst erhielt seine Bestätigung in Konstantinopel nicht leicht, und das beleidigte seinen Stolz. Cuza war ein rücksichtsloser Mann gewesen, hatte keine Dynastie gründen wollen und nicht einmal ernstlich an einen Besitz des Thrones bis zum Greisenalter gedacht. Unter ihm hatten sich die Türken daran gewöhnen müssen, dafs sie bei allen stärkeren Eingriffen von Bukarest aus derb zurückgewiesen wurden; Cuzas Antwort auf die Einwendungen des Grofswesirs nach den Unruhen von 1865 ist





in ihrer Art sogar ein Meisterstück diplomatischer Polemik. Jetzt aber hoffte die Pforte, wenn sie ihre Zustimmung zu so wichtigen Veränderungen gab, wie es die bedingungslose Union der Fürstentümer und die Erwählung eines fremden Fürsten war, auch für sich beträchtliche Vorteile einzuheimsen. Es wurde also ein Korps zur Beobachtung nach Rustschuk geschickt, und dies war stark genug, um die Lage bedenklich erscheinen zu lassen; denn die von Cuza zurückgelassene Armee konnte keineswegs, weder was Stärke und Bewaffnung, noch was Mobilisierungsbereitschaft anbelangt, im Kampfe der modern ausgebildeten Streitmacht des Sultans widerstehen. Einige Abteilungen verweigerten sogar den Abmarsch, und der Staatsschatz war von allen Mitteln entblöſst, so daſs man seine Zuflucht zu Schatzbons nahm, um wenigstens etwas für die Verteidigung tun zu können. Ein ungeheures Defizit stand in Aussicht. Ruſsland hatte sich nur äuſserlich mit den neuen Zuständen im früheren Protektoratslande ausgesöhnt, da es immer auf die Stunde der Vergeltung hoffte, und sprach von der Entsendung eines türkischen Kommissärs nach Bukarest. Trotz seiner militärischen Niederlage in Böhmen dachte Österreich auch jetzt an die Möglichkeit eines Landerwerbs an der Donau, und von Preuſsen war schlieſslich nicht anzunehmen, daſs es seinen nationalen Interessen im Auslande dynastische Bedenken unterordnen würde. Die serbischen oder ungarisch-revolutionären Vorschläge konnten ernstlich nicht in Betracht kommen. Die Türken dagegen, deren Verhalten nach 1853 als modern erschienen war, redeten eine energische Sprache und wollten Bedingungen wie die folgenden erzwingen: Verzicht auf den Namen „Rumänien“ und Wiederannahme der alten Benennungen „Moldau und Walachei“, welche bisher keinen nationalen Klang hatten und sich mit der Provinzeinteilung des Reiches vertrugen; Nichtigkeitserklärung aller von der nicht anerkannten provisorischen Regierung getroffenen Maſsregeln, Ausschlieſsung des Dynastiegedankens, Erhaltung der Armee in gewissen Schranken, kriegerische Unterstützung der Türkei, Verschlieſsung der Grenzen gegen die bulgarischen Flüchtlinge, die in Bräila, Bukarest und den kleinen Donauhäfen ihre Führer, ihre Komitees, ihre Presse und Waffendepots hatten, Verzicht auf jede selbständige auswärtige Politik, Annahme aller tür-

kischen Verträge, bei deren Verhandlung die „Moldo-Walachen“ befragt werden würden, Anerkennung eines Agenten des Sultans in der Hauptstadt, Erhöhung des Tributs, unmittelbare Lösung der Klosterfrage, für die sich auch Rufsland neuerdings interessierte, und schliefslich das Versprechen, kein eigenes Geld zu prägen und keine Orden zu gründen. Der Fürst sollte vor dem Sultan erscheinen, um von ihm den Investiturferman zu erhalten und in dieser Weise seine vertragsmäfsige Regierung über Provinzen, welche „Partie intégrante“ des Reiches waren, zu beginnen. Das bedeutete die in moderner Weise genau begrenzte „Autonomie“, ganz zu geschweigen von den vielen Rechten, welche in früherer Zeit bestanden hatten, ehe die Russen und die europäische Diplomatie mit den Türken Verträge schlossen. Der Fürst und seine Berater taten alles mögliche, um sich der Annahme dieser Bedingungen zu entziehen, aber trotz des in Kreta ausgebrochenen Aufstandes und trotz der feindlichen Politik der griechischen Regierung zeigte sich die fanariotische und levantinische Diplomatie des Suzeräns unbeugsam. Nur in einigen Punkten wurden Abänderungen erreicht und dadurch vor allem die Dynastiefrage in rumänischem Sinne gelöst, der Abschlufs von Verträgen nichtpolitischen Charakters und die Prägung eigener Münzen mit einem Vasallitätszeichen zugestanden. Endlich wurde auch vereinbart, dafs die Übereinkunft in der weniger demütigenden Form eines Briefwechsels zwischen dem Fürsten und dem Grofswesiere — wodurch übrigens das Vasallitätsverhältnis betont wurde — geschlossen werden solle. Als dann der Fürst wirklich nach Konstantinopel reiste, da galten die Ehrenbezeigungen, mit welchen er, viel mehr als sein Vorgänger Cuza, bedacht wurde, weniger dem rumänischen Herrscher als dem Vetter des siegreichen Preufsenkönigs.

Auch nach dieser Verständigung und dieser Reise, gelegentlich welcher der Fürst den Ferman seiner Investitur, den ihm der Sultan überreichte und den er uneröffnet auf dem Tische hatte liegen lassen, durch seinen Minister des Äufseren wegnehmen liefs, zeigte die Pforte, die nichts geringeres als die vollständige Lostrennung dieses mächtigen, von einem Hohenzollern geleiteten Vasallenstaates fürchtete, dasselbe steife Benehmen und gebrauchte denselben verletzenden Ton, welcher allgemein tief verstimmte.



Gegen die Münzprägung und gegen den Abschluſs eines Handelsvertrags mit Österreich im Jahre 1875 erhob die türkische Diplomatie ihren ohnmächtigen Protest. Mit kindischer Hartnäckigkeit wurde die Bezeichnung „Principautés“, welche niemand, nicht einmal Ruſsland, mehr in Anwendung brachte, in Noten und Denkschriften gebraucht, um möglichst oft zu kränken. Im Jahre 1871, als der Fürst, veranlaſst durch das unerträgliche Parteigezänk der Liberalen, an seine Abdankung dachte, verspürte die Pforte sogar einige Lust einzugreifen, und in bezug auf die durch unbesonnene Hitzköpfe, ungeduldige Ministerkandidaten und unverantwortliche Träumer ins Werk gesetzten schändlichen Straſsenszenen telegraphierte der Wesir Aali-Pascha an den Fürsten: „À ce que pareilles scènes ne se renouvellent plus, scènes que la Sublime Porte réprouve“. Das war eine Sprache, wie sie nicht einmal unter Cuza geführt worden war und welche nur gegenüber einem türkischen Provinzverwalter am Platze gewesen wäre. Als im Jahre 1874 eine spanische militärische Abordnung nach Bukarest kam, um dem Fürsten die Thronbesteigung Alfons XII. anzuzeigen, drohte die Pforte gereizt mit der Abberufung ihres Gesandten in Madrid, weil der spanische Monarch zu ihrem rumänischen Vasallen direkte offizielle Beziehungen unterhalten hatte. In der verzweifelten Lage des Jahres 1876 muſste die Pforte zwar wohl oder übel vieles dulden, aber trotzdem lieſs sie sich nicht auf den Vorschlag des rumänischen Ministers des Äuſseren, M. Kogălniceanu, ein, der die Anerkennung der nationalen Staatsbezeichnung, die Anfnahme des rumänischen Agenten in das diplomatische Korps, die Gleichstellung der rumänischen Untertanen mit denjenigen fremder Nationen, die Garantierung des rumänischen Gebietes, dem die Donauinseln, dem Vertrage von 1829 gemäſs, zugerechnet werden sollten, den Abschluſs verschiedener Verträge über Auslieferung, Handel, Post und Telegraphie, die Gültigkeit der rumänischen Pässe und die Feststellung der Grenze in dem Fluſslaufe der Donau forderte. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Ruſsland schlieſslich telegraphierte der Wesir dem rumänischen Fürsten wie einem Subalternbeamten und erteilte ihm die nötigen Aufträge zur Verteidigung des Reiches, dessen „Partie intégrante“ Rumänien war. Als man in Konstanti-



nopel von dem Durchmarsche der Russen hörte, wurde der rumänische Agent einfach „abgesetzt“, als wenn er ein Beamter des Sultans wäre. Die Türkei hatte somit alles getan, um Rumänien und seinen Fürsten zur Unabhängigkeitserklärung und zum Kriege zu reizen.

Auch die Beziehungen zu Österreich in den ersten Jahren der Regierung des Fürsten Karol waren wenig verheifsend. Die gegen die Fortdauer der Union gerichtete „Reserve“ von 1866 und die Befürchtung einer gefährlichen Agitation unter den Rumänen Siebenbürgens bestimmten das Verhalten der österreichischen Diplomatie. Aber im folgenden Jahre schon, 1867, mufste man endlich der hartnäckigen Opposition der ungarischen revolutionären Partei, um die sich die ganze ungarische Intelligenz scharte, Genüge tun, und so gewann denn der jetzige Zustand des Dualismus im alten Österreich Geltung, es wurde daraus eine österreichisch-ungarische Monarchie mit zwei völlig gesonderten politischen Gliedern. Die Magyaren, die mit grofsen Opfern auf der Bahn der Kultur tüchtig vorangeschritten waren, hatten nun auch einen eigenen Staat, dem nur ein nationales Heer und eine nationale Diplomatie fehlten. Sie sahen sich jetzt vor der Notwendigkeit, die magyarische Nationalität, die noch zu schwach war, um in der Zukunft einen starken nationalen Staat zu repräsentieren, durch Entnationalisierung der fremden, aber seit uralter Zeit im Königreiche Ungarn wohnenden Völker zu vergröfsern und so den Boden für die Verwirklichung patriotischer Träume und Ideale vorzubereiten. Ein Ausrottungskampf, der sich meistens gesetzlicher Mittel bediente, wurde nunmehr vom neuen Staate auch gegen die Rumänen in Siebenbürgen und im eigentlichen Ungarn eröffnet.

Bald jedoch schon liefs sich erkennen, dafs dieser Kampf aussichtslos war, obgleich er, einmal begonnen, vom Standpunkte der Magyaren aus nicht mehr gut unterbrochen werden konnte. Denn die zisalpinischen Rumänen von 1866 waren nicht mehr die alten, in tiefem Elend und tiefer Unwissenheit lebenden und sterbenden halbbarbarischen „Walachen“. Die literarische Entwickelung des 18. Jahrhunderts hatte bei den späteren Generationen Früchte gezeitigt; aus der Zeit Horias und besonders aus den Kämpfen von 1848, an denen mit oder ohne Waffen die ganze Nation, ohne



jeden Unterschied der Klasse, der Bildung und des kirchlichen Bekenntnisses teilgenommen hatte, waren Namen von Siegern, Märtyrern und Propheten in der Erinnerung des Volkes haften geblieben. Endlich hatte man in der absolutistischen Ära, welche den revolutionären Ereignissen gefolgt war, Grofses erreicht. Die Rumänen hatten sich auch politisch in ihren neu ausgebauten kirchlichen Gebäuden eingerichtet: Priester und Laien arbeiteten gemeinsam zugunsten der nationalen Kultur in den Kanzleien und Versammlungen beider Kirchen; denn mit der Spaltung der einstigen einen hatte ja Österreich die treu gebliebenen, ritterlich für den Kaiser kämpfenden Rumänen belohnt.

Dem abgesetzten Bischofe Lemény war als Leiter der unierten Kirche, deren Klerus sich immer mehr aus sehr gebildeten Priestern und Domherren — einige hatten sogar in Rom ihre Studien vollendet — zusammensetzte, Şuluţ als erster Metropolit gefolgt; er war ein eifriger Verteidiger der nationalen Rechte des Volkes, dessen Vereinigung unter seiner eigenen erzbischöflichen Macht — war er doch der Fortsetzer der alten Tradition, indem er den Titel von Karlsburg, von Alba-Julia, trug! — er heifs ersehnte. Nach dem Tode des Metropoliten Alexander wurde 1867 Ioan Vancea erwählt, ein frommer Katholik, aber zugleich ein bedeutender Beförderer des rumänischen Unterrichtswesens, welches ihm recht viel zu danken hat. Zahlreiche Schulen entstanden durch seine Fürsorge, und die schon vorhandenen erhielten neue materielle Stützen. „Die Schulen von Blasendorf waren für ihn sein Augenlicht.“ [1]) Durch das kaiserliche Dekret von 1850 hatte der Blasendorfer Oberhirte drei Suffragane in Gherla (Számos-Ujvár), Lugoş (ungarisch Lugas) und Grofswardein (Oradea-Mare) erhalten. Der erste Bischof von Gherla war Ioan Alexi, der Verfasser einer sehr verbreiteten rumänischen Grammatik, und Vancea war sein unmittelbarer Nachfolger, bevor er die höchste Würde in seiner Kirche erhielt; aber in Grofswardein gewann erst unter dem Bischofe Mihail Pavel (1873—1902) eine Richtung, die den rumänischen Kulturinteressen förderlich war, die Oberhand.

1) Şematismul clerului unit (Blasendorf 1900), S. 46; vgl. auch Aug. Bunea, Mitropolitul dr. Ioan Vancea de Buteasa (Blasendorf 1890).



Der nichtunierte Bischof Şaguna, ein bei den österreichischen Behörden hochangesehener Mann, wurde ebenfalls Metropolit, und zwar 1864; ihm ward es überlassen, ein Grundgesetz für seine Kirche zu schaffen. Dieses tat er in sehr verständiger Weise, indem er dabei das Nationale mehr als das streng Orthodoxe im Auge hatte. Bei der Wahl des Metropoliten, sowie bei der Entscheidung der Fragen, welche Kirche, Kultur und Kulturmittel betrafen, ward den Laien nicht nur eine Mitwirkung, sondern sogar ein überwiegender Einfluſs zugestanden, und dadurch ward die nichtunierte Kirche auch zu einer nationalen Korporation gestempelt, was sie seitdem dauernd geblieben ist. Alle Beamten der Kirche gingen aus klug angelegten Wahlen hervor. In dieser Weise bekam die Nation, welche aus dem politischen Leben des nunmehr einheitlichen Ungarn durch ein spezielles siebenbürgisches Wahlgesetz sowie durch administrative Wahlmiſsbräuche sogar rücksichtlich seines nationalen Ansehens beinahe völlig ausgeschaltet war, einen Ersatz in der kirchlich-kulturellen Entwickelung, und diese bot eine Garantie für die Zukunft.

Zugleich mit der Gründung des nichtunierten Erzbistums bekamen die Rumänen infolge ihrer Trennung von den Serben zwei Bistümer, eins in Arad und eins in Caransebeş (ung. Karánsebes). Den Bischofsitz der letzten Diözese nahm der bisherige Kronstädter Erzpriester Ioan Popazu ein. Er hatte sich schon um die Gründung des rumänischen Gymnasiums in Kronstadt verdient gemacht, welches 1856 vom Staate als öffentliche Unterrichtsanstalt anerkannt wurde und sich bald zu der ersten höheren rumänischen Schule jenseits der rumänischen Grenzen entwickelte [1]). Unter Mitwirkung der beiden Kirchenoberhäupter und der ganzen rumänischen Intelligenz wurde schon 1861 die „Gesellschaft für die Fortbildung der rumänischen Sprache und Literatur“ gegründet, deren Organ die Zeitschrift „Transilvania“ wurde. Ohne mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln und unter bedrängten Verhältnissen Groſses erreichen zu können, bildete sie dennoch einen neuen Verknüpfungspunkt für ein Volk, welches in jeder Hinsicht den festen Entschluſs kundgab, seine Eigenart zu be-

1) Andreĭ Bârseanu, Istoria şcólelor centrale române gr. or. din Braşov (Kronstadt 1902).



wahren. Ähnliche Vereine entstanden auch in anderen Gegenden des rumänischen Territoriums und waren wenigstens für die Gründung von Volksschulen gewiſs nützlich. Im Jahre 1872 geschah noch ein weiterer groſser Schritt, der dem meistens armen rumänischen Volke in diesen bedrohten Gebieten zur Erlangung der ökonomischen Selbständigkeit verhalf; das war die Gründung der ersten Nationalbank „Albina" in Sibiiŭ, welche bald blühte, segensreich wirkte und durch ihr glückliches Beispiel viele andere Volksbanken in allen Winkeln Siebenbürgens und der benachbarten Gegenden ins Leben rief. Der Kanoniker Cipariŭ von Blasendorf, ein ausgezeichneter Kenner der literarischen und sprachlichen Überlieferung und der rumänischen Vergangenheit, beleuchtete in zahlreichen Schriften die Sprachenfrage und lenkte die Aufmerksamkeit auf verschiedene geschichtliche Momente und Prozesse. Die Ergebnisse seiner Forschungen faſste er zusammen in seiner Grammatik, und diese war das erste Werk, das die nationale Sprache in ihrer ganzen Entwickelung umfaſste und unter Berücksichtigung ihrer natürlichen Entwickelungstendenzen nach Normen für die Wortbildung und Rechtschreibung suchte. Schlieſslich nahmen die leitenden Männer der Nation die Gewohnheit an, anläſslich der Wahlen für das ungarische Parlament eine nationale Gruppe zu bilden, und 1869 wurde die absolute Passivität als ewiger Protest gegen die Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn und gegen die darauf folgende Vernichtung des Nationalitätengesetzes beschlossen; ein Ausschuſs von 25 Mitgliedern zu Hermannstadt sollte künftig über die rumänischen Interessen wachen.

Im Jahre 1866, kurze Zeit nach dem Falle Cuzas, wurde vom Unterrichtsminister C. A. Rosetti eine Gesellschaft begründet, die sich mit der Sprache beschäftigen und eine Rechtschreibung für den Amtsgebrauch und die Schule herstellen sollte; denn weder mit der rationellen, aber allzusehr latinisierenden Orthographie Cipariŭs, noch mit der eigentümlichen Pumnuls, eines siebenbürgischen Professors, der, von der Familie Hurmuzaki berufen, in die Bukowina übersiedelte und hier das nationale Bewuſstsein wiedererweckte, war man einverstanden. Die akademische Gesellschaft, die später zur Akademie der Wissenschaften geworden ist, sollte nicht nur rumänische Staatsangehörige, sondern die Ver-

treter der gesamten rumänischen gelehrten Welt, alle Leuchten der rumänischen Literatur vereinigen; es war eine neue Bekundung der nationalen Solidarität, welche keine politischen Grenzen anerkennen kann, da sie höhere als politische Zwecke und Ideale verfolgt. Ciparĭu wurde zum Mitglied der Gesellschaft ernannt, und er kam 1867 nach Bukarest, um der feierlichen Konstituierung des Instituts beizuwohnen und hinsichtlich der Richtung, in der die Arbeit aufgenommen werden sollte, seinen Rat zu geben. Unglücklicherweise verschwand aber die anfängliche Begeisterung ziemlich rasch wieder, und die meisten Mitglieder gehörten nur noch dem Namen nach der akademischen Gesellschaft an. Unter den verschiedenen Strömungen, die sich geltend machten, siegte schliefslich die ultra-lateinische Laurians; ihm wurde die Redaktion des Normalwörterbuchs anvertraut, das eine künstliche Sprache einfach dekretierte. Aber trotz alledem blieb die künftige Akademie eine Verkörperung der Einheit des rumänischen Volkes auf dem einzigen Gebiete, auf dem von einer Einheit die Rede sein konnte, demjenigen der Kultur, und unter denen, welche der Akademie angehörten, ragte auch ein junger Professor der Philosophie an der Universität Jassy, der Sohn Ioan Maiorescus und der Neffe des Bischofs Popazu hervor. Titu Maiorescu vertrat eine neue Richtung, die auch über ihre eigene Zeitschrift, die „Literarischen Gespräche" (Convorbirĭ literare), verfügte. Die Besten unter der jüngeren Generation erklärten sich im Verein mit Alecsandri gegen eine französische oder lateinische Schule, Maiorescu in seinen Kritiken, der grofse, tiefempfindende Dichter Mihail Eminescu, eine gewaltige Individualität, in seinen dichterischen Meisterwerken, der realistische Erzähler Creangă, ein gewesener Priester und späterer Volksschullehrer, der Siebenbürge Slavicĭ, und schliefslich N. Gane, sie alle traten für die Volkssprache als die einzig mögliche Literatursprache ein. Diese Volkssprache war zugleich diejenige aller älteren Literaturdenkmäler, sie war im Grunde dieselbe für das ganze Rumänentum, welches die Phantasien eines Pumnul nicht kannte, und wenn sie, diese „noua direcţie", zum Siege gelangte, dann war zugleich auch die Anknüpfung an die Vergangenheit erreicht, die Kultureinheit aller Rumänen hergestellt.

Die Leiter der österreichisch-ungarischen Monarchie wufsten



und verstanden dies längst nicht alles. Zu ihrer Kenntnis gelangten auf diplomatischem Wege nur Bruchstücke aus Artikeln der demagogischen Tagespresse, die sich in politisch beunruhigender Weise über die rumänische Einheit ergingen, aber solche Ergüsse völlig unlegitimierter Zeitungsschreiber wurden als ernste Kundgebungen der rumänischen Regierung und des rumänischen Volkes in Rumänien betrachtet. Darum verhielt man sich gegenüber dem „neuen Kurs“ im benachbarten Fürstentume ablehnend, ja vielfach glaubte man, daſs 1866 nur die Türken einen rumänischen Einfall nach Siebenbürgen verhindert hätten. Dagegen war man in Rumänien ebenso fest davon überzeugt, daſs bei der Kaiserbegegnung zu Salzburg, im Jahre 1867, über eine Annexion des Landes seitens Österreichs mit französischer Bewilligung unterhandelt worden sei [1]). Den Besuch des Fürsten in Wien, bei seiner Reise im Jahre 1869, verurteilte die radikale Presse als Hochverrat. Als aber Graf Andrássy die Leitung der auswärtigen Politik der benachbarten Monarchie übernahm, änderten sich die bisherigen Verhältnisse zum beiderseitigen politischen und wirtschaftlichen Vorteile. Obgleich ein Magyare und ein magyarischer Patriot, verstand der Kanzler, daſs Rumänien nicht stark genug sei, um isoliert leben zu können, daſs die Garantie der Mächte und die Neutralitätsversicherung keine praktische Bedeutung hatten, daſs sich mithin der neue Staat an den östlichen oder westlichen Nachbar anlehnen muſste und daſs die dauernde Verbindung mit Ruſsland für Rumänien eine langsame Annäherung an den Tod bedeute. Er wuſste aber auch, daſs der Fürst und seine Minister, welcher Partei sie auch angehörten, dieses einsehen würden. Andrássy muſste zugleich erkennen, daſs der Schiffbruch des Donaufürstentums in russischem Fahrwasser für die österreichische Monarchie eine viel ernstere Gefahr darstellte, als der Fortbestand und die Entwickelung eines nationalen rumänischen Staates, sei es selbst mit den notwendigen Folgeerscheinungen, wie es die Gründung eines bedeutenden Kulturlebens in und auſser seinen Grenzen war. Auch das aber wurde klar, daſs Rumänien, dessen Bedürfnis nach ausländischen Fabrikaten mit seinem Fortschritt immer wuchs, ein ausgezeichnetes Absatz-

1) Aus dem Leben König Karls von Rumänien, I, S. 220.



gebiet für die österreichische Industrie abgab. Deshalb änderte man die Politik gegenüber diesem nützlichen Nachbarn. Andrássy wurde nicht einmal ängstlich, als Fürst Carol 1873 ihm gegenüber davon sprach, dafs es wünschenswert wäre, wenn die Rumänen dieselben politischen Rechte, wie die Kroaten bekämen; diesen Vorschlag konnte der Fürst machen, und der Kanzler liefs ihn stillschweigend über sich ergehen. Sogar unter Aufserachtlassung der Vorstellungen der Türkei, die dabei von England, das über die „Integrität des osmanischen Reiches“ wachte, unterstützt wurde, schlofs Andrássy den Handelsvertrag von 1874, und trotz der heftigen Angriffe in der liberalen Presse, welche von einer wirtschaftlichen Unterjochung Rumäniens zugunsten Österreichs, von einer Einverleibung Rumäniens in das österreichische Wirtschaftsgebiet sprach, wurde dennoch, wenn auch erst nach langen Debatten, der Vertrag auch von den rumänischen Kammern gutgeheifsen. In diesem Verhältnis stand Rumänien zu seinem westlichen Nachbar im Jahre 1876, als die orientalische Frage wieder auftauchte und dringend eine neue Lösung erheischte.

Rufsland hatte sie angeregt, indem es die Leidenschaften der bedrängten christlichen Bevölkerung durch die geschickten Mittel seiner immer wachsamen, unübertrefflichen Diplomatie bis zum Siedepunkte der Revolution und des Krieges erhitzt hatte. Der Pariser Vertrag war den wichtigsten Interessen des russischen Staates hinderlich, da er Rufsland die Donaumündungen entrissen hatte und aufserdem die russische Kriegsflotte von den Gewässern des Schwarzen Meeres fernhielt. Nicht nur die Diplomatie, durch den hämischen, derben Kanzler Gortschakow und den geschmeidigen, kenntnisreichen General Jomini vertreten, sondern auch das russische Heer, dessen Oberleitung damals in den Händen des Grofsfürsten Nikolaus lag, und nicht minder der Hof und der Kaiser Alexander II. selbst, dessen Regierung mit dem Unglücke des Krimkrieges begonnen hatte, alle warteten nur auf den geeigneten Augenblick, um das Verlorene wiederzuerwerben und dem Endziel der russischen Wünsche näher zu kommen. Die romantische Propaganda der Panslavisten, die der Journalist Aksakow und auch gewisse, sehr einflufsreiche und verständige Mitglieder des diplomatischen Korps, wie der populäre General Ignatiew, der



während der neuen orientalischen Wirren Gesandter in Konstantinopel war, vertraten, diese Bewegung, welche sich an das Volk wandte und vom Volke verstanden wurde, drängte überdies auch zu einem vergeltenden Ausbruche. Solange in Frankreich das Kaisertum herrschte, das Europa überwachte und leitete, schien Rufsland beinahe die Vergangenheit mit ihren drückenden Protektoratsrechten und den unverhüllten Eroberungsplänen vergessen zu haben. Aber nach dem deutsch-französischen Kriege und der inneren Katastrophe des napoleonischen Reiches verlangte es den Preis für die wohlwollende Neutralität, die es angesichts des siegreichen Vordringens der deutschen Macht beobachtet hatte. Schon sehr bald nach der Entscheidung der Waffen verkündete eine russische Note, dafs sich der Kaiser nicht mehr durch die Bestimmungen des Pariser Vertrages hinsichtlich der Schiffahrt im Schwarzen Meere gebunden erachte. Diese Erklärung wurde zwar von England und auch von Österreich-Ungarn energisch bekämpft, aber Rufsland liefs sich dadurch von seinem bereits gefafsten Entschlusse nicht abbringen.

Rumänien hatte bis dahin kein Verständnis für die neue russische Politik und erblickte in der ruhig abwartenden Haltung Rufslands Friedensliebe, Versöhnlichkeitssinn, ja sogar Freundschaft. Die Worte, die 1866 gefallen waren, wurden schnell genug vergessen, und man freute sich, als die Bezeichnung „Rumänien" von der russischen Diplomatie gebraucht wurde, obgleich dies im Grunde nur eine an die Adresse der Türkei, die diesen Namen versagte, gerichtete Kundgebung war. Wenn im Jahre 1870 in Bukarester Kreisen von einer eventuellen Unterstützung Frankreichs gegen Rufsland gesprochen wurde, so geschah dies nur auf eine französische Anfrage hin [1]). Die irregeführte öffentliche Meinung in Europa erblickte in den fremden rumänischen Juden, welche in der oberen Moldau die Mehrheit der städtischen Bevölkerung bildeten und sich immer vermehrten, während die Zahl der rumänischen Minderheit immer zurückging, gebildete Rumänen mosaischen Bekenntnisses und erhob laute Klagen gegen Verfolgungen, welche, wenn sie überhaupt vorlagen, nichts weiter waren als Verfehlungen einer schlecht organisierten Verwaltung, die nur ihr

1) Aus dem Leben, II, S. 107—109.

eigenes Interesse sah. Rufsland aber stand bei diesem Streite aus selbstsüchtigen Beweggründen auf Rumäniens Seite, und das mufste Eindruck machen. Die Schritte, die Rufsland unternahm, um die Bestimmungen des Pariser Vertrages vollständig aufzuheben, erregten deshalb weiter keine Beunruhigung; man dachte nicht viel an den dadurch bedrohten Besitz Südbessarabiens, das „der Moldau unter türkischer Suzeränität" ehedem zurückgegeben worden war, man dachte auch nicht an die bevorstehende Bildung eines bulgarischen Staates unter ausschliefslichem russischem Einflusse. Vielmehr spiegelte man sich vor, durch die neuen Verwickelungen die „unwürdigen Bande", welche Rumänien an das türkische Reich, an das materiell zerrüttete, finanziell nicht leistungsfähige und deswegen umso anspruchsvollere Reich des Sultans fesselte, sprengen zu können, und dann aufser der Unabhängigkeit auch noch eine Königskrone für den Begründer der Dynastie zu erobern.

Der neue Kampf der Russen gegen die Türkei begann auf geheimem Wege schon lange vor der Kriegserklärung von 1877. In der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, besonders unter den Christen, regte sich die Empörung gegen die schlechte Finanzwirtschaft des Sultans. In dem benachbarten Serbien hatte seit der Ermordung des klugen Fürsten Michael der sehr junge Milan, der Neffe des Verstorbenen, die Macht in den Händen; er war mit einer Halbrussin vermählt und regierte ganz im russischen Sinne. Er dachte daran, im Verein mit dem traditionell russischen Montenegro sich in jenes serbische Gebiet Bosniens und der Herzegowina zu teilen und gab sich alle erdenkliche Mühe, um die bosnisch-herzegowinische Frage so lange wie möglich brennend zu erhalten. Schon in den letzten Tagen des Jahres 1875 liefs Ignatiew, der Feuerwerkmeister bei diesen Ereignissen, dem rumänischen Diplomaten General Ion Ghica gegenüber ein Wort fallen, das die Möglichkeit verriet, Rufsland könne die ehemaligen Fürstentümer, gerade wie in dem verhängnisvollen Jahre 1853, so auch jetzt wieder „in Pfandbesitz" nehmen, als wenn in der Zwischenzeit so gar nichts geschehen wäre [1]). Im Anfange des folgenden Jahres wurden in Rumänien Kredite für militärische Zwecke aufgenommen, und das

1) Aus dem Leben, II, S. 483.



Militärgesetz wurde verändert. Eine bulgarische „provisorische Regierung“ war, dem rumänischen Beispiele folgend, zusammengetreten, und zwischen der Donau und dem Balkan, an diesem zweiten Punkte unaufhörlicher Gärung, begann eine neue Volksbewegung, die bekanntlich von den Türken grausam unterdrückt wurde. Undisziplinierte Scharen irregulärer Truppen, sogenannte Baschi-Bosuks, Vagabunden, Abenteurer und mohammedanische wilde Zigeuner warfen sich auf friedliche Dörfer, um dem Aufstande durch Massenmord von vornherein das menschliche Material zu entziehen. Rumänische Truppen wurden zu Gruia zusammengezogen, und im Juni 1876 erklärte Serbien, nachdem es im Verein mit Montenegro vergeblich die Besetzung der westlichen unruhigen Provinzen verlangt hatte, den Krieg. Der russische abenteuerliche General Tschernajew, der sich in Asien verdient gemacht hatte, aber dennoch aus dem aktiven Heere hatte ausscheiden müssen, erschien jetzt in dem slavischen Bruderstaate, um, nach einem Ausdrucke, der an hoher Stelle gebraucht wurde, „Wasser in das Feuer zu gieſsen“. In der Eile jedoch nahm er statt des Wassers brennendes Öl und wirkte, er, der offiziöse Friedensstifter, auf diese Weise an der Entstehung des Krieges mit, welcher jedoch zu keinem Siege — was auch nicht vorherzusehen und nicht nötig war —, sondern zu der Niederlage von Alexinatz führte.

Schon im September des Jahres 1876 ging auf eine Anfrage Ruſslands bezüglich des eventuellen Durchzuges seiner Truppen durch rumänisches Gebiet der eben zum Minister ernannte Brătianu, der tatsächliche Führer der liberalen Partei, nach Livadia, wo sich der russische Kaiser befand, um die Sache zu besprechen. Männer wie Ion Ghica und D. A. Sturdza waren gegen eine Beteiligung Rumäniens an dem drohenden Kriege. Sie rieten vielmehr, das Heer und die Verwaltung in das Gebirge, wie es in alten, sehr alten Zeiten üblich gewesen war, zurückzuziehen, den Schutz Europas anzurufen und das künftige Schicksal Rumäniens dem Entscheid dieser hohen Richterin anzuvertrauen. Das war in der Tat eine Unmöglichkeit. Feind und Freund hätten in solchem Falle das rumänische Gebiet nach Belieben verheert und einen unheilbaren Zustand geschaffen. An einen dauernden Erfolg der Türken war nicht einmal zu denken: die Türkei war arm, hatte eben einen

Bankerott erlitten und besaſs keine Verbündeten, welche imstande gewesen wären, durch die Macht der Waffen ihr eine Offensive zu ermöglichen. Ja, wenn endlich die Türken auch einige tüchtige militärische Führer hatten, so zeigten diese erst während des Krieges ihr zuvor unbekanntes Talent, und die oberste Kriegsleitung blieb nach wie vor, und muſste bleiben, in den Händen der unfähigen und verräterischen Hofgünstlinge. Ohne eine Allianz mit Ruſsland — alles andere wäre als verdeckte Feindseligkeit erschienen — konnte man von vornherein sicher sein, wenigstens die bessarabischen Distrikte zu verlieren, ohne bei einer voraussichtlichen allgemeinen Verteilung balkanischer „christlicher Brüder" irgend etwas als Gegenleistung erwarten zu können. Bei der Zusammenkunft des russischen und österreichischen Kaisers im Juli hatte sich Österreich-Ungarn die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, die ehedem in einem Lehnsverhältnis zu dem alten ungarischen Königreiche gestanden hatten, ausbedungen. Ruſsland hatte auſserdem versprochen, Serbien nicht zu besetzen und Konstantinopel nicht anrühren zu wollen. Für Rumänien dagegen gab es keinen Fürsprecher, weil das republikanische Frankreich nicht mehr dasjenige Napoleons war. England aber zeigte wegen der Eingriffe Rumäniens in die türkischen Suzeränitätsrechte einige Verstimmung und dachte überdies daran, daſs es sich schlieſslich durch Abtretung eines Gebietes von dem nicht mehr zu rettenden türkischen Reiche würde abfinden lassen müssen. Die Verständigung mit Ruſsland war eine Notwendigkeit, aber keine fröhliche, sondern eine traurige, unvermeidliche.

In der Tat war seitens der russischen Diplomatie schon zu Livadia Brătianu gegenüber, welcher zwar erschrak, aber nichts einzuwenden wuſste, von dem Opfer die Rede, welches man in Ruſsland damals und später die „Retrozession" Bessarabiens nannte, denn von der 1812 erfolgten Annexion sprach man nicht gern. Auſserdem verlangten dieselben Diplomaten für den Augenblick — und das war die Hauptsache — die Erlaubnis zu einem freien, freundlich gewährten und materiell erleichterten Durchzug der Russen durch Rumänien, ohne dessen Staatshoheit im mindesten antasten zu wollen. Das war ein unklares Versprechen, das lediglich die Anstrengungen und den Landverlust versüſsen sollte; „Rumänien", so sagte man, „kann nur dabei gewinnen". Wenn irgend möglich,



so mufsten überdies alle Verabredungen in einer privaten Weise getroffen werden; denn Rumänien war ja ein Vasallstaat, und Fürst Carol hatte den Türken versprochen, keine politischen Verträge zu unterzeichnen.

Brătianu zögerte, vor allem wegen des in Aussicht stehenden Verlustes von Bessarabien. Auf einen Ersatz jenseits der Donau konnte man ja hoffen, denn zeitweilig hatten die Rumänen auch einige Teile der nördlichen Dobrudscha, des Landes an der Pontusküste, in Besitz gehabt, ja selbst Silistrien hatte einst dem siegreichen Mircea gehört. Die bulgarischen Donaufestungen, wichtige têtes de pont, wären in Anbetracht der Sicherheit Rumäniens ein wertvoller Besitz gewesen. Aber bei dem starken Nationalbewufstsein, welches jetzt im Lande herrschte, und in welchem sich im entscheidenden Augenblicke alle Personen und Parteien eins wufsten, hätte selbst der populärste Mensch einen solchen Tausch nicht in Vorschlag bringen können, solange auch nur die schwächste Möglichkeit bestand, dafs er nicht durchdringen könnte. Ferner war Rumänien kein Österreich und kein England, sondern ein kleiner Nationalstaat, welcher vielleicht im Norden, Westen und Osten gegenüber Siebenbürgen, Bukowina und Bessarabien Anspruch auf Gebietszuwachs erheben konnte; aber gegen Süden hin war dies unmöglich, trotz der zahlreichen Rumänen, welche als Bauern in der Widdiner Gegend bis tief ins bulgarische Gebiet hinein safsen. Ohne nationale Eroberungen zu machen, hätte man damit nur ein Nachbarvolk, dem es bisher an Hilfe allerart seitens der Rumänen nicht gefehlt hatte, das bulgarische, für ewig gekränkt, und was noch wichtiger war, obendrein die eigene Existenzberechtigung — die Notwendigkeit eines rumänischen Nationalstaates wenigstens für einen Teil der Rumänen — als Prinzip geschwächt. Jede solche Gebietserweiterung wäre aus diesen Gründen als das Betreten eines Irrweges, als eine Verblendung des Chauvinismus und als ein Unglück zu betrachten gewesen.

Brătianu erkannte das Unabwendbare; er sah ein, dafs er Bessarabien schliefslich als Vertreter des schwächeren Staates verlieren würde, dafs er einen Tausch nicht würde durchsetzen können und dafs mithin Rumänien, welches verdammt war, nicht wegen eines Ersatzes unterhandeln zu können, mit demjenigen würde zu-

frieden sein müssen, was von den erbitterten Russen und von dem ziemlich gleichgültigen Europa als seinem Opfer angemessen befunden werden würde — d. h. sehr wenig, jedenfalls viel weniger als was die benachbarten Balkanstaaten erwarten konnten.

Um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen, wendete sich der rumänische Premierminister an die Garantiemächte, doch diese geruhten nicht, dem Frager, dem um Hilfe und Rat Bittenden eine Antwort zukommen zu lassen. Österreich wurde sondiert, und man erhielt von dieser Seite die Versicherung, daſs, wenn Rumänien ganz neutral bleibe und seine Truppen vom rechten Ufer des Olt zurückziehe, um sie mit einem österreichisch-ungarischen Korps in Fühlung zu bringen, der Donaustaat die verlangte Garantie der Unverletzlichkeit seines Gebietes und beim Friedensschlusse die Anerkennung seiner Unabhängigkeit zu erwarten habe.

Die Russen drangen jedoch noch mehr in die rumänischen Diplomaten und schickten sogar heimlicherweise einen eigenen Bevollmächtigten nach Bukarest. Rumänien verlangte nunmehr einen Staatsvertrag und die Versicherung, daſs seine „intégrité territoriale“ nicht angetastet werden würde. Aber in Konstantinopel tagte eine europäische Konferenz, bei welcher von seiten Englands Lord Salisbury selbst erschien, um eine friedliche Lösung aller schwebenden Fragen im Oriente herbeizuführen. Fürst Carol und sein Berater zögerten noch, aber als die Türken auf die übrigens sehr naiven und unzweckmäſsigen Forderungen der Mächte durch die ironische Konstitution Midhat-Paschas antworteten, durch welche der Sultan alle inneren Verwickelungen der Einwirkung der Fremden entzog, indem von nun an auf „konstitutionellem“ türkischem Wege jeder einzelne und jede Gemeinde seine Klagen vor das verantwortliche Ministerium Seiner Hoheit bringen konnte; als von Konstantinopel her den Rumänen mitgeteilt wurde, daſs im Prinzipe ihr Fürst auch zu den „Chefs des provinces privilégiées“, von welchen die Konstitution sprach, gehöre; als die Konferenz sich auflöste und der Krieg als einziges Auskunftsmittel erschien, da beschleunigte man die Verhandlungen bezüglich der Militärkonvention. Sie wurde als förmlicher Vertrag unter günstigen Bedingungen und mit Garantie der „Gebietsunverletzlichkeit“ — damit glaubte man die bessarabische Frage aus dem



Bereiche der unglücklichen Möglichkeiten entfernt zu haben — am 16. April geschlossen. Um die Rechte Rumäniens noch stärker zu betonen, berief die Regierung die Kammern, die den heimlich gepflogenen Verhandlungen zustimmen sollten. Dabei war beabsichtigt, feierlich die Unabhängigkeit zu erklären; die Türken hatten durch mehrere kleine Angriffe auf rumänische Häfen und Dörfer den Vorwand dazu gegeben, und man wollte verhindern, dafs etwa die Unabhängigkeit als gnädiges Geschenk von seiten des fremden „balkanischen Befreiers" komme. Aber die Russen warteten nicht darauf, und an mehreren Punkten zugleich überschritten die kaiserlichen Truppen — militärische Rücksichten dienten als Vorwand — den Pruth. Eine schwere Stunde für Rumänien war angebrochen, und zum ersten Male scharte sich jetzt wirklich das Land um seinen tatenbegierigen, stolzen, patriotischen „Domn".

* * *

Ein Rückblick auf die Vergangenheit, auf das innere Leben von 1866 bis 1877 mufs vorausgehen, wenn man die Wichtigkeit des Übergangs verstehen will, denn die Dornenkrone des konstitutionellen Fürstentums, die von dem Kampfe der Parteien umtobt und in ihm auch verletzt wurde, ward jetzt in die Eisenkrone verwandelt, die alle dem siegreichen nationalen Könige dankbar aufs Haupt setzten.

Der jugendliche Fürst hatte das Land betreten, als man ernst und mit Leidenschaft daran arbeitete, die demokratische Konstitution einzuführen, welche die abgebrauchte Verfassung Cuzas ersetzen sollte. Die Mitglieder der Konstituante gehörten eigentlich zu keiner Partei, erstens weil es keine Parteien gab, die auf der Verschiedenheit wirtschaftlicher oder sozialer Forderungen beruhten, und zweitens, weil in dem leitenden Ministerium selbst fast jede Nuance politischer Farbenschattierung vertreten war. Alle diese Schöpfer einer Konstitution waren Bojaren, grofse und kleine Bojaren, die scheinbar auf ihre Privilegien verzichtet hatten; denn die wenigen, welche keine Titel und Rechte besessen hatten, waren in dem herrschenden Medium der politischen Welt untergegangen und hatten sich ihrer Umgebung angepafst, und dasselbe

galt für einige rumänisierte Fremde christlichen Glaubens. Beinahe alle hatten, entweder in einer heimatlichen Privatschule oder in der Fremde, französischen Unterricht genossen; alle lasen zumeist französische Literatur, und an diese lehnte sich die dürftige einheimische Literatur des Landes immer mehr an, ja, in den lächerlichen Erzeugnissen einer Schule wurde beinahe jedes französische Wort unbedenklich in den rumänischen Sprachschatz des Reimes und der Vornehmtuerei wegen aufgenommen. Das offizielle Frankreich des dritten Napoleon sagte aber solchen politischen Führern trotz der dankbaren Erinnerungen nicht recht zu; dagegen hegten die meisten Sympathien für die Vertreter der zügellosen liberalen Opposition, für die Republikaner und Anarchisten. Das jetzige Rumänien so zu gestalten, wie man sich das künftige Frankreich dachte, das schien das allerbeste zu sein. Die wenigen, welche anderer Meinung waren, die Kenner ihres Landes, welche fühlten oder wußsten, daſs niemals ein Volk die Grundlagen seines Lebens entlehnen kann und unharmonisch sich zu entwickeln vermag, die, welche eine langsame, richtige Entwickelung auf historischer und wirtschaftlicher Grundlage befürworteten, zogen sich zurück oder schwiegen. Man besprach sogar, wie einst in den guten Tagen der französischen Revolution, aber in diesem Falle gegenüber einem eben erst berufenen Fürsten, die Frage des bedingten Veto, doch davon wollte Karl von Hohenzollern nichts wissen. Der Fürst war selbst ein Liberaler, aber selbstverständlich, geradeso wie sein Vorgänger, ein mäſsig Liberaler. Er beschwur aufrichtig die Konstitution, und, loyalen Herzens, hat er sich niemals, selbst in den schwersten Zeiten nicht, durch wohlmeinende Berater von seinem Schwure abbringen lassen. Damit stiftete er wirklich Gutes, denn man war im Lande zu sehr an Staatsstreiche, Revolutionen von oben und unten und ewige Veränderungen der Formen und Meinungen gewöhnt. Jetzt gab er den etwas leichtfertigen rumänischen Politikern das erhabene, obgleich nicht schnell und nicht von allen verstandene Beispiel einer unwandelbaren Pflichttreue, welche, statt gewaltsam zu brechen, langsam und klug zu biegen sucht und damit doch endlich das Ziel erreicht.

Unter den politischen Führern besaſs Brătianu die meisten Anhänger in der Walachei, wo die Hauptstadt war, und besonders



in der Bevölkerung dieser Hauptstadt. Hier gab es die ungebildeten und leicht erregbaren Bewohner der Vorstädte, Unzufriedene und Stellenjäger sowie schliesslich die Studenten, die, beseelt von dem überschwenglichen Ideale einer missverstandenen Freiheit, von einer zügellosen Presse systematisch verhetzt wurden. Sein Gesinnungsgenosse Rosetti verfügte über die gelesenste Zeitung im ganzen Lande, den „Romanulu", welcher, je nach Bedarf sentimental oder revolutionär, täglich einen möglichst getreuen Abklatsch der in Paris herrschenden politischen Stimmung gab. In der Provinz hatte zwar jede bedeutende Persönlichkeit eine Anzahl von Anhängern, doch war der einzelne keineswegs sicher. Alle Beamten, auch die Richter, und sogar manche Offiziere beteiligten sich an der Politik, die eine Notwendigkeit für sie war, weil die Absetzung en masse bei jedem politischen Wechsel gewissermassen zur Landessitte gehörte. Politisch existierte der Bauer noch immer nicht, obgleich in den vier von der Konstitution eingeführten Wahlkollegien ein Teil, wenn auch nur ein kleiner Teil der ländlichen Bevölkerung, als „indirekte Wähler" vertreten war. Die Juden waren Kleinhändler oder kleine Handwerker in den Städten der Moldau; in den Dörfern übten sie das Geschäft der Schenkwirte mit giftigen Getränken und trieben ausserdem Wucher zu einem recht hohen, ja unmenschlichen Zinsfusse. Grundarm, faul, schmutzig und die Landessprache verachtend, bildeten sie alle zusammen ein unnützes, verderbliches, kulturfeindliches Element, das nicht des Bürgerrechtes teilhaftig werden konnte. In der Moldau hatten sie die Bildung einer antisemitischen, liberal-schwärmerischen Partei verursacht, die den Ideen des Bărnuţiŭ entsprach, der nach 1848 in Jassy als Professor wirkte. Diese Partei bildete im Parlament die „freie und unabhängige Fraktion", um sich von den Weissen (albĭ) und Roten (roşĭ) — Namen, die viel mehr unbestimmte Gedankenrichtungen als Parteien andeuteten — zu unterscheiden. Rosetti forderte als Philanthrop reinster Art ein internationales Rumänien ohne eigentliche Farbe und war in dieser Richtung tätig, während der Pöbel von Bukarest die Synagoge demolierte. Jene Fraktion, durch Rosettis Redensarten in Schrecken gesetzt, fürchtete das Schlimmste, verlangte und setzte durch, dass der berühmte oder besser berüchtigte Artikel 7 in die Konstitution



aufgenommen wurde, welcher nur den Christen die bürgerlichen Rechte sichert; das bedeutete die Rückkehr zu den von den Russen eingegebenen Verfügungen des Reglements.

Inmitten dieses Chaos von persönlichen Interessen, wo nur die persönliche Eitelkeit der zahlreichen Führer, die unter Cuza Minister und Premierminister gewesen waren, und nicht die öffentliche Wohlfahrt entscheidend war, mufste sich der „fremde" Fürst, der das Land nur aus flüchtig durchgesehenen Büchern kannte und der fast über keinen einzigen sicheren rumänischen Berater verfügte, zurechtfinden, und im Verein mit Männern, die Hafs und Neid von ihm fernhielten, mufste er das Viele schaffen, was in materieller Beziehung für Rumänien eine neue Ära eröffnen sollte. Das Heer mufste ausgebildet, der Chausseebau wieder aufgenommen und weitergeführt, das Eisenbahnnetz — darüber war schon unter Știrbeĭ und Cuza verhandelt worden — ausgebaut werden. Dieses waren die Hauptziele, welche die Regierung Carols I. bis zum Kriege verfolgte.

Durch eine französische Mission militaire hatte unter Cuza der ritterliche, gewissenhafte General Florescu mit der Ausbildung der rumänischen Armee begonnen. Cuzas Truppen hatten aber doch vor 1866 nur ziemlich unbeholfen mit einer kleinen Schar Polen gekämpft, die während der polnischen Revolution in ihr Land einbrechen wollte; das war in der sogenannten „Schlacht" von Costangalia geschehen, aber weder der Zweck der Schlacht noch deren Ausführung hatte Lorbeeren gebracht. Dennoch hinterliefs der am 23. Februar abgesetzte Fürst, der die Călărașĭuniform stets mit Stolz trug und darin imposant aussah, etwa 40 000 Mann und etliche Kanonen. Dafs die Mission militaire nichts getan hätte, läfst sich nicht behaupten, aber Fürst Carol zog an ihrer Stelle tüchtigere preufsische Instruktionsoffiziere heran. Doch trotz des preufsischen Sieges von 1866 wurden sie mit Mifstrauen angesehen, denn in den höheren Schichten der Gesellschaft herrschte noch der „lateinische" Geist: Rom erschien als die Mutter, Frankreich als die ältere Schwester; Rumänien, gestützt auf seine Zugehörigkeit zur lateinischen Rasse, konnte — so glaubte man — alles erreichen. Besonders nachdem Brătianu, aus Rücksicht auf die äufseren Beziehungen, da man ihn allgemein für einen un-



verbesserlichen Revolutionär hielt, zurückgetreten war — Ministerpräsident wurde er bis zum Kriege von 1877 nicht, aber er hatte mehrere Ressorts verwaltet und sich in dem der Finanzen auch ganz tüchtig erwiesen — und nachdem die liberale Presse mit ihren Angriffen auf den Fürsten begonnen hatte, ist die Frage der Instruktoren oft von Berufenen und Unberufenen, Verständigen und Unverständigen in häfslicher Weise ausgenützt worden.

Die Eisenbahnen waren für die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens von grofser Bedeutung. Immer besser wurden die Aussichten für den Absatz des Donauweizens im Auslande, aber nach den ebenfalls noch wenig neuzeitlich eingerichteten Häfen Galaţĭ und Brăila — ganz besonders galt das für den letzteren — führten nur einige Landstrafsen — die beste hatte dem Sereth entlang bis Mihăilenĭ an die Bukowiner Grenze Mihaĭ Sturdza gebaut —, aber noch keine einzige Eisenbahnlinie. Im Lande selbst fehlten jedoch die Mittel zum Eisenbahnbau. Es gab kein Kapital, denn die oberen Klassen, für die sich die ganze Nation blutig abarbeitete, sparten nichts, sondern gingen lieber nach Frankreich, um dort das jährliche Einkommen als richtige boyards valaques möglichst rasch zu verschwenden. Ingenieure fehlten vollständig. Das Land genofs aber auch noch keinen Kredit im Auslande, und nur unter drückenden Bedingungen war Geld durch Anleihen zu erhalten. Nur wagehalsige Unternehmer waren zum Bau von Eisenbahnen in der „türkischen Provinz“ erbötig. Im Oktober 1867 schlofs die Regierung mit dem Konsortium Oppenheim einen Vertrag behufs Erbauung der moldauischen Bahn Suczawa-Jassy-Roman. Mit Oppenheim ging es dennoch besser, als zu vermuten war, wenn er auch später in Wien von anderen auf die Anklagebank gebracht wurde: die rumänische Strecke der Eisenbahnlinie Lemberg-Czernowitz-Jassy wurde, als es schliefslich in Rumänien zur endgültigen Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes kam, zuerst in Beschlag genommen und dann durch Kauf erworben. Schlechtere Erfahrungen machte man mit Dr. Strousberg, welcher den Ausbau aller anderen Strecken von Roman aus unter Berührung von Galaţĭ und Bukarest nach Vîrciorova nebst einer Verbindungsstrecke Bukarest-Giurgiu, mit der begonnen wurde, übernahm. Der Vertrag selbst wurde nachlässig abgeschlossen, aber Strousberg liefs auch elende

Arbeiten ausführen, welche allgemein Empörung hervorriefen; es zeigte sich bald, dafs ihm die Mittel fehlten, um schneller und besser zu arbeiten. Der bevollmächtigte Kommissar der rumänischen Regierung, von Ambronn, der bisher dem Hause des Prinzen Anton von Hohenzollern treu gedient hatte, liefs sich überdies gewinnen und veräufserte gegen wertlose Papiere das ihm anvertraute Berliner Garantiedepot. Im Jahre 1870 endlich hatte Strousberg das meiste geliefert, und die ehemalige Moldau war mit der ehemaligen Walachei durch eine Eisenbahn verbunden. Aber zu Ende des Jahres lief die Schreckensnachricht ein, dafs Strousberg den Coupon vom 1. Januar seinen Aktionären, welche sehr zahlreich waren und allen Schichten der preufsischen Bevölkerung angehörten, nicht bezahlen wolle, vielmehr die Sorge dafür dem rumänischen Staate überliefs, welcher ja die Zinszahlung garantiert hatte.

Jetzt erreichte die lange vorbereitete dynastische Krisis ihren Höhepunkt. Nachdem Brătianu zurückgetreten war, hatte die Agitation im Lande begonnen; man wollte dem Fürsten dadurch imponieren und die Berufung eines rein liberalen Ministeriums erzwingen. Politische Bankette fanden statt, Massenpetitionen wurden eingereicht, bestimmte Mafsnahmen empfohlen, ja es fehlte nicht einmal an Drohungen, dafs dieser oder jener Parteiführer es nicht mehr auf sich nehme, einen elementaren Ausbruch der Volkswut zu verhindern. Cuza ward bei den Wahlen als Kandidat aufgestellt, gegen das häusliche Leben des Fürsten, welcher seit 1869 in der glücklichsten Ehe mit der hochbegabten Prinzessin Elisabeth von Wied lebte, ward geschimpft, und ein barbarischer Krawall erhob sich in einer unwürdigen Presse. Man ging sogar noch weiter. Nachdem bei dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges die „lateinischen“ Sympathien bei jeder Gelegenheit hervorgekehrt worden waren, weniger um dem unglücklichen Kaiser und der Schwesternation die schuldige Dankbarkeit zu bekunden, sondern nur, um den „preufsischen“ Fürsten zu verletzen, erdreistete sich ein verabschiedeter Offizier, jetzt Rechtsanwalt und Deputierter, im August 1870, dem 1848er Pariser Beispiele folgend, in der als oppositionell seit langem bewährten wichtigen Handelsstadt Ploieștĭ die Republik auszurufen. Die Sache wäre nur lächerlich gewesen, wenn Candiano nicht bald darauf von dem Gerichtshofe freigesprochen



worden wäre. Als der Fürst dann in seiner Thronrede bei Eröffnung der Kammer den Zwischenfall mitteilte, fand diese es auch noch anständig, ihn dafür in der Beantwortung der Thronrede zurechtzuweisen, weil er als Regent Fehler begangen hätte; ja Candiano selbst wurde sogar als Mitglied des betreffenden Ausschusses mit dem merkwürdigen Aktenstück zum Palaste geschickt. Man hätte glauben sollen, dafs sich eine solche feige, unpatriotische Kampfweise nicht weiter entwickeln könne, aber die Opposition fand doch noch andere Kampfmittel. Als sich die Mitglieder der deutschen Kolonie unter dem Vorsitze des Generalkonsuls zu einem Festmahle vereinigten, erblickten die „lateinischen" Liberalen darin eine Beleidigung des französisch fühlenden Landes; unter den Rufen: „Es lebe die Republik!" wurden am 22. März 1871 die Fenster des Bankettsaales zertrümmert, und die Menge, Studenten und Beschäftigungslose aus der Bourgeoisie, versuchten sogar in den Saal einzudringen. Das Präsidium im Ministerium führte Ion Ghica, den die Kammer kurz vorher dem Fürsten vorgeschlagen hatte, und dieser unentschlossene Mann liefs alles ruhig geschehen.

Seit langem schon hatte der Fürst den Entschlufs gefafst, abzudanken, und hatte, allerdings ohne Erfolg, auch die fremden Kabinette davon in Kenntnis gesetzt. Er liefs sogar einen angeblichen Brief an einen Freund mit seinen Beweggründen in einer deutschen Zeitung veröffentlichen, aber auch dieses äufserste Mittel hatte keine Wirkung. Nun berief er die fürstliche Regentschaft von 1866, um die souveräne Macht wieder in ihre Hände zu legen.

Nur dem biederen, energischen Lascar Catargiu ist es zu danken, dafs dieses Vorhaben unausgeführt geblieben ist und dafs dem Lande die Folgen einer solchen Tat erspart geblieben sind. Seit Monat März 1871 blieb, während fünf voller Jahre, bis 1876, Catargiu Leiter eines Ministeriums, welches mehr oder weniger richtig als konservativ bezeichnet wird und welches aus verschiedenen Elementen, darunter auch einigen Mitgliedern der neuen Generation, bestand. Grofses wurde durch ihn zwar nicht vollbracht, aber die Finanzverwaltung Petru Mavroghenis ist als musterhaft zu bezeichnen, und dieser erfahrene Staatsmann gab dadurch anderen die Möglichkeit, wichtige politische Absichten zu ver-

wirklichen. Die Angelegenheit der Eisenbahnschuldenverzinsung, bei deren Erörterung Bismarck eine tief verletzende Sprache gebrauchte, und die sogar eine Berufung an die Pforte als an die suzeräne Macht veranlafste, wurde endlich dadurch zeitweilig wenigstens aus der Welt geschafft, dafs die Aktionäre eine namenlose Gesellschaft bildeten, mit der ein Zinsenvertrag geschlossen werden konnte. Der Handelsvertrag mit Österreich ging 1875 trotz heftiger Opposition durch, und mit dem Engländer Crawley wurde eine allerdings nicht besonders vorteilhafte Abmachung behufs Fortsetzung des Bahnbaues bis Predeal getroffen.

Gegen dieses Ministerium jedoch bildete sich eine Koalition, die schliefslich auch den Sieg davontrug. Zu ihr gehörten selbstverständlich als gelegentliche Bekämpfer der Dynastie nach der damaligen Sitte alle die politischen Führer, welche zu lange kein Ministerium innegehabt hatten. Der Fürst aber wollte Oppositionelle nicht berufen, und so wurde unter dem Vorsitze des Generals Florescu ein neues Ministerium gebildet, in dem sich noch zwei Generale befanden, und erst nach einiger Zeit entstand das Kabinett Kogălniceanu-Brătianu, in dem nach einer neuen Umwandlung der letztere das Präsidium erhielt. Das Kabinett Florescu wurde unter Anklage gestellt, aber dieses Verfahren blieb selbstverständlich ohne jedes Ergebnis. Für den bevorstehenden Krieg hatte das Land wenigstens wieder ein starkes Ministerium, und jetzt zum ersten Male bewies Brătianu, dafs er politisch zum reifen Manne geworden war, dafs er die Parteiinteressen vergessen konnte und die Fähigkeit besafs, seine Tätigkeit nicht irgendwelchen romantischen Ideen, sondern dem praktischen Wohle des Vaterlandes zu widmen.

* * *

Bei dem Einmarsche der Russen wurden die rumänischen Bewohner des Landes mit einer Proklamation beglückt, die, ganz wie später die an die Bulgaren gerichtete, die Regierung und den Fürsten bei den Freundschaftsversicherungen überhaupt nicht erwähnte. Sie wurde allerdings zurückgezogen, nachdem man gesehen hatte, welche Verstimmung sie verursacht hatte, aber auch bei dem Empfange der Deputationen, welche dem Kaiser bis an

die Grenze entgegengegangen waren, fiel von russischer Seite kein warmes Wort. Die Russen beobachteten vielmehr eine Mifstrauen erregende Zurückhaltung, welche auf den festen Vorsatz hindeutete, alle Balkanfragen ohne Unterschied einer Revision zu unterziehen. Das Verhalten dem Fürsten persönlich gegenüber erklärte sich mehr aus dessen hoher Herkunft, und bei Besuchen wurden auch die Hohenzollernorden angelegt. Als die eilig zusammenberufenen Kammern am 21. Mai für die Unabhängigkeit stimmten und sie am folgenden Tage feierlich verkündeten, verrieten die russischen Fürstlichkeiten, Diplomaten und Generäle nicht durch das geringste, dafs ihnen dies bekannt geworden sei. Brătianu, voll Angst, Bessarabien zuletzt doch noch zu verlieren, sondierte, ob sich die Russen nicht doch zu einer Allianz mit dem rumänischen Heere und dem rumänischen Staate herbeilassen würden. Er glaubte, nach gemeinsamen Erfolgen, nach der Waffenbrüderschaft und gemeinsamem Siege, sowie nach einem grofsen Opfer an Blut würden die Forderungen von Livadia vergessen sein. In den russischen militärischen Kreisen verkannte man den Nutzen nicht, welcher aus einer Hilfe der gut organisierten rumänischen Armee entspringen konnte: sie zählte ungefähr 50000 Mann, war in zwei Korps geteilt und wartete am Ufer der Donau, an der Oltmündung, nur der Stunde, um in den Kampf einzutreten. Ihr war die Aufgabe, die wenig ruhmvolle Aufgabe zugedacht, die in den Donaufestungen liegenden türkischen Truppen durch leichte Kanonaden zu beschäftigen, die bei Zimnicea aufgeschlagene Brücke zu beschützen, die Rückzugslinie zu sichern, gelegentlich hier und da Besatzungskorps zu stellen und die Gefangenen fortzuführen, damit das russische Heer in seinem Vordringen durch solche Kleinigkeiten nicht gehindert, aufgehalten und geschwächt würde. Das war ein blofser „Gendarmeriedienst“, und der Fürst wies dieses Ansinnen bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, bei der Einnahme von Nikopolis, zurück. Aber die russische Diplomatie, die Gortschakow leitete — der russische Generalkonsul zu Bukarest, ein sehr junger Mann, benahm sich auch nicht sehr zart —, wollte nichts von einem Zusammenwirken beider Heere wissen, und Brătianu erhielt noch im Mai die rücksichtslose Mitteilung, dafs „Rufsland eine solche Mitwirkung der rumänischen



Armee gar nicht brauche“, mit dem Zusatz: wenn man sich doch in den Krieg verwickeln wolle, „ohne eine Einladung dazu erhalten zu haben“, so müsse dies, ohne „die einheitliche Leitung“ illusorisch zu machen, mithin unter russischem Kommando und nicht auf eigene Rechnung geschehen. Aufserdem vernahm Kogălniceanu im Juni aus dem Munde des alten Kanzlers, dafs Rufsland nach dem Besitz der Donaumündung — selbstverständlich einschliefslich Bessarabiens — strebe. Der rumänische Herrscher hatte die Erklärung dadurch herausgelockt, dafs er von der Notwendigkeit gesprochen hatte, seinem Lande das Delta, nach altem, schon im Diwan-ad-hoc erwähnten historischen Rechte, einzuverleiben [1]. Am 5. Juli wurde von Wien aus das ganze russische Projekt mitgeteilt, das darauf hinauslief, Süd-Bessarabien gegen ein Stück der grenzenlosen Dobrudscha einzutauschen [2].

Aber Unerwartetes trat ein und ermöglichte den Rumänen die militärische Teilnahme unter den denkbar günstigsten Verhältnissen. Auf dem Marsche nach der Donau wurde Osman-Pascha mit einem sehr starken Korps zu einer Unterbrechung des Marsches gezwungen; er warf sich in das Städtchen Plewna, ein balkanisches Sedan, das in einem Bergkessel liegt, und verteidigte es meisterhaft mit einem dem Türken eigenen Gottvertrauen und einer bewunderungswürdigen Gleichgültigkeit gegenüber dem Unvermeidlichen. Zwei Angriffe der Russen, die auf eine Vertreibung des unbequemen Eindringlings abzielten, mifslangen, und bei dem zweiten waren sogar sehr empfindliche Verluste zu verzeichnen. Die russischen Truppen der Ostarmee und die Aufklärungsabteilungen in den Balkanpässen schwebten in grofser Gefahr, solange sich Plewna in den Händen Osmans befand. Nun sandte der Grofsfürst Nikolaus das denkwürdige Telegramm an den rumänischen Herrscher, dessen Quartier in Poiana an der Donau war, in dem er unter Hinweis auf die Erfolge der Türken, welche „uns verderben“ (nous abîment), eine „Fusion“, ein Überschreiten der Donau an irgendeinem Punkte und endlich eine „Demonstration“ begehrte, durch die „meine Bewegungen erleichtert würden“ (31. Juli). Auch jetzt wurden die Rumänen nicht als Verbündete

1) Aus dem Leben, III, S. 178—179.

2) Ebenda, S. 195.

nach Plewna selbst berufen. Fürst Carol, welcher auch eine türkische Offensive fürchtete, — die Russen hatten sich sogar einmal, von Panik ergriffen, zum Rückmarsch nach der Donau angeschickt — liefs das dritte Korps über den Flufs gehen, aber er bestand darauf, dafs seine Armee, wenn auch an eine eigene Kriegführung auf einem so beschränkten Gebiete jetzt nicht mehr zu denken war, wenigstens keinem fremden Befehlshaber unterstellt wurde. In einer Besprechung mit dem Kaiser und dem Grofsfürsten erlangte er auch in der Tat dieses wichtige Zugeständnis. Es gab einfach kein anderes Mittel, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, als dafs man den Fürsten von Rumänien selbst zum Oberbefehlshaber der vor Plewna vereinten russischen und rumänischen Armeen machte (August). Nun traten die neuen Waffenbrüder auf bulgarisches Gebiet über und bewiesen bald, dafs der rumänische Bauer, gut geführt, seine alten Kriegstaten erneuern konnte. Leider wurde bei der Einnahme der ersten Griwitzaredoute — die zweite, deren Bestand vor dem Angriffe nicht bekannt war, hielt sich auch ferner — das Blut von zweitausend Rumänen beinahe fruchtlos vergossen; denn der gemeinsame Angriff bewies noch einmal, dafs Plewna nicht im Sturm erobert werden konnte. Die von dem Fürsten vertretene Idee einer Zernierung fand auch den Beifall des erfahrenen, schon im Krimkriege bewährten Taktikers Todleben. Nach einer dreimonatlichen Belagerung, während deren eine entsetzliche Herbstwitterung herrschte, versuchte Osman einen Ausfall; dieser mifslang, und er mufste sich ergeben (10. Dezember). Jetzt setzten die Russen ihren Vormarsch nach dem Schipkapafs fort, während sich die Rumänen, die Rachowa genommen hatten, mit aller Macht auf Widdin stürzten, indem sie wahrscheinlich in diesem zumeist von rumänischer Bevölkerung bewohnten Bezirke auf eine Gebietserweiterung hofften.

Widdin hielt sich wacker, aber zu Beginn des neuen Jahres 1878 trat der Grofsfürst-Generalissimus, der den Balkan überschritten hatte und kein feindliches Heer mehr vor sich sah, mit den Türken in Unterhandlungen, und am 31. Januar kam der Vertrag von San Stefano zustande, ein Notvertrag, kraft dessen ein tributpflichtiges Bulgarien bis zum Ägäischen Meere entstand, die Unabhängigkeit aller Balkanstaaten — Serbien und Montenegro



hatten sich nach dem Falle Plewnas durch erfolgreiche militärische Demonstrationen in Erinnerung gebracht —, die Vergröfserung der slavischen Fürstentümer, die Autonomie von Bosnien und Herzegowina und allgemeine Reformen für die übrigen Provinzen zugestanden wurden. Rumänien hatte den Fortbestand der okkupierten Donaufestungen, den Besitz des Deltas und eine Entschädigung von 100 Millionen Francs verlangt, aber seine Bevollmächtigten wurden völlig ignoriert. In der vor dem Abschlusse des Vertrages aufgestellten Konvention wurde Rumänien lediglich eine „Grenzberichtigung" versprochen. Noch kurz vor dem Abschlusse des merkwürdigen Aktes von San Stefano wurde dem rumänischen Agenten in Petersburg der Vorschlag gemacht, Bessarabien ohne Widerstand zurückzugeben, da die Rückgewinnung der Provinz ein fester Vorsatz des Kaisers, eine Ehrensache und „eine politische Notwendigkeit" sei. Rufsland hatte sogar noch einen Wunsch, den es allerdings erst später aussprach, nämlich den, dafs ihm der freie Durchzug seiner in Bulgarien stehenden Okkupationsarmee ohne Festsetzung einer bestimmten Frist gestattet würde. Mehr konnte man von einem „Alliierten", von einem Waffenbruder, jedenfalls nicht verlangen, noch tiefer ihn kaum verletzen; handelte es sich doch um seine ganze Ehre und seine ganze Zukunft [1]).

Es folgte, was folgen mufste: Rumänien konnte auf die russischen Forderungen nicht eingehen; rumänisch-nationales, althistorisches Territorium gegen beliebiges fremdes zu vertauschen, darüber überhaupt nüchtern zu verhandeln, das wäre eine ewige Schande gewesen. Man erhob Protest gegen die Art, wie Rumänien zu San Stefano übergangen worden war, und insbesondere gegen die Forderung einer Gebietsabtretung, und als die unverfrorene russische Diplomatie im stolzen Gefühle ihrer materiellen Übermacht, jede moralische Pflicht vergessend, mit der Okkupation des Fürstentums drohte, teilte man rumänischerseits diese Drohung den Leitern der europäischen Staaten mit. Auf die in Aussicht gestellte Entwaffnung der rumänischen Armee antwortete aber Fürst Carol selbst durch die Erklärung, dafs seine siegreichen Soldaten zwar vernichtet, aber nicht entwaffnet werden könnten. Das

1) Siehe: Actes et documents extraits de la correspondence diplomatique de Michel Kogalniceano, publiés par Basile M. Kogalniceano (Bukarest 1893—1894).



Ministerium und das ganze Land waren entschieden gegen irgendeinen Gebietstausch, mit welchem die russische Diplomatie vor dem in Aussicht stehenden allgemeinen europäischen Kongresse als mit einer vollendeten Tatsache erscheinen wollte.

Rufsland zog seine übereilten Drohungen zurück, aber an seinem Entschlusse änderte das selbstverständlich nichts. Beim Auslande, an das sich Brătianu Hilfe suchend wandte, fand man zwar Lob und Anerkennung, aber erhielt kein bestimmtes Versprechen. England hatte die Zusicherung einer Entschädigung erhalten, Österreich-Ungarn war schon längst im Besitze einer solchen, Deutschland war mit dem Kriege und seinen Folgen einverstanden, und ganz allgemein sah man in Rumänien nach der Durchzugskonvention und dem militärischen Zusammenwirken mit Rufsland lediglich ein russisches Werkzeug, das jetzt seine Unvorsichtigkeit verdientermafsen büfsen sollte. Unter diesen Auspizien trat der Berliner Kongrefs zusammen, an dem Brătianu und Kogălniceanu nur als Informatoren teilnehmen durften; sie konnten nur in einer einzigen Sitzung die Wünsche und Klagen ihres Landes vorbringen und mufsten dann den Saal verlassen. Sie sahen bald ein, dafs das, was sie tun konnten, lediglich dazu diente, die rumänische öffentliche Meinung zu beruhigen. Tatsächlich beschlofs die Versammlung, die das grofse Bulgarien von San Stefano in ein Fürstentum bis zum Balkan und eine Provinz Ostrumelien unter zwei autonomen Regierungen spaltete, dafs Rumänien die bessarabischen Distrikte gegen die Dobrudscha bis zu einer östlich von Silistrien und südlich von Mangalia später genauer festzusetzenden Linie abzutreten habe. Binnen drei Monaten sollten andrerseits die Russen ihre Truppen aus Rumänien zurückziehen.

Nun mufste sich das Ministerium in das Unabwendbare, in die „schmerzliche Notwendigkeit" schicken; aber wenigstens die Ehre war gerettet. Der russische Generalkonsul verlangte die Rückgabe Bessarabiens unter den feierlichen Bedingungen, die im Jahre 1857 verabredet worden waren. Dieser Erniedrigung wurde dadurch vorgebeugt, dafs die Regierung ihre Beamten und ihre Garnisonen einfach zurückzog, ohne eine Konvention unterzeichnet zu haben. Die einberufene Kammer nahm folgende Resolution an: „Die Deputiertenkammer hat Kenntnis genommen von den

Verfügungen, die der Berliner Kongreſs bezüglich Rumäniens getroffen hat. Durch den Entschluſs der Groſsmächte dazu gezwungen, und um kein Hindernis bei Befestigung des Friedens zu bilden, ermächtigt die Kammer die Regierung, sich dem Gesamtwillen Europas zu fügen, indem sie die Zivil- und Militärbehörden aus Bessarabien zurückruft und Besitz ergreift von der Dobrudscha, dem Donaudelta und der Schlangeninsel [1])." Was die Abtretung der Dobrudscha anbelangt, so zeigten sich die Russen nicht besonders bereitwillig; selbst nachdem der Fürst persönlich auf dem rechten Donauufer erschienen und die nationale Fahne aufgerichtet worden war, verlangten sie das, was den eigentlichen Zweck ihres Vorgehens gebildet hatte, den freien Durchzug ihrer Truppen aus — und gewiſs gelegentlich auch nach Bulgarien. Das schwache Rumänien sah sich gleichzeitig aber auch europäischen, russenfeindlichen Drohungen ausgesetzt, denn wenn überhaupt eine Militärkonvention zu diesem Zwecke mit Ruſsland geschlossen worden wäre, so hätte man auf dieser Seite das hilflose Rumänien dafür verantwortlich gemacht und von einer dadurch herbeigeführten Gefährdung seiner Existenz gesprochen.

Nachdem diese Angelegenheit glücklich erledigt war und Rumänien die teilweise zwar von Volksgenossen, damals aber zum gröſsten Teile noch von Bulgaren, Türken, Tataren und Lipowanern (schismatischen Russen) bewohnte Dobrudscha besetzt und in Verwaltung genommen hatte, ergaben sich neue Schwierigkeiten bei der Festsetzung der Grenze. Die europäische Kommission überwies den Rumänen die wichtige militärische Stellung von Arab-Tabia in der Nähe von Silistrien, welche Stadt nach dem Vertrage an Bulgarien kommen sollte, und rumänische Truppen nahmen das Plateau in Besitz, bevor Rumänien noch von der Abgrenzung auf diplomatischem Wege benachrichtigt worden war. Nun drohte Ruſsland mit Krieg, und der kommandierende russische General von Silistrien hatte bereits seinen Leuten den Befehl zum Gefecht zugehen lassen, als aus Bukarest die zufällig etwas verspätete Weisung eintraf, Arab-Tabia zu räumen. Später führten jedoch die Mächte eine nichtssagende Regelung

1) Aus dem Leben, IV, S. 111.

der heiklen Frage herbei, und auch an einer zweiten Stelle verlor Rumänien durch die Grenzkommission das wenige, was ihm der Vertrag zugewiesen hatte. Statt daſs das rechte Ufer der Donau als bulgarische Grenze anerkannt wurde, bezeichnete man den Talweg als solche, und nur mit Mühe konnte das rumänische Ministerium wenigstens die im Jahre 1829 mit der Walachei vereinigten Inseln für das Land retten.

Der Berliner Kongreſs hatte zwar die rumänische Unabhängigkeit anerkannt, aber seine Anerkennung von der Abtretung Bessarabiens abhängig gemacht, und nicht nur von diesem einen Opfer. Seit der verhängnisvolle Artikel 7 in die Konstitution von 1866 hineingebracht war, erschien die Eigenschaft als „Untertanen“ den inländischen Juden naturgemäſs nicht mehr wünschenswert, denn die Konsulargerichtsbarkeit wurde aufgehoben und ebenso die Steuerimmunität der Untertanen, und seitdem die „Alliance israélite“ gegründet worden war, die einen groſsen Einfluſs auf die kapitalbedürftigen Staaten des Westens ausübte, verstummten niemals die Klagen über die unduldsamen Rumänen und über die Judenverfolgungen und antisemitischen Gesetze in diesem Lande. In der Tat wollte man lediglich die Ansiedelungen der Juden, die zu den übrigen Plagen des Bauern noch Branntwein und Wucher hinzubrachten, verhindern; im übrigen sorgte die ziemlich schlechte Verwaltung für die Juden nicht schlechter, als für die wirklichen Landeskinder. Nur selten kam es zu Schlägereien zwischen Juden und dem gemeinen Pöbel, und dann gaben oft die Juden die Veranlassung dazu, indem sie z. B. in einer moldauischen Stadt Straſsenunruhen hervorriefen, weil ein Weib, eine Priestersfrau, dem Leichenbegängnisse eines wundertätigen Rabbiners zugeschaut hatte. Aus der Ferne gesehen, erschienen diese Dinge anders, und man glaubte dort wirklich den Juden, den Rumänen selbst und der Menschlichkeit einen groſsen Dienst zu erweisen, wenn man die Forderung stellte, alle fremdsprachigen und fremdfühlenden, jeder sanitären und Kulturmaſsregel widerstrebenden und überdies recht armen „rumänischen Juden“ sollten als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt werden. In diesem Sinne, auf Drängen Frankreichs besonders, stellte der Berliner Kongreſs an zweiter Stelle als Bedingung für die Anerkennung der Unabhängigkeit die

Forderung, dafs künftig alle „rumänischen Landeskinder“ ohne Unterschied der Religion gleichberechtigt sein sollten.

Diese neue Demütigung hätte sehr leicht die ersten Judenverfolgungen in Rumänien hervorrufen können, aber das Ministerium verhielt sich sehr klug und verhinderte dadurch dieses Unglück, obwohl ein Teil der moldauischen Deputierten, die keiner Konzession zustimmen wollten, Widerstand leistete. Die westlichen Mächte, England, Frankreich und Deutschland, liefsen zwar tatsächlich die Frage der Unabhängigkeit unentschieden, England aber rief seinen Vertreter ohne Beglaubigung ab, bis die Angelegenheit der Juden in Ordnung gebracht sein würde. Zuerst beschlofs die Kammer, dafs die Forderungen des Kongresses berücksichtigt und alles, mit Ausnahme des Gebietsaustausches, „auf konstitutionellem Wege geregelt werden würde“. Später — die Debatten wurden absichtlich in die Länge gezogen, um die Gemüter zu beruhigen — wurde in einer förmlichen Erklärung ausgesprochen, dafs es überhaupt keine „rumänischen Juden“, d. h. keine Rumänen jüdischer Religion, die aus diesem Grunde von dem Bürgerrechte ausgeschlossen seien, gäbe, dafs die Juden vielmehr Fremde wären und dafs sie, wie jeder andere Fremde, nur jeder für seine Person durch einen Beschlufs des gesetzgebenden Körpers zu rumänischen Bürgern werden könnten. Das Ministerium sah sehr wohl ein, dafs die vom Auslande in einem nüchterneren Augenblicke aufgestellte Forderung, nur einige Kategorien der Juden unverzüglich als Staatsbürger anzuerkennen, wenn auch an sich, als Prinzip, gut, so doch konkret unannehmbar sei. Der Beschlufs der Kammer wurde gutgeheifsen, und, um wenigstens die Nationalität des rumänischen Bodens zu schützen, wurde weiter beschlossen, dafs die Fremden nicht berechtigt sein sollten, Grundeigentum zu erwerben; auch wurden Listen aufgestellt, in denen die Juden verzeichnet waren, die für die Unabhängigkeit des Landes gekämpft hatten und deswegen einen Anspruch auf das Bürgerrecht besafsen. Erst damit — dies geschah im Jahre 1881 — waren die Mächte wenigstens in gewissem Grade zufriedengestellt und erwarteten eine allmähliche Vervollständigung der zugunsten der Juden ergriffenen Mafsregeln; nunmehr wurde auch die neue Stellung Rumäniens, wenn



auch ziemlich unfreundlich und in beleidigender Form, anerkannt.

Man schien im Auslande der Ansicht zu sein, Rumänien besitze keine Lebensfähigkeit, es sei lediglich ein vorläufiges Staatswesen an der unteren Donau, das nur Bestand haben solle, bis man zu einer endgültigen Lösung der orientalischen Frage gelangen werde [1]). Jedenfalls genierte man sich nicht im geringsten vor einem Staate, den man trotz seiner langen, erfolgreichen und glänzenden Vergangenheit als eine neue Bildung von zweifelhaftem Werte, als ein Gnadengeschenk Europas im allgemeinen und Rußlands im besonderen ansah. In einem gewissen Zeitpunkt arbeitete Bismarck sogar darauf hin, zuerst Serbien die Unabhängigkeit zu sichern, weil sich dieses Land dem Berliner Vertrage vollständiger und schneller gefügt hatte; allerdings lebten dort unverhältnismäßsig wenig Juden, und vor allem befanden sich keine galizischen Vagabunden darunter, die in Rumänien die Hauptmasse der mosaischen Bevölkerung ausmachten. Ehe Bismarck die einmal schon so lange verzögerte Anerkennung endlich dem schon recht empfindlich gewordenen rumänischen Staate hinwarf, wollte er auch die Eisenbahnfrage noch aus der Welt geschafft haben. Durch die Konvention vom Oktober 1880 übernahm Rumänien die Verpflichtung, den Aktionären aus dem Ertrage der strousbergschen Eisenbahnen die Verzinsung ihres Kapitals zu garantieren; nur verlangte es als Gegenleistung, daß der Sitz der Gesellschaft nach Bukarest verlegt würde; dies aber ward erst im Mai 1882 durch ein Urteil des deutschen Reichsgerichts erreicht. Später ward dann durch Kauf das ganze Eisenbahnnetz erworben, welches rumänische Ingenieure bis Vîrciorova fortgesetzt und mit zahlreichen Seitenlinien, wie Buzăŭ-Mărășeștĭ oder der Pruthlinie Dorohoĭ-Jassy bereichert hatten; als Căile Ferate Romîne erhielt es eine eigene Verwaltung und bildet jetzt die bedeutendste Verkehrseinrichtung des ganzen Orients. Die Idee, in der Nähe von Silistrien eine Brücke zu erbauen, um das alte rumänische Gebiet mit der transdanubianischen Provinz zu verbinden, ließs man nach den Verwickelungen, die mit der Besetzung von Arab-

1) Sutherland S. Mill, Lord White (London 1902), S. 170.

Tabia in Zusammenhang standen, fallen, und erst im Jahre 1890 wurde auf Staatskosten der Bau der Donaubrücke begonnen und so eine Verbindung hergestellt zwischen den jenseitigen Eisenbahnen und der noch in türkischer Zeit entstandenen, durch Engländer erbauten Linie Cernavoda-Constanța (Küstendsche), die bis zum Schwarzen Meere führte. Die grofsartige Schöpfung wurde im Jahre 1895 unter Entfaltung eines glänzenden offiziellen Pompes dem Verkehre übergeben. Nunmehr schritt man auch zur Anlage eines modernen Hafens in Constanța, von wo aus der Weg zum europäischen und aufsereuropäischen Osten führte. Noch vor der Vollendung dieses Hafens eröffnete die staatliche Donaudampfschiffahrtsverwaltung, die sich aus einigen wenigen der Salzverfrachtung nach Serbien dienenden Fahrzeugen entwickelt hatte, sogar eine Seelinie, die nach dem ersten Plane ihre Fahrten vielleicht etwas zu weit (bis Ägypten) ausdehnen sollte.

Schon infolge des Pariser Vertrages war eine Kommission eingesetzt worden, welche die nötigen Vorarbeiten ausführen sollte, um die Schiffahrt an den Donaumündungen zu fördern. Dieser europäischen Kommission hat der Handel im allgemeinen und nicht zum wenigsten der der Uferstaaten recht viel zu verdanken. Im Jahre 1866 hatten sich die zusammenberufenen Vertreter der Mächte auch mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Als Rufsland die Erklärung abgegeben hatte, dafs es die Bestimmungen des Pariser Vertrags hinsichtlich des Schwarzen Meeres nicht mehr als bindend anerkennen könne und wolle, ward 1871 in London ein neues Einvernehmen zwischen den Mächten erzielt, und darin ward auch bestimmt, dafs nach zwölf Jahren eine Donaukommission zusammentreten solle, und durch den Berliner Vertrag ward sie mit der Ausarbeitung eines besonderen Reglements beauftragt, das Grundsätze über die Schiffahrt auf der Donau bis Galați aufstellen sollte. Von dort an aufwärts sollten nämlich gemäfs demselben Vertrage die anliegenden Staaten selbst die Flufshoheit erhalten. Als die Zeit der Ausführung herankam, stand allerdings Österreich nicht gerade in ausgezeichneten Beziehungen zu Rumänien.

Ehe aber noch etwas Weiteres geschah, vollzog sich 1881 ein seit langem vorhergesehenes Ereignis. Schon im Jahre 1877,



bei der Erklärung der Unabhängigkeit, war offiziell in einem Begeisterungsrufe der Königstitel gebraucht worden [1]). Die Krönung des jüngst vollbrachten Werkes verzögerte sich jedoch, da sich die Anerkennung der Unabhängigkeit noch geraume Zeit hinauszog, und sie mufste dann einem günstigeren Augenblicke vorbehalten bleiben. Man fürchtete vielleicht auch eine Opposition seitens Rufslands, welches sich gegen den kleinen Waffenbruder — diese jüngste Waffenbrüderschaft suchte man allerdings jenseits des Pruth als eine Erniedrigung immer mehr zu vergessen — zwar höflich, aber doch sehr kalt benahm. Im März 1881 hielt in der Kammer der Abgeordnete Titu Maiorescu eine kraftvolle Rede, in welcher er der herrschenden liberalen Partei den Vorwurf machte, dafs ihr der unauslöschliche Makel antidynastischer Gesinnung anhafte. Diese Rede nahm das Ministerium zum Vorwand, um Rumänien zum Königreich zu erklären, und die Opposition brachte dem neuen Könige ein Geschenk dar, welches auch einigen Wert besafs: einstimmig erklärten sich die Volksvertreter für die Annahme dieses neuen Titels (26. März). König Carol nahm die Krone an, aber in Erinnerung an die auf den Schlachtfeldern vollbrachten Taten keine andere als eine eiserne, die aus erbeuteten, im Armeearsenale aufbewahrten Kanonen gegossen wurde. Am nationalen Festtage, dem 10./22. Mai, der die Erinnerungen der Nation mit denen der Dynastie vereinigte, fanden grofse Feierlichkeiten statt.

Nach den Vorgängen von 1877—78 konnte in den leitenden Kreisen Österreichs leicht der Gedanke aufkommen, dafs sich auch das Königtum zu Zugeständnissen an die gnädig zustimmenden Nachbarn ausnützen lasse; denn der Graf Andrássy, der die rumänische Freundschaft zu schätzen wufste, war von der Leitung der österreichisch-ungarischen Politik zurückgetreten.

Noch in demselben Monate, in dem in Rumänien die Krönungsfeierlichkeiten abgehalten wurden, traten in Siebenbürgen hundertdreiundfünfzig Vertreter der unter der Stephanskrone lebenden rumänischen Bevölkerung zu einer ersten Generalkonferenz zusammen; diese fafste einen in neun Paragraphen gegliederten

1) Memorien des Kolonels I. Alecsandri, des Bruders des Dichters, in der Zeitschrift „Literatură și artă romînă". Jahrgang IV (1899), S. 558.

Beschlufs. An erster Stelle einigte man sich darüber, dafs die einzig mögliche politische Haltung, die Passivität, unverändert beibehalten werden müsse. Ferner aber wurden die Klagen, welche die Rumänen gegen die ungarische Regierung und ihre Entnationalisierungsabsichten erhob, in polemischen Schriften zur Kenntnis des europäischen Publikums gebracht. Das war ein bedeutendes Ereignis, weil die rumänische Nation innerhalb des ungarischen Staates vorher niemals als solche aufgetreten war, aufser da, wo kirchliche Einrichtungen in Frage kamen; jetzt aber handelte die Nation im Einverständnisse mit ihrem national fühlenden Klerus. Diese Bewegung war aber auch nicht im geringsten Grade durch das Interesse irgendeiner der im Königreiche Ungarn herrschenden Parteien beeinflufst. Es existierte jetzt vielmehr eine eigene rumänisch-nationale Partei mit einem Programme, an das sich jedermann halten mufste, und dies ist auch, mit ganz wenigen Ausnahmen, durchweg geschehen.

Die österreichisch-ungarische Regierung berührte dieser Vorgang gewifs nicht sehr angenehm. Die öffentliche Meinung in Rumänien war nach den letzten Ereignissen noch ängstlicher geworden als ehedem, und die Opposition suchte nach einer „Frage", um sie in selbstsüchtiger Weise auszubeuten. Diese Tatsachen veranlafsten das an sich schwache, lediglich für die Krönungsfestlichkeiten eingesetzte Ministerium des alten Demeter Brătianu — er war der Bruder des bisherigen und nachmaligen Premierministers — dazu, in der Donauangelegenheit energisch aufzutreten. Man sprach von der Absicht Österreichs, für sich die leitende Stellung in einer einzusetzenden Donaukommission zu erringen, und dies hätte im Einklange mit dem im Jahre 1878 ihm erteilten Auftrage gestanden, die Felsenhindernisse am Eisernen Tore zu beseitigen.

Der übrigens persönlich recht gutmütige Ministerpräsident erklärte demgegenüber mit grofser Energie, dafs er nötigenfalls die Interessen Rumäniens so zu verteidigen wissen werde, wie eine „Tigerin ihre Jungen". Bald übernahm Ion Brătianu den Vorsitz im Ministerium, aber auch sein Kollege im auswärtigen Amte beging den Fehler, in der Thronrede ohne jedes Bedenken nicht nur von den Besorgnissen zu sprechen, mit denen man bezüglich



der Donau erfüllt sei, sondern auch von dem „Vorwande" der Viehseuchengefahr, den die Regierung der benachbarten Monarchie benütze, um die rumänische Ausfuhr zu verhindern. Dies führte zu einer übrigens sehr kurzen Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zu Österreich, war aber sicherlich in der Donaufrage nicht nützlich. Österreich-Ungarn ging ruhig auf dem betretenen Wege weiter, und die internationale Kommission, die behufs Beratung über die Schiffahrt an den Donaumündungen in Galaţi versammelt war, nahm den Vorschlag des französischen Delegierten Barère an. Demgemäfs wurde in die neu einzusetzende Kommission für die Strecke Orschowa—Galaţi, aufser den Vertretern der Uferstaaten Rumänien, Serbien, Bulgarien und einem Vertreter der ersten Kommission, auch das nicht als Uferstaat in Betracht kommende Österreich aufgenommen und ihm der Vorsitz gesichert. Die nach London berufene Konferenz der Mächte, an der Rumänien nicht als stimmführende Macht beteiligt sein konnte, weil es nicht zu den Grofsmächten gehörte, trat diesem Beschlusse bei, befreite zugleich den russischen Kilia-Arm der Donau von jeder Kontrolle und erweiterte das Gebiet, über das die alte europäische Kommission der Donaumündungen beraten sollte, bis Brăila.

Vom Standpunkte Rumäniens aus war das gleichbedeutend mit dem „Verluste der Donau", da von nun an in den eigenen Gewässern eine fremde Jurisdiktion existieren sollte, die nicht einmal eine allgemeine europäische war. Rumänien erhob Protest und erklärte, dafs es sich den Verordnungen der Konferenz nicht fügen werde. Das hätte ein recht verhängnisvoller Schritt werden können, wenn nicht neu angeknüpfte Verbindungen, und zwar mit dem bisherigen Feinde, die Lage verändert und die drohenden Mafsregeln im voraus illusorisch gemacht hätten.

Die Annäherung Rufslands an Frankreich, die sich nach dem türkischen Kriege vollzog, war bald eine allgemein bekannte Tatsache. Die bisher rivalisierenden Mächte mufsten sich angesichts der Möglichkeit, dafs zwischen diesen neuen Freunden eine Allianz zustande käme, verständigen, und seit langem schon waren deutsche Ratschläge in Rom nicht nur geschätzt, sondern auch befolgt. Im Februar 1883 bereits verriet der italienische Minister des

Äufseren, dafs die Mächte Mitteleuropas einen Bündnisvertrag zur Aufrechterhaltung des Friedens geschlossen hätten. Schon 1881 aber hatte der Leiter des neuen Kurses auf dem Gebiete rumänischer Kultur, Titu Maiorescu, welcher schon einmal vor 1876 Minister gewesen war, in einem Aufsatze, der in der Deutschen Revue erschienen war, dargelegt, dafs die isolierte Stellung Rumäniens, jetzt, wo die Neutralitätsträume vollständig verschwunden seien, wo die Allianz mit dem russischen Glaubensgenossen ihre offenkundigen Vorteile gezeigt habe, eine grofse, allem Erfolge hinderliche Gefahr bedeute und dafs notwendigerweise und, ohne dafs irgendeine Sentimentalität für seinen Entschlufs entscheidend sei, Rumänien sich an denjenigen Staat anlehnen müsse, der kein wirkliches Interesse daran habe, seine Entwickelung zu stören. Diesen Gedanken nahmen damals nur die wenigen politischen Genossen Maiorescus mit Beifall auf, während die alten Konservativen sich sehr zurückhaltend verhielten, die Liberalen wiederum mit Fingern auf die „Landesverräter“ wiesen, die zwar russisch oder österreichisch, aber nie und nimmer rumänisch sein könnten. Die Streitigkeiten wegen der Donau waren nicht geeignet, einer Annäherung an Österreich Anhänger zu gewinnen, aber das galt nur für die oberflächlich denkenden Kreise, während andere eben darin einen Beweggrund mehr zu einem solchen Schritte erblickten; denn diese Annäherung war die einzig mögliche Lösung der Frage. Der Jungkonservative Carp hatte die Stellung eines Gesandten in Wien während und gerade wegen des Konfliktes eingenommen. Während des Sommers 1883 — Österreich hatte durch keinerlei Mafsregeln auf die Widersetzlichkeit Rumäniens geantwortet — ging der König nach Berlin gelegentlich der Taufe des zweiten Sohnes des Prinzen Wilhelm und besuchte auf der Rückreise den Kaiser Franz Joseph, der ihn mit allen Freundschaftsbezeigungen aufnahm. Nun suchte Brătianu den österreichischen Kanzler Kálnoky und dann Bismarck selbst auf, und die Verständigung Rumäniens mit Österreich — aber nicht etwa eine Allianz — war eine vollbrachte Tatsache, zum Wohle des Friedens und der Kultur. Nachdem dies einmal geschehen war, sahen dann auch alle folgenden Minister des Königreichs ein, dafs dies die einzige nutzbringende Politik sei, und sind ihr treulich gefolgt.



Bei diesem nüchternen Vorgehen fehlte es an aller Romantik; es handelte sich nicht um eine Völkerverbrüderung. Rumänien verleugnete auch seine Volksgenossen in Ungarn nicht; eher waren, nachdem die Einheit der literarischen Sprache wiederhergestellt war, die Beziehungen zu ihnen inniger als zuvor, und Siebenbürgen gab nun den Rumänen den gröfsten ihrer neueren Dichter: Gheorghe Coşbuc. Die Nation verlor die entfernten, vielleicht unerreichbaren Ideale doch nicht aus dem Auge, denn ein Volk braucht nicht ausschliefslich für die Gegenwart zu leben. Wenn auch die österreichisch-ungarische Diplomatie den Kampf der ungarischen Regierung gegen die Nationalitäten nicht verhindern oder wenigstens lindern konnte, wenn auch die geplante magyarisch-rumänische Verständigung in nichts zerflofs, weil sie tatsächlichen Lebensinteressen widerstrebte, so blieb Rumäniens Politik doch immer korrekt, selbst dann noch, als, wie im Jahre 1886, ein Zollkrieg infolge der wirtschaftlichen Entwickelung Rumäniens ausbrach, denn dieses wollte nicht nur eine eigene Industrie haben, sondern sie auch schützen.

Im Jahre 1884 kam das Kronprinzenpaar von Österreich-Ungarn nach Sinaia. Bei dieser Gelegenheit sprach man von „Freundschaftsbanden, die zum Wohle beider Staaten geknüpft seien“. In demselben Jahre aber erschien die rumänische Kampfzeitung Tribuna in Hermannstadt, und 1885 wurde von der ungarischen Regierung der alte Geschworenengerichtshof für Prefsprozesse in dieser sächsischen Stadt abgeschafft, weil er die rumänischen Journalisten freigesprochen hatte.

Im Jahre 1892, als die nationalen Verhältnisse unerträglich geworden waren, versammelten sich die Mitglieder der Nationalpartei, um ein Memorandum zu verfassen, welches dem Monarchen in seiner kaiserlichen Residenz zu Wien vorgelegt werden sollte. Die Deputation wurde nicht empfangen, aber bei ihrer Rückkehr wurde gegen die Führer ein Prozefs wegen Landesverrates angestrengt. Unter diesen befand sich auch der charakterfeste alte Anwalt Ioan Raţiu und der sehr populäre unierte Priester V. Lucaci, die zu einer mehrjährigen politischen Haft in Szegedin und Vácz verurteilt wurden, und das machte in Rumänien einen ungeheuren Eindruck (1894). Es entstand eine „Liga für die kulturelle Union aller Rumänen“ mit dem Sitze in Bukarest; die hiesigen Stu-

denten zogen mit Fahnen und unter patriotischen Rufen durch die Strafsen; die oppositionelle liberale Partei verlangte eine staatliche Intervention zugunsten der verfolgten Stammesbrüder, konnte aber selbstverständlich nichts erreichen. Als dann aber die Liberalen wieder zu Macht gelangten (1895), bekannten sie sich als treue Anhänger der Allianz mit Österreich-Ungarn, die Brătianu begründet hatte, und nunmehr wühlten die Konservativen unter Führung des nach politischem Einfluſs schmachtenden Rechtsanwalts Take Ionescu in der sogenannten „nationalen Frage". Schlieſslich spalteten sich auch noch die siebenbürgischen Rumänen in Anhänger Sturdzas und Ionescus; dadurch entzweiten sich wieder die Führer, und dies hatte viel Unangenehmes im Gefolge. Die ungarische Regierung aber, die ihre Zwecke unter jedem Regime gleich rücksichtslos verfolgte, löste das Nationalkomitee auf. Die nationalrumänischen Interessen, die in Siebenbürgen und im Königreiche, gehen gegenwärtig einer neuen Entwickelung entgegen, die sich jetzt schon anbahnt und morgen vielleicht schon Früchte zeitigen wird.

* * *

Der neue Nachbar Bulgarien verhielt sich, solange dessen erster Fürst, der ritterliche Alexander von Battenberg, regierte, Rumänien gegenüber sehr freundlich. Die beiden Herrscher der Donaustaaten besuchten sich oft und lebten im besten Einverständnisse miteinander. Es dauerte aber nicht lange, und Fürst Alexander, der zu Staatsstreichen und Berufung russischer Ministerien gezwungen wurde, betrachtete selbst, so wie andere, seine Stellung als erschüttert. Das Unvermeidliche, seinen Sturz, suchte er nun dadurch zu verhindern, daſs er die von dem bulgarischen Volke heiſs ersehnte Vereinigung mit Ostrumelien durch eine neue vollendete Tatsache, wie sie am Balkan nicht befremden konnte, herbeiführte. Aber da verlangte Serbien eine Kompensation für die Vergröſserung des wenig beliebten Nachbarlandes und griff deswegen sogar zu den Waffen. Fürst Alexander begegnete jedoch den Serben zu Sliwnitza in der Nähe von Sofia und besiegte sie, während den Vormarsch der Bulgaren der Einspruch Österreichs

in Pirot aufhielt. Der Friede zu Bukarest (1886) bestätigte jedoch nur, kraft des Drei-Kaiser-Einverständnisses (September 1884), den Status quo vor dem kleinen Kriege. Bald darauf sah sich der bulgarische Sieger durch einen Militäraufstand zur Abdankung gezwungen, er kehrte zwar durch Rumäniens Hilfe in sein Land zurück, aber ohne sich halten zu können. Ein Telegramm des Zaren Alexander III. gab ihm den Rat, Bulgarien zu verlassen. Die Zeit der bulgarischen Wirren hatte begonnen.

Ein Teil der bulgarischen Politiker bot dem rumänischen König im Jahre 1887 die Krone dieses Landes an. Man nimmt an, dieser Vorschlag sei zwar in Bukarest mit Wohlwollen aufgenommen worden, aber das Dazwischentreten Rufslands und sogar Österreichs habe den Plan vereitelt [1]). Es wäre jedoch ein grofser Fehler und zugleich ein grofses Unglück gewesen, wenn das bulgarische Angebot angenommen worden wäre; denn Rumänien ist nun einmal ein Nationalstaat mit nationalem Ideale; es nimmt seine Aufgabe zu ernst und ist zu schwach, um Abenteurerpolitik zu treiben. Die für Rumänien einzig richtige Stellungnahme war es vielmehr, den neuen Bulgarenfürsten Ferdinand von Koburg und Stambulow, seinen befähigten Minister, zu unterstützen, als dieser versuchte, sich möglichst von dem überwiegenden russischen Einflusse zu befreien. Als Stambulow zurücktrat und dann den Mördern zum Opfer fiel, wurde in dem benachbarten Staate aus Opportunitätsgründen ein neuer russenfreundlicher Kurs eingeschlagen. Die guten Beziehungen zu Rumänien wurden dadurch geschwächt, und es kam sogar der Augenblick — dies war nach der Entdeckung der bulgarischen Agitation in Rumänien, die zur Ermordung eines makedo-rumänischen Lehrers und Journalisten führte (Sommer 1900) —, wo man heftige Noten wechselte. Und weil das alte Steckenpferd der bulgarischen Opposition, die Rückeroberung der Dobrudscha, wieder zum Vorschein gekommen war, mufste man sogar eine kriegerische Verwickelung fürchten. Aber ein sinnloser, lächerlicher Krieg wurde glücklicherweise vermieden, und im Jahre 1902 reiste König Carol nach Bulgarien, wurde dort feierlich und dankbar empfangen und betete nach Verlauf von fünfund-

1) Vgl. Documents secrets de la politique russe en Orient (1881—1890), par R. Léonoff (Berlin 1893). Die darin enthaltenen Briefe sind unzweifelhaft echt.

zwanzig Jahren am Grabe seiner 1877 gefallenen Krieger, von brüderlichen Gefühlen für die jetzigen Herren des Nachbarstaates beseelt. Die neu auftauchende makedonische Frage berührt, obgleich in der vielbesprochenen aufrührerischen Provinz viele Aromînen leben und vom rumänischen Staate bei der Erhaltung ihrer Nationalkultur — vielleicht spräche man besser von einer durch den aromînischen Dialekt zusammengehaltenen Kultur, denn dies würde zweckmäfsiger sein — unterstützt werden, Lebensinteressen Rumäniens nicht, und es kann deshalb ruhig der Entwickelung der Dinge zuschauen. Mit der neuerdings (Mai 1905) erzwungenen Anerkennung der aromînischen Nationalität seitens der Türkei kann Rumänien zufrieden sein.

Im Jahre 1886 bereits wurde das Gesetz angenommen, das die Anlage von Befestigungen in der Umgebung von Bukarest und in der unteren Moldau bestimmte, und diese Mafsregel erhöht wesentlich die Widerstandsfähigkeit des Landes.

* * *

Bei weitem das meiste von den soliden und nutzbringenden Werken, die im Inneren Rumäniens seit 1880 zur Ausführung kamen, wurde trotz der alten, nutzlos miteinander hadernden Parteien vollbracht, die in einem Lande, welches dringender Ruhe bedarf, ein Element der Anarchie, des Unbestandes bilden.

Die Liberalen hatten Brătianu und Rosetti Einflufs verschafft, aber bald stellte sich heraus, dafs nur der erstere zum Regieren befähigt war. Rosetti, ein zwar sehr ehrlicher und patriotisch gesinnter Mann, schwelgte im Grunde bis zuletzt in seinen Jugendträumen einer internationalen republikanischen Völkerverbrüderung. Brătianu dagegen erkannte, dafs die liberalen Ideale ein überwundener Standpunkt seien und dafs er sich bei Lösung der harrenden politischen Aufgaben nicht lediglich der aus der Oppositionszeit bekannten Eiferer bedienen könne. Durch seine sympathische Persönlichkeit, seine Wunder wirkende Tätigkeit und seinen unantastbaren, lauteren Charakter gewann er viele, welche niemals zu seiner Partei gehört hatten, unter anderen den Fürstensohn D. Ghica; ja er scheute sich nicht, Jungkonservative und

Altkonservative, wie Carp und Mavrogheni, im diplomatischen Dienste des Landes zu verwenden. Viele Anhänger erwarb er sich auch in Leuten, die dadurch ihrem Privatinteresse am besten zu dienen meinten. Es gab gewifs Augenblicke, in denen er von sich sagen konnte, dafs er die Nation repräsentiere.

Er gründete eine Reihe grofser Finanzinstitute oder brachte sie in die Höhe: eine Bodenkreditbank, eine Hypothekenbank für die Hausbesitzer und die Nationalbank. Er baute das Eisenbahnnetz fast vollständig aus, organisierte die Armee und prefste die zu den Befestigungen nötigen Mittel aus den nicht allzu willigen Kammern heraus. Die Selbständigkeit der Nationalkirche wurde in den Jahren 1882 bis 1885 in Konstantinopel erwirkt; die katholische Kirche erhielt einen Erzbischof in Bukarest und einen Bischof in Jassy und damit ihre endgültige, seit langem notwendige Verfassung. Meistens mit Anleihemitteln durch die Ausgaben von Rententiteln konnte er den Boden Rumäniens mit zahlreichen öffentlichen Gebäuden, Schulen, teilweise neuen, teilweise prachtvoll, aber verschwenderisch und nicht stilgerecht renovierten Kirchen — so Curtea-de-Argeş, die Kathedrale zu Jassy u. a. — bedecken. Unter ihm begann das wirtschaftliche Leben Rumäniens zum ersten Male lebhafter zu pulsieren.

Brătianu berief auch im Jahre 1884 eine Konstituante, die das Wahlgesetz ändern sollte; aber dies trug ihm weiter nichts ein als eine endgültige Entzweiung mit Rosetti gelegentlich der darüber stattfindenden Debatten; denn seine drei Klassen der Wähler waren nicht viel besser, als die vier der früheren Zeit.

Aber eine andere, viel dringendere Frage nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Mafsregeln von 1864 hatten sich als ungenügend erwiesen, um den Bauern zu Wohlstand zu bringen und ihn zur Würde des Bürgers zu erheben, denn er hatte damals seine Weidegerechtsame verloren, und für sein häusliches Vieh gab es jetzt auf den ausgedehnten Ländereien keine Weidegründe mehr. Überdies war die Nachkommenschaft des Bauern zum Teile dem Proletariat verfallen, denu jedes Kind mufste sich mit einem kleinen Fetzen des zerstückelten Besitztums, das nicht zur Ernährung ausreichte, begnügen. Das Gesetz hatte ihn zwar freigemacht, aber ihn auch ganz ohne Schutz gegen seinen starken Nachbar und ehemaligen Herrn gelassen. Dadurch war der Bauer in die künst-

lichen, unlösbaren Netze der „agrarischen Verträge“ (tocmelĭ agricole) verstrickt worden und hatte für lange Zeit nicht nur den Genuſs der Früchte seiner Arbeit, sondern auch seine Bewegungsfreiheit verloren. Als sich der Staat 1872 ins Mittel schlug — die Konservativen hatten gerade die Macht in Händen —, leistete er lediglich den Stärkeren Hilfe und zwang die schuldbelasteten Bauern mit militärischer Gewalt zur Arbeitsleistung auf dem Acker. Die Zuweisung von Grund und Boden aus den Staatsdomänen an die jungen Soldaten, welche am Unabhängigkeitskampfe teilgenommen hatten, kam nur etwa 40000 Familienhäuptern zugute, deren Nachkommen späterhin infolge der üblichen Teilung beim Erbgange ebenfalls Gefahr liefen, um ihren Besitz zu kommen. Wie traurig die Lage der Bauern war, zeigt am besten das Gesetz vom 13. Mai 1882; der Staat griff damit ein und sicherte jedem wenigstens zwei freie Tage in der Woche, die der Arbeit auf dem eigenen verwahrlosten Acker gewidmet sein sollten. Zugleich wurden die besonderen „agrarischen Verträge“ abgeschafft, und die Dauer solcher Verträge auf ein oder höchstens zwei Jahre festgesetzt. Eine schreckliche Krankheit, die Pellagra, durch schlechte Ernährung mit verdorbenem Mais hervorgerufen, forderte so viele Opfer, daſs man ihre Zahl allein im Jahre 1902 auf 40000 schätzte. Dazu lebten, wie früher, die Mitglieder der herrschenden Klassen zum Teil im Auslande, verpachteten ihre Güter oft an Fremde — in der Moldau an Juden, so daſs ein reicher Jude dort heute noch ein kleines Fürstentum als Pächter regiert, — in der Walachei an Griechen oder Bulgaren, vergeudeten alles und lieſsen, ohne an Bodenmeliorationen zu denken, immer weitere Strecken bebauen, so daſs die Produktivität des Bodens und die Qualität der Produkte merklich sank. Während endlich die Universitäten und viel zu zahlreichen Lyzeen und Gymnasien alle Gunst genossen, entsprach bis 1888 der Volksschulunterricht durchaus nicht den zu stellenden Anforderungen. In diesem Jahre, gleich nach dem Falle Brătianus, kam es zur ersten sozialen Revolution unter den Bauern; sie wurde militärisch unterdrückt, aber irrtümlich wollten die leitenden Kreise darin nur die Früchte russischer Wühlereien erblicken.

In seinen letzten Jahren hatte Brătianu schlechte Gehilfen



und war außerdem müde und krank. Die Konservativen hatten sich im Jahre 1880 unter Lascar Catargiu zum ersten Male als Partei konstituiert, aber sie wollten das von den sogenannten „Junimisten", d. h. den Jungkonservativen, angebotene Programm mit seinen sozialen Reformen zugunsten des Volkes, mit positiven, realpolitischen, wohlüberlegten Maßregeln nicht annehmen, und so hielten sich die letzteren, ihrer Stunde harrend, zurück. Mit den Altkonservativen dagegen vereinigten sich viele unzufriedene Liberale, auch Kogălniceanu: das waren die sogenannten Dissidenten und alle möglichen jungen Bürschchen, die eine Rolle spielen wollten. Der Feldzug verlief ziemlich wüst: Angriffe auf die Dynastie, Demonstrationen, die sich gegen die Person des Königs richteten, tumultuarische Versammlungen in der Hauptstadt und der Provinz gaben ihm sein eigentümliches Gepräge. Die gleichzeitig bei der Verwaltung des Kriegsministeriums aufgedeckten Unterschleife machten die Situation noch schwieriger. Brătianu bekämpfte zwar bis zuletzt die parlamentarische Opposition und die Straßenunruhen, aber schließlich, im März 1888, mußte er zurücktreten und starb nach einigen Monaten.

Der König berief sein neues Ministerium mit Theodor Rosetti an der Spitze aus solchen politischen Führern, die sich an der lärmenden Agitation nicht beteiligt hatten, und das waren die „Junimisten". Diese veröffentlichten — so etwas war in Rumänien bisher noch nicht geschehen — ihr Programm in der offiziellen Staatszeitung. Wenn sie auch, als eine kleine Partei, nicht den Mut besaßen, entscheidende Maßregeln zugunsten der Bauern zu fordern [1]), so leisteten sie doch den Staatsfinanzen und dem wirtschaftlichen Leben einen großen Dienst dadurch, daß sie die Goldwährung einführten. Eine Konvertierung der Staatsschuld verlief unter dem Finanzminister Menelas Germani ebenfalls sehr vorteilhaft; demselben ist auch die Einführung der Goldwährung (1888) zu danken. Endlich wurde die Frage der Thronfolge durch die im April 1889 erfolgte Veröffentlichung der seit 1880 geführten Verhandlungen mit der Familie des Königs entschieden: Ferdinand,

1) Das Gesetz von 1889 gestattete den Verkauf der Staatsdomänen an die Bauern nur in kleinen Parzellen.

der zweite Sohn Leopolds, des älteren Bruders von König Carol I., wurde als Thronerbe ins Land berufen [1]).

Schliefslich mufsten sich die Junimisten dennoch mit den von ihnen so verschiedenen älteren Brüdern vertragen (Juni 1889), um ein Ministerium zu schaffen, das allerdings nicht einmal ein Jahr bestanden hat. Diesem Ministerium G. Manu folgte ein anderes, das sich aus Altkonservativen und dissidenten Liberalen zusammensetzte; in ihm führte der General Florescu den Vorsitz. Aber es vergingen doch noch einige Monate, ehe die endgültige dauernde Zusammensetzung gefunden war (Dezember 1891): die Führer der Alt- und Jungkonservativen, Catargiu und Petru Carp, wirkten jetzt zusammen. Dieses Ministerium hat bis Oktober 1895 Bestand gehabt, und hat sich durch mehrere wichtige Reformen ausgezeichnet. Die neuen Unterrichtsgesetze wurden ausgearbeitet (Take Ionescu); die Liberalen setzten dieses Werk fort (Minister Haret), und die dadurch hervorgebrachte Belebung der Dörfer wird unschätzbare Folgen haben [2]). Unglücklicherweise geriet das von dem zweiten liberalen Ministerium (P. S. Aurelian) vorgelegte Projekt, eine bäuerliche Kreditkasse, Casa Ruralǎ, zu gründen, in Vergessenheit, und erst in allerjüngster Zeit hat man nach dem Beispiele Siebenbürgens begonnen, mit den Ersparnissen der Bauern selbst Dorfbanken zu gründen.

Durch eine Intrige, die sogenannte Affäre Ghenadie, wurde im Dezember 1896 das erste Ministerium Sturdza gestürzt; es handelte sich um die Absetzung des verrufenen Metropoliten Ghenadie, die in sehr unzarter Weise geschah. Durch eine zweite verlor Aurelian die ihm zeitweilig anvertraute Regierung, und durch eine dritte Intrige — Sturdza wurde beschuldigt, die siebenbürgischen Rumänen an die ungarische Regierung verraten zu haben — fiel Sturdza zum zweiten Male (April 1899). Zugleich starb der zu seinem Nach-

1) Vgl. Moştenirea tronuluĭ Românieĭ (Bukarest 1889). Kronprinz Ferdinand vermählte sich am 29. Dezember a. St. 1892 mit der Prinzessin Marie, der Tochter des Herzogs von Edinburg und Enkelin der damals regierenden englischen Königin. Der Ehe sind die Prinzen Carol (geb. 1893) und Nikolaus und zwei Prinzessinnen entsprossen.

2) Vgl. das jüngst erschienene Werkchen Harets: Chestia ţărănească (Die Bauernfrage, Bukarest 1905).



folger ausersehene alte Catargiu. Durch eine Intrige spaltete sich schließlich die vereinigte konservative Partei wieder in die ehemaligen Junimisten und die Altkonservativen; die letzteren gelangten ans Ruder und schlossen dann abermals einen Pakt mit den Gegnern.

Die Finanzlage war um diese Zeit sehr ernst geworden. Bis zu einer Milliarde war die Staatsschuld gestiegen, die zwar zum Teil dazu gedient hatte, die Bedürfnisse des Landes zu befriedigen, zum Teil aber auch von der Parteiwirtschaft verschlungen worden war; denn im Interesse der Parteien gab es viele zu gut bezahlte Beamte, viele noch recht junge Pensionäre, viele Nationalbelohnungen und Wahlunkosten. Das Jahr 1900 brachte eine agrarische Katastrophe; man mußte eine Anleihe kontrahieren, während der südafrikanische Krieg alles Kapital in Anspruch nahm. Und diese Anleihe von 175 Millionen kam nur unter unerhörten Bedingungen zustande; unter anderem mußte die Regierung ein Schiedsgericht in der unsauberen Affäre eines französischen finanziellen Abenteurers übernehmen, und die Frist für die Rückzahlung der ganzen Summe betrug nur vier Jahre. Das Ministerium Carp war bereits zu finanziellen Reformen entschlossen, als es einer neuen Intrige der Altkonservativen zum Opfer fiel (Februar 1901). Durch ein mutig angewandtes Sparsystem ist es dann dem darauf folgenden Ministerium Sturdza gelungen, die finanzielle Gefahr zu beseitigen.

Das neue Ministerium Sturdza hat nicht einmal ganz vier Jahre bestanden, obwohl es ein längeres Leben verdient hätte. Neben dem Präsidenten, der seine guten Charaktereigenschaften, Pflichtgefühl, eine für sein Alter — er ist zweiundsiebzig Jahre alt — geradezu erstaunliche Arbeitskraft und Arbeitsfreude, unantastbare Uneigennützigkeit und unwandelbare Treue gegen seinen König bewährt hat, wirkten mit Verständnis und Eifer der Finanzminister, Emil Costinescu, und der wieder zum Minister des Unterrichts ernannte Professor Spiru C. Haret. Ersterer hat die 175-Millionenanleihe konsolidiert, während sich Haret um die Förderung der ganzen geistigen Kultur im Bauernstande mit wirklich patriotischer Liebe bemühte. Auch als Kriegsminister hat Sturdza, obgleich er seiner Partei die Lorbeeren siegreicher Sparsamkeit retten wollte, viel Gutes geleistet.

Die Opposition war in sich gespalten; die Junimisten (Jung-



konservativen) verhielten sich reserviert und glaubten sich durch ein würdiges, ritterliches Benehmen dem König empfehlen zu können. Dagegen bedienten sich die Altkonservativen im Verein mit den ehemaligen Radikalen und allerlei Strebern beim Kampfe aller möglichen Waffen, bis zu den niedrigsten; das war die praktische Politik Take Ionescus, dessen Ansehen täglich wuchs, während G. Gr. Cantacuzino als Führer anerkannt wurde. Nicht selten wurden Skandalaffären erfunden; einige nichtswürdige Blätter erdreisteten sich sogar, nach den Belgrader Mordszenen (im Juni 1903) den alten König mit dem Schicksale Alexanders I. von Serbien zu bedrohen.

Zugleich spalteten sich die Liberalen in eine Gruppe, die sich mit der ruhigen, etwas ältlichen Politik Sturdzas einverstanden erklärte, und in die Gruppe der Jungen, der teilweise frühere Sozialisten angehörten und die ein energisches Auftreten zugunsten der großen Fragen der Zeit forderte. Die beiden Brüder Ioan und Vintilă Brătianu, die Söhne des ehemaligen Diktators, waren die Führer der letzteren. Sturdza wurde besiegt, aber der König berief nun nicht die fähigen, edelgesinnten und dynastisch treuen Junimisten, die allerdings nur über wenige Wähler verfügten, sondern die an der Spitze einer zahlreichen, bunten Menge zum Sturm eilenden Altkonservativen (Ende 1904 a. St.).

Das neue Ministerium, in welchem Take Ionescu die Finanzen übernommen hat, erzwang sich rücksichtslos eine überwiegende Mehrheit bei den Wahlen. Es hat aber jetzt mit den Folgen der oppositionellen Vergangenheit der eigenen Partei zu kämpfen, mit den drohenden Wellen, welche diese selbst heraufbeschworen hat.

* * *

Das rumänische Volk braucht noch lange ernste Arbeit. Eine energische Agrarreform, die Einführung eines tüchtigen Volkschulunterrichts, die Unabhängigkeit der Verwaltungsbeamten vom politischen Regime, eine Steuerreform, die Stärkung der nationalen Kultur und damit des nationalen Bewußtseins innerhalb seiner ethnographischen Grenzen, das sind die notwendigen Vorbedingungen eines kräftigen Aufschwungs. Die jüngste Generation scheint diese schwere Aufgabe übernehmen zu wollen.



Achter Abschnitt.

Die heutigen Zustände im rumänischen Volke [1]).

1. Kapitel.

Bevölkerungszustände.

Wenn man die Entwickelungsgeschichte eines Volkes vollkommen verstehen will, ist es unerläſslich, sich auch mit dessen gegenwärtigen Verhältnissen, dem Endergebnis jener, vertraut zu

1) Als neuere allgemeine Werke über Rumänien wären noch, auſser den in der Bibliographie des siebenten Abschnitts, S. 207 erwähnten, folgende zu nennen, obgleich keines wirklich befriedigt:

1. Benger, Rumänien, ein Land der Zukunft; es gibt auch eine zweite Ausgabe „Rumänien im Jahre 1900" (Stuttgart 1900), eine englische und eine französische Übersetzung. Das Buch enthält viele statistische Tabellen, im übrigen aber ist es ganz verfehlt.

2. A. Richard, La Roumanie à vol d'oiseau (Bukarest 1900). Das unzuverlässige Werk eines Ingenieurs, der nur die Industrie und die produktive Kraft des Landes berücksichtigt.

3. A. A. Stourdza, La terre et la race roumaine (Paris 1904). Umfangreiche Kompilation mit vielen Bildern und mit einigen offiziellen statistischen Ziffern.

Die gut geschriebenen Aufsätze von André Bellessort in der Revue des deux mondes und der Renaissance latine, Jahrgang 1905, sind sehr vorsichtig zu benutzen. Der Verfasser hat sie auch zusammen als Buch „La Roumanie contemporaine" (Paris 1905) erscheinen lassen.

Für die frühere Zeit kommt die Publikation von Odobescu, Notice sur la Roumanie, principalement au point de vue de son économie rurale, industrielle et commerciale (Paris 1868) in Betracht.

Diesem schönen Werke entsprechen die neueren Publikationen der verschiedenen Ministerien, die für die Pariser Weltausstellung von 1900 in französischer Sprache verfaſst worden sind, nämlich:

Notice sur les forêts du royaume de Roumanie (1900).



machen. Damit erst findet in diesem letzten Abschnitt die Darstellung der zweitausendjährigen Geschichte des rumänischen Volkes ihren Abschlufs.

Es ist unmöglich, zuverlässig die Zahl der Rumänen anzugeben, die heute innerhalb und aufserhalb des rumänischen Staates leben. Die Statistik ist zwar im Königreiche ziemlich entwickelt, aber es gibt keine wissenschaftlich vorgebildeten statistischen Beamten — man behilft sich mit Polizeibeamten, denen Volksschullehrer zu diesem Zwecke beigegeben werden, — und ebenso mangelt es an der notwendigen nachherigen Kontrolle ihrer Arbeiten. Aber für die ausländischen Rumänen im besonderen ist die Statistik meist erst recht mangelhaft. Dazu trägt die den Rumänen nicht allzu freundliche Gesinnung der damit beauftragten Beamten bei sowie in gewissen Gegenden, namentlich in den Städten, die Mehrsprachigkeit der Rumänen, so dafs sie in diesem Falle leicht der vorherrschenden Nationalität zugerechnet werden können. Von

N. Coucou St., Sur les pétroles de Roumanie (1900).

G. N. Nicoleano, La lutte contre le phylloxéra (Bukarest 1900).

L'enseignement public en Roumanie (1900).

Griul şi făinurile luĭ, porumbul şi mălaiul din morăritul indigen (Bukarest 1899).

Les routes en Roumanie (Bukarest 1900).

G. N. Nicoleano et V. S. Brezeano, État de l'arboriculture en Roumanie (Bukarest 1900).

Les Monopoles de l'État (Bukarest 1900).

G. N. Nicoleano, Introduction à l'ampélographie roumaine (Bukarest 1900).

Von den zahlreichen Reisebeschreibungen der Fremden wären nur folgende zu verzeichnen:

Samuelson, Roumania, past and present (London 1882).

Rudolf Bergner, Rumänien, eine Darstellung des Landes und der Leute (Breslau 1887).

Mrs. Walker, Untrodden paths in Roumania (London 1888).

Édouard Marbeau, Un nouveau royaume (Paris 1881, Sonderabzug aus der Zeitschrift „le Contemporain").

Das Werk von Gubernatis, La Roumanie et les Roumains (Florenz 1898), ist wertlos.

Für das soziale Leben kommen drei Broschüren des Verfassers in Betracht: La vie intellectuelle des Roumains en 1899 (Bukarest 1899); Opinions pernicieuses d'un mauvais patriote (Bukarest 1900, S. 61f.: „Partis politiques en Roumanie au XIX[e] siècle"); Scènes et histoires du passé roumain. Un procès de dénationalisation (Bukarest 1902, S. 54f.: Entwickelung der Französisierung der Aristokratie).



der Anzahl der „Makedorumänen“ oder, wie sie hier genannt wurden, der Aromînen kann man sich erst recht keine richtige Vorstellung machen. Der unparteiische Forscher Weigand, der aber nur einige Teile des ausgedehnten und in einzelnen Kolonien bis weit nach Bulgarien, Bosnien und Griechenland reichenden Aromînengebietes untersucht hat, schätzt diese losgetrennten und vielleicht aussichtslos verlorenen Romanen der Balkanhalbinsel nur auf etwas über 100000. Der Rumäne Nenițescu, der jedoch keine wissenschaftliche Vorbildung besafs, der dasselbe Gebiet nur flüchtig durchreist hat und nur mündliche, nicht allzu sichere Erkundigungen einziehen konnte, kommt dagegen zu der unglaublichen Zahl von 861000 Seelen. Die türkische Statistik, die, da sie mit der Steuererhebung verbunden ist, die Wahrscheinlichkeit einiger Genauigkeit für sich hat, rechnet zu den Griechen alle Christen, die den ökumenischen Patriarchen als Kirchenoberhaupt anerkennen, wie sie andrerseits alle Untergebenen des bulgarischen Exarchen als Bulgaren betrachtet. Nun haben aber die Aromînen keine eigene Kirche und existierten folglich nach der althergebrachten Begriffswelt der Türken überhaupt nicht; erst im Mai 1905 hat ein kaiserlicher Erlafs ihre Nationalität ausdrücklich anerkannt. Dazu kommt, dafs nur sehr wenige dieser Aromînen ausschliefslich ihre eigene Sprache beherrschen; am besten steht es noch bei den Frauen. Diese fleifsigen Handwerker und rührigen Kaufleute sprechen vielmehr das Griechische ausgezeichnet und sehr oft aufserdem noch eine slavische Sprache. Die Reichen und Gebildeten betrachten sich in ihrer Mehrheit bis heute mit Vorliebe als „Hellenen“, und dazu hat die hellenistische Propaganda nicht wenig beigetragen. Das nationale Bewufstsein ist nur bei einigen wenigen entwickelt, und dieses Bewufstsein kann nicht begrenzt aromînisch, sondern müfste rumänisch sein, und für die braven Leute ist das Rumänische doch eine mehr oder weniger fremde, nur in der Schule erlernte Sprache! Unter diesen Verhältnissen braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Verteidiger der hellenistischen Expansionsidee nur einige tausend Aromînen kennen wollen.

Auf einem anderen Gebiete, in der österreichischen Bukowina, machen die Ruthenen immer weitere Fortschritte in der Entnationalisierung ihrer rumänischen Dorfnachbarn. Der ganze nörd-



liche und östliche Teil des Landes, besonders die Gegend zwischen dem Dnjestr und dem Pruth, ist zum gröſsten Teile als beinahe völlig verloren zu betrachten. Wenn der Bauer, der noch immer den ehrwürdigen historischen Namen Tăutul trägt, überhaupt russisch sprechen kann, wird er gewiſs als Ruthene in die statistischen Tabellen eingetragen. Bei vielen gemischten Ehen, zwischen Rumänen und Ruthenen auf dem Lande, zwischen Rumänen, Deutschen und den verschiedenen Slaven in den Städten, überwiegt der fremde Charakter, und die Statistik zieht gern ihre Schlüsse daraus [1]).

Ebenso haben sich viele rumänische Dörfer im ungarischen Marmaros zur ruthenischen Nationalität bekannt. Im szeklerischen südöstlichen Winkel Siebenbürgens finden sich ebenfalls zahlreiche Bauern, die ihrer Religion nach Rumänen sind, da sie sich zur griechisch-orientalischen Kirche halten und von dem rumänisch-nationalen Priester die Sakramente empfangen; sie tragen auch die unverkennbare rumänische Tracht, und rumänische Gebräuche beherrschen völlig ihr gesellschaftliches Leben; den rumänischen Aberglauben, die rumänischen Weisen und Tänze haben sie beibehalten; nur rumänisch sprechen die armen, guten Leute nicht, selbst dann nicht, wenn sie mit einem ausgesprochenen Stolze — wie bei allen ihren Stammesgenossen — die Worte aussprechen: „Ich bin ein Rumäne!" Wohl können sie in einigen Jahren in der Dorfschule auch diese ihre Sprache wiedererlernen, damit sie die Predigt ihres geliebten Seelsorgers endlich verstehen, aber bis dahin sind sie für die Statistik und die Staatsethnographie des Königreiches Ungarn Magyaren [2]).

Umgekehrt leben in der Moldau: in dem Tale des Slănic, an mehreren Punkten des Gebietes zwischen dem Gebirge und dem Sereth, sowie auch in einigen Dörfern jenseits dieses Flusses (so z. B. in zwei Dörfern des Bezirks Tecucĭ und in der Vorstadt von Huşĭ, in den sogenannten Cornĭ) Magyaren, die im 13. Jahrhundert unter dem Schutze des ungarischen Staates von den Karpathen herabgestiegen sind. Die Kolonisation der Fürsten und Bojaren hat ferner auch dazu geführt, daſs recht groſse magyarische Dörfer mitten im Bezirke Roman entstanden sind. Jetzt

1) S. auch Rutenisarea Bucovineĭ de un Bucovinean (Bukarest 1904).
2) Vgl. auch Augustin Paul, Între Someş şi Prut (Bukarest 1905).



tragen diese Bauern die rumänische Volkstracht und zwar die älteste, originellste und schönste; beinahe alle kennen die rumänische Sprache, mancher sogar besser als seinen eigenen caángoischen, szeklerischen oder magyarischen Dialekt. Sie bekennen sich auch als Rumänen, aber fügen hinzu „katholischen Glaubens“, gehören der römisch-katholischen Kirche an und schliefsen keine Ehen mit den griechisch-orientalischen Rumänen, die sie als Heiden betrachten, während sie bei diesen selbst als „schmutzige Lateiner“ verschrieen sind. Die gutmütige rumänische Statistik betrachtet diese interessanten, auf rumänischem Boden ansässigen „Fremden“ als „Ungarn“, und so werden sie auch von alters her genannt.

Trotz ihrer unausbleiblichen Mängel gibt die russische Statistik die Anzahl der bessarabischen „Moldauer“ — sie nennen sich selbst, gerade wie die Rumänen der Bukowina es zu tun pflegen, nie anders, und der Name „Rumänen“ wird von den russischen Beamten nur den fremdländischen Rumänen beigelegt — ziemlich richtig an: natürlich werden nur diejenigen Bauern so bezeichnet, die nur sehr wenig Russisch können oder sogar dessen vollständig unkundig sind.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen können wir — unter Weglassung der Arominen — berechnen, dafs die Rumänen ein Volk von etwa zehn Millionen darstellen. Der Staat Rumänien beherbergt sechs Millionen davon, Siebenbürgen und das übrige Ungarn beinahe drei Millionen (nach der offiziellen Berechnung vom Jahre 1900: 2799479), die Bukowina über 200000 (Statistik von 1890: 208300 neben 268000 Ruthenen, die mithin die Majorität der bäuerlichen Bevölkerung bilden sollen), das russische Bessarabien (nach den offiziellen Angaben des Jahres 1890/91) über 1000000 (1089995). Eine bedeutende rumänische Bevölkerung, die etwa auf 200000 Seelen zu schätzen ist, lebt auch auf dem rechten Donauufer und besitzt bulgarische bzw. serbische Staatsangehörigkeit. Spärliche rumänische Inseln finden sich auch jenseits des Dnjestrs, auf dessen linkem Ufer, in Dörfern und Marktflecken (wie in Mohilăŭ, russ. Mogilew, und in Dubasarĭ) und bis in den Bezirk Cherson hinein, ja sogar in den Ansiedelungsdörfern des Kaukasus. In Galizien sind rumänische Kolonisten, die dort einst die „walachischen Dörfer“ bildeten, längst

verschwunden [1]. Aus der rumänischen Vergangenheit einiger Orte im mährischen Gebirge sind nur Namen wie Walachisch-Meseritz usw., Gebräuche und vereinzelte Worte übrig geblieben; die rumänische oder besser „rumerische" Sprachinsel in Istrien geht ihrem vollständigen Untergange entgegen und bildet jetzt nur eine ethnographische Kuriosität, und dasselbe gilt von den Resten der „Wlachen" (aromînischer Färbung) in den dalmatinischen und bosnischen Alpen.

Auf beiden Ufern der Donau, in den Karpathen und im Hämus zwischen dem Schwarzen Meere, Pannonien und dem Adriatischen Meere hat sich das rumänische Volk ethnographisch gebildet. Die Thrako-Daken und — besonders für die Aromînen — die Illyrier und Dalmaten sind als Basis zu betrachten: von ihnen rührt das meiste rumänische Blut her. Die römische Kolonisation, die im besonderen auch solche osteuropäische und sogar asiatische Elemente in das Land brachte, hat die Bevölkerung keineswegs römisch gemacht, obgleich sie ihr die Sprache aufgedrungen und aufgezwungen hat. Die Slaven haben in jeder Hinsicht viel weniger beigetragen, als man gewöhnlich annimmt.

Die Balkanhalbinsel ist später den Slaven anheimgefallen; von ihnen wurden die Romanen in dem thessalischen Gebirgskessel eingeschlossen und gelangten von dort aus mit ihren Herden in den Pindus und gelegentlich auch in den Hämus. Die Donauebene dagegen blieb für die Streifzüge, Kriege und Siedelungsänderungen der Barbaren frei. Das verjagte romanische Element suchte einen besser geschützten Aufenthalt als die undurchdringlichen Wälder dieser Ebene: im Gebirge lebten sie als Hirten, und einige Gruppen gingen sogar bis hoch nach Galizien hinauf. Nachdem die Tatarenherrschaft verschwunden war, breiteten sich die Rumänen nach allen Richtungen hin unter ihren Wojwoden aus, die bald richtige Staatsoberhäupter wurden; die russischen Eindringlinge am Pruth und Dnjestr dagegen verloren sich allmählich in dem mächtigen Strome der neuen Kolonisation. Von den Fremden blieb jenseits der Karpathen nur die ungarische Insel übrig, während auf dem ungarischen Plateau des siebenbürgischen Landes die Städte den Sachsen gehörten und die Grenzwacht von

1) S. Hasdeŭ, Archiva istorică, III. Im allgemeinen ist hinsichtlich der Bestandteile des rumänischen Volkes, Bd. I, S. 86ff. zu vergleichen.





den Szeklern gehalten wurde; nur hier und da bereicherten ungarische Ansiedelungen die ethnographische Mannigfaltigkeit des Landes.

In diesem Zustande befanden sich die Bevölkerungsverhältnisse im grofsen „rumänischen Lande“ gegen das Jahr 1350.

In späterer Zeit kamen Sachsen, Ungarn, Deutsche aus Galizien, Armenier und schliefslich Juden in die rumänischen Städte der beiden Fürstentümer. In der Donauebene nisteten sich hier und da Türken ein, Südbessarabien wurde von den Tataren besetzt. Von den Zügen Mirceas in 14. Jahrhundert an bis herab zur grofsen bulgarischen Auswanderung von 1830, während Mustafa-Pascha von Skodra grausam im Lande herrschte, kamen Bulgaren gruppenweise auf das linke Donauufer, aber nur die letzten Ankömmlinge haben noch die Kennzeichen ihrer Nationalität behalten; in der Nähe von Bukarest, in Dudeştĭ-Cioplea leben auch katholische Bulgaren, die erst in jüngerer Zeit eingewandert sind. In viel geringerer Zahl sind Serben zu uns gekommen, und zwar nur in das Oltland. Neue, von Bojaren in der Zeit des ausgedehnten Ackerbaues gegründete Dörfer haben der Moldau auch eine ruthenische, ja sogar eine russisch-bessarabische Bevölkerung in den Bezirken Dorohoiŭ, Botoşanĭ und Suceava zugeführt. Endlich und besonders nach dem Jahre 1774 kamen unaufhörlich fremde, namentlich deutsche Handwerker nach Rumänien, und deutsche Kaufleute gesellten sich ihnen nach den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu.

Eine genaue Statistik der Bulgaren in der Donauebene, besonders in den Bezirken Ilfov, Vlaşca und Teleorman, weniger im Bezirke Dolj, ist beinahe unmöglich, da ihre Romanisierung täglich fortschreitet und viele Elemente sich in der Übergangsperiode befinden. Allzu grofs ist ihre Zahl sicher nicht, und nirgends bilden sie kompakte Massen; die meisten von ihren Dörfern haben sogar eine gemischte Bevölkerung. Die russischen, d. h. ruthenischen Dörfer sind kaum erwähnungswert: in fünfzig Jahren werden sich nur noch die Familiennamen und die Gesichtszüge der Fremden erhalten haben. Die Ungarn, die gutgebaute katholische Kirchen besitzen und von eifrigen katholischen Priestern, meistens Franziskanern italienischen Ursprungs bzw. seit einiger Zeit auch einheimischen — denn drei Seminare, in Bukarest, Jassy und Hălăuceştĭ



(Bezirk Roman), dienen ihrer Ausbildung — geistlich versorgt werden, können auf eine längere Erhaltung ihrer Nationalität rechnen, aber trotz aller Anstrengungen des magyarischen Patriotismus in Ungarn ist eine Wiedererweckung des nationalen Bewuſstseins bei ihnen ganz unmöglich, selbst wenn der rumänische Staat, wie er es bisher getan hat, der ihm feindlichen Propaganda auch ferner keinen Einhalt gebietet. Der Versuch, einige Gruppen der Csangó nach Ungarn hinüberzulocken und dort anzusiedeln, ist vollständig miſslungen [1]).

Die ursprüngliche fremde Bevölkerung der Städte ist allmählich in der rumänischen aufgegangen; Cîmpulung z. B. ist schon seit dem 18. Jahrhundert eine rein rumänische Stadt. Nur in denjenigen Städten, die nach dem Vertrage von Adrianopel (1829) auf den Trümmern der ehemaligen türkischen Festungen erbaut wurden und damals auf die sofortige Besetzung mit Bürgern warteten, nur in Brăila, Giurgiu, Turnu-Măgurele und Turnu-Severin hat sich die fremde Bürgerschaft bulgarischer oder griechischer Herkunft etwas besser gegen die Romanisierung verteidigt, die jedoch trotzdem rasch fortschreitet.

Aber die Juden bilden die groſse Mehrheit in allen nordmoldauischen Städten, in Dorohoĭ, Botoşanĭ, Jassy und Folticenĭ; in letzterer Stadt machen sie drei Viertel der Gesamtbevölkerung aus. Die Marktflecken dieser Gegend, wie Săvenĭ, Darabanĭ, Hîrlăŭ, Ştefăneştĭ, Tîrgu-Frumos, Podu-Iloaiĭ sind sogar ausschlieſslich mit Juden bevölkert, wobei zu bemerken ist, daſs viele einstige einfache Dörfer durch Privilegien aus den dreiſsiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu tîrgurĭ mit Buden und Jahrmärkten erhoben worden sind. Auch in den Städten war in der vorjüdischen Zeit die Bevölkerung recht gering, und diese Tatsache ist zu beachten, da sie die allzu pessimistischen Urteile, die rumänischerseits oft gefällt werden, einigermaſsen mildert.

Die Städte der südlichen Moldau besitzen sämtlich eine mehr oder weniger zahlreiche jüdische Gemeinde. In der Walachei dagegen — mit Ausnahme von Bukarest — sind die Juden nur spärlich vertreten. Der Überschuſs der jüdischen Bevölkerung

[1]) Vgl. jetzt Radu Rosetti, Despre Ungurĭ şi episcopiile catolice din Moldova (Denkschriften der rumänischen Akademie; Bukarest 1905).

25*



Rumäniens geht jetzt lieber, obgleich viel weniger, als die ausländische Presse glaubt, nach Amerika. In den Dörfern wohnen die Juden nur ausnahmsweise, denn das ist ihnen gesetzlich verboten. Die Vermehrung der jüdischen Bevölkerung, die in besseren Verhältnissen lebt und altem Gebrauche gemäſs in jungen Jahren zur Ehe schreitet, ist viel stärker als die ihrer rumänischen Mitbürger, aus denen überdies für die groſsen städtischen Zentren und das ganze Land die Beamten genommen werden. Im ganzen hat Rumänien gewiſs über 300 000 Juden; das ist ein ungeheurer Bruchteil bei einer gesamten Bevölkerung von wenig über sechs Millionen, die meistens in Dörfern zerstreut wohnt, arm und noch sehr wenig in modernem Sinne gebildet ist. Die Zahl 269 015, welche die Statistik von 1899 nennt, ist zu gering; denn es ist bekannt, daſs die Juden alle Mittel anwenden, um sich der statistischen Aufnahme und ihrer Folge, der Besteuerung, zu entziehen. Nur sehr wenige von den rumänischen Juden sprechen die Staatssprache, auch die, welche sie beherrschen, bedienen sich im Familienkreise des bekannten deutsch-jüdischen Jargons.

Im Jahre 1878, durch den Berliner Frieden, erwarb Rumänien die Provinz Dobrudscha, die durch die untere Donau, das Schwarze Meer und eine vereinbarte Linie begrenzt wird, die von Ostrov an der Donau bis unterhalb Mangalia am Meere läuft. Ein geologisch merkwürdiges Land, das geographisch weder zu den Karpathen noch zum Balkan gehört, bildet es eine kleine geographische Kuriosität, in der man niedrige Hügel, Sümpfe und Teiche, ganz kleine Wälder, Flüſschen, die bald in der Hitze des Sommers austrocknen, und auch hier und da üppige, für den Ackerbau geeignete Fluren findet. Die Bevölkerung der Dobrudscha war von jeher ebenso bunt, wie die Gestalt und Beschaffenheit des Bodens. Die Bulgaren hatten zwar bis gegen 1400 das Land beherrscht, aber nur teilweise die Bevölkerung gestellt, besonders weil die Wälder noch nicht gerodet und die Sümpfe noch nicht ausgetrocknet waren. Die nachherige türkische Herrschaft brachte türkische Ansiedler hierher. Spahien wurden zu Grundherren in den wenigen vorhandenen Dörfern, und auf ihrem Grund und Boden entstanden auch einige Marktflecken, die gelegentlich die Bedeutung einer Stadt erlangt haben, wie Tulcea, Constanța-

Küstendsche, Babadag, Megidie-Medschidie. Südbessarabien schickte zu allen Zeiten den Überfluſs seiner Bevölkerung auf das rechte Ufer der Donau nach der dünn bevölkerten Dobrudscha. Nach 1600 kamen von dorther Tataren, und nach der russischen Eroberung, die zur Ansiedelung durch allerlei fremdes Gesindel führte, Bulgaren von Bolgrad, Deutsche von den bessarabischen neuen Schwabendörfern und sogar Rumänen. Andrerseits erschienen Rumänen aus dem walachischen Fürstentume, Bauern des Bezirks Brăila, sowie Moldauer aus der Galaţer Gegend und besetzten den von der Donau bei der groſsen Biegung nach Osten gebildeten Zipfel, in dessen Mitte Măcin liegt. Ackerbauer aus dem Bezirke Ialomiţa siedelten sich im südlichen Teile der Provinz an, im Sandschak (Bezirk) Küstendsche, in Cernavoda und Umgegend, wo sie schon gegen 1600 anzutreffen sind.

Als die rumänische Verwaltung in der Dobrudscha einzog, fand sie nur an zwei Stellen kompakte Volksmassen: bessarabische Bulgaren — die erste Gruppe — saſsen im Norden in der groſsen als Donauhafen wichtigen Fischerstadt Tultscha und rund umher als Bauern: im ganzen über 6300; in dem fruchtbaren Tale von Badabag, das zu demselben Sandschak gehörte, bildete eine Masse von über 13000 Bulgaren — die zweite Gruppe — die überwiegende Mehrheit der Bewohner; die Türken waren meist im südlichen Teile des Landes angesiedelt. Russen, Lipowaner (d. h. Anhänger des alten, russischen Glaubens, starowiertzi), Griechen, besonders in Küstendsche, Armenier, Găgăuţi, eine Mischbevölkerung von geringer körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit, machten den Rest der fremden Bevölkerung aus. Den schon vorhandenen Rumänen strömten immer mehr Volksgenossen zu, da die Ansiedelung von rumänischen Bauern begünstigt und sogar der Versuch gemacht wurde, die Veteranen aus dem türkischen Kriege auf dem von ihnen eroberten Boden anzusiedeln; auch die Beamtenklasse hat der Dobrudscha neue rumänische Bewohner zugeführt. Die Türken verlieſsen langsam, wenngleich nur in der ersten Zeit, den der Giaurenherrschaft verfallenen Boden. Die Bulgaren hielten dagegen zähe an ihrem Besitz fest, und die griechische Bürgerschaft der Städte, besonders der mächtig aufblühenden Stadt Küstendsche (Constanţa), ist keineswegs dem Untergang ge-



weiht. Trotzdem bilden aber heute die Rumänen auch zahlenmäſsig die erste Nation in der ihnen unterworfenen Dobrudscha [1]).

Die Ausbreitungskraft der Rumänen, eine charakteristische Eigenschaft ihrer Vergangenheit, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Innerhalb des Königreichs Rumänien befindet sich lediglich die Bevölkerung der moldauischen Städte im Rückstande gegenüber den Juden. Die Bauern der Ebene gehen jetzt nicht mehr nach Bulgarien und Serbien, wie in den „fanariotischen“ Zeiten finanzieller Ausbeutung, aber in Silistrien, Turtucaia (Tutrakan) und Umgebung, in dem bulgarischen Bezirke Widdin — die Rumänen nennen diese Stadt Diiŭ — und im serbischen Tale des Timok behalten die einst dorthin übergesiedelten Elemente alles, was sie als Rumänen erkenntlich macht. In Sprache, Tracht, Aussehen und Gebräuchen sind sie rumänisch, und zu den Verwandten auf dem alten heimatlichen Boden werden Beziehungen unterhalten; in Widdin hat der Verfasser prächtige Olteni gesehen, die sich, obwohl sie die bulgarische Volksschule besucht und unter den bulgarischen Fahnen gedient hatten, durch nichts von den Olteni des gegenüberliegenden Calafat unterscheiden [2]).

Auſserhalb der rumänischen Staatsgrenzen sind nur in der Bukowina den Rumänen die Verhältnisse nicht günstig. Die „Ruthenisierung“ des Landes hat die österreichische Verwaltung unaufhörlich und öffentlich begünstigt, um damit ein Gegengewicht zu den galizischen Polen zu schaffen. Dazu kommt noch, daſs der rumänische Bauer glaubt, die russische Sprache, die derjenigen der kirchlichen Bücher ähnelt, sei eine edlere, und wer sie spreche, der sei der göttlichen Gnade sicherer, da Gott seine slavische Sprache am ehesten verstände. Der Ruthene will nicht Rumänisch lernen, und selbst wenn er es wollte, würde es ihm bei seiner schwerfälligen Natur nur unvollständig und sehr langsam gelingen, sich die fremde Sprache anzueignen. Endlich ist die Entnationalisierung noch durch einen Umstand begünstigt worden: die besseren Kreise

1) Vgl. besonders die zwei Jahresberichte des Präfekten von Tulcea Luca Ionescu (Județul Tulcea; Bukarest 1903, 1904). Einen Jahresbericht für den Bezirk Constanța hat 1903 der Präfekt Scarlat Vîrnav veröffentlicht.

2) S. auch den Aufsatz Weigands im VII. „Jahresberichte des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig“.

der Rumänen, die in deutschen Schulen gebildet, an die Lektüre deutscher Bücher gewöhnt sind und sich im gesellschaftlichen Verkehre der deutschen Sprache bedienen, auch teilweise mit deutschen Adelsprädikaten schon seit der Annexion geehrt worden sind, haben die Fühlung mit dem Volke beinahe vollständig verloren und können sie nur schwer wiedergewinnen. Den Priestern und Volksschullehrern, die beide Volkssprachen des Landes erlernen müssen, da sie ihren künftigen Wirkungskreis von vornherein nicht kennen, mangelt im allgemeinen die Begeisterung für höhere Ideale und der Mut, der dazu gehört, um sie zu vertreten. Dann ist noch zu bemerken, daſs sich die nationale Organisation auf diesem für das Rumänentum jetzt ebenso unglücklichen, wie ehedem glorreichen Boden in vollständigem Niedergange befindet und ihren Platz einer nichtnationalen Partei abgetreten hat, die wirtschaftliche Reformen agrarischen Charakters erstrebt.

Infolge des Eindringens der Juden und der jüdischen Auswucherung geht die bäuerliche Bevölkerung des Marmaros einem sichtlichen Verfalle entgegen. Die Rumänen teilen dort dieses Los mit den Ruthenen. In Marmarosszigeth erhebt sich der Turm einer schönen rumänischen Kirche, an der ein bischöflicher Vikar tätig ist, neben den zahlreichen Häusern der neuerdings eingewanderten jüdischen Bürger galizischen Ursprungs. Alle Städte und Marktflecken sind von ihnen überschwemmt, und drückende Lasten haben überall die Schultern der ruinierten Bauern zu tragen. In der Gesellschaft des Elendes aber verlernt der rumänische Bauer seine Sprache, um hier und da als Ruthene oder als Magyare zu erscheinen. Leider sind auch die führenden Schichten, die Grund- und Fabrikbesitzer, die Priester und Schulmeister, jeder Anstrengung im nationalen Sinne abhold, und vielleicht nirgends macht die Magyarisierung, die ungarische „Staatsidee“, mit weniger Mühen gröſsere Fortschritte als hier.

Im Norden, in Marmaros, in der Bukowina, ja auch der Moldau ist die Erhaltung und numerische Entwickelung des Rumänentums schwieriger, als überall anders. Das russische Bessarabien dagegen bietet in dieser Hinsicht ein nicht allzu trauriges Bild: die „Moldauer“ haben ihre Stellung beibehalten, die meisten Dörfer gehören ihnen ausschlieſslich. Russisch lernen sie kaum oder gar



nicht; Schule und Militärdienst trägt nicht viel dazu bei. Die Priester sind in einigen Dörfern ihrer moldauischen Nationalität treu, ohne übrigens an eine Vereinigung mit dem politisch selbständigen Teile der Nation zu denken. Die Juden beherrschen nur die Marktflecken und Städte; der Aufenthalt in den Dörfern ist ihnen verboten. Wenn im Süden die Bevölkerung ebenso bunt ist wie in der Dobrudscha, so hat dies seinen Grund darin, dafs die fremden Ansiedler zumeist eine Einöde vorfanden, da die Tataren zur Auswanderung in die Krim gezwungen worden waren. Nur im westlichen Teile des Hotiner Kreises ist die Ruthenisierung infolge der Einwanderung aus der Bukowina fortgeschritten, und rumänisch gekleidete Bauern sprechen dort kein Wort rumänisch. Auch in den oberen Schichten der Bevölkerung, bei Grundbesitzern, Kaufleuten und Studenten ist hier seit einiger Zeit etwas wie eine nationale Regung zu spüren.

Die Verhältnisse in Siebenbürgen sind in noch höherem Mafse als erfreulich zu betrachten. Nirgends hat der rumänische Bauer seine ererbte Stellung verloren; den väterlichen Boden behält er überall. Er gewinnt sogar täglich an Zahl und Besitz, und die zahlreichen neugegründeten Volksbanken sind dazu recht nützlich. Die sächsische Nationalität ist an manchen Orten ernst bedroht, und die Idee, inmitten der kompakten rumänischen Bauernmassen magyarische Dörfer zu gründen, den zum Kaufe angebotenen Boden für magyarische Ansiedler zu erwerben, das hat sich als unpraktisch erwiesen. Die Ansiedler magyarischer Sprache werden vielmehr sehr rasch zu echten Rumänen und sind ganz unfähig, den mühelos erworbenen Besitz zu erweitern, oder in manchen Fällen selbst zu behalten. Der rumänische Zuflufs wird auch in den Städten immer bedeutender: die hölzernen Kirchen werden in solide neue Gebäude umgewandelt (wie in Bistritz), neue Klassen müssen den schon vorhandenen städtischen rumänischen Volksschulen angefügt werden (wie in Kronstadt). In Mühlbach (Sas-Sebeş) ist das Rumänische die mit dem Deutschen gleichberechtigte kommunale Verwaltungssprache; in Deva, in Torda, spielt gegenwärtig der rumänische Priester, der rumänische Bankdirektor, der rumänische Advokat eine grofse Rolle, und die gelegentlichen Vandalismen des magyarischen Pöbels finden ihre Erklärung in der

Furcht vor der Zukunft. In dem fanatisch magyarischen Kolozsvár (Klausenburg) gewinnt die rumänische Kolonie, die seit kurzer Zeit auch eine Zeitung „Răvaşul" hat, immer mehr an Bedeutung; die Umgebung ist allerdings echt rumänisch, und auf dem Marktplatze mufs die patriotische magyarische Hausfrau wohl oder übel „walachisch" radebrechen. In Hermannstadt werden bald die schönsten Zierden der Stadt die rumänische nichtunierte Metropolitankirche und das rumänische Nationalhaus mit dem ethnographisch-historischen Museum sein.

Aufserhalb der alten Grenzen Siebenbürgens, die jetzt keinerlei staatliche Bedeutung mehr haben, in der Ebene der Theifs, die von ihren Nebenflüssen Criş, Mureş und Timiş (Körös, Maros und Tömös) durchzogen ist, sind die Rumänen beinahe überall im Vordringen. Der Mangel jener speziellen Gesetze, welche die Rumänen Siebenbürgens bedrücken oder hemmen, trägt viel dazu bei. Das zumeist jüdische Grofswardein (Nagy-Várad, Oradea-Mare), das auf den Trümmern der alten berühmten siebenbürgisch-fürstlichen und deutsch-kaiserlichen Festung steht, ist der Mittelpunkt des reichsten rumänischen Bistums unierten Ritus, und die bischöflichen Gebäude erheben sich stolz mitten auf dem Hauptplatze. Ebendort sieht man das Firmenschild einer bedeutenden rumänischen Bank, und die „Familia" — eine in Ungarn sehr verbreitete Zeitschrift — erscheint in dieser grofsen fremden Stadt. Der nichtunierte Bischof von Arad hat einen Vikar in Grofswardein.

Auf beiden Ufern des Maros breiten sich die Rumänen mehr aus, als in den nördlichen Teilen. Auf dem Boden des Banates, wo die Rumänen seit langem der Privilegien, die den serbischen Ansiedlern verliehen wurden, teilhaftig sind, vermehrt sich rasch und sicher nicht nur die Volkszahl der Rumänen, sondern auch der rumänische Landbesitz. Eine rumänische Stadtbevölkerung bildet sich in Arad, Lugoş und Caransebeş, und alle drei Städte sind Residenzen rumänischer Bischöfe. Bei den Wahlen der Komitatsräte und der Reichsratsabgeordneten hatten die Rumänen in den letzten Zeiten viele und bedeutende Siege zu verzeichnen.

Hinsichtlich des romanischen Elements in Makedonien sind alle Prophezeiungen verfrüht. Von Bukarest aus sind seit mehr



als zehn Jahren grofse Anstrengungen gemacht worden, um ein rumänisches Nationalbewufstsein zu erwecken, und hier und da haben sie auch Früchte getragen. Schüler von dort kommen zu den rumänischen Volksschulen und höheren Unterrichtsanstalten, aber bisher nur in sehr ungenügender Anzahl, wenn man das mit grofsen Opfern zusammengebrachte makedonische Budget des rumänischen Unterrichtsministeriums in Betracht zieht. Zu einer Organisation der aromînischen Kirche, die nur einige Priester hat, ist man noch nicht gekommen. Die reichen Leute zeigen sich noch sehr zurückhaltend. Eine ernste Bewegung im Volke, die etwa durch Bildung von „Epitropien" (Aufsichtskommissionen) für Kirche und Schule zum Ausdruck gekommen wäre, ist nicht vorhanden. Und die Lösung der makedonischen Frage zugunsten anderer Nationalitäten scheint doch sehr nahe bevorzustehen [1]).

---

2. Kapitel.

Das wirtschaftliche Leben der Rumänen in der Gegenwart.

In älteren Zeiten konnte man unter den Rumänen nur Ackerbauer und Hirten unterscheiden, und die Zahl der Ackerbauer übertraf selbstverständlich bei weitem diejenige der Hirten. Die nationale Beschäftigung des rumänischen Volkes ist jederzeit vor allem anderen der Ackerbau gewesen.

Das Hirtenleben ist überall im Rückgange begriffen, denn die grofsen Herdenbesitzer und Viehzüchter in Siebenbürgen, besonders in den südlichen Gebieten von Kronstadt und Hermannstadt, die einst viele Hirten beschäftigten, die Bîrsanĭ aus dem Burzenlande und die Sibienĭ oder Ţuţuienĭ aus der Umgebung von Hermannstadt, sind beinahe ganz verschwunden. Es werden jetzt nicht mehr wie ehedem viele Tausende von Schafen der besten Art, bîrsane, ins Land jenseits der Karpathen getrieben, um sich das dort üppige, fette Gras, bis in die Dobrudscha, ja bis nach Bessarabien hinein, zu suchen. Jetzt sind die Arbeitgeber der

1) Vgl. auch die erst jüngst erschienene Broschüre von N. Papahagi, Les Roumains de Macédoine (Bukarest 1905).

Hirten nur reichere Bauern, und ihr Reichtum an Schafen ist verhältnismäfsig gering: nicht einmal 90 000 Schafe werden gegenwärtig nach Rumänien zur Weide getrieben. Was früher den Gegenstand langer und ernster diplomatischer Verhandlungen bildete und spezielle Verträge zwischen Österreich und den Donaufürstentümern veranlafste — die Behandlung der „Siebenbürger Hirten" —, wird jetzt in einem einzigen Paragraphen des Zolltarifs abgemacht [1]).

Auch im Königreiche Rumänien hat die Schaf- und Viehzucht überhaupt sehr abgenommen. Der frühere grofse Schafexport nach der türkischen Hauptstadt hat seit langem aufgehört, und die Handelsbeziehungen zu der Türkei sind seit 1878 überhaupt von einer recht untergeordneten Bedeutung [2]). Die Verarbeitung der Wolle in jedem Bojarenhause mit Hilfe vieler Zigeunersklavinnen gehört der Vergangenheit an; die Wollenstoffe und Wollenkleider werden vielmehr jetzt gebrauchsfertig aus dem Abendlande eingeführt. Nur bei den Bauern ist Schafkäse und Maispolenta — brînză şi mămăligă —, ein tägliches Bedürfnis, die nationale Speise. Aber trotzdem verzeichnet die letzte Statistik (1903) nicht weniger als 5 600 000 Schafe.

Schon im 14. Jahrhundert führte das Oltland Schweine herdenweise nach Siebenbürgen aus, und wenig später ging der moldauische Exporthandel mit grofsen, fetten Ochsen bis Danzig, von wo sie später sogar zu Schiffe nach England verfrachtet wurden. Die neuere Zeit hat aber auch auf diesem Gebiete der nationalen Wirtschaft bedeutende Veränderungen gebracht. Die riesigen Eichenwälder, die den Schweinen ihre beste Nahrung in reicher Fülle gewährten, sind durch die Rodungen des 16. und 17. Jahrhunderts verschwunden. Der seitdem betriebene ausgedehnte Ackerbau hat die Weideplätze in der Moldau, die einst den gröfsten

1) Colescu, Statistica animalelor domestice din România (Bukarest 1903), S. LXIV.

2) Schon nach 1870 ist der Wert der Ausfuhr nach der Türkei von rund 57 Millionen auf rund 36 Millionen gesunken (s. das unten zitierte Werk von Băicoianu, I[1], S. 67). Im Jahre 1885 (nach der Bildung eines freien Bulgariens) betrug sie sogar nur 11 Millionen (ebenda, S. 188). Besonders wird Weizenmehl und Holz nach der Türkei ausgeführt (ebenda, S. 196—197). Vgl. von demselben, Relaţiunile noastre comerciale cu Turcia de la 1874 la 1902 (Bukarest 1902).



Teil des fruchtbaren Landes ausmachten, für sich in Anspruch genommen. Der Bauer ist durch sein Lebensinteresse als Grundbesitzer oder als Lohnarbeiter des Grofsgrundbesitzers an den Ackerbau gebunden, und er hält nur so viel Vieh, wie er zur Feldarbeit unbedingt nötig hat [1]). Aufserdem hat man vergessen, dem Bauern bei der Befreiung (împroprietărire) neben dem Acker auch Weideflächen zuzuweisen, und deren Pacht, die für die Nutzung zu entrichtende Taxe, kostet viel. Andrerseits ist der Export nach dem Auslande mannigfach beschränkt und verspricht wenig Gewinn, seitdem die Nachbarstaaten Serbien und Bulgarien mit ihrer besseren Viehzucht Konkurrenten geworden sind und das agrarische Ungarn mit veterinärpolizeilichen Kniffen die Ausfuhr hindert [2]). Rufsland, das östliche Nachbarland, hat Vieh genug, so dafs es nur sehr wenig zu importieren braucht, und zu einer spärlichen Ausfuhr nach Bessarabien und in die benachbarten russischen Bezirke ist der ehemalige grofsartige Handel der Moldau mit fetten Ochsen zusammengeschrumpft. Zum Glück für die Viehzüchter ist der Fleischverbrauch in den sich noch immer rasch vergröfsernden Städten sehr bedeutend, und sogar in der Ernährung des Bauern spielt es eine immer gröfsere Rolle, obwohl dieser noch immer Schweinefleisch und Geflügel bevorzugt, während ihm das Fleisch des Rindes „unrein" erscheint.

Die Bienenzucht war noch im 18. Jahrhundert eine Quelle des Reichtums. Seit alter Zeit war der rumänische Honig und das rumänische Wachs in Konstantinopel und sogar in Venedig bekannt und hoch geschätzt. Jeder Grundbesitzer hatte seinen Bienenstand, dem er eine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge

---

1) Seit 1860 ist die Anzahl der Ochsen um 6,8 Prozent zurückgegangen (L. Colescu, Statistica animalelor domestice în România, Bukarest 1903, S. XVIII—XIX), aber für die Moldau allein hat sich die Summe erhöht. Vgl. N. Filip, Les animaux domestiques de la Roumanie (Bukarest 1900) und G. Maior, Manual de agricultură rațională, II (Bukarest-Kronstadt 1898), S. 583 ff.

2) Vgl. C. I. Băicoianu, O pagină din istoria relațiunilor noastre comerciale cu Austro-Ungaria (Bukarest 1902); derselbe, Problema convențiunilor veterinare și comerțul nostru de vite, de la 1860 pînă în present (Bukarest 1903). Einen grofsen Einflufs auf die Verminderung der Viehausfuhr hat auch der Zollkrieg mit Österreich (1886) ausgeübt.

widmete. Die unaufhörliche Verminderung der Handelsbeziehungen zum Morgenlande und das Verschwinden der ausgedehnten Wiesen haben auch diesen Zweig der Volkswirtschaft heruntergebracht. Erst in den letzten Jahren hat die Initiative der Dorfschulmeister und Dorfpriester, die Anregungen des Unterrichtsministeriums folgten, wiederum eine Hebung der Bienenzucht herbeigeführt, und nicht selten sieht man heute Bienengärten, die mit den neuesten amerikanischen Einrichtungen versehen sind. Die letzte Statistik zählte 300000 Bienenkörbe.

Der Versuch, die Seidenzucht einzuführen, wurde in den fünfziger Jahren durch den praktischen Sinn des regierenden walachischen Fürsten Știrbeĭ gemacht. Die Seidenkrisis in den siebziger Jahren erweckte viele Hoffnungen; damals ward die Seide sogar ein Ausfuhrartikel, aber bald ging alles zugrunde. Der Gedanke, aus den faulen Mönchen Seideproduzenten zu machen, scheiterte an deren Unfähigkeit und entschiedenen Feindschaft und liefs sich nicht verwirklichen.

Die Fischerei in Flüssen und Teichen regelte erst in den neunziger Jahren das Gesetz Antipa. Die Fischerei bildete zwar in früheren Jahrhunderten einen bedeutenden Erwerbszweig, aber lieferte kein Material zur Ausfuhr. Die Fischerei in der Donau ernährt auch heute nur die Bewohner einiger Uferdörfer; am ertragreichsten ist sie in den Gegenden, wo der grofse Flufs, in mehrere Arme geteilt, sich in unendlichen Kanälen und Teichen verliert; das ist zwischen Călărașĭ und Piua Petreĭ der Fall, dann unterhalb Brăila und in der Nähe von Galațĭ, wo der See Brateș als ein Erzeugnis der Donau betrachtet werden mufs. Das sehr fischreiche Delta und die grofsen Wasserflächen der Dobrudscha sind Staatseigentum und werden vom Staate selbst ausgenutzt; dabei werden auch Rumänen, aber zum gröfsten Teile Lipowaner und Russen verwendet, die in einigen undurchdringlichen, von Schilf bedeckten Teilen des Deltas in beinahe anarchischer Verfassung leben. Der Ertrag dieser Fischerei bildet heute einen bedeutenden Ausfuhrartikel und bringt dem Schatze einen Gewinn von 2 Millionen jährlich [1]);

1) Antipa, Exploatarea în regie a pescăriilor Statuluĭ (Bukarest 1905), und besonders desselben Studiĭ asupra pescăriilor din România (Bukarest 1895).



das wesentlichste Absatzgebiet ist Österreich-Ungarn. Aber eine Industrie hat sich bisher im Anschluſs an die ausgedehnte Tätigkeit der rumänischen Fischer nicht entwickelt, und wenn auch nicht der Kaviar, so wird doch der wegen der langen Fastenzeit der orthodoxen Kirche unentbehrliche gesalzene Fisch bis heute aus Ruſsland eingeführt.

Der Hof des Bauern wimmelt immer von Geflügel. Für den Hausbedarf verkauft er auf dem Markte der benachbarten Stadt Hühner und Eier, die ihm meist der Schankwirt, in der Moldau aber der jüdische Kleinhändler zu lächerlichen Preisen, oft auch gegen einige Schlucke Branntwein, abnimmt. In jüngster Zeit bilden auch sie einen Ausfuhrartikel, aber die geplante Ausfuhr von Fleisch nach Deutschland lieſs sich nicht ausführen wegen der Umtriebe der ungarischen Interessenten, die ein mit gesundheitspolizeilichen Rücksichten begründetes Verbot seitens der Reichsregierung erwirkten.

Seitdem der Vertrag von Adrianopel den damals noch unter türkischer Oberhoheit stehenden Rumänen die freie Ausfuhr ihrer Produkte zugestand, ist der Rumäne vorwiegend Ackerbauer. Schon im Jahre 1862 waren von den damaligen 12150000 Hektar Landfläche 2583473 Hektar dem Ackerbau gewidmet, und im Jahre 1903 war diese Zahl auf 5195494 Hektar gestiegen [1]). Um 1870 nahm man an, daſs sich die Hälfte der gesamten Bodenfläche für den Ackerbau eigne [2]). Zu derselben Zeit betrug der Wert der Getreideausfuhr ungefähr 120 Millionen lei [3]) und bildete

1) Vgl. Frunzescu, Dictionaru topograficu și statisticu (Bukarest 1872), S. II; Băicoianu, Istoria politicel noastre vamale și comerciale, I [1] (Bukarest 1904), S. 40, 436; Freiherr von Brackel, Rumäniens Staatskredit in deutscher Beleuchtung (ein ausgezeichnetes kleines Buch, mit den sichersten statistischen Angaben, München 1902), S. 61.

2) Frunzescu, a. a. O., S. XX.

3) Der silberne leŭ entspricht dem französischen Franc. Rumänien gehört jedoch nicht zur lateinischen Münzunion. Der leŭ besteht aus 100 banĭ (es gibt Münzen im Werte von 1, 2, 5, 10 banĭ aus Kupfer; die neue Nickelmünze hat 5-, 10- und 20-banĭ-Stücke und soll jetzt das Kupfer ganz verdrängen). Aus Silber gibt es kleine 50-banĭ-Stücke sowie 5-leĭ-Stücke. Die goldenen 20-leĭ-Stücke sind selten. — Die Nationalbank erleichtert den Verkehr durch ihre blauen Scheine im Betrage von 20, 100 und 1000 leĭ.

77 Prozent der ganzen Ausfuhr, während der Wert des ausgeführten Viehes nur auf 15 Millionen geschätzt wurde und höchstens 9 Prozent der Gesamtausfuhr ausmachte. Die Wolle mit etwas mehr als 6 Millionen kommt noch hinzu [1]). Für die Periode von 1879—1886 ist das Verhältnis, in dem Getreide und Vieh dem Werte nach an der Gesamtausfuhr beteiligt sind, 76 Prozent zu 6 Prozent [2]), für die Periode 1886—1901 aber 83 Prozent und 4 Prozent [3]).

Der Ackerbau in Rumänien wird seitens der Grofsgrundbesitzer betrieben. Einige alte und dabei fleifsige, sparsame Familien haben zahlreiche, riesige Güter in ihrem Besitz. So besitzt der jetzige Ministerpräsident G. Gr. Cantacuzino — und bei weitem der gröfste Teil ist ihm als Erbe zugefallen — nicht weniger als 32 Güter und 12 Gebirge, die ihm nach der gewöhnlichen Berechnung ein jährliches Einkommen von 3 Millionen leĭ sichern und ihn zum reichsten Manne Rumäniens machen. Auch mancher moldauische Grundbesitzer verfügt über wahrhaft fürstliche Landgüter, und obgleich die Zeit vorüber ist, in der die Buzeştĭ dreihundert besafsen, so hat doch mancher drei oder vier sehr ausgedehnte Güter in seinen Händen. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts teilten sich — abgesehen von den sehr wenig grundbesitzenden Bauern — nur 7100 Grundbesitzer, wobei jede Besitzung für sich gerechnet ist, in den gesamten Boden Rumäniens; aufserdem gehörten dem Staate 1493 Güter, die ehedem Besitz in- und ausländischer Klöster [4]) gewesen waren.

Hinsichtlich des Ackerbaubetriebes sind die althergebrachten Gebräuche in der Moldau und Walachei verschieden. Der walachische Bojare, der den Grund und Boden meistens samt den Bewohnern erworben hatte, liefs letztere auch ferner unter gewissen Bedingungen den Boden bebauen. Einen gewissen Teil nur behielt er sich persönlich vor, errichtete darauf seine Wohnung, den „Hof“, curtea, und liefs in dessen unmittelbarer Umgebung

1) Băicoianu, S. 65—67.

2) Ebenda, S. 192. Der Wert der Viehausfuhr nach 1880 (bis 1885) sinkt, und zwar von 22 Millionen auf 9 Millionen.

3) Ebenda, S. 336—337.

4) Frunzescu, a. a. O., S. xx.

die Feldarbeit durch seine Dienerschaft und sein freies Gesinde verrichten. Das übrige blieb den einzelnen Familien der Rumînĭ überlassen; sie mufsten einen Teil des Ertrages an den Grundherrn abführen, der im Herbste seinen „Zehnten" (dijma) erheben liefs. Nach der vollständigen Befreiung des Bauern, welcher von dem Besitz des Bojaren ein kleines, unveräufserliches Stück Acker erhielt, waren die alten Beziehungen zu dem ehemaligen Grund- und zugleich Seelenbesitzer durchaus nicht völlig beseitigt. Vielmehr war, wie es immer geschieht, wenn der wirtschaftliche Fortschritt nicht mit dem politischen Schritt hält, ein sonderbares Gemisch von Gesetzlichem und Ungesetzlichem, von Neuem und Altem, von Freiheit und Sklaverei entstanden. Infolge der natürlichen Bevölkerungszunahme konnte sich der Bauer, der noch dazu nicht über Kapital verfügte und auch nach der Errichtung der Staatskreditkassen (Creditul agricol, Banca agricolă) keinen Kredit fand, der keinen Anteil an dem Weideplatze und an dem Walde erhalten hatte, als wirtschaftlich unabhängiger Faktor des Volksganzen nicht halten. Der Gedanke an bäuerliche Genossenschaften behufs gemeinsamen Ackerbaues, Erpachtung fremder Güter und Gewährung von Kredit für den kleinen armen Bauer ist erst in der allerjüngsten Zeit entstanden. Der Bojare, der jetzt rechtlich nur der reichere, stärkere Nachbar war, blieb nach wie vor allein derjenige, welcher dem Bauer das tägliche Brot geben konnte. Infolge dieser Zustände entstand auf dem Lande ein Proletariat, bzw. Halbproletariat, und der neue, in sehr ausgedehntem Umfange betriebene Ackerbau fand wohlfeile Arbeiter in genügender Anzahl.

Der walachische Grofsgrundbesitzer hat in recht vielen Fällen sein Gut ererbt und denkt gar nicht daran, es zu veräufsern, um sich der Industrie zu widmen oder für längere Zeit ins Ausland zu gehen. Manche wohnen im Sommer auf ihrem Landgute und leiten selbst dessen Bewirtschaftung. Mit modernen Hilfsmitteln aber arbeiten nur sehr wenige, und das sind besonders solche, die der Arbeitermangel auf einem der Kultur neugewonnenen Boden, auf der Steppe — besonders in den Bezirken Ialomiţa und Brăila — oder auf Rodungen in den ehedem ausgedehnten Waldstrecken an der Donau — in den Bezirken Teleorman, Romanaţĭ, Dolj — zur Verwendung von Maschinen zwingt. Aber mancher andere ruft

lieber Bauern aus der Ferne zu Hilfe, und besonders Fremde sind bevorzugt, Bulgaren und Serben, die wenig kosten und ausdauernd, wenn auch keineswegs gut und fleifsig arbeiten. Aber Kräfte, die bezahlt werden müssen, zieht der walachische Grofsgrundbesitzer oder derjenige, der ihn in den meisten Fällen vertritt, der Pächter, nur dann heran, wenn er nicht anders kann. Wo der immer notleidende, ohne jedes Kapital dahinlebende Bauer — ob er selbst ein kleines Stückchen Acker sein eigen nennt, oder ob er gar nichts besitzt, ändert an seiner Lage nur sehr wenig — zur Verfügung steht, da wird er auch zur Arbeit herangezogen. Er erhält dann 3 bis 4 pogons — ein pogon ist ein klein wenig mehr als ein halber Hektar —, die er bebaut und deren Ertrag er mit dem Grundherrn teilt; dabei behält sich der letztere gewöhnlich vor, dafs er die Zeit der Teilung bestimmt und sich den ihm zusagenden Teil auswählt. Aufserdem mufs der Bauer für seinen wirtschaftlichen Herrn einen ganzen pogon Acker bestellen und überdies noch zwei oder drei Tage im Jahr mit dem Karren oder mit dem Pfluge, ja sogar mit den Händen bei Einbringung der Ernte und deren Transport Dienste leisten. Oft mufs er auch noch zum Lohne des Feldwächters, den der Besitzer bestellt, beitragen. Mifsliche Folgen entstehen, wie leicht zu begreifen ist, aus diesem Systeme. Trotz aller Lasten, die er zu tragen hat, zieht der Bauer von der Arbeit des ganzen Jahres nur sehr wenig Gewinn, etwas mehr als 100 lei; der Tag Arbeit wird ihm oft mit ungefähr nur 50 bani (40 Pfennigen) bezahlt. Bald gerät er in Schulden, die er bis an sein Ende unmöglich bezahlen kann, und so ist er sein Leben lang an seinen Arbeitgeber oder an den Schenkwirt, den Krämer oder den Wucherer seines Dorfes gekettet [1]). Die in Geld zu entrichtenden Steuern kann er nur mit grofser Mühe aufbringen. Sein altes patriarchalisches Leben nimmt viel langsamer, als es die echten rumänischen Patrioten wünschen, eine moderne Gestalt an, und dabei wird der Ackerbau unter solchen Verhältnissen zum niederträchtigsten Raubbau, den man sich denken kann, da das ganze Ackerland jährlich unter den Pflug genommen wird, ohne dafs man an einen Ersatz des Verlorenen denkt.

Die traurigsten Folgen hat die Gewohnheit, die Güter stets

1) S. Agricola (D. Protopopescu), Camăta la sate (Bukarest 1904).

an den, der das meiste bietet, zu verpachten. Mancher Grofsgrundbesitzer lebt gern in Bukarest oder in Paris, mancher treibt Politik und mancher gibt sich leichten Vergnügungen hin. Der Staat, der den reichen Besitz der Klöster eingezogen hat, gibt ihn in Pacht und zwar meist unter denselben Bedingungen, wie jeder Privatmann. Die Verwaltungen („Ephorien") der Spitäler und Wohltätigkeitsanstalten, welche einen beträchtlichen Teil des nationalen Bodens kraft alter und auch neuer Schenkungen besitzen, tun desgleichen. Während sich die Zöglinge der Bukarester Ackerbauschule mit allerlei Stellen als Verwaltungsbeamte behelfen müssen, schwingt sich ein gewesener Schenkwirt oder Wucherer zum ausschliefslichen wirtschaftlichen Herrn eines oder mehrerer Dörfer auf; in den meisten Fällen ist es ein Grieche oder ein Bulgare, in der Moldau aber, wie wir bald sehen werden, fast immer ein Jude. Die Feldarbeit versteht er nicht, das Wohl des Landes ist ihm gleichgültig, und die Bauern sind in seinen Augen nicht viel mehr wert als das Vieh. Gegenüber dem Acker und seinem tausendjährigen Bearbeiter kennt er kein Mitleid und trägt, was er kann, zu beider Aussaugung bei. Oft kommt ein solcher wirtschaftlicher Abenteurer, ein ungebildeter roher Mensch, nur mit einer naiven Schlauheit begabt, aber mit leerem Beutel ins Land, pachtet das Gut mit geborgtem Gelde auf 5, 10 oder 15 Jahre, borgt dazu von der Staatskreditanstalt, die dem fremden Pächter viel leichter zugänglich ist als dem armen rumänischen Landwirte, läfst die landwirtschaftlichen Betriebsmittel sämtlich verfallen, bringt die Bauern an den Bettelstab, vernichtet die Ertragsfähigkeit des Bodens und geht dann über die Grenze mit einer oder mehreren Millionen.

In der oberen Moldau treiben in manchen Fällen die Grofsgrundbesitzer die Landwirtschaft selbst und haben in dieser Beziehung sehr viel von den Polen und Bukowinern, ihren Nachbarn, gelernt. Aber sie haben auch von jeher andere Beziehungen zu den Bauern gehabt, als ihre Standesgenossen in der Walachei. Früher, d. h. vor 1862, hatten sie ihre Bauern zuweilen väterlich behandelt und für sie gesorgt, ohne mit ihnen Arbeitsverträge zu schliefsen, wie sie im südlichen Rumänien üblich waren. Obwohl der Bauer auch hier selbst Grundbesitzer geworden ist, so hat

er doch nicht mehr Vorteil davon gehabt als der in der Walachei. Er muſs ebenfalls von seiner Arbeit auf dem Bojarengute leben, während sein eigenes Stück Feld gewöhnlich stark vernachlässigt und nur primitiv bebaut wird. Vom „Nachbarn", d. h. dem Gutsherrn, erhält er nur selten als Lohn ein mehr oder weniger ertragsfähiges Stück Acker, für seine Leistungen wird er vielmehr in der Regel mit Geld bezahlt. Aber das Geld erhält er nicht täglich oder wöchentlich, sondern erst am Ende des landwirtschaftlichen Wirtschaftsjahres auf einmal. Doch die Berechnung dieses Lohnes ist sehr oft betrügerisch, aber ein Rechtsstreit deswegen sehr kostspielig und verwickelt. Er gehört zu den gröſsten Seltenheiten, und auch hier spielt es bei der Knechtung eine groſse Rolle, daſs der Bauer seinem Arbeitgeber oder dem Juden verschuldet ist, der ihm auch gewöhnlich seine dürftige Ernte im voraus abkauft und den Betrag auf die alte Schuld verrechnet.

Für den moldauischen Bauer sind diese Zustände insofern ungünstiger, als der Gelderlös bald verausgabt wird, und zwar recht oft für die unsauber zubereiteten Getränke der Dorfschenke.

Die Landwirtschaft wird auf denjenigen Gütern, die der Besitzer selbst bewirtschaftet, mit gröſserem Aufwande und unter Verwendung aller modernen Hilfsmittel betrieben. Maschinen allerart und die besten Pflüge sind überall in Gebrauch. Nur ist es schade, daſs man die Kräfte der ernährenden Erde selbst keineswegs schont, und der mehr oder weniger raffinierte Raubbau erweckt Besorgnisse für eine nicht allzu entfernte Zukunft. Die Felder ruhen nur zum Teile aus; die Düngung oder chemische Aufbesserung des Bodens gehören zu den seltensten Ausnahmen und werden als eine nicht ernst zu nehmende Tätigkeit mit Miſstrauen betrachtet. Hier wie in der Walachei ist die Ertragsfähigkeit des Ackers bereits bedeutend zurückgegangen, und man rechnet gegenwärtig nur 15 Hektoliter Getreide Ertrag auf den pogon, während vor noch gar nicht sehr langer Zeit das Doppelte erzielt wurde.

Noch schlechter steht es, wenn der Besitzer sein Gut an einen Juden verpachtet. Die jüdischen Pächter haben keine besseren landwirtschaftlichen Kenntnisse als ihre Genossen grie-

26*



chischer und bulgarischer Nationalität in der Walachei und lassen sich im übrigen von denselben Gefühlen wie jene, ja in noch höherem Grade bestimmen. Die ganze Arbeit wird von Juden geregelt und beaufsichtigt. Die Fürsorge für die Arbeiter, die hier und da bei rumänischen Herren zu finden ist, sucht man in diesem Falle durchweg vergebens. Der Jude betrachtet vielmehr den rumänischen Bauern ebenso wie einst der holländische Farmer den Buschmann in der Kapkolonie, und dabei ist zu bedenken, daſs ein Mann wie Moki Fischer, ein ganz ungebildeter und talentloser Mensch, sich infolge der Nachlässigkeit und wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit der rumänischen Groſsgrundbesitzer, die nur ihre schönen alten Namen tragen, ein Pachtkönigreich von über hundert ausgedehnten, fruchtbaren Gütern hat erwerben können. Wenn der im Auslande mit Unrecht so verschrieene Artikel 7 der rumänischen Verfassung nicht da wäre, der wenigstens durch den Zwang des Gesetzes die Katastrophe des nationalen Groſsgrundbesitzes verhütet, wäre der besagte Fischer, der selbst in seinem Alter noch nicht ordentlich Rumänisch spricht und sich am gesellschaftlichen Leben der Rumänen nicht im mindesten beteiligt, ein Mann, der nicht einmal in der groſsen Krisis des Jahres 1904, als die anhaltende Dürre in den Dörfern eine wahre Hungersnot hervorrief, den notleidenden, dem Tode verfallenen Bauern aus seinem ungeheuren Reichtume nicht einmal ein paar tausend Leĭ hingeworfen hat, dann wäre er der erste unter den Grundbesitzern dieser blutgetränkten und durch jahrhundertelange Arbeit geheiligten rumänischen Erde!

Seit den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts haben die Kammern eine ganze Reihe gutgemeinter Beschlüsse zugunsten der Bauern gefaſst, und in den Ministerialkanzleien sind entsprechende Ausführungsbestimmungen ausgearbeitet worden. Einiges davon hat auch schon tatsächlich Früchte getragen. Die gegenwärtig bestehende Volksschule ist viel besser als diejenige der Vorzeit. Obgleich die Volksbanken auf einer Grundlage entstanden sind, die nicht als die allerbeste bezeichnet werden kann, haben sie bisher schon viel genützt. Die liberale Partei spricht jetzt sogar von der Gründung einer staatlichen Kreditbank (Casa Rurală), die den Bauern Kredit gewähren soll. Die Zentrali-

sierung der Volksbanken unter Aufsicht des Staates ist bereits Tatsache geworden. In schwierigen Zeitläuften leiht die Regierung dem Bauer die nötigen Subsistenzmittel; während des letzten nationalen Unglücks, der Mifsernte von 1904, sind 20 Millionen dafür geopfert worden, und trotz der Garantie der Volksbanken wird schwerlich ein beträchtlicher Teil dieser Summe zurückgezahlt werden. Aber dieses genügt noch nicht, um den schlechten Zustand, in dem sich ein grofser Teil der rumänischen Bauern befindet, zu beseitigen. Nur eine vollständige Reform, die auf dem Unterrichte basiert, könnte hier heilsam wirken, nämlich eine solche, die den Bauern über seine Rechte und seine wirklichen Interessen aufklärt und den Grundbesitzern in erhöhtem Mafse zum Bewufstsein ihrer wirtschaftlichen, menschlichen und nationalen Pflichten verhilft.

Der rumänische Ackerbau liefert an erster Stelle Weizen für den inländischen Verbrauch und besonders für die Ausfuhr nach denjenigen westlichen Ländern, die auf einem weniger fruchtbaren Boden eine zahlreiche Bevölkerung ernähren müssen: England, Belgien, Holland und Deutschland kommen vor allem in Betracht. Die Qualität ist an sich ausgezeichnet, aber die Vermittler der Ausfuhr, Juden und Griechen, verderben sie durch die übliche Mischung der bäuerlichen mit der bojarischen Frucht und durch Anwendung allerlei anderer zweifelhafter Mittel, die dem wohlverdienten Rufe des rumänischen Korns beträchtlichen Schaden zufügen. Die Ausfuhr vollzieht sich auf verschiedenen Wegen. Ein Teil wird vermittels der Eisenbahn nach Österreich-Ungarn verfrachtet, wo vor dem Zollkrieg von 1886 rumänisches Getreide in grofser Masse gekauft wurde, um den ungarischen Mühlen Beschäftigung zu geben; ein anderer Teil wird auf Donauschleppkähne der österreichischen, ungarischen, griechischen, rumänischen und russischen Gesellschaften, in Galaţi, Brăila, Giurgiu und in anderen Häfen des Stromes verladen. Viel wird direkt an die Küste des Schwarzen Meeres gebracht, entweder nach Constanţa, dem nunmehr beinahe vollendeten grofsartigen Hafen der Dobrudscha, wohin die Eisenbahnlinie führt, welche bei Cernavoda die Donau auf der neuen, riesigen Brücke überschreitet, oder nach Sulina; in letzterem Falle dient die untere Donau der Zufuhr nebst der von der europäischen Kommission geschaffenen



künstlichen Sulina-Mündung. Seit einigen Jahren besteht eine direkte Schiffsverbindung mit Rotterdam, die der Ausfuhr rumänischen Getreides dient und deren Schiffe rumänisches Staatseigentum sind.

Der Mais oder türkische Weizen ist in Rumänien erst im 18. Jahrhundert die hauptsächliche tägliche Nahrung der Landesbewohner geworden. Ganze Strecken des Landes sind mit der hohen, mächtigen amerikanischen Pflanze besetzt, und die Maisproduktion ist in günstigen Jahren ganz gewaltig. Wenn das Herbst- und Frühlingsgetreide in den Monaten Juni und Juli geerntet ist und die Herden die abgeernteten gelben Felder überfluten, geht es im September und Oktober an die letzte Arbeit des Ackerbaues, die Einbringung des Mais. Das ist die Brotfrucht des Armen, und ihr Mangel bedeutet Hungersnot, weil der Bauer sich bisher noch nicht an das Weizenbrot gewöhnt hat. Der Maisverbrauch ist im Lande selbst gewaltig; gute und schlechte Frucht wird gemischt, und aus der Ernährung mit feuchtem, spät geerntetem und in den armseligen Hütten mangelhaft aufbewahrtem Mais entsteht die grausame Krankheit der Pellagra, die langsam den kräftigen, ausdauernden Körper lähmt und abmagern läfst, bis der Leidende in einem Anfalle von Verzweiflung zum freiwilligen Tode schreitet [1]). Mais ist aber auch ein bedeutender Ausfuhrartikel des rumänischen Handels, und England steht unter den Einkäufern in erster Linie.

Roggen, Hafer und Gerste gehen ebenfalls ins Ausland, sind besonders in England begehrt und bilden 10 bis 13 Prozent der gesamten Getreideausfuhr, während auf den Weizen 40 bis 45 Prozent und auf den Mais gegen 20 Prozent kommen.

Seit verhältnismäfsig kurzer Zeit erst hat der seines Ölgehaltes wegen geschätzte Raps eine gute Aufnahme gefunden. Er wird im Herbste, gleichzeitig mit dem Herbstweizen, gesät, gewöhnlich auf einem sehr ausgedehnten Plane. Rapsbau ist eine Risikokultur, insofern die Pflanze die Kälte schneeloser Winter nicht verträgt; aber wenn sie das richtige Wetter findet, gedeiht sie prachtvoll und belohnt den unternehmenden Landwirt reich-

1) Felix, Artikel „Pelagra“ in der „Enciclopedia Română (mit vollständiger Bibliographie).

lich. Geht die Saat im Winter zugrunde, dann kann im Frühling immer noch auf derselben Fläche Weizen gesät werden. In der Periode von 1886 bis 1901 hat Raps nicht weniger als 5 Prozent der rumänischen Ausfuhr ausgemacht.

Vormals trugen Bauern und Bäuerinnen nur solche Kleider, die sie selbst im Winter, wo die Ackerarbeit ruht, aus Lein und Hanf verfertigt hatten, und die Kultur der zu Geweben verwendeten Pflanzen war recht mannigfaltig. Seit dem 1875 mit Österreich abgeschlossenen Vertrag, der die Einfuhr der Kleidungsstoffe ungemein begünstigte, ist diese Kultur, zum großen Schaden der häuslichen Wirtschaft des Bauern und zum Nachteil der Volkskunst, die sich in der Volkstracht glänzend betätigte [1]), sehr zurückgegangen [2]). Nur in den Gebirgsgegenden hat sie noch ihre bescheidene Stelle behauptet. Die Großgrundbesitzer haben diese Quelle des Erwerbes bisher beinahe vollständig außer acht gelassen, da sie mit Vorliebe der üblichen Getreidekultur huldigen.

Der oft sehr geräumige Hof des Bauern — in Belgien würde man diesen Hof allein schon als eine hübsche Besitzung betrachten — ist schmutzig und staubig und steht meist leer. Die Gemüsekultur ist hier und da, so in der Nähe von Tîrgoviște, vertreten und zwar, soweit der von Rumänen bewirtschaftete Boden in Frage kommt, in der Regel nur da, wo sich der fördernde Einfluß des Staates und der Staatsschule geltend macht. Auch die Großgrundbesitzer schenken diesem Nahrungszweige kaum Beachtung. Beinahe überall jedoch findet man an den Flüßchen eine kleine Kolonie von Bulgaren, die ihren Gemüsegarten durch primitive Wasserräder bewässern. Sie kommen sehr arm ins Land, sparen sich das Essen vom Munde ab, wandern mit ihren kleinen Karren, die ein Pferd zieht, überall herum und verkaufen in den rumänischen Städten — ja sogar in den rumänischen Dörfern —, was an Gemüse gebraucht wird. Der Großgrundbesitz baut seit 20 Jahren lediglich rote Rüben für die neugegründeten Zuckerfabriken. Die unglückselige Zuckerfabrikations-

1) S. besonders Dimitrie Comșa, Din ornamentica romînă, Album artistic Hermannstadt 1904): Kunsttafeln bäuerlicher Näh- und Stickereiarbeiten.

2) Es ist jedoch jetzt die Ausfuhr von Leinsamen für die Ölfabrikation zu beobachten.



prämie, eine Staatsbelohnung für die Zuckerfabrikanten, die auf das Kilo berechnet wird, hat deren Anzahl und Umfang bedeutend vermehrt — die bedeutendsten Fabriken sind die zu Ripicenĭ, Sascut, Chitila und Roman —, und nicht selten prangen schon im Frühlinge die grünbläulichen Pflanzen mit ihren starken dicken Blättern.

Der rumänische Ackerbau wird in der mittleren Höhenlage der Walachei und des Banats betrieben, aber auch in der großen Steppe, die mit der „Wüste“ Baragan — das ist ein ungeheures Kornfeld ohne Bäume und Brunnen im Sommer, eine weiße, schneebedeckte Sahara im Winter — beginnt, die Bezirke Brăila, Rîmnicul-Sărat sowie einen Teil von Covurluiŭ umfaßt und bis an die bessarabische, ebenfalls baumleere Steppe heranreicht. Außerdem dienen dem Ackerbau noch die geschützten Täler, die Hügelabhänge und Waldsäume der Moldau, der Bukowina, Siebenbürgens und des Marmaros. In diesem Gebiete findet sich überall weicher Ton als Untergrund und darauf lagert die schwarze oder braune Kulturerde, die sich aus vielen dahingewelkten Generationen des hohen Grases gebildet hat und noch auf lange hinaus fortbestehen wird. Und zugleich findet man überall den rumänischen Bauern als echten Sohn dieser Erde, die ihn nur ernährt, andere aber bereichert und sie im freien Rumänien sogar in höherem Grade als im übrigen rumänischen Gebiete zu seinen Herren macht. Während der Bauer in Rumänien zum größten Teile nur der Tagelöhner des Bojaren und des griechischen, bulgarischen oder jüdischen Pächters ist, so behauptet der rumänische Bauer unter fremder politischer Herrschaft seine Rechte auf die Erde, deren Besitzer er bleibt, viel besser [1]).

Außerhalb Rumäniens sind rumänische Großgrundbesitzer auch keine Seltenheit. Der Führer der nationalen Partei in Siebenbürgen, Georg Pop de Băseştĭ, ist einer der größten Grundbesitzer der Gegend und verfügt über 1000 Joch Ackerland. Das Tafelgut des unierten Erzbischofs zu Blasendorf umfaßt über

1) Für die Verhältnisse in Rumänien gleich nach der Union der Fürstentümer sind die ausgezeichneten Arbeiten von I. Ionescu über den rumänischen Ackerbau (Agricultura romînă) in den Bezirken Dorohoĭ, Mehedinţĭ und Putna (3 Bände; Bukarest 1866—1869) heranzuziehen. Vgl. von demselben Arenda moşiilor, „Pacht der Landgüter“, (Bukarest 1864).

11000 Joch, die Fonds der ehemaligen siebenbürgischen Grenzsoldaten, die jetzt für rumänische Kulturzwecke benutzt werden, 12600 Joch [1]). Aber dies sind doch nur vereinzelte Ausnahmen; die Rumänen sind in Siebenbürgen vielmehr in ihrer überwiegenden Mehrheit Kleingrundbesitzer. Ebenso steht es im Banate und jenseits des Marosflusses und in dem ganzen Gebiet, das unter ungarischer Oberhoheit steht.

Anders verhält es sich wieder in der Bukowina und in Bessarabien, denn in diesen Provinzen hat bis ins 18., bzw. 19. Jahrhundert dasselbe Leben wie in der heutigen Moldau geherrscht In der Bukowina haben die rumänischen kleinen Bojaren, die Mazilen, sowie die moldauischen Grofsgrundbesitzer, die auch Bukowiner Güter besafsen, viel eingebüfst, insofern sie den gröfsten Teil des alten bojarischen Besitzes an Armenier, Polen und Juden haben abtreten müssen. Gegenwärtig aber scheint dieser Prozefs sein Ende erreicht zu haben. In den neunziger Jahren waren in rumänischen Händen noch 52 grofse Güter, während 65 Armeniern oder Polen gehörten und 32 sich im Besitz von Juden befanden [2]); der vom Staat konfiszierte Religionsfonds mit 225300 Hektaren kommt für uns hier weiter nicht in Betracht. In dem den Juden preisgegebenen Lande ist den Bauern ihr Kleinbesitz noch weniger als in Ungarn gesichert, aber die nützlichen Raiffeisenbanken und die Verwirklichung der heute geplanten Reformen können viel helfen.

Die bessarabischen Bojaren haben noch etwas mehr Besitz beibehalten, aber in vielen Fällen macht ihnen der Grieche und Armenier Konkurrenz, weniger der Jude, wenigstens nicht unmittelbar. Der Grieche spielt hier als Pächter und Wucherer dieselbe Rolle, wie in der Moldau der Jude. Nur ein Viertel des Bodens befindet sich in bäuerlichen Händen, und das ist die Folge der russischen Bauernbefreiung von 1869. Mancher bäuerliche Besitz ist bereits durch Kauf bald nach 1812 entstanden, als die moldauischen Bojaren gezwungen waren, ihre Güter rasch zu veräufsern. Andere Bauern sind immer frei gewesen und haben ihren Mazilen-

1) Maior, Manual de agricultură, IV, S. 28—29.
2) G. Bogdan-Duică, Bucovina, S. 62—63.



besitz, im Norden des Landes und am Dnjestr behalten. Viele von den letzteren, die besser als die mazilĭ und moşnenĭ in Rumänien ihr Interesse verstanden haben, besitzen noch die ererbten Güter gemeinsam. Das südliche, vorwiegend nicht-rumänische Bessarabien kann an dieser Stelle nicht weiter interessieren.

Überall erzielt der Ackerbau der Rumänen dieselben Produkte, nämlich Mais für den Hausbedarf, Getreide für den Herrn oder zum Verkauf auf eigene Rechnung. Nur in wenigen Gegenden Siebenbürgens und des Banats, wo die Rumänen die Gewohnheiten der Sachsen und Serben und damit auch deren Ernährungsweise angenommen haben, auch hier und da in der Bukowina, unter dem Einfluſs der neuen Ansiedler, ist das Brot an die Stelle der mămăliga getreten, die ihre Väter und Vorväter seit 1700 bevorzugt haben.

Eine zweite Zone rumänischen Wirtschaftslebens bildet das Hügelland, das jedoch geographisch nicht überall denselben Charakter hat. In der Walachei erheben sich die Höhen sanft mitten aus der ganz flachen Ebene, und zwar in einer geraden Linie, die das Land quer durchschneidet und durch eine Reihe bedeutender alter Marktflecken, von Buzăŭ bis Tîrgu-Jiuluĭ, bezeichnet wird. Im Banat fehlt diese Zone beinahe völlig, und ebenso hügellos sind die nördlichen Gegenden bis zum Marmoros. Der Marmoros und die Bukowina bilden Hochplateaus, von denen das letztere mit alten Wäldern bedeckt ist. In Siebenbürgen, in der rumänischen Moldau und in Bessarabien — dies ist ja weiter nichts als ein unter russischer Oberhoheit stehendes Stück Moldau — ergieſsen sich die Flüsse nach Süden und Südosten hin in breiten Tälern, welche durch Hügelketten mit sonderbaren zerrissenen Wänden und tief eingeschnittenen Klüften begrenzt werden [1]).

Diese geographische Gestaltung bedingt teilweise eine andersartige Beschäftigung der Einwohner.

Ackerbau wird in der Moldau überall bis nahe an die Berge heran getrieben, und im wirtschaftlichen Sinne ergeben sich für

1) S. im allgemeinen für die heutigen Zustände in den rumänischen Ländern meine als Reiseskizzen verfaſsten Arbeiten: Drumurĭ şi oraşe din România; Sate şi mănăstirĭ din România; Bucovina; Basarabia; Ardealul; Banatul şi Maramureşul (Bukarest 1904—1905; die zwei letzten sind in Vorbereitung).

das Hügelland nur enge Grenzen; es umfaſst lediglich die Vrancea, sowie die Soveja, die westliche Hälfte der Bezirke Bacăŭ, Neamţ und Suceava. Es kommen ferner hinzu das östliche Siebenbürgen, der Kreis Bistritz, die Szeklerstühle Csik, Görgey und St. György sowie die westliche Bukowina und der gröſste Teil des Marmoros.

Die Landwirtschaft gedeiht in diesem Gebiet nur wenig. In der Walachei herrscht das System der moine; so werden die Fluren genannt, auf denen der Ackerbau betrieben wird, nachdem sie drei Jahre nacheinander als Weide gedient haben. Schmale Maisfelder findet man unter solchen Bedingungen noch in einer beträchtlichen Höhe.

Die kräftigen, schönen Bewohner dieser Landstriche suchen oft ihren Erwerb im Niederlande, wo sie als Tagelöhner in der Landwirtschaft gesucht sind. Die Bukowiner, die Cordunenĭ, wie sie nach dem ursprünglichen Sanitätskordon, der die Annexion des Landes deckte, genannt werden, arbeiten auf den Feldern der Groſsgrundbesitzer von Dorohoĭ und Botoşanĭ. Die Ungurĭ aus der Moldau finden im Sommer jenseits des Sereth Beschäftigung. In der Walachei wiederum kann man Leute aus dem Prahovatale sehen, Prahovenĭ, die auf dem Baragan das Getreide schneiden.

Der walachische Hügelbewohner besitzt aber gewöhnlich einige hundert Pflaumenbäume. Er verkauft aber nicht, wie der Bewohner der höheren Teile im Bezirke Suceava, die Pflaumen, Nüsse, Äpfel, Birnen und Pfirsiche frisch oder getrocknet, wodurch dieser letztere ein schönes Stück Geld verdient, da seine Früchte von dem unvermeidlichen Juden aufgekauft werden und bis nach Deutschland wandern, — nein, der walachische Bauer im Hügellande bereitet aus seinen kleinen, weichen, nicht gerade sehr schmackhaften Pflaumen das alkoholische Getränk ţuica. Im September gärt die ţuica in allen Dörfern der oberen Walachei von Rîmnicul-Sărat bis Baia-de-Aramă, und es herrscht ein recht lustiges Leben unter denen, die mit der Zubereitung beschäftigt sind.

Die alten Fürsten haben sich viel Mühe gegeben, um gute Weine für ihre groſsen Schmäuse zu erzielen. Die Bojaren sind ihrem Beispiele gefolgt, und der hohe Klerus und die Kloster-



insassen haben ihrerseits das edle Getränk auch nicht verschmäht. Die Weinberge von Cotnarĭ waren die ersten in der Moldau, und später gelangten diejenigen von Copoŭ, in der Nähe von Jassy, und von Huşĭ am Pruth, wo ein Bischof residierte, zu Rufe. Die nachher berühmten Weinberge von Odobeştĭ dicht an der Grenze, welche die Fürstentümer trennte, werden erst im 17. Jahrhundert erwähnt, als das ganze Leben des unteren Landes stärker zu pulsieren begann; diejenigen zu Nicoreştĭ am Sereth sind gleichen Alters.

In der Walachei liebte man noch um 1700 besonders die Weine von Piteştĭ, wo jetzt diese Kultur ganz heruntergekommen ist. Nach 1800 wurden die Weine von Drăgăşanĭ im Oltlande, dicht am Olt, auf den Hügeln des Bezirkes Vîlcea, sehr berühmt; die Grofse Walachei aber hat ihre besten Weine im Distrikte Prahova, auf dem „grofsen Hügel", Dealu-Mare. Die walachischen Bojaren, und nicht minder die rumänischen Einwohner von Kronstadt, die Şcheĭ, führten sehr viel rumänischen Wein nach Siebenbürgen ein, wo man ihn sehr suchte, während die Moldauer ihre Weine an die galizischen Händler verkauften, später an die Juden der Grenzmarktflecken, die ihnen polnischen Branntwein dafür aufhalsten.

In neuerer Zeit ist es zu einer modernen Verhältnissen entsprechenden Ausfuhr rumänischer Weine nicht gekommen. Dazu kam die verderbliche Reblaus, die mit französischen Reben eingeführt wurde und die alten Weingärten völlig ruiniert hat. Gegenwärtig ist Cotnarĭ nur ein armseliges Dorf, das kahle, traurige Hügel umgeben. Der Staat hat auf seinen Gütern die amerikanische Weinrebe, der die Reblaus nichts schadet, eingeführt, und viele Grofsgrundbesitzer, auch manche Bauern, sind diesem Beispiele gefolgt. Eine Wiederbelebung der Rebenkultur ist sichtlich zu spüren; die dem Weinbau gewidmete Fläche ist sogar seit 1860 von 100000 auf 150000 Hektar gestiegen, und diese letzteren erzeugen Wein im Werte von 28 Millionen leĭ[1]). Aufser den Weinbergen des Staates liefern die des Barbu Ştirbeĭ und G. Gr. Cantacuzino in der Walachei, die des Greceanu und vieler

1) Brackel, S. 64.

kleiner Weingutsbesitzer in der Moldau den für das Land notwendigen Wein. Später wird man gewiſs auch die Ausfuhr in gröſserer Masse versuchen. Die gröſsere Ausfuhr in den achziger Jahren, ehe die Reblaus ihre Verheerungen anrichtete, war nur eine vorübergehende Erscheinung, weil Frankreich, das damals während seiner Weinkrisis rumänische Weine kaufte, sie nicht mehr braucht [1]).

Der Reichtum des rumänischen Landes an Wald war in gar nicht allzuweit zurückliegenden Zeiten ungeheuer [2]); die „schwarze Erde" ernährte hundertjährige Stämme, die nur ihrem hohen Alter zum Opfer fielen. Dieser Zustand ist seit langem vorüber. Die Rodungen wurden in Siebenbürgen von Sachsen und magyarischen Edelleuten schon früh mit groſsem Eifer betrieben. In der Moldau und Walachei dagegen ging anfangs diese Arbeit, welche Felder für den Ackerbau und Wiesen für die Weide schuf, viel langsamer vonstatten. Noch im 18. Jahrhundert waren groſse Strecken mit alten Waldungen bedeckt, und das war recht günstig für die haiducie, das bäuerliche Raubritterwesen. Die Bukowina kam an Österreich mit 50 Prozent Wald und erschien des Namens „Buchenwald" tatsächlich würdig, wenn auch die meisten Bäume schöne schlanke Tannen und weit ausgebreitete echte Eichen waren. Dank der Fürsorge des Staates, der die Güter des Religionsfonds unmittelbar verwaltet, besitzt dieses kleine Land noch 451 220 Hektar bewaldeten Bodens. Auch die spärlichen Wälder des 1812 entfremdeten Bessarabiens, die zumeist die nördlichen und östlichen Teile der Provinz bedecken, sind ziemlich gut geschont worden, aber in den letzten zwanzig Jahren hat man auch dort vielfach den Wald in barbarischer Weise verwüstet [3]). Juden namentlich haben durch ihre Spekulationswut zu diesem Ergebnisse beigetragen.

Im heutigen Königreich Rumänien begann die Entwaldung in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die walachischen Fürsten Bibescu und Ştirbei hatten zuerst an eine rationelle Ro-

1) Robin, in Conv. literare, Jahrgang 1903, S. 733.

2) Notice sur les forêts de Roumanie (für die Pariser Weltausstellung), Bukarest 1900 und die wertvolle Revista pădurilor.

3) Arbure, a. a. O., S. 447 ff.



dung gedacht, und letzterer liefs sogar französische Fachleute kommen, doch diese bezeichneten das hiesige Holz im Vergleiche mit dem bosnischen als minderwertig. Den Fortschritten des Ackerbaues fielen mitleidslos und verschwenderisch die alten, Schutz gewährenden Bäume, die dem Lande ein beständiges und mildes Klima sicherten, zum Opfer.

In der Walachei blieb die Ebene unbewaldet und harrte allerlei nutzbringender, schnell bereichernder Pflanzen und Saaten. Im Bezirke Ilfov, wo vielleicht noch mehr als anderswo Wälder zu sehen sind, trifft man auf dem Lande des Grofsgrundbesitzers meistens gelichtetes oder höchstens ganz junges Holz. Die Bauern sind diesem verderblichen Beispiele gefolgt, und in einigen Hügelgegenden kann nichts mehr vor der Gewalt der Giefsbäche bestehen; der Lehm wird tief vom Wasser aufgewühlt, und unter den Strahlen der brennend heifsen Sonne fällt im Sommer langsam der Hügel in Stücke. Die Flüsse trocknen rasch im Sonnenbrande aus, und der Hirte irrt umher, ohne Schatten und Trank zu finden. In dem Bezirke Vîlcea, im nördlichen Argeș, auch im Bezirke Prahova, sind die Wälder besser erhalten; in Buzăŭ aber stehen die Hügel zumeist kahl und traurig da. Ebenso ist es in einigen Teilen des benachbarten Distriktes Putna, der zur Moldau gehört; nur in gröfserer Höhe findet man noch Wälder. Im allgemeinen jedoch haben Grofsgrundbesitzer in der Moldau bis in die letzten Jahre diesen Zweig des nationalen Reichtums mit geringerem Eifer verfolgt.

Neuerdings hat sich aber die Spekulation infolge stärkerer Beteiligung der Juden und anderer Fremden rücksichtsloser entwickelt. Das rumänische Holz wird gerade so, wie früher in der Türkei, jetzt bis nach Ägypten gesucht. Zwar wird aus Siebenbürgen und der Bukowina auf dem Wasserwege durch die Moldau Holz ausgeführt; es wird z. B. der bequeme Transport auf Prahmen (plute) auf dem reifsenden Bistrițaflufs benutzt, der vom Grenzorte Dorna in der Bukowina bis Bacăŭ führt, um dann seine Last dem Sereth, welcher zwischen Galațĭ und Brăila in die Donau mündet, anzuvertrauen; die billigen rumänischen Eisenbahntarife helfen aufserdem noch dazu, dafs fremdes Holz dem rumänischen Konkurrenz macht. Aber das rumänische Holz

bildet dennoch einen bedeutenden Ausfuhrartikel. In den Jahren 1871—1875 betrug der Wert der Holzausfuhr beinahe 2 Millionen leĭ; später stieg er sogar bis auf 6 Millionen, sank dann während des Zollkrieges mit Österreich-Ungarn auf die Hälfte und hat sich seitdem langsam wieder gesteigert [1]. Ein bedeutender Teil des ausgeführten Holzes wird allerdings in den benachbarten industriellen Ländern verarbeitet und kehrt dann wieder nach Rumänien zurück. Trotzdem ist der Gewinn unverkennbar, und dieser Umstand hat einige mehr oder weniger ernste Unternehmer ins Land geführt; die Gesellschaft Götz ist gewiſs die erste unter denen, die sich mit dem rumänischen Holze beschäftigen, und im gebirgigen Teile der Moldau trifft man oft, z. B. zu Comăneştĭ, dann zu Tărcăŭ und anderswo im Tale der Bistriţa ihre groſsen Holzschläge. Eine neuere Unternehmung, die Firma Lessel, hat viele waldige Berge im Bezirke Argeş an sich gebracht. In neuester Zeit beabsichtigt eine englische Gesellschaft, sich in den Putnawäldern festzusetzen.

Ein Waldgesetz ist in den achziger Jahren (1886) entstanden, um der Rodungssucht, besonders seitens der verarmten Bauern oder der ruinierten moldauischen Bojaren Einhalt zu tun. Es schafft gewiſs viel Nutzen, aber doch nicht überall. Die Neubewaldung vor allem wird beinahe niemals ernstlich in Angriff genommen. Das Gesetz wird umgangen, und mancher wirft den letzten Rest des väterlichen Erbes dem Juden hin. Der Staat seinerseits gibt, obwohl er eine Forstkulturschule gegründet hat und 1100000 Hektar von den 2800000 Hektaren Wald, die Rumänien noch besitzt, — sie bedecken 21 Prozent der Oberfläche — in seinen Händen hat, nicht überall und immer das beste Beispiel. Alte Bäume vermorschen oft, und junge fallen vorzeitig, trotz der Kontrolle, die auf den Staatsdomänen ausgeübt wird. Und dennoch muſs, wenn eine Besserung in den verwilderten klimatischen Verhältnissen erzielt werden soll, auch auf diesem Gebiete viel patriotischer Eifer angewandt werden. Die Vernachlässigung und Verschwendung der Vergangenheit gilt es auch hier aufzugeben.

Das Ministerium Carp hat im Jahre 1895 ein Bergwerks-

1) Băicoianu, a. a. O., I², S. 193, 337.



gesetz durchgebracht und zwar trotz des energischen Widerstandes der liberalen Partei, die eine zu grofse Begünstigung der Fremden darin erblickte. Aber das Gesetz hat bisher nur geringen Nutzen gehabt. Rumänien besitzt heute eine Schar bewährter junger Geologen und Mineralogen, die aus der Schule des Professors Mrazec in Bukarest hervorgegangen sind, und ernste, eifrige Studien werden seit zehn Jahren auf dem Gebiete des Bergwesens, das bisher die fremden Forscher besser als die einheimischen kannten, mit Erfolg unternommen. Vordem sprach man mit Vorliebe von dem grofsen Reichtume an Metallen und Kohlen, der in den rumänischen Karpathen enthalten sein solle und der nur aus Rücksicht auf die Habgier der Türken jahrhundertelang unberührt gelassen worden sei. Man dachte dabei an die siebenbürgischen Bergwerke der alten und neueren Zeit, an die Kohlengruben von Petroşenĭ (Petrozseny) am oberen Jiiŭ und an die Goldgruben von Zlatna (Zalatna) in deren Umgebung es noch im 18. Jahrhundert reiche rumänische Bauern, Bergwerksbesitzer und Arbeiter gab. Man dachte an die Bergwerke des Marmoros, deren Besitzer und Pächter zuweilen auch Rumänen waren. Die goldsuchenden Sachsen des 12. und 13. Jahrhunderts und die viel älteren römischen Konquistadoren, die nach dem seit langem als unerschöpflich gedachten dakischen Golde lechzten, tauchten in der Erinnerung wieder auf. Man wufste, dafs viele rumänische, d. h. walachische, Flüsse Gold in ihrem Sande mit sich führen, und die Beschäftigung der Zigeuner-Goldwäscher, der aurarĭ, war ja noch in den ersten Zeiten nach der Ansiedelung dieses erfinderischen und lustigen Volkes auf rumänischem Boden wahrzunehmen gewesen. Aber bisher hat man tatsächlich Metalle nur in so geringer Menge gefunden oder nachgewiesen, dafs eine systematische Ausbeute keineswegs lohnen würde. Die geologischen Forschungen haben vielmehr in dieser Richtung alle gehegten Hoffnungen vernichtet.

Kohlen sind bisher nur in geringen Massen gefunden worden, und die Braunkohlenwerke, wie sie sich in Mărgineanca, Brînduşĭ Zănoaga, Piscu (Bezirk Dîmboviţa), Bahna (Bezirk Mehedinţĭ), und Dealul-Lung, Asăŭ, Plopul, Comăneştĭ (Bezirk Bacăŭ) finden, sind nicht imstande, die notwendige bedeutende Kohleneinfuhr zu

mindern [1]). Vielmehr hat die Benutzung der Überbleibsel des Petroleums als Heizungsmaterial dazu beigetragen.

Die älteren Steinbrüche, wie der berühmte von Delenĭ, sind jetzt verlassen. Die neueren aber, wie z. B. der im Bezirke Argeș, bringen nur einen Teil dessen hervor, was zum Bauen gebraucht wird.

Die rumänische Erde scheint in ihrer Tiefe in der Tat lediglich Salz und Petroleum zu bergen.

Seit der Römerzeit wenigstens, und bis auf unsere Tage hat man diesen Tiefen Salz in großer Masse abgewonnen [2]). Früher wurde das rumänische Salz in massiven Salzsteinen einzig und allein nach der Türkei ausgeführt; jetzt ist die Ausfuhr nach Bulgarien sehr bedeutend, obgleich Ostbulgarien das Seesalz von Anchialos wohlfeiler bekommt [3]). Serbien, das ein Salzmonopol eingeführt hat, nimmt der rumänischen Regierung, die ihrerseits ein Salzmonopol besitzt, jährlich für mehr als 1 Million Salz ab. Schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kauften die Serben ihr Salz in der Walachei, und es entwickelte sich bald eine lebhafte Konkurrenz zwischen den Walachen, welche die Gruben von Ocnele-Marĭ (Bezirk Vîlcea) und Slănic (Bezirk Prahova), und den Moldauern, die im Bezirke Bacău tiefe, großartige Gruben zu Ocna besitzen. Die Ausfuhr der Walachei erreichte im Jahre 1835 die Summe von 30 Millionen Oka [4]), als der Fürst Alexander Ghica den ersten diesbezüglichen Vertrag mit dem serbischen Staate abschloß [5]). Schon unter dem Fürsten Știrbeĭ in der Walachei und seinem Zeitgenossen, dem moldauischen Fürsten Gregor Ghica, wurden bei der Salzgewinnung Verbesserungen im modernen Sinne vorgenommen. In den letzten zwanzig Jahren hat der Staat, der den Betrieb nicht mehr verpachtet, die besten und kostspieligsten Anlagen geschaffen.

---

1) Moniteur des intérêts pétrolifères, I, S. 915—917.

2) S. Salinele noastre von C. G. Broșteanu (Bukarest 1901).

3) Jireček, Fürstentum Bulgarien, S. 218.

4) 1 Oka (türkischen Ursprungs) 1,272 Kilogramm oder 1,291 Kilogramm; jetzt ist in Rumänien das Dezimalsystem eingeführt.

5) Hurmuzaki, X, S. 475, nr. DLXXXII. Vgl. meine Akten Știrbeĭ (Bukarest 1904—1905, 2 Bände).



Nunmehr arbeiten bei elektrischem Lichte die Gefängnisinsassen sowie Bauern, die für diese schwere Arbeit gut bezahlt werden. Der Ertrag der Ausbeute geht nicht zurück, obgleich die alte Grube von Telega seit einigen Jahren verlassen ist. Dieser Zweig der Ausfuhr wäre sehr wohl einer gröfseren Ausdehnung fähig.

Erdölbrunnen, die ein unreines Petroleum lieferten, das den Bauern als Wagenschmiere diente, werden schon im 17. Jahrhundert erwähnt, und zwar im moldauischen Bezirke Bacăŭ [1]). Gegen 1840 machte man in der Walachei einen Versuch mit der Erdölgewinnung zu Păcureţĭ (Prahova) [2]), aber die alte Art und Weise der Gewinnung blieb bis vor vierzig Jahren in Kraft. Noch in den sechziger und siebziger Jahren, während der inneren Krisis in Amerika, begann, durch die Abgabenfreiheit begünstigt, die Ausfuhr des rumänischen Erdöls, deren Wert sich sogar bis auf 2300000 leĭ jährlich steigerte [3]). Jetzt trat das moldauische Moineştĭ an zweite Stelle, während ganz grofse Erdöllager in dem Tale der Prahova, nördlich von Cîmpina bis in die Nähe des Gebirges, gefunden wurden. Die Ausbeutung vollzog sich anfangs noch ganz primitiv, ohne Kapital und ohne Maschinen. Nach 1895, als das Bergwerksgesetz in Kraft trat, bildeten sich aber Gesellschaften mit meistens fremdem, holländischem, auch deutschem, englischem und belgischem Kapital, die sich der Erdölgewinnung widmeten. Die erste Gesellschaft war lange Zeit die Steaua Romînă, der sich dann die holländische Gesellschaft „Amsterdam", die englische zu Berca und die belgische in Ţintea zugesellten. Einige Brunnen lieferten einen unglaublich grofsen Ertrag: ganze Massen von Erdöl entquollen der Erde und sprangen mehrere Meter in die Höhe, um ihre Besitzer in wenigen Wochen reich zu machen. Cîmpina wuchs sich bald zu einer kleinen Stadt aus. Die Nachforschungen erstreckten sich dann bald auf die zwei benachbarten Bezirke: Dîmboviţa (Glodenĭ) und Buzăŭ, die ebenfalls bald viel zur Erdölproduktion beitrugen. Die Quellen von Buştenarĭ wetteiferten mit den alten von Prahova.

---

1) Studiĭ şi documente, VII, S. 288.

2) Moniteur des intérêts pétrolifères, I, S. 156.

3) Băicoianu, a. a. O., S. 67.

Eine Zeitschrift, der „Moniteur des intérêts pétrolifères roumains“ [1]), die noch besteht und in ihren vorliegenden vier Jahrgängen reiche Belehrung bietet, wurde gegründet. Auch für die kleinen Kapitalien der Beamten schien auf diese Weise einen Augenblick eine fruchtbringende Anlage gefunden zu sein. Das Erdöl wurde als Heizungsmaterial der staatlichen Lokomotiven und Dampfer verwendet; ja es wurde die Einberufung eines Erdölkongresses nach Bukarest empfohlen. Die Idee einer Röhrenleitung, die bis an die Küste des Schwarzen Meeres, nach Constanța, führen sollte, wo der Hafen besondere Einrichtungen für die Erdölverfrachtung bekam, wurde erörtert. Etwas von unternehmendem amerikanischen Geiste kam in das sonst ziemlich träge wirtschaftliche Leben Rumäniens. Die Gesamtproduktion stieg bis auf 300 Millionen Kilogramm; zur Ausfuhr allein sind im Jahre 1901 76 Millionen Kilogramm gelangt, aber dabei ist es nicht geblieben. Trotzdem stellt das Erdöl einen bedeutenden Teil des nationalen Einkommens dar. Der Mangel an Kapital macht sich allerdings noch bemerkbar; ausländisches Kapital zu jedem Preise heranzuziehen, ist deshalb die Lieblingsidee mancher einflußreichen Politiker Rumäniens. Der Besuch der Agenten des großen amerikanischen Trusts Rockefeller (Standard Oil Company) wurde von den Konservativen, die tatsächlich der Führung Take Ionescus folgen, mit Freude begrüßt. Die Liberalen haben jedoch während ihres letzten Regiments die Festsetzung des amerikanischen Aussaugesystems verhindert. Von beiden Seiten wurde heiß für oder wider Herrn Rockefeller gestritten. Jetzt ist Ionescu Finanzminister, und dieser Umstand kann für die Amerikaner, die große Anstrengungen machen, von einigem Vorteile werden [2]). Eine Wahrheit bleibt es aber jedenfalls, daß kein Volk seinem eigenen nationalen Interesse dient, indem es den von anderen Völkern erworbenen Reichtum zugleich mit

1) Vgl. auch A. Richard, La Roumanie (Bukarest 1895).

2) In dem Augenblicke, wo diese Zeilen zum Druck gelangen, beabsichtigt der besagte Minister, das ganze erdölbergende Terrain des Staates an ein vorwiegend deutsches Konsortium zu verpachten. Nach den bekannt gewordenen Bedingungen würde der Abschluß eines solchen Vertrages ein Wagnis sein. Deshalb hat sich ein rumänisches Konsortium România mit 8—10 Millionen sogleich gebildet, um die Verpachtung an die Fremden zu verhindern, und für den Augenblick ist dies auch gelungen.

dessen Vertretern gastlich aufnimmt; denn schliefslich kommt es doch zur wirtschaftlichen Vorherrschaft des Fremden, und wenn dieser Fremde nicht ein vaterlandsloser Jude ist, sondern einer mächtigen Nationalität angehört, dann wird er auch politisch mafsgebend, allmählich oder durch finanzielle Gewaltmittel, schliefslich auch durch Aufstände und Krieg. Dasjenige, was in Südafrika zum ewigen Schaden der Viehzucht und Ackerbau treibenden Buren, ehrlicher, braver und aufgeklärter Leute, von seiten ihrer Mitbürger geschehen ist, kann auch den Rumänen, welche ihr Vaterland und ihren Stamm aufrichtig lieben und deren Interessen zu würdigen verstehen, zum besorgniserregenden Beispiele dienen. Nur die vollständig nationale Haltung eines Volkes rechtfertigt seinen Fortbestand.

Diese Betrachtungen und zugleich der natürliche Gang unserer Darstellung führt uns jetzt zu den Keimen der rumänischen Industrie, die hinsichtlich ihrer Entwickelung und in ihren Aufgaben untersucht werden mufs.

In alter Zeit bereitete sich jede bäuerliche Haushaltung selbst alles, was sie an Nahrung und Kleidung bedurfte. Als Güter, die er nicht selbst erzeugen konnte, kamen für den Bauern lediglich Waffen und einige Gerätschaften in Betracht. Sachsen, Armenier, Griechen und Deutsche führten für die Bojaren und den fürstlichen Hof nur Stoffe, Pelze und Juwelen, aber kaum etwas anderes ein, die Einfuhr war mithin sehr gering, während das Gewerbe nur der Befriedigung des häuslichen Bedarfs diente. Einige Fürsten haben im 17. und 18. Jahrhundert „Fabriken“ errichtet: Glaswaren liefs Mateĭ Basarab herstellen [1]), Gregor Alexander Ghica gründete eine Tuchfabrik, die sich einige Jahre lang mit polnischen, zumeist aber deutschen Arbeitern erhielt. Die Walachen folgten seinem Beispiele, und es entstand in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine zweite Tuchfabrik in Afumaţĭ (Bezirk Ilfov). Nach 1822 und dem Organischen Reglement jedoch verschwand alle und jede Industrie vom rumänischen Boden. Alles, was nicht im Hause erzeugt werden konnte, mufste bis zum kleinsten Artikel durch Vermittelung des deutschen, d. h. österreichischen Handels bezogen werden.

1) Meine Schrift Braşovul şi Rominiĭ, Kap. I, § sticlă, S. 107—108.

Trotzdem war die Einfuhr nur ganz gering, weil der Luxus zu wenig entwickelt war und der Bauer, der noch nicht als Tagelöhner eine ständige Beschäftigung für sich selbst und seine Familie in den grofsen landwirtschaftlichen Betrieben des Bojaren gefunden hatte, für die fremden Produkte noch nicht als Käufer in Betracht kam. Der sächsische Handel hatte seit einiger Zeit aufgehört, der neue europäische Handel aber begann eben erst sich zu entwickeln. Erst nach 1850 begann das Leben der höheren Klassen, die sich durch die einige Jahre lang ohne jede Zollbelastung geübte Getreideausfuhr ein sehr schönes Einkommen erworben hatten und nur in seltenen Fällen im Ausland lebten, üppiger zu werden, und dadurch wuchsen die Bedürfnisse. Die Juden, die eine immer gröfsere Rolle im Wirtschaftsleben der Moldau spielten, liefsen in grofsen Massen wohlfeile Fabrikate kommen, die sie in ihren Buden für den Bauer zur Schau stellten oder ihm sogar durch Hausierer aufdrängten, denn damals bestand noch kein Gesetz, welches diesen Handel regelte und einschränkte, wie es heute, wenn es auch nicht gerade mustergültig beobachtet wird, existiert. Der Verkauf ging gut vonstatten, und, wenn nicht, dann schreckte der „Kaufmann“ auch vor dem Bankerott nicht zurück. Durch die zunehmenden Bedürfnisse der Bojaren und die Geschäfte der Juden erhöhte sich der Wert der Einfuhr in den sechziger Jahren bis auf mehr als 70 Millionen lei.

Nach der Staatsumwälzung von 1866 begann man in Rumänien mit den grofsen öffentlichen Arbeiten, besonders dem Bau der Eisenbahnen, und neben den althergebrachten traditionellen Kolonialwaren, die aus dem Oriente kamen, neben den französischen Luxuswaren und den schlechtesten unter den schlechten österreichischen Fabrikaten, die man für den armseligen Bauer herbeibrachte, wurden nun noch allerlei Maschinen und Metallwaren aus dem Abendlande eingeführt. Der Eisenbahnbetrieb machte bald noch die bisher fast unbekannte Kohleneinfuhr nötig, und die Steinbrucker Braunkohle Österreichs und die Petrozsenyer Ungarns fand in Rumänien guten Absatz. Trotzdem zeigt die Bilanz, der wir übrigens keine besondere Bedeutung beimessen und in der wir kein Zeichen des Nationalreichtums erblicken, in den Jahren 1866 bis 1877 nur eine Einfuhr von rund 100



Millionen leĭ gegenüber einer Ausfuhr im Werte von 150 bis 200 Millionen. Der gröſste Teil der eingeführten Waren kam aus Österreich-Ungarn und aus Frankreich, während die Türkei noch immer, wie gebräuchlich, alle Kolonialwaren lieferte.

Eine rumänische Industrie existierte zu jener Zeit noch nicht, wenn man nicht gerade die primitiven Spiritusdestillationen (velniţe), in denen moldauischer Branntwein hergestellt wurde und die meistens den Grundbesitzern gehörten, oder die kleinen Mühlen — gewöhnlich Wassermühlen, weniger Windmühlen, keine Dampfmühlen — oder etwa die armseligen Seifen- und Kerzenfabriken einiger Armenier und Juden, in Rechnung setzen will. Eine Zündhölzerfabrik in der Nähe von Jassy, die mit jüdischem Kapitale betrieben wurde, und eine andere zu Filaret (einer Vorstadt von Bukarest), bestanden als einzige im Lande vor der Einführung des Monopoles im Jahre 1886, das zur Einrichtung einer groſsen modernen Staatsfabrik führte. Als Inhaber des Tabakmonopols besaſs der Staat schon seit dem Jahre 1870 eine Tabakzubereitungs- und Zigarrenfabrik in der Hauptstadt. Für den Bedarf der Eisenbahnen wurden bedeutende Werkstätten der Nordeisenbahngesellschaft, die polnische Arbeiter beschäftigten, in Paşcanĭ errichtet. Die Bücherindustrie war durch die Bemühungen des J. V. Socecŭ, des ersten unternehmenden Buchdruckers und Buchhändlers im Lande, in allen ihren Zweigen organisiert. Dies war aber auch bis zu den achtziger Jahren beinahe alles.

Nun wurde 1875 der Handelsvertrag mit Österreich abgeschlossen. Seine politische Bedeutung wurde schon erörtert; wirtschaftlich war der Vertrag verfehlt, denn die rumänischen Diplomaten besaſsen noch nicht die notwendige Praxis, um ein gutes Werk zu schaffen und zu verteidigen. Die Viehausfuhr wurde unter der Geltung des Vertrages immer mehr eingeschränkt, und auch die Behandlung des Getreides hätte vorteilhafter sein können. Österreich dagegen konnte beinahe ungehindert alle Fabrikate einführen, alles bis zu den gewöhnlichsten Holzgegenständen, wie Löffel für den Bauer, Bürstenhalter und dergleichen — gerade wie in der guten, einfachen, sächsischen Zeit —, und zwar wurden lächerlich billige Preise für oft lächerlich schlechte Waren gezahlt. Die österreichische Einfuhr verdreifachte sich ihrem Werte

nach in der Periode von 1875 bis 1885: von 40 Millionen lei stieg sie auf 130 Millionen. Aus Frankreich, das seine Luxusartikel und Modewaren ins Land brachte, wurde dagegen nur für 15 bzw. 24 Millionen eingeführt; die englische Einfuhr aber stieg von 25 auf 56 Millionen, denn der Engländer kam dem neu erwachten Bedürfnisse des Bauern an groben Baumwollfabrikaten entgegen. Deutschlands Anteil an der Einfuhr, der 1875 nur 5 Millionen betrug, stieg bis auf 30 bis 40 Millionen, Italien, Belgien und die übrigen Staaten jedoch spielten nur eine untergeordnete Rolle [1]. Es ist dabei zu bemerken, daſs die rumänische Ausfuhr ganz andere Verhältnisse aufwies: England nahm mit 38 Prozent den ersten Platz unter den Ländern ein, die rumänische Erzeugnisse bezogen. Österreich-Ungarn stand mit 16 Prozent an zweiter Stelle; Frankreich und die Türkei waren nicht bessere, aber auch nicht schlechtere Einkäufer als früher, da sie für 19 bzw. 11 Millionen lei rumänische Produkte einführten [2]. Deutschland kaufte trotz seiner groſsen Ausfuhr nach Rumänien direkt nur für 2 Millionen lei rumänisches Getreide. Die Bilanz ist jetzt nur in geringem Maſse aktiv, ohne daſs man deswegen zu pessimistischen Folgerungen hinsichtlich des Landesreichtums berechtigt wäre, denn es ist zu bedenken, daſs das Land sein fundiertes Kapital, das in Gebäuden, Straſsen, Heeresausrüstung usw. zutage tritt, vollständig erneuert. In der Tat geht viel mehr rumänisches Geld dadurch ins Ausland, daſs viele Rumänen den Aufenthalt auſserhalb ihrer Heimat bevorzugen, denn alle diese tragen nichts dazu bei, um die für das moderne Leben nötige Ausstattung des nunmehrigen Königreiches zu verbessern. Schon hat man zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse und ebenso behufs Gründung von Kreditanstalten zugunsten der Haus- und Grundbesitzer fremdes Kapital in groſsem Maſse herangezogen.

Rumänien war vollständig ohne Kapital in das moderne Leben eingetreten, denn in türkischer Zeit konnte niemand sparen. Für den so oft ausgeplünderten Bauer war es eine reine Unmöglichkeit,

---

1) Băicoianu, a. a. O., I [1], zu S. 198.

2) Ebenda, S. 188 und Tabellen.



und die fremden Aussauger jener Zeit haben das Land schon längst verlassen. Die Bojaren aber kauften sich Grundbesitz. Der Geldumlauf war überhaupt sehr gering. Nun brauchte aber der Staat viel Geld, um seine Anstalten von Grund aus zu erneuern, und viel Geld hatten auch die Großgrundbesitzer, besonders in der Moldau, nötig, wenn sie die Landwirtschaft in großem Stile betreiben wollten. Das vergnügte Leben in Paris kostete auch viel Geld.

Gegenwärtig beruht die Besteuerung noch auf derselben Grundlage, die das Organische Reglement vorsah. Der Staat verlangt zuerst von jedem Mündigen die Kopfsteuer, contribuţia personală, oder, wie sie jetzt heißt: „căile de comunicaţie", Steuer für die Verkehrswege. Diese Steuer ist nicht sehr hoch, wie man es in einem Lande, dessen Bewohner meistens arme Bauern sind, erwarten muß; sie wird mehr oder weniger regelmäßig eingetrieben, und die Statistik der Steuerpflichtigen ist als sehr mangelhaft zu bezeichnen; würde den Steuereinnehmern (perceptorĭ) eine Tantieme bewilligt, so würde sie dies zu größerem Eifer anspornen. Besonders in den Städten ist die Steuerhinterziehung beträchtlich, und deshalb trägt die Kopfsteuer dem Staate kaum 6 Millionen ein. Ferner muß sich jeder Bauer an dem Bau und der Unterhaltung der Landstraßen beteiligen; sie werden zu dieser Staatsdienstleistung zu gewissen Zeiten des Jahres auf einige Tage von den Gemeindeverwaltungen der Dörfer beordert. Wer die Arbeit nicht verrichten will — und dies geschieht nicht selten —, der kann seiner Pflicht, gerade wie der Stadtbewohner, durch Zahlung einer Geldentschädigung genügen.

Die zweite Art der Besteuerung ist die Grundsteuer (funciarul), die 1859 bis 1860 eingeführt wurde. Den Bauern belastet sie entschieden zu schwer, während der Großgrundbesitzer — die Sätze sind 5 Prozent des Wertes für den Besitzer, 6 Prozent für den Pächter, 12 Prozent für den im Auslande lebenden Besitzer — viel weniger bezahlt und doch viel eher eine größere Last tragen könnte. Politische Rücksichten haben jedoch eine Reform der Wertabschätzung des Grund und Bodens bisher verzögert. Eine stärkere Heranziehung des Großgrundbesitzers zur Steuer würde wohl zugleich die heilsame Wirkung haben, daß das Pachtsystem und die Gewohnheit, den Ackerbau nachlässig

zu betreiben, eingeschränkt würden. In den Städten ist der funciar, den die Hausbesitzer entrichten, besser geregelt, und der Gesamtertrag der Grundsteuer für den Staatsschatz beträgt rund 17 Millionen leĭ.

Der Handel ist der Patentsteuer unterworfen; zu bedeutenden Verbesserungen ist es darin noch nicht gekommen, und das Ergebnis ist deshalb kaum 4 Millionen. Dagegen erscheint es abnorm, dafs die Lizenzsteuer der Schankwirte allein 4½ Millionen einbringt. Das bewegliche Vermögen, sowie das Einkommen als solches wird nicht besteuert, und was die Rechtsanwälte und Ärzte, die sogenannten profesiunĭ libere, bezahlen, ist deshalb unbedeutend; die politischen Rücksichten auf die herrschende Klasse haben dazu beigetragen. Dagegen hat man während der Krisis des Jahres 1899 das Einkommen der viel zu zahlreichen, aber im allgemeinen ungenügend besoldeten Beamten, sogar das der Privatbeamten, mit einer proportional steigenden, mit 5 Prozent beginnenden Steuer belegt und dazu die Gehälter der Staatsbeamten bis zu 20 Prozent herabgesetzt. Die seit kurzem etwas erhöhte Erbschaftssteuer dagegen ist selbst in dem Falle entfernter Verwandtschaft viel zu gering. Gegen den unglückseligen Aufenthalt im Auslande, der finanzielles Unheil und Entfremdung im Gefolge hat, ist man bisher noch nicht mit energischen fiskalischen Mafsregeln eingeschritten. Nur die Staatspensionäre sind verpflichtet, wenigstens einige Monate des Jahres im Lande zu leben, aber es werden nicht selten Ausnahmen gemacht.

Die erst neuerdings entstandene Industrie steuert erst seit einiger Zeit und zwar in ungenügendem Umfange durch die auf Petroleum und Alkohol gelegte Taxe mit einem Ertrage von 3 und 10 Millionen zur Deckung der Staatsbedürfnisse bei. Die Industrie geniefst im ganzen mehr Zollvergünstigungen, Steuerbefreiungen und sogar Staatsprämien als den Staatsfinanzen förderlich ist. Der Bauer in den Hügelgegenden mufs dagegen für seine Pflaumenbäume oder seine ţuica (das aus Pflaumen bereitete alkoholische Getränk) schwer bezahlen. Jetzt hat man sogar eine Weinsteuer eingeführt.

Früher bestanden die Gemeindeeinkünfte zum gröfsten Teile aus den von allerlei Waren, die in den Handel kamen, erhobenen



Taxen (accise), und ein besonderes Gesetz hatte die Gemeinden ermächtigt, diese Taxen bis zu einem bestimmten Höchstbetrage zu erhöhen. Dadurch entstanden unaufhörliche Plackereien, besonders für den Bauer, viele Unterschleife seitens der Beamten kamen vor und ausgedehnte Schmuggeleien mit allen ihren mifslichen Folgen. Jetzt wird die Taxe am Ausfuhrorte bezahlt und ihr Ertrag dem „Kommunalen Fonds" zugeführt, der sich bisher befriedigend entwickelt hat.

Das älteste Staatsmonopol ist das Salzmonopol, welches von jeher bestanden hat. Es bringt jetzt über 7 Millionen leĭ ein. Das Tabaksmonopol mit einem gegenwärtigen Ertrage von 37 Millionen besteht seit 1870 [1]). Mitte der achtziger Jahre wurde auch ein Zündhölzermonopol, das 3 Millionen einbringt, eingeführt. Das jüngste Monopol ist das des Zigarettenpapiers, ein Notbehelf in der letzten Krisis: es liefert einen Ertrag von 2 Millionen. Etwas bringt auch das Spielkarten- und Pulvermonopol aus den achtziger Jahren ein, aber beide zusammen doch höchstens eine Million. Im ganzen wird durch alle diese Monopole eine Summe von 50 bis 60 Millionen, d. h. etwa 25 Prozent der gesamten Staatseinnahme erzielt. Ein Monopol auf Alkohol wäre für die Dörfer sehr heilsam und zugleich den Staatsfinanzen sehr dienlich; die Idee ist auch mehrmals erörtert worden, einige volkswirtschaftliche Autoritäten haben eine solche Mafsnahme empfohlen, und besonders für diesen Zweck bestimmte Kommissionen, die nach Rufsland geschickt wurden, haben die einschlägigen Verhältnisse studiert. Leider aber kommen auch hier politische Rücksichten in Betracht, denn die Schankwirte haben einen bedeutenden Einflufs bei den Wahlen.

Das Zollwesen ist schon in den fünfziger Jahren modern organisiert worden; trotz der starken Einfuhr beläuft sich die Einnahme aus den Zöllen, obgleich von grofser finanzieller Bedeutung, für den Staat doch nur jährlich bis auf 25 Millionen.

Die 3000 Kilometer Staatseisenbahnen, die höchstens 20 Mil-

1) Die Arbeit von Busuiocescu, Das Tabakmonopol in Rumänien (Jena 1905) ist mir nicht zugänglich gewesen. Vgl. im ganzen auch die landwirtschaftlichen Aufsätze in der Hermannstädter Enciclopedia Română und C. G. Pietraru, Studiul impositelor române (Bukarest 1900).



lionen Reineinkommen abwerfen, und die staatliche Schiffahrt decken nicht entfernt die auf 52 Millionen berechneten Zinsen für das bei ihrem Bau aufgewandte Kapital. Die musterhaft eingerichtete Post wirft auch nur sehr wenig ab.

Die Staatsdomänen sind, wie schon gesagt wurde, sehr ausgedehnt, und wenn nicht das unglückliche Pachtsystem herrschte, hätten sie viel zur Deckung der finanziellen Bedürfnisse in dem sich rasch entwickelnden Königreiche beitragen können. Ein Teil derselben wurde im Jahre 1884 verwendet, als ein besonderes Domanium der Krone geschaffen wurde; zwölf große Güter mit einem Areal von 132112 Hektar, die jetzt musterhaft bewirtschaftet werden [1]), gingen damals in den Besitz der Krone über. Einige Güter wurden aufgeteilt und gegen eine jährliche Rente Bauern überwiesen. Der Rest und diese Rente bringen dem Schatze 20 Millionen ein. Ungefähr 10 Millionen bringen endlich die Stempelsteuer, und etwas liefert auch die schreiend ungerecht verteilte Militärdienststeuer.

Aus allen diesen verschiedenen Zweigen der Staatseinkünfte wird ein Ertrag erzielt, der im Jahre 1872 auf 73 Millionen berechnet werden konnte und jetzt bis auf mehr als 210 Millionen gestiegen ist. Diese Summe mag für das tagtägliche Leben genügend sein, sie ist es aber nicht, wenn solche bedeutende Arbeiten in Angriff genommen werden, wie es Eisenbahnen und Häfen sind, im besonderen derjenige von Constanța, der 60 Millionen kostet, oder der von Giurgiu, ferner die große Donaubrücke, die 34 Millionen verschlungen hat; wenn öffentliche Gebäude errichtet und außerdem die Behörden neu organisiert, das Heer modern ausgerüstet und im Lande (Galațĭ, Nămoloasa-Focșanĭ) und in der Hauptstadt kostspielige Befestigungen angelegt werden.

Eine Kreditanstalt für den Grundbesitz war absolut erforderlich, wenn nicht die enorme Belastung des Grundbesitzes zu einer Katastrophe in der Landwirtschaft führen sollte. Und ebenso war ein Kreditinstitut für den Häuserbau in den Städten notwendig, wenn an deren Modernisierung und Verschönerung ernstlich gedacht werden sollte. Nicht weniger war eine Nationalbank

1) S. Notice sur le domaine de la Couronne de Roumanie, pour l'Exposition Universelle de 1900 à Paris (Bukarest 1900).



zur Erleichterung des täglichen Verkehrs nötig. Das spärliche inländische Kapital war noch gar nicht organisiert, und bis in die achtziger Jahre fehlte auch die, jetzt mit einem der schönsten Gebäude auf der Bukarester Calea Victorieĭ prangende Depositen- und Wechselbank, der über 60 Millionen Ersparnisse anvertraut worden sind. Ebenso spät erst traten die früheren rumänischen Versicherungsgesellschaften, die besonders wegen der häufigen Feuersgefahr notwendig waren, ins Leben: die Gesellschaften Dacia-Romînia, Patria usw. Staatsanleihen waren unter solchen Verhältnissen unvermeidlich.

Wenn in alten Zeiten die einstige Vistierie durch türkische oder russische Requisitionen und Kontributionen zu stark in Angriff genommen worden war, hatte man auch früher an Anleihen gedacht; die moldauische Regierung hatte z. B. eine solche im Jahre 1823 bei den galizischen Juden aufzunehmen versucht [1]), und unter Gregor Ghica [2]) hatte man in der Walachei eine Anleihe kontrahiert. Aber gewöhnlich liehen Privatpersonen oder Wohltätigkeitsanstalten das nötige Geld dar, welches dann zugleich mit den recht hohen Zinsen langsam zurückgezahlt wurde. Selbst unter Cuza kam es noch nicht zu einer grofsen Staatsanleihe im Auslande, und die ersten 1864 bei den Engländern aufgenommenen Anleihen bezifferten sich noch nicht einmal auf 35 Millionen. Die Ära der Anleihen, der nötigen und auch unnötigen, begann eigentlich erst im Jahre 1866. Die Eisenbahnen kosteten nahe an 800 Millionen, das war eine für die Verhältnisse des Landes ganz ungeheure Summe, die von der Rumänischen Eisenbahngesellschaft zu verschieden hohem Zinsfufs dargeliehen wurde, bzw. bei Rückkauf des ganzen Netzes durch den Staat geborgt werden mufste, um die galizische Eisenbahngesellschaft Lemberg-Czernowitz-Jassy für die rumänische Strecke zu entschädigen. Gegen Obligationen, die auf die Domänen lauteten, oder Hypothekenpfandbriefe kamen allein während des Jahres 1871 über 100 Millionen bares Geld ins Land. Vier- und fünfprozentige Rentbriefe wurden nach 1880 oft genug emittiert, um die 266 Millionen zu bezahlen, die das Militär, Befestigungen und

1) Hurmuzaki, X, S. 250—251, 256.

2) Documente Știrbeĭ, I, S. 86.

öffentliche Bauten, Bahnhöfe, Brücken usw. verschlangen. Unglücklicherweise bediente man sich aber dieses außerordentlichen und gefährlichen Mittels, um dem Staatsschatze fremdes Geld zuzuführen, auch dann noch, als sich die großen Arbeiten ihrem Ende näherten, und noch dazu in einem höheren Maße, als unbedingt nötig gewesen wäre. Im Jahre 1894 wurde eine Anleihe von 120 Millionen aufgenommen, nachdem erst die Jahre 1891 bis 1893 dem Weltmarkte eine noch größere Summe entzogen hatten. Es folgten darauf 90 Millionen im Jahre 1896 und 180 Millionen 1898. Da kam das Notjahr 1899; wieder mußte eine Anleihe kontrahiert werden und zwar zu einer Zeit, als der südafrikanische Krieg täglich das europäische Kapital ungeheuer in Anspruch nahm: 175 Millionen waren nur unter schweren Bedingungen zu erhalten, welche erst durch die Konversion von 1902 gemildert wurden; sie gesellten sich den früheren Anleihen zu und brachten die Staatsschuld auf die Höhe von zusammen über 1400 Millionen (genau: 1413 339 000 lei). Die Städte haben außerdem eine Schuldenlast von 45 371 000, die Landgemeinden eine solche von mehr als einer Million und die Distrikte eine von 14½ Millionen. Wenn auf jeden Steuerpflichtigen noch dazu in einem wirtschaftlich unvollständig entwickelten Lande ein Anteil von 2500 lei öffentliche Schuld kommt, sieht jeder vorsichtige, ehrliche Staatsmann ein, daß auf diesem abschüssigen Wege nicht weiter gewandelt werden darf. Während der letzten vier Jahre hat die liberale Regierung, d. h. deren erfahrener, nüchterner und scharf rechnender Führer, D. A. Sturdza, die Staatshaushaltspläne ins Gleichgewicht gebracht und die schwebende Schuld getilgt, ohne zu dem Auskunftsmittel weiterer Anleihen zu greifen. Das Ministerium Sturdza ist aber im Januar 1905 zurückgetreten, und nun verbreitet sich nach einer neuen Mißernte wieder das Gerücht einer neuen rumänischen Anleihe, und der Finanzminister Take Ionescu hat dieses Gerücht lediglich als „verfrüht“ bezeichnet [1]. Neuerdings ist er in der Tat zu einer Konversion geschritten, die aber dem rumänischen Staate keinen wirklichen Nutzen bringt [2].

1) Brackel, Kap. III, S. 82 ff.

2) S. die Ausführungen Gr. P. Olănescus in der Zeitung Epoca, Mai 1905.

Mit dem fremden ins Land strömenden Gelde wurden vor allem die Fabrikate des Auslandes bezahlt. Die Einfuhr derselben wurde in der Tat recht bedeutend, sie stieg sogar in einigen Jahren, wie z. B. 1891, bis auf mehr als 430 Millionen und sank niemals unter 330 Millionen herab. Erst seit 1900 macht sich ein entscheidender Rückgang bemerkbar, und darin spiegelt sich auch das öffentliche Gewissen wieder, das die Notwendigkeit der Sparsamkeit im privaten wie im staatlichen Haushalte einsieht. Die Zahlen der Ausfuhrstatistik weichen in zwei aufeinanderfolgenden Jahren oft recht erheblich voneinander ab, und darin kommt eine Besorgnis erregende Unbeständigkeit der klimatischen Verhältnisse, von denen die Getreideproduktion abhängt, zum Ausdruck. Der Wert der Ausfuhr beziffert sich manchmal auf 370 Millionen, ein anderes Mal nur auf 224 Millionen, und im schlechtesten der schlechten Jahre, 1899, ist er sogar auf 149 Millionen gesunken. In den letzten Jahren zeigt sich eine kleine Vermehrung der Ausfuhr [1]).

Aber in diesem jüngsten Zeitraume sind die Verhältnisse viel komplizierter geworden als früher. Einerseits stammen die Durchschnittspreise, mit denen die Statistik rechnet, aus den siebziger Jahren, sie sind veraltet und müssen heute ungefähr um 30 Prozent herabgesetzt werden. Andrerseits besitzt Rumänien jetzt selbst eine Industrie, der man auch im Auslande eine günstige Entwickelung prophezeit. Es steht jetzt eine industrielle Partei einer agrarischen gegenüber, die vermittels der Landwirtschaftsgesellschaft, mit Hilfe ihrer landwirtschaftlichen Ausstellungen — die von 1904 war recht hübsch — und durch ihre Zeitung „Agrarul" ihre Interessen vertritt. Seit den Tagen, da im Jahre 1873 neben den bescheidenen Mühlen und kleinen Spiritusbrennereien eine erste Zuckerfabrik erstand, als der als Volkswirt und Politiker bedeutende P. S. Aurelian der mißtrauischen rumänischen Gesellschaft Industrialisierung predigte, ist in dieser Hinsicht vieles besser geworden. Die Papierindustrie wurde im Jahre 1883 in Rumänien heimisch, und 1885 bekam das Land seine erste Textilfabrik. Unter dem Ein-

1) Brackel, S. 72; Băicoianu, a. a. O., I[1], S. 184f.

flusse der Vorkämpfer für die „nationale Industrie“ erhielten diese ersten Unternehmungen grofse Vergünstigungen. Doch lagen auch gesunde Berechnungen zugrunde. Der österreichische Zucker wurde in einem Lande, in dem die Rüben gut gedeihen, zu teuer bezahlt; für die Behörden, für die Schulbücher, die Zeitungen und die Literatur, welche sich rasch entwickelte, war gewöhnliches Papier in Menge notwendig; endlich brauchte die Armee allein schon Tuch genug, um eine Tuchfabrik, noch dazu in einem an Wolle so reichen Lande, voll zu beschäftigen. Der frühere Offizier Alcaz, eine sonderbare Erscheinung, der auch Nordamerika bereist hatte, besafs praktischen Sinn genug, um zu Buhuş, im Bezirk Neamţ, eine Tuchfabrik — die erste moldauische, seitdem die des Fürsten Gregor Alexander Ghica um 1770 geschlossen worden war, — zu errichten. Unter den Aktionären, die dem Obersten Alcaz Kapital zuführten, findet sich auch M. Kogălniceanu, der die Fabrik später an sich gebracht hat [1]. Für die Entwickelung einiger Industriezweige war die Staatsunterstützung nicht einmal unbedingt nötig. Die altertümlich eingerichteten kleinen Mühlen mufsten notwendigerweise den grofsen Dampfmühlen weichen, schon aus Rücksicht auf die Ausfuhr; jetzt existieren deren dreifsig, namentlich in Botoşanĭ, aber auch in anderen Orten der Moldau und der Walachei. Fremdes Kapital, durch fremde Kapitalisten vertreten, konnte hier ausbleiben; einheimische Juden haben heute diesen Industriezweig in Besitz. Die Niederlegung der Wälder mufste natürlich zur Errichtung mechanischer Sägewerke führen, deren es jetzt über vierzig gibt. Die Seifensiedereien, die Fabriken für die Herstellung von Wachs- und Stearinkerzen mufsten sich in gröfsere, moderne industrielle Unternehmungen verwandeln. Da man in allen Städten des Königreichs viel baute, ward eine Zementfabrik, eine keramische Fabrik, sogar mehrere Eisengiefsereien und Anstalten für Metallbearbeitung notwendig. So entstand die keramische Fabrik zu Bukarest, die Zementfabrik von Sinaia und die Anstalt Lemaître. Wenn schon Mateĭ Basarab seine Glasarbeiter hatte, so ist es undenkbar, dafs

1) S. Odobescu, Notice, S. 103, der auch andere von minderer Bedeutung anführt.



die neuere Zeit etwa Glasfabriken entbehren könnte; ist die von Azuga im Tale der Prahova mit sächsischem Kapitale gegründet, so hat ein moldauischer jüdischer Pächter die Glasfabrik zu Deleni-Maxut errichtet, und es bestehen auch andere kleine Anstalten. Bescheidene Kleider- und Schuhfabriken, sogar Möbelfabriken sind selbstverständlich vorhanden, und nicht minder hat sich die Nahrungsmittelindustrie entwickelt, die Schokolade, Konserven, Kognak usw. erzeugt.

Es ist irrig, wenn man dieses Aufkeimen der Industrie, einer ganz bestimmten Industrie, nur dem Zollkriege mit Österreich und den Schutzmaſsregeln zuschreibt, welche die Regierung ergriffen hat.

Der Zollkrieg hat vielleicht einige siebenbürgische Fabriken ruiniert, aber Rumänien hatte damals nicht den Mut, seinem Gegner, welcher mit Prohibitivzöllen kämpfte, mit gleichen Waffen entgegenzutreten. Nein, die rumänische Regierung beschränkte sich darauf, den österreichisch-ungarischen Waren alle besonderen Begünstigungen zu entziehen. Über die leitenden Ideen, die für die neue Zollpolitik maſsgebend sein sollten, konnten sich die leitenden Politiker der liberalen, damals am Ruder sitzenden Partei nicht einmal untereinander, geschweige denn mit ihren konservativen Nachfolgern von 1888 einig werden. Der autonome Tarif wurde von diesen letzteren, den Konservativen, erst herabgesetzt, und so kam man zu den neuen Verträgen mit Deutschland und Österreich (1891). Erst bei der Erneuerung dieser Handelsverträge im Jahre 1905 — der mit Deutschland ist bereits in Kraft getreten — besaſs man rumänischerseits bei den Verhandlungen eine ausreichende Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes und hatte ein bestimmtes Ziel im Auge. Zum ersten Male haben die Rumänen dabei Unvoreingenommenheit und praktischen, wissenschaftlichen Geist gezeigt. Es ist unser erstes gutes Werk auf diesem Gebiete, und der Zufall hat gewollt, daſs, während eine Partei dasselbe vorbereitet und abgeschlossen hat, bei der endgültigen Abstimmung darüber im Parlamente die andere regierte.

Aber wie weit ist man doch jetzt vom Ideale entfernt, das im Jahre 1886 vorschwebte, als der Zollkrieg begann! Groſse Er-



wartungen setzte man auf das Industriegesetz von 1887; jede Unternehmung, die über ein Kapital von wenigstens 50 000 lei verfügte und sich verpflichtete, nach fünf Jahren zwei Drittel rumänische Arbeiter zu beschäftigen, genoſs danach Zollfreiheit, Steuerfreiheit, Begünstigung beim Eisenbahntransport und erhielt sogar ein Grundstück für die Errichtung der Fabrik! Durch diese Maſsregel erhielten jedoch die Einheimischen nicht das Geld, welches nötig ist, um eine groſse Industrie entstehen zu lassen. Der Jude ist einem groſsen Risiko abhold, die Fremden kommen ihrerseits nicht gern in ein ausgeprägt nationales Land, das nur schwer die Staatsangehörigkeit verleiht und notwendigerweise daran festhalten muſs, daſs nur Landeskinder Grundbesitz erwerben dürfen. Nur die Papierfabrik von Letea, der das nötige Holz aus den Staatswäldern zu günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt wurde und die vertragsmäſsig die Regierung und die Behörden des Königreichs mit ihren Fabrikaten versorgte, kam recht in Schwung, und dieses Beispiel ermutigte auch andere zur Gründung von Papierfabriken. Die Zuckerindustrie entwickelte sich nur dann, wenn der Unternehmer eine Ausfuhrprämie erhielt; denn nur so konnte der rumänische, unglaublich wohlfeile Zucker in der Balkanhalbinsel mit dem österreichisch-ungarischen konkurrieren. Vergeblich suchte man die Prämie abzuschaffen, die europäische Zuckerkonvention hat diesen Gedanken vereitelt, und jetzt müssen die inländischen Konsumenten den Zucker besonders teuer bezahlen. Erst in den letzten Jahren ist auch eine neue Steuer auf die Ausfuhr des Zuckers gelegt worden. Die Mühlen allein entwickelten sich günstig unter den durch den Zollkrieg geschaffenen Zuständen. Alle übrigen Zweige der rumänischen Industrie schritten auf ihrem natürlichen, bescheidenen Wege fort. Wenn auch dieser oder jener sächsische Fabrikant aus Anlaſs des wirtschaftlichen Krieges nach Rumänien übersiedelte und südlich von Predeal eine Fabrik gründete, so gehörte ein solcher Vorgang keineswegs zu der gesunden und fruchtbringenden Entwickelung des rumänischen Volkes auf industriellem Gebiete. Für den Staat bedeutet die zwangsweise eingeführte Industrie, welche derjenigen in den preuſsischen Staaten unter Friedrich II. ähnelt, eine jährliche Belastung von 21 Millionen. Für die Bewohner, die, um eine Winterbeschäftigung zu haben, eine ganz



anders geartete Industrie bedürfen, etwa eine organisierte Hausindustrie unter staatlicher Kontrolle oder mit Unterstützung des Kapitals der reicheren Klassen [1]), ist diese verfrühte Grofsindustrie für die Ausfuhr von geringem Nutzen. Kaum 40000 rumänische Arbeiter finden ihre Nahrung in den Fabriken des ganzen Landes, und es ist nichts leichter, als die guten Absichten des Gesetzes zu vereiteln, wenn man die zwei Drittel Rumänen, die wirklich existieren, zu gemeinen, unerträglich gering bezahlten Lastarbeiten, die anderswo dem Lastvieh überlassen werden, verwendet. Nur den rumänischen Mitgliedern der Oberaufsichtskommissionen, den rumänischen Rechtsanwälten, manchen Unternehmern und vielen geschäftlichen Schmarotzern und nicht zuletzt einigen wenigen Theoretikern erscheint die neue Richtung, in der sich der „rumänische" Fleifs betätigt, erwünscht [2]). Jedes Volk erfüllt doch seine wirtschaftliche Pflicht, wenn es dasjenige tut, was es am besten versteht.

Das Ergebnis des Zollkrieges mit Österreich läfst sich vielmehr auf einem anderen Gebiet spüren. Während desselben hat Rumänien sein Getreide viel mehr nach England und Deutschland, direkt oder durch Vermittelung von Antwerpen exportiert, um der Ausfuhr nach Holland und der tatsächlichen Ausfuhr nach Belgien ganz zu geschweigen. Dagegen hat sich die Einfuhr aus Deutschland nach Rumänien riesig entwickelt, indem sie auf über 90 Millionen jährlich berechnet worden ist. Dahin gehören diejenigen Fabrikate, die Österreich-Ungarn, wenigstens zu solchen soliden Bedingungen, nicht liefern kann, besonders Metallwaren, militärische Requisiten und Waffenmaterial, darunter auch Geschütze usw. Aber seit dem Abschlufs des Vertrages mit Österreich scheinen auch die alten Beziehungen zu diesem Lande wiederzukehren, denn die rumänische Ausfuhr dorthin hat sich wieder gehoben, und die Einfuhr von dort erreicht beinahe denselben Wert, wie die aus Deutschland. Man mufs dabei bedenken, dafs die militärischen Bestellungen nicht mehr so häufig und grofsartig sind, dafs die englische Textilindustrie jeder anderen eine be-

1) Dieser Standpunkt wurde neuerdings bei den Verhandlungen über den Vertrag mit Deutschland von Dr. C. I. Istrati, einem ausgezeichneten Chemiker und früheren Minister, vertreten.

2) Vgl. Brackel, S. 69, 71.



deutende Konkurrenz macht, daſs die Luxusartikel Frankreichs immer mehr verlangt werden, und daſs endlich seit Beginn der deutschen schutzzöllnerischen Agrarpolitik unser Getreide dort viel stärker belastet wird. Die geographische Logik ist immer mächtiger, als alle Vereinbarungen der Diplomaten: trotz der feindlichen Haltung Ungarns wird Rumänien immer seine wichtigsten Handelsbeziehungen zu Österreich und zu dem entfernten England unterhalten, das unser Getreide nötig hat und niemals agrarisch werden kann [1]).

---

3. Kapitel.
Das soziale, politische und kulturelle Leben der Gegenwart.

In sozial-politischer Hinsicht lassen sich, wenn man sich nicht an die äuſseren Formen hält, sondern die Entwickelung selbst ergreifen, schildern und erklären will, in der rumänischen Bevölkerung einzelne, scharf voneinander unterschiedene Gruppen erkennen.

In erster Linie muſs das Dorf studiert werden, denn von der heutigen Bevölkerung Rumäniens sind 86 Prozent Bauern neben 14 Prozent Städtebewohnern. Dabei sind unter den letztgenannten verschiedene Nationalitäten vertreten, während die Bauern die ursprüngliche und reine rumänische Bevölkerung bilden, und nur aus dem Bauernstand heraus kann deshalb die echte rumänische Zivilisation der modernen Zeit endlich in Erscheinung treten, denn im Bauerntum lebt noch immer dasjenige, was in der Vergangenheit das Charakteristische des rumänischen Volkes bildete. Die Bauern machen aber auch bis zu diesem Augenblicke wirtschaftlich den bedeutendsten Bestandteil der Bevölkerung aus, ja auch in den dem Königreiche Rumänien benachbarten Provinzen stellen unter den Bauern die Rumänen die überwiegende Mehrheit dar. In

1) Vgl. darüber die Studien von Biron (Robin) in den Conv. literare, Jahrgang 1902—1903, sowie den Aufsatz desselben über die Bilanz in derselben Zeitschrift, Jahrgang 1901, August.



Bessarabien gehört das rumänische Element beinahe nur dem Bauernstande an; in der Bukowina hat es nur eine sehr geringe Bedeutung in der Beamtenklasse und eine noch geringere in den Gewerbe und Handel treibenden Schichten. Die rumänische Vorstadtbevölkerung der Städte in Siebenbürgen und im Banat hat die landwirtschaftlichen Beschäftigungen zum groſsen Teile beibehalten, und in Marmaros sowie rechts der Donau sind die Rumänen sämtlich Bauern.

In einem früheren Kapitel [1]) haben wir schon das rumänische Dorfleben in seinem Ursprunge und seinen Grundlagen kennen gelernt. Ergänzend muſs hier aber dasjenige geschildert werden, was neuerdings in dieses Leben eingeführt worden ist bzw. was sich eingeschlichen hat, denn das jetzige Dorf, wie es heute ist, und seine Bewohner interessieren uns an dieser Stelle.

Staatsgesetze haben das Dorfleben beeinfluſst, aber doch erst im Laufe des letzten Jahrhunderts; im übrigen sind bisher tatsächlich nur die Kultureinflüsse der mit einigen Gruppen rumänischer Bauern zusammenlebenden Fremden zu spüren. Das rumänische Dorf in Siebenbürgen zeigt demgemäſs eine höhere Entwickelungsstufe als dasjenige im Königreiche Rumänien: es gibt dort eine richtige Dorfstraſse anstatt des jenseits des Gebirges üblichen schmutzigen und staubigen Weges; der das Dorf durchflieſsende Bach ist mit Holzwehren versehen und dient täglich zum Waschen des Leinenzeugs und der Kleider. Hier und da gibt es sogar Straſsenbeleuchtung; der Hof ist sauber gehalten, zuweilen gepflastert; das Haus ist gesund und solid aufgeführt, hat gröſsere Fenster und besteht aus mehreren Räumlichkeiten; die Familienglieder schlafen nicht mehr sämtlich zusammen im selben Zimmer; leinenes Bettzeug wird statt des gewöhnlichen rohen Wollgewebes verwendet. In all diesem macht sich der hundertjährige Einfluſs der sächsischen Bauern geltend, denn innerhalb des Königreichs behält selbst der reichste Bauer, wenn anders er überhaupt Bauer bleibt, die primitiven Einrichtungen der Vergangenheit bei, und verwendet sein Geld nur dazu, Land, immer mehr Land zu kaufen. In der Bukowina, in die auch Kolonisten aus Provinzen

1) Band I, S. 198 ff.

eingewandert sind, die sich einer höheren Kultur erfreuten, hat das rumänische Dorf ebenfalls ein besseres Aussehen, aber es kann trotzdem mit den Dörfern in den sächsischen Teilen Siebenbürgens nicht wetteifern.

Die staatliche Gesetzgebung hat sich, wie schon gesagt wurde, erst später der Bauern angenommen, und ihr Einfluſs ist besonders in Rumänien zu spüren, wo vom Staate vielmehr zu erwarten ist und wo dieser — zugleich der berufene Vertreter der rumänischen Nationalität — dem wichtigsten Träger des nationalen Daseins eine besondere Aufmerksamkeit schuldig ist. Schon in den 1830er Jahren haben die Versuche begonnen, die auf eine Modernisierung des Dorfes abzielten. Vor der Zeit des Organischen Reglements war der Bauer für den Staat nur in seiner Eigenschaft als Steuerzahler in Betracht gekommen, und so war seine Lebensart um 1800 dieselbe gewesen wie um 1400 und vielleicht wie die der dakischen Zeit.

Auch das Organische Reglement verfolgte, indem es sich in die Angelegenheiten der Dörfer einmischte, besonders fiskalische Zwecke. Es gab kraft des Reglements noch keinen Gemeinderat, weil es auf dem Lande noch keine Gemeinden gab. Der pîrcălab oder Dorfvorsteher, der nur auf die Dauer eines einzigen Jahres gewählt wurde, hatte die Kopfsteuer einzusammeln und die Flucht der Steuerpflichtigen zu verhüten, und zu diesem Zwecke konnte er die Hilfe des Landgendarmen, des neugeschaffenen dorobanț, in Anspruch nehmen. Ein Haus „mit Bänken, einem Tisch und einem Schranke“ ward gebaut oder ein vorhandenes zu diesem Behufe eingerichtet, um die das Dorf betreffenden fiskalischen Akten darin zu verwahren. Daneben wählten sich die Bauern, alle vom ärmsten bis zum reichsten, aus ihrer Mitte mehrere Richter, jurațĭ, in althergebrachter Weise; diese sprachen in den täglichen, kleinlichen Streitigkeiten Recht, und zwar am Sonntag und an den Festtagen, nach dem Gottesdienste in einem beliebigen Hause. Gesetze wurden an solchen Tagen in der Kirche selbst oder im „Dorfhause“ vorgelesen. Für die spärlichen Ausgaben des Dorfes, welche in der Regel nur durch die Steuereinhebung, durch die Beisteuer für die dorobanțĭ und durch Klagen vor höheren Instanzen erwuchsen, existierte auch eine Dorfkasse. Die



Oberaufsicht hatte jedoch immer der Grofsgrundbesitzer oder Pächter, welcher alles anzuhören und in jedem Falle entscheidende Anordnungen zu treffen hatte. Eine Volksschule und Dorfärzte waren noch unbekannt. Der Priester, der in den meisten Fällen nur lesen und höchstens schreiben konnte, war neben dem Grofsgrundbesitzer der Führer der Bauern.

Ein grofses Hindernis für jede weitere Entwickelung bildete die alte Gewohnheit der Rumänen, sich in kleinen Höfegruppen — nach dem Hofsystem — anzusiedeln. Bei dem Mangel an Strafsen und in dem harten Winter war es nicht gerade leicht, eine Verbindung zwischen diesen unbedeutenden Örtlichkeiten zu unterhalten, und andrerseits erschien es als eine Unmöglichkeit, die Rumänen zu gröfseren Ansiedelungen zusammenzuziehen. Deshalb erging, in der Walachei wenigstens, die Verfügung, die zerstreuten Häuser, die sich, nur aus Holz und Flechtwerk erbaut, leicht transportieren liefsen, abzubrechen und die neuen Wohnungen der Dorfstrafse entlang wieder aufzubauen [1]).

Bald aber nahm die politische Umgestaltung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, und diesen ersten Reformen folgten keine weiteren. Da erhielt die in der Eile geschaffene Konstitution von 1866 Gesetzeskraft, fand aber die Bauern völlig unvorbereitet in ihrer alten Verfassung. Die Dorfteile lagen zerstreut, eine grofse Menge von Einzelhöfen bedeckte die Täler des Hügellandes und des Vorgebirges; das Haus war schlecht gebaut und recht dürftig eingerichtet; Strafsen gab es weder in den Dörfern noch zwischen denselben [2]). Für den Grofsgrundbesitzer waren

1) Regulamentul organic (Bukarest 1847), S. 46, 232, 367, 371, 490ff.; Studiĭ și doc., I—II, S. 322, nr. CVI.

2) Vor 1861 hatte das Land nur 727 Kilometer Landstrafsen; die meisten rührten von Michael Sturdza in der Moldau her; in den sechs darauf folgenden Jahren wurden nur gegen 100 Kilometer jährlich gebaut! (Odobescu, Notice, S. 7). Die regelmäfsige Post kam noch unter Cuza, aber nur, was die inländischen Briefe betrifft, in die Hände des Staates und ebenso der während der österreichischen Okkupation (1854—1856) eingeführte Telegraph (ebenda, S. 9—10). — Jetzt hat Rumänien ein Strafsennetz von 20000 Kilometern. Vgl. Brackel, S. 55; [Nestor Urechiă], Les routes de Roumanie (Bukarest 1900). Im Jahre 1879, gleich nach der Gründung des Weltpostvereins, trat Rumänien demselben bei. Das Telegraphennetz umfafst jetzt 7000 Kilometer. Im Mai 1905 wurde die Kabelverbindung Constanța-Konstantinopel in Betrieb gesetzt.

die Bauern, seitdem sie gesetzlich Grundbesitzer waren, nicht mehr seine bisherigen Schützlinge, sondern ihm persönlich gleichgültige Menschen geworden, die er auf jede Weise ausbeuten konnte. Trotzdem jedes Bistum seine Seminarien hatte — nicht weniger als acht Seminarien bestanden in den siebziger Jahren! —, war der Dorfpriester ungelehrt, sehr oft von seinen eigenen weltlichen Interessen voll in Anspruch genommen und zählte zu den besten Kunden der Schenke. Seine Autorität war verschwunden, und die Worte popă und fecior de popă (Priester und Priestersohn) wurden als Schimpfworte gebraucht. Manches Mitglied der oberen Kreise hätte den Priester nicht in seinem Salon empfangen, denn man rechnete ihn zum gemeinen Pöbel. Einige Landschulen waren zwar dank der Fürsorge des M. Kogălniceanu entstanden, aber sie entsprachen keineswegs ihrer Aufgabe, denn mitten in diesem grofsen Elende und Dunkel verachtete der städtisch aufgeputzte Dorfschulmeister die Bauern, während er selbst die Verachtung des Bojaren auf dem Hofe (la curte) genofs. Und die Parteien vergeudeten viele Jahre lang ihre kostbare Zeit mit unnützem, verleumderischem Kampfe! Und nachdem sie in der Bekämpfung Cuzas einig geworden waren, gaben sie dem Lande eine nach französischem und belgischem Muster gebildete Verfassung!

Für den Bauer enthielt sie manche Gaben: es entstand die Gemeinde mit einem autonomen Gemeinderate (consiliul comunal) und einem erwählten Gemeindevorsteher (primar) sowie einem Gemeindesekretär (notar), welcher die Buchführung zu besorgen hatte, und Polizisten, vătășeĭ; es gab nunmehr ein Gemeindehaus und ein Gemeindearchiv. Die Steuerveranlagung und ihre Einhebung wurde den Dorfbeamten entzogen und dem reisenden perceptor übertragen. Der Priester hatte die Zivilstandsregister nicht mehr zu führen, sondern dies übernahm der Gemeindesekretär. Die liberale, fortschrittliche Denkweise der Reformer hatte mit dem Buchstaben der französischen Verfassungsurkunde auch den französischen, historisch gerechtfertigten Antiklerikalismus übernommen, war infolgedessen dem Dorfpriester feindlich gesinnt, und man kümmerte sich wenig um den tief eingewurzelten orthodoxen Glauben des Bauern. Der Priester sollte jetzt weiter



nichts als Priester sein, und selbst für seine bessere Erziehung in den zahlreichen schlechten Seminarien war nur wenig Vorsorge getroffen. Andrerseits blieb der Großgrundbesitzer derselbe wie ehedem, wenn er auch gesetzlich in keiner Form mehr den Bauern gegenüber eine Behörde darstellte. Selbst die niedere Gerichtsbarkeit wurde dem Landbewohner entzogen, die jurați verschwanden und kehrten erst später unter einem anderen Namen (judecătorĭ comunalĭ) und mit geminderten Befugnissen zurück. Die neuen Gesetzbücher ersparten dem Bauer auch nicht den geringfügigsten Teil des verworrenen und in feine Formen gekleideten abendländischen, römisch-napoleonischen Rechts. Auch dessen Rechtsausdrücke, die für den Bauer unverständlich waren und geblieben sind, wurden beibehalten. Anstatt die nützliche Institution der reisenden Richter — man hatte doch den reisenden Steuereinnehmer! — einzuführen, zwang man den Bauern, selbst bei den unbedeutendsten Streitigkeiten nach der Stadt zu wandern, wo die „Friedensrichter" und die Tribunale waren [1]). Diese Streitigkeiten betreffen meistens den Bodenbesitz, und um sie zu verhindern, wäre die Anlage des Grundbuches eine Notwendigkeit. Nur langsam könnte ein solches in allmählicher Arbeit zuwege gebracht werden, aber erst in den letzten Jahren hat man an die Ausführung gedacht; indes, sie ist unterblieben, weil ungeheure Kosten dadurch erwachsen würden, die das Land nicht zu tragen vermag.

So zersplitterte sich das Leben innerhalb jeder der mehr als 3000 neugebildeten Landgemeinden [2]) in drei Teile. Den ersten bildeten die Bauern, die arm und ungebildet waren und nicht die Fähigkeit besaßen, ihre Rechte und ihre Pflichten zu verstehen; nur diejenigen, welche bei der nunmehr eingeführten allgemeinen Wehrpflicht (seit 1872) unter den Fahnen gedient hatten, wußten, was der Staat und sein Oberhaupt — wenigstens letzteres! — bedeutet. Sie haßten den nach Bojarenart auftretenden Gemeindesekretär,

---

1) Höhere Instanzen sind die vier Appellationsgerichte, der Kassationshof und die Rechnungskammer.

2) Hinsichtlich ihrer jetzigen Namen und der ihrer Bestandteile ist Indicator al comunelor urbane și rurale din regatul Românieĭ (Bukarest 1896) zu vergleichen.

der sie in den meisten Fällen unverschämt betrog; sie hatten kein Vertrauen zu ihrem primar, dem Gemeindevorsteher, der ihnen von der Regierung, d. h. von der regierenden Partei, aufgedrungen ward; sie glaubten fest an die göttliche Vorsehung, an die wunderwirkenden Heiligen und verschmähten die Person des Priesters; endlich betrachteten sie die Schule, die sich nunmehr infolge des Unterrichtagesetzes von 1865, das dem französischen mechanisch nachgebildet war, immer mehr einbürgerte, als ein teuflisches Mittel, um die bei der Arbeit auf dem kleinen Acker der Familie oder auf den ausgedehnten Besitzungen des Bojaren so nötigen Kräfte der gröfseren Kinder zu entziehen; nur der reichere Bauer lobte diese Schule des bösen, habgierigen, verfolgungssüchtigen Staates, da sich sein Sohn durch sie zu der bequemen Stellung eines Bojaren, „der nichts zu tun braucht“ und alles Gute in der Welt geniefst, emporschwingen könnte.

Die zweite soziale Gruppe im Dorfe bildete der Priester und der Dorfschulmeister, die sich beide als Beamte betrachteten. Der Priester war einigermafsen zufrieden: er hatte eine Bauerntochter zur Frau, die ihm als ihrem Herrn diente, er hatte sich Haus und Acker gekauft, oft auch das Land der Kirche an sich gezogen und genofs viele Einkünfte, auf die er niemals verzichtet hätte. In manchen Fällen war er zugleich der Lehrer im Dorf. Der gewöhnliche Dorfschulmeister war in der Normalschule zu Jassy oder Bukarest erzogen und durch die Lektüre der Oppositions- und Sensationspresse verdorben worden; er war unzufrieden mit seiner Stellung, neidisch auf den Priester, verbitterte sich das Leben durch sozialistische Träumereien oder verfiel sogar bald dem Laster. Priester und Lehrer standen gewöhnlich schlecht miteinander, und im Verein mit dem Gemeindesekretär stellten sie doch die weltliche und geistliche Obrigkeit und die Kultur dar!

Auf dem Hofe lebte nur der Grofsgrundbesitzer. Nur wenige Angehörige dieser Klasse brachten auf dem Lande mehr als die Frühlings- und Sommermonate, bis zum Schlufs der Ernte, zu. Im Herbste und Winter aber, wenn der beschäftigungslose Bauer in seinem verschlossenen Zimmer oder in der Schenke dahin lebte, gab sich der Bojare den Vergnügungen und dem politischen Leben hin oder ging auf Reisen. Der Pächter lebte gerade so,



nur noch in höherem Maſse. Auf den verlassenen Fluren lagert der Schnee meterhoch, die Wölfe warten auf ihre Beute; die Frau und Kinder des Bauern liegen auf dem Backofen, schlafen, weinen und nähen; der Hausherr aber vergnügt sich in der schmutzigen Stube des Schenkwirts, der gern Kredit gibt. Der Grundbesitzer aber ist, wie gesagt, irgendwo anders beschäftigt, bei ihm ist nunmehr kein Rat zu holen, keine Hilfe und kein Schutz zu finden.

Während man eifrig am Ausbau des modernen Staates arbeitete, achtete man dieser unglücklichen Tiefen gar nicht, aus denen die höchste Gefahr für die Zukunft entstehen konnte. Erst in den neunziger Jahren, während deren sich auf allen Gebieten neues Leben regte und besonders ein vorher niemals beobachtetes Selbstbewuſstsein erwachte, begann die Reform des bäuerlichen Standes durch den nunmehr, wenigstens einigermaſsen, wohlwollenden und verständigen Staat.

Dem Unterrichtsminister Spiru C. Haret gebührt das Verdienst, die Arbeit begonnen zu haben.

Zuerst erhielt das Volksschulwesen eine gesunde Basis. Solide, bequeme und billige Schulgebäude wurden allenthalben erbaut, und mancher Bezirksvorsteher (prefect) [1]), wie N. N. Săveanu von Putna und Scarlat Vîrnav von Constanța, benutzte alle Mittel seiner offiziellen Stellung und seine persönlichen Beziehungen, um seinen Bezirk mit den nötigen Schulen zu versehen. Eine Schulkasse wurde 1896 eingerichtet, und daraus wurden die Schulbauten bestritten; Staatsunterstützungen, Beihilfen der Gemeinden und Spenden edelgesinnter Privatpersonen führten ihr immer neue Mittel zu. Nahezu 700 neue Schulen wurden innerhalb sechs Jahren den Bauernkindern geöffnet. Hier und da wurden auch Einrichtungen getroffen, um den Schülern, die einen langen und schwierigen Weg zurückzulegen haben, gegen eine geringfügige Entschädigung (4—8 Pfennige für

1) Das Land zerfällt in 32 districte oder județe, die von dem ernannten prefect im Verein mit einem gewählten Bezirksrate und einem ständigen Ausschusse desselben (comitetul permanent) verwaltet werden. Früher gab es auch noch untergeordnete Verwaltungsbezirke, plăși oder (im Gebirge) plaiuri genannt, mit einem subprefect als Stellvertreter des Präfekten; nunmehr (seit 1904) sind mehrere Gemeinden einem inspector comunal unterstellt. S. für die ganze administrative Einrichtung: Aurel Onciul, Dreptul administrativ român (Wien 1900).

den Tag) oder auf Kosten der erwähnten Privatpersonen Mittagessen zu reichen (cantine şcolare). Aus dem Ertrage des Schulbüchermonopols wurde ein Fonds gegründet, um unbemittelten Kindern Bücher und Kleider zu gewähren. Andrerseits wurden energischere Maſsregeln ergriffen, um den Schulbesuch zahlreicher zu machen, aber, obgleich das Ministerium gegenwärtig über 4900 Lehrer verfügt, die alle in den neun „Normalschulen“ — leider hat der 1905 geschehene Parteiwechsel ihrer Organisation geschadet — eine vorzügliche moderne und praktische Ausbildung genossen haben, so sind doch wenigstens 11000 notwendig, um das tägliche Brot der Kultur auch in den Dörfern zu verabreichen, aber der Staatsschatz konnte bisher weitere 6 Millionen für das Unterrichtswesen nicht aufwenden. Man hat daher zu einem Auskunftsmittel gegriffen und die Kinder der fünf Klassen in drei Abteilungen gruppiert: die erste, die der Anfänger, besucht die Schule nur in den Vormittagsstunden, während die zwei anderen den Unterricht am Nachmittag genieſsen. Der Unterrichtsstoff wurde bedeutend vermindert, aber der rationelle Ackerbau, besonders die Gemüsekultur, kam hinzu, und viele von den Dorflehrern, gute Zimmerleute und Korbflechter, haben ihren Schülern nützliche Kenntnisse in der Hausindustrie und Handarbeit vermittelt. Wenn dieser ausgezeichnete Wirtschaftsunterricht von den Nachfolgern des aus politischen Rücksichten leider zum zweiten Male zurückgetretenen Haret fortgesetzt und weiter ausgestaltet wird — s. aber oben! —, werden die ungefähr 4000 Volksschulen dem zurückgebliebenen, aber sehr gescheiten und unternehmenden Bauern des Königreichs Rumänien zum gröſsten Segen gereichen.

Rasch, aber natürlich ist das Programm des neuen Volksunterrichts auf eine originelle Weise, die den Ortsverhältnissen angepaſst ist, verwirklicht worden. Die Dorflehrer vereinigen sich an den freien Tagen zu den sogenannten „Kulturversammlungen“, um gemeinsam über Fragen der Pädagogik und der Volksaufklärung zu beraten; die Bauern werden dazu eingeladen, und jetzt, wo sie die Überzeugung gewonnen haben, daſs die Lehrer eine ernste Arbeit verrichten, kommen sie gern und gehen mit nützlichen Ratschlägen heim. Das Ministerium gibt eine Zeitschrift mit dem Titel „Albina“ heraus, welche für die ehemaligen Zög-



linge der Volksschulen bestimmt ist, und die Gesellschaft „Steaua“, an deren Spitze Haret und der Administrator der Krondomänen J. Kalinderu stehen, liefert zum Preise von 15 banĭ (12 Pf.) gut ausgestattete Bücher von ungefähr 100 Seiten die Belehrung verbreiten und guten Absatz finden. Es wurde sogar schon der Gedanke, Theater für die Bauern zu errichten, ausgesprochen!

Der Dorfschulmeister hat sich als die geeignete Person erwiesen, um die geistigen und auch wirtschaftlichen Interessen im Dorfe wieder zu beleben. Auch die Priester, die jetzt die neuen Seminarien — es gibt deren nur noch zwei — mit einer besseren Bildung verlassen und seit dem Gesetze von 1893 einer festen staatlichen Besoldung sicher sind, tun oft ihre Pflicht, obgleich sich die Einmischung des hohen Klerus, der oft Politik treibt und niemals zum Volke heruntersteigen will, hemmend und verderblich in den Weg stellt. Die Bischöfe sind meist Priester aus Bukarest und Jassy, die nach dem Tode ihrer Frauen zum klösterlichen Leben übergegangen sind, lediglich um den Bischofsstuhl zu besteigen. Sie bringen, wenn sie ihre Absicht erreichen, aufser mancherlei Erinnerungen an das Leben, Beziehungen zu Verwandten, Freunden und Gönnern und oft auch Schulden mit, die sie kontrahiert haben, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Aus den gewöhnlichen Mönchen, die recht oft in elenden Zuständen, in Unkultur, Faulheit und Laster verachtet dahinleben — viel reiner ist das Leben der zahlreichen Nonnen, meistens Witwen oder armer Dorfmädchen —, kann man die Oberhirten der nunmehr, seit 1885, selbständigen, „autokephalen“ rumänischen Kirche nicht nehmen. Der Staat und die politischen Parteien, die auch für diesen Zweig des nationalen Lebens mafsgebend sind, haben die Pflicht, die Kirche auch in ihren Oberhäuptern vollständig zu reformieren [1]).

Der Dorfschulmeister hat viel mehr als seine Pflicht getan, und von seiner knappen Besoldung darf dabei gar nicht die Rede sein. Ihm ist auch die Bekämpfung des Alkoholismus anvertraut.

1) S. den Bericht Harets an den König (Bukarest 1903), auch französisch unter dem Titel: „Rapport adressé à S. M. le roi sur l'activité du Ministère de l'Instruction Publique et des Cultes“ erschienen. Über die Kirche vgl. die offizielle Schrift Biserica ortodoxă și cultele străine din regatul romîn (Bukarest 1904).

Er ist zum Führer seines Dorfes geworden und würde es in noch höherem Maſse werden, wenn erst die Parteien auf die Besetzung der Stellen der „Schulrevisoren“ aus politischen Rücksichten und auf die Begünstigung der Grundbesitzer zum Schaden des Lehrers verzichten wollten. Er ist auch bei der Bildung der Dorfbanken hervorragend beteiligt gewesen. Vor 1890 existierte deren keine einzige, der Wucherer war vielmehr der alleinige Kreditgeber. Im Jahre 1891 wurde durch die Initiative von Privatpersonen die erste Bank in dem groſsen Dorfe Urziceni (Distrikt Ialomiţa) gestiftet. In den nächsten sieben Jahren entstanden weitere zwanzig, aber nur vereinzelt: es gab noch keine Organisation, die alle verband. Seitdem aber der Minister Haret dieser Bewegung seine Unterstützung geliehen hat, sind innerhalb von sechs Jahren über tausend Banken im Lande errichtet worden, in denen die Ersparnisse von 80 000 Mitgliedern vereinigt sind; diese stellen ein Kapital von 8 Millionen dar, und diese Summe hat für das rumänische Volk einen gröſseren Wert als die 200 Millionen fremdes Kapital, die in der künstlich geschaffenen Industrie angelegt sind. Neuerdings, im Jahre 1903, ist durch die Bemühungen der demokratischen Jungliberalen die Bildung einer staatlichen Zentralkasse in Bukarest durchgesetzt worden. Kongresse der Verwaltungsratsmitglieder der Dorfbanken, die zu groſsen Versammlungen der Dorflehrer und Dorfpriester werden, finden jährlich statt. Die Verteilung von Nahrungsmitteln an die Bauern während der letzten Krisis hat sich unter Garantie der Volksbanken vollzogen, und auch in anderer Hinsicht haben diese segensreich zur Bekämpfung der Hungersnot beigetragen. Ihnen ist es auch zu danken, daſs bei den letzten Verpachtungen von privaten und Staatsgütern die bäuerlichen Gemeinden selbst Pächter, und zwar in 22 Fällen, werden konnten [1]. „Es gibt keinen besseren Zahler, als den Bauern“, sagte neuerdings dem Verfasser einer der ersten Grundbesitzer, der sein Gut gern der Bauerngemeinde in Pacht gibt.

Gegenwärtig gebührt dem Lehrer für seine Arbeit eine gröſsere politische Rolle, eine gröſsere Einwirkung auf die Ver-

1) S. G. Dumitrescu-Bumbesci, Călăuza Băncilor populare (Bukarest 1904), sowie das Werk der Brüder Pătrășcoiŭ (Bukarest 1903): Studiu introductiv asupra băncilor populare.



waltung des Dorfes, dessen Interessen dieser eine Gebildete besser vertritt als die vielen Ungebildeten. Dem Lehrer und dem Priester, vielleicht auch einem Vertreter des Großgrundbesitzes muß unbedingt eine Stimme im Gemeinderate zugestanden werden. Diesen aller vier Jahre völlig neu zu wählen und auch, wenn die Parteien am Staatsruder wechseln, aufzulösen, das bedeutet die Unmöglichkeit, eine bessere Wirtschaft im Dorfe herbeizuführen. Wenn man nicht neue bäuerliche Unruhen heraufbeschwören will, muß man dem einzelnen Dorfe zu einer Stabilität verhelfen und ihm eine ruhige, stille Arbeit bei innerem Frieden auf lange Jahre hinaus vergönnen. Und wenn außerdem der Großgrundbesitzer seinem natürlichen Berufe als Landwirt wiedergewonnen werden könnte, wenn er sich nicht die Politik als höchstes Ziel seines Lebens und Ehrgeizes erkiesen wollte, wenn er die natürliche Gemeinsamkeit seiner Interessen mit denen seines kleinen Nachbarn und Arbeiters zu verstehen wüßte, dann erst hätte Rumänien, das sich nur auf seine Dörfer verlassen kann, eine sichere Grundlage für seine Zukunft.

Dieser Gedanke scheint in der Tat von vielen leitenden rumänischen Politikern als richtig anerkannt zu werden. Der Minister des Innern in dem letzten Ministerium Sturdza, V. Lascăr, hat eine neue Gemeindeordnung vorgelegt, deren hauptsächlichste Neuerung in der Bildung der „sfaturĭ săteştĭ“ (Dorfräte) besteht. Die Bevölkerung einer Gemeinde ist dadurch in mehrere Dörfer mit eigener Verwaltung zerlegt worden, denn nur wenige Dörfer sind imstande, allein eine Gemeinde zu bilden und zu unterhalten. Während der Gemeinderat in dem Hauptdorfe seine Sitzungen hält, hat auch das abgelegene Dorf eine besondere Verwaltung, wenn auch mit beschränktem Wirkungskreise. Indes die Vorlage hat viele, keineswegs glückliche Veränderungen und Einschränkungen erhalten, und bei dem fortdauernden inneren Kriege zwischen den zwei innerhalb der liberalen Partei vertretenen Strömungen ist ihr Urheber viel angefeindet worden und hat nur sehr schwer durchdringen können. Wir haben durchaus nicht das neue, originelle, kühn gedachte Gesetz bekommen, das nötig wäre, um das Dorf entstehen zu lassen, wie es sich die rumänischen Patrioten wünschen.

Unter dem Ministerium Lascăr sind endlich Maſsregeln ergriffen worden, um dem Dorfe auch eine bessere gesundheitliche Fürsorge angedeihen zu lassen; ihm ist die Errichtung der ersten Dorfkrankenhäuser — infirmeriĭ rurale — zu danken. Zu der Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, die Tausende von Kindern in den Dörfern (20 % im Alter unter einem Jahre, 16 % im Alter von 1 bis 5 Jahren) jährlich wegraffen und eine im Verhältnis zu der beträchtlichen Anzahl der Geburten stehende Vermehrung der Bevölkerung verhindern, haben diese bescheidenen Anstalten in fühlbarem Maſse beigetragen. Leider mangelt auch hier nicht nur das Geld, sondern auch die nötigen Heilgehilfen, denn die „agenţĭ sanitarĭ“ verstehen sehr wenig von ihrem Berufe und flöſsen der Bevölkerung kein groſses Vertrauen ein. Dazu kommt die Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse, die auch auf dieses Gebiet der Reform neuerdings übergegriffen hat. Noch lange wird man deshalb die kluge alte Frau (baba) mit ihren Kräutern an das Krankenbett rufen. Unter den staatlich besoldeten Ärzten, die in einem Verhältnis zum Staate stehen, das dem in den übrigen Kulturländern ähnlich ist, besitzt nur die jüngere Generation wahre Menschenliebe und echten Patriotismus. Manche von den jüngeren Ärzten verdienen jedes Lob; hier und da beteiligen sie sich auch an den „Kulturversammlungen“ und suchen die Bauern selbst zur Bekämpfung der bei ihnen gewöhnlichen Krankheiten anzuleiten und ihnen Vorbeugungsmaſsregeln anzugewöhnen. Die Pellagra (30000 Kranke), die Malaria, der Alkoholismus, die Tuberkulose und die Syphilis richten die gröſsten Verheerungen an.

* * *

In den von Rumänen bewohnten Provinzen, die das Königreich Rumänien umgeben, steht das rumänische Dorf zwar unter einer fremden Verwaltung, aber es besitzt dennoch ein eigenartiges wirtschaftliches und kulturelles Leben.

Überall, im russischen Bessarabien, in der österreichischen Bukowina und in den zu Ungarn gehörigen Teilen, um von den kleineren rumänischen Inseln ganz zu schweigen, bedient sich die Dorfobrigkeit und das Gericht einer fremden Sprache, die



von den meisten Rumänen gar nicht verstanden wird, während andere sie nur mangelhaft verstehen und sprechen können. Der Gemeindesekretär oder der Beamte, der dessen Aufgaben erfüllt, muſs deswegen beinahe immer ein Fremder sein, aber im Gemeinderate sind die Rumänen, die sich oft einen Dorfvorsteher aus ihrer Mitte erwählen, stark vertreten.

Die Beziehungen zum Groſsgrundbesitze und zum Kapital sind nicht überall dieselben. Der bessarabische Bauer ist stark an Juden und Griechen verschuldet und hängt noch vielfach von seinem „moldauischen" Bojaren oder von dessen russischem, griechischem oder sogar jüdischem Rechtsnachfolger ab. In der Bukowina sind die Beziehungen zum Grundbesitzer beinahe dieselben; aber der Jude, der in einer Person propinator (Schankwirt), Steuereinnehmer, Gemeinderat, Pächter öffentlicher Abgaben und trotz der Raiffeisenbanken Wucherer ist, hat das Dorf in höherem Grade in seiner Hand und treibt dessen Bewohner, wohin er will, während ihn in Bessarabien das Gesetz an Ausschreitungen hindert. In dem Marmaros steht es in dieser Beziehung ebenso wie in der Bukowina, viel weniger jedoch in Siebenbürgen. In den letztgenannten Provinzen ist auch der Einfluſs des Groſsgrundbesitzers kaum bemerkbar.

Was die kulturellen Verhältnisse anlangt, so ist in Bessarabien der Lehrer ein Russe oder ein zum Russentum übergetretener „Moldauer". Die russische Schule bildet jedoch keine Gefahr für die Erhaltung der rumänischen Nationalität, denn sie besteht nur einige Monate im Jahre und hat nur einen dreijährigen Lehrgang; auſserdem ist der Unterricht so mangelhaft, daſs kein rumänischer Schüler die Staatssprache, wäre es selbst nur einigermaſsen, zu lesen und zu schreiben lernen kann. Die Furcht der russischen Regierung vor einer wirklichen Volksaufklärung erweist sich also für die Rumänen als Nationalität von gröſstem Nutzen. Die Priester werden in dem russischen Seminar zu Chişinăŭ (Kischenew), der Provinzialhauptstadt, gebildet, ihr Bischof ist der bessarabische Metropolit und Exarch der russischen Synode, der seit den 1830er Jahren beinahe immer ein Russe gewesen ist. Aber da die geistliche Herde die russische Sprache nicht versteht — in manchen Fällen trägt vielleicht auch ein Fünkchen Liebe



für das gröfsere verlorene Vaterland dazu bei, und niemals hat der Verfasser dort das Wort „Moldau“ aussprechen hören, ohne dafs sich wirkliche Liebe darin ausgeprägt hätte —, bedienen sich die Priester sehr oft im stillen, wenigstens für die Predigt, der „moldauischen“ Sprache. Neuerdings wurde, dank der letzten politischen Wirren in Rufsland, die Erlaubnis erteilt, rumänische kirchliche Bücher, aber nur mit kyrillischen Buchstaben, drucken zu lassen. In der Kirche Bessarabiens ist mithin diese Sprache noch keineswegs völlig verklungen.

In der Bukowina wirken als Lehrer in den Dörfern die Zöglinge des musterhaft eingerichteten Pädagogiums zu Cernăuţĭ (Czernowitz), in dem der Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird. Vorlesungen über rumänische Sprache und Literatur werden dort aber nur mangelhaft gehalten. Die jungen Leute sind sehr gebildet und fleifsig, besitzen aber weder Mut noch Originalität, und in dem Dorfe spielen sie nur eine unbedeutende Rolle. Viel höher geachtet sind die Priester, die gute Einkünfte haben und aus ihrem Seminar zu Czernowitz oder der dortigen theologischen Fakultät ein solides Wissen in streng orthodoxem theologischem Sinne mitbringen. Die Kirchen sind überall sehr schön, gerade wie diejenigen, welche in letzter Zeit in den Dörfern der Walachei erbaut werden, aber nicht so schön wie die alten Bauten im Königreiche, oder wie sie auch die Bukowina selbst in manchen Exemplaren zeigt. Für ihre bauliche Instandhaltung ist beinahe überall gut gesorgt, und es ist ein wahres Vergnügen zuzusehen wenn die starken hohen Gestalten der finsteren Bauern mit langen Locken und grofsen, meistens schwarzen Augen, in ihren langen Lederjacken und hohen Stiefeln dem andachtsvoll verrichteten Gottesdienste würdevoll und ernst beiwohnen. In den Klöstern, für die die Regierung ziemlich gut, aber niemals mit einem gewissen Gefühle der Pietät gegenüber der moldauischen Vergangenheit sorgt — manche sind sogar ziemlich gut, obgleich immer sehr bunt, renoviert worden —, leben einige bescheidene, seltener biedere Mönche, die sich übrigens mit denen im Königreiche vergleichen lassen. Aber die sanftmütigen gelehrten Priester, die manchmal so viel Verständnis für Kultur und Wissenschaft besitzen, diese von den Bauern hier und da auch geliebten und aufmerksam angehörten

Seelsorger haben in ihren Schulen im besonderen Treue gegenüber der Dynastie und der Orthodoxie gelernt, und diese Gefühle können sie ebensogut russisch wie rumänisch, am besten aber vielleicht deutsch zum Ausdruck bringen. Für die Erhaltung des rumänischen Bewufstseins, für die Verbreitung der rumänischen Literatur und deren Bereicherung tun sie, wie unter diesen Umständen leicht erklärlich ist, bei weitem nicht das, was sie tun könnten. Die Metropoliten der Bukowina sind bisher Rumänen gewesen; der dermalige würdige alte Seelenhirte, Dr. Wladimir de Repta, war früher Universitätsprofessor und bringt die Eigenschaften und Schattenseiten seines Klerus in höchstem Grade zum Ausdrucke. Vor seiner Erhebung zur Metropolitenwürde hat die Regierung zu seinen Gunsten das Bistum Rădăuţĭ (Radautz), aber nur als Titulaturbistum, wieder ins Leben gerufen. Der Metropolit ist von einem Konsistorium rumänischer und russischer Priester umgeben; er ist und fühlt sich aber keineswegs als Oberhaupt einer reichen autonomen Kirche. Alle seine Entscheidungen bedürfen vielmehr der Genehmigung seitens der Regierung, und der reiche Religionsfonds wird ohne jegliche Kontrolle seinerseits vom Staate selbst verwaltet und nicht nur für kirchliche Zwecke, jedoch nur in ganz geringem Grade für nationalrumänische verwendet, obgleich dieser Schatz ein Vermächtnis der alten Fürsten und Bojaren der Moldau ist.

In Siebenbürgen und Ungarn dagegen besitzt die Kirche dadurch wesentliche Macht, dafs sie ihren Reichtum selbst verwaltet und eine grofse Selbständigkeit geniefst; dadurch kommt sie in die Lage, einen recht bedeutenden Einflufs auf alle Zweige des nationalen Lebens auszuüben, und verfügt über alle rumänischen Schulen nur unter schwacher staatlicher Kontrolle, obwohl sich der Staat im übrigen schon zu einem künftigen grofsen Angriffe rüstet. Es ist nur schade, dafs die Rumänen infolge der kirchlichen Vorgänge des 18. Jahrhunderts in zwei feindliche Lager gespalten sind, in die orthodoxe oder griechisch-orientalische Kirche welcher die Mehrheit der rumänischen Bevölkerung anhängt, und in die unierte oder römisch-katholische.

Die erste hat erst mit Şaguna vor noch nicht 50 Jahren einen Metropoliten bekommen. Şaguna hat dieser Kirche auch ihre jetzige vortreffliche Verfassung gegeben, die bei den Geg-



nern als calvinistisch verschrieen ist. Ein Konsistorium (Kapitel), in welches auch Laien aufgenommen werden, steht dem Metropoliten und ebenso seinen Suffraganen von Arad (Arad) und Caransebeş (Karánsebes) zur Seite. In Hermannstadt, am Sitze des Metropoliten, wie auch in beiden bischöflichen Residenzen, bestehen Seminare, aus denen alle orthodoxen Priester der rumänischen Dörfer hervorgehen. Dort geniefsen sie einen Unterricht, der ihnen gemäfs der Forderung des Staates zwar zur Erlernung der magyarischen Sprache als fremder Sprache verhilft, sich aber dennoch auch auf rumänische Sprache und Literatur erstreckt, wenn auch nicht auf rumänische Geschichte, denn dies ist nicht erlaubt. Die Lehrer sind sämtlich gute Rumänen, zum Teil sogar begeisterte Apostel ihres Stammes, und der junge Kleriker liest nationalistische Bücher und Zeitungen. Er tritt in seinen Beruf ein mit dem Bewufstsein, dafs er zu seinen weniger gebildeten Brüdern kommt, um sie vor der verderblichen Entfremdung vom nationalen Empfinden zu bewahren, indem er den Gottesdienst in rumänischer Sprache abhält. Von dem Augenblick an, wo er seinen Einzug hält — und dies alles gilt auch für den unierten Priester —, ist er der erste Mann im Dorfe, der viel mehr gilt, als alle im Dienste der Regierung stehenden Magyaren und Juden. Die Einkünfte des Priesters sind meistens recht gut, und ein kleines Kapital sammelt sich im Laufe einiger Jahre in den Händen des „Popen“ an. Seine Familie bietet den Bauern ein Beispiel an Arbeitsamkeit, Kultur und Zufriedenheit; die Söhne des Priesters sind meistens die ersten in der Dorfschule. Und hier, in der „konfessionellen“, von der Kirche unterhaltenen Schule wirkt kein Feind, kein Nebenbuhler oder Neider des Priesters, obgleich der Dorfschulmeister schlecht bezahlt wird, sondern ein Vertreter, ja oftmals ein Seminarkollege des Popen, welcher in denselben Ideen erzogen ist und demselben hohen Ideale huldigt. Der Priester und der Lehrer vermitteln dem Bauern Kultur, geben ihm gute Ratschläge und politische Winke bei den Wahlen und verhelfen ihm gegebenen Falles zu einem Darlehen, das bei einer von den neunzig Banken der ungarisch-siebenbürgischen Rumänen [1]) aufgenommen wird.

1) S. über diese Banken einen Aufsatz in der Bukarester Zeitschrift Le mouvement économique, I. Jahrgang (1904—1905).

29*



Etwas früher hat die rumänische unierte Kirche zu Blaj (Blasendorf) die Krönung durch Errichtung eines Metropolitensitzes erhalten. Der fein gebildete, bewegliche und muntere Metropolit Victor Mihályi de Apșa, der einer adligen Familie des Marmaros entstammt, ist gegenwärtig das Haupt dieser Kirche, welcher nicht weniger als drei Bischöfe angehören, und zwar diejenigen zu Gherla (Szamos-Ujvár) im nordöstlichen Winkel Siebenbürgens, zu Groſs-Wardein (Oradea-Mare) und zu Lugoș (Lugas). Die Einkünfte dieser sind viel gröſser als diejenigen der orthodoxen Bischöfe, da diese vom Staate früher bevorzugte und unterstützte Kirche über viele Dotationen verfügt, die ihnen die Habsburger des 18. Jahrhunderts haben zukommen lassen, und so konnte sich z. B. Mihail Pavel, ein Bauernsohn, während seiner langen Hirtentätigkeit in Groſs-Wardein ein groſses Vermögen ersparen, das er übrigens ausschlieſslich zu Kultur- und Wohltätigkeitszwecken verwendet hat, wodurch er zum ersten Wohltäter seines Volkes in den letzten Jahrzehnten geworden ist. Von diesen Einkünften und von den Spenden ihrer Glaubensgenossen, die eine ganze Million stark sind, leben die unierten Priester und werden die Dorfschulen unterhalten. Im Blasendorfer Seminar und ebenso in einigen anderen der unierten Kirche begeistern sich die Schüler für das römische Dogma und nicht minder für das rumänische Volk. Nur ganz wenige Priester huldigen ausschlieſslich dem veralteten fanatischen Ideale des „Konfessionalismus", und solche Seelsorger, die zuerst dem Papste und erst in zweiter Linie ihrer Nation dienen, haben nur wenig Einfluſs, denn ein edlerer Eifer beseelt das gesamte Rumänentum Siebenbürgens bis zum Bauern hinab.

Gegen die rumänische Schule kämpft seit langem der ungarische Staat, der für die bekannte magyarische „Staatsidee" tätig ist. Die Konkurrenz besser eingerichteter Volksschulen mit magyarischer Unterrichtssprache hat zwar den rumänischen unteren Klassen einige Schüler abspenstig gemacht, aber auch diese sind in ihrer groſsen Mehrheit Rumänen geblieben, obwohl sie sich das Magyarische ziemlich gut angeeignet haben. Die meisten Kinder gehen dennoch in die Schule ihres Stammes, ihrer Muttersprache und ihrer Religion. Nur wenige rumänische Lehrer treten in den Staatsdienst und ernten dafür scharfe Miſsbilligung bei

ihren Volksgenossen. Der Versuch, in den von Rumänen bewohnten Gebieten zahlreichere Kindergärten mit magyarischer Unterrichtssprache zu errichten, hat keinen allzu glänzenden Erfolg gehabt; vielmehr haben sogar hier und da in den Städten die Rumänen für sich selbst Kindergärten gegründet. Ein viel schwererer Schlag wäre das Schulgesetz gewesen, welches der Minister Berzeviczy plante, doch dieser ist zugleich mit dem Ministerium Tisza den letzten Wahlen zum Opfer gefallen. Nach dessen Plane war der Erlernung der magyarischen Sprache eine viel gröſsere Rolle in allen konfessionellen Schulen zugedacht, und scharfe Maſsregeln waren vorgesehen, um eine wirksamere Kontrolle zu üben. Es besteht allerdings die Befürchtung, daſs unter dem Drucke eines solchen Gesetzes viele nationalrumänische Dorfschulen geschlossen werden müſsten, aber da der Bauer unter anderen Bauern seiner Nation lebt, da er so isoliert wohnt und da es auſserdem in den meisten Bezirken Siebenbürgens fast gar keine Magyaren gibt, besteht keine Gefahr, daſs der Rumäne nur infolge des Zwanges zum Besuche einer fremden Schule je seine eigene Sprache verlernen könnte. Neuerdings hat das Ministerium, um einige Priester an sich zu ziehen, dem rumänischen Klerus beider Bekenntnisse ein staatliches Gehalt angeboten, das auch von einigen angenommen worden ist; ob dadurch jedoch deren nationales Empfinden beeinfluſst wird, bleibt in höchstem Maſse zweifelhaft. Hinsichtlich der Autonomie der unierten Kirche, deren Lehre und Verfassung in einigen Punkten mit der katholischen Kirche der Magyaren übereinstimmen und deren Leiter sogar die Synoden jener besuchen, sind auch Befürchtungen laut geworden [1]).

Auſserhalb des Königreichs haben die Städte für die Rumänen nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. In Bessarabien finden sich Rumänen meistens nur in den Vorstädten, während im Zentrum der elenden, schmutzigen und vernachlässigten Stadt — nur die Hauptstadt Kischenew ist zum Teile gepflastert und beleuchtet — lediglich jüdische arme Krämer und stolze russische Beamte wohnen. Nicht einmal ein einziger Marktflecken hat vorwiegend rumänische Bevölkerung.

1) Bunea, Discursurĭ, Autonomia bisericească, diverse (Blasendorf 1903), S. 141 ff.

Die Stadt in der Bukowina oder der ihr ähnliche Marktflecken bildet beinahe ausschliefslich einen Stützpunkt für das erobernd vordringende Judentum; kleine Buden mit rührigen schmutzigen Kaufleuten ärmster Sorte bilden ihre wesentliche Zierde. Die Beamten, welche allen Nationalitäten des Reiches, besonders aber den in Galizien vertretenen angehören, bewohnen die besseren Häuser. Der Edelmann haust meistens auf seinem Gute und hat in der Stadt nur ein Absteigequartier. So ist der kleine Jude überall Herr: in Czernowitz beträgt die Zahl der „deutschen Bürger“ jüdischen Glaubens sogar über 17 000, während keine andere Nationalität eine Seelenzahl von 10 000 erreicht und die Rumänen gerade wie die Polen nur wenig über 7000 zählen. In Sadagura, einem Marktflecken, der nicht nur bei den Bukowiner, sondern auch bei den galizischen und moldauischen Juden als Heiligtum gilt, residiert mitten unter Glaubensgenossen, die ihn anbeten, ein Grofsrabbiner, ein „Sohn Davids“.

Gemäfs der für die Bukowina geltenden Verfassung hat das Land einen auf Wahlen beruhenden Landtag. Von dessen 31 Mitgliedern werden 10 von den Grofsgrundbesitzern, 12 von den Dörfern und 7 von den Städten gewählt. Nun spielen aber die Rumänen, wie gesagt, in den Städten keine Rolle, und diese sind daher auch im Landtage nicht von Rumänen vertreten. In den Dörfern haben jetzt die Slaven verschiedener Färbung zwar die Majorität, aber doch nur eine sehr geringe, die in dem Landtage nicht zum Ausdrucke kommt. Nur der Grofsgrundbesitz ist zum Teile rumänisch.

Die kleinen und gröfseren Bojaren sind meistens österreichisch gesinnt und halten an ihren politischen und sozialen Vorrechten fest. Nur einige von ihnen, wie die Familie Hurmuzaki und die Familie Flondor, bringen ihrer Nationalität und der rumänischen Kultur einiges Interesse entgegen. Ein Mann wie Nikolaus Vasilco ist zu den Ruthenen übergegangen und einer ihrer angesehensten Führer geworden; „niemand soll mich fragen“, so sagte er einmal im Landtage, „was ich gewesen bin, sondern nur, was ich j e t z t bin!“ Für das rumänische Leben als Ganzes hat man da beinahe gar kein Verständnis, und die Zeit ist längst vorüber, da das hurmuzakische Haus in Cernauca, das sich jetzt

übrigens in jüdischen Händen befindet, den Versammlungsort aller rumänischen Nationalisten bildete, die der Verfolgung in Siebenbürgen und in der Moldau entgangen waren. Von den höheren rumänischen Kreisen in der Bukowina wird Rumänien selbst mit immer gröſserer Gleichgültigkeit oder mit der bei den österreichischen Beamten üblichen Miſsachtung betrachtet. Als König Carol sich einmal bei einer Reise einige Augenblicke auf dem Czernowitzer Bahnhofe aufhielt und mit den zahlreichen anwesenden Personen Cercle hielt, wurde ihm von dem Barou Mustatza (griechisch-moldauischer Herkunft), den der König rumänisch angesprochen hatte, die charakteristische Antwort: „Wir sind deutsch erzogen, Majestät", worauf sich der rumänische Souverän gekränkt von ihm entfernte.

Nach dem schon Gesagten kann man sich vorstellen, wie schwer die rumänische Partei in der Bukowina zu kämpfen hat; sie kann nichts erobern und kaum den Besitzstand verteidigen. Aus dem rumänischen Mittelstande ist bis in die neunziger Jahre kein einziger Führer erstanden. Der von den Bauern heiſsgeliebte Dr. G. Popovicĭ, der ein wenig Leben in diese verzauberten Kreise der Trägheit und des Eigendünkels gebracht hat, ist in jüngster Zeit nach Rumänien gegangen, ebenso der in Siebenbürgen geborene Journalist G. Bogdan-Duică, welcher durch die Zeitung der nationalen Partei Verständnis für höhere Interessen und die Kultur geweckt hatte. Die systematischen Verfolgungen und Konfiskationen der Landesregierung unter dem rumänenfeindlichen Gouverneur Pace hatten die rumänische Presse zu kirchlichen Fachzeitschriften, wie die „Candela", welche seit langem rumänisch und ruthenisch erscheint, herabgedrückt, oder zu blutleeren kleinen Organen, die nur zweimal wöchentlich erscheinen, wie die erst jüngst unrühmlich gestorbene „Deşteptarea" („Erweckung").

So stand es mit der rumänischen Politik, als der junge bisherige Bankdirektor Dr. Aurel Onciul, der sich als Schriftsteller durch ein gutes Buch über „die konstitutionelle Verfassung Rumäniens" und als Journalist durch die Herausgabe des „Privitorul" (der Beobachter), eines kühnen, aber sehr wenig verbreiteten kritischen Organs, betätigt hatte, aus Brünn in sein Heimatland Bukowina zurückkehrte. Er wollte politisch Karriere machen



und deshalb schreckte er auch nicht vor den schärfsten Angriffen auf seine Gegner und sogar gegen Rumänien und die rumänische Gesellschaft zurück, die er mit Schmähworten überhäufte. Sein Programm war, sich mit den Ruthenen zu einigen, eine Agrarreform ins Werk zu setzen und dadurch das wirtschaftlich-finanzielle Leben im Lande zu heben. Die Regierung schien ihn dabei zu unterstützen, und er siegte bei den letzten Wahlen, zumeist deswegen, weil viele Priester und Dorfschullehrer, denen er ein höheres Gehalt bzw. gröſsere Einkünfte versprach, für ihn und seine Freunde stimmten. Nach dem Siege kapitulierten die Bojaren vor ihrem rücksichtslosen Bekämpfer, und an die Stelle der Deşteptarea ihrer Partei trat nun die berüchtigte Voinţa poporuluĭ („der Volkswille") Onciuls als rumänisches Organ. Nach allerlei Koalitionen hat der Landtag die Reformarbeit begonnen; sie kann vielleicht zu einem guten Ende geführt werden, steht aber auſserhalb des Nationalideals und der Interessen des rumänischen Volkes.

Diese Vorgänge zeigen am deutlichsten, welchen Gefahren ein Volk ausgesetzt ist, wenn es, ohne Mittelstand, nur aus mehr oder weniger heruntergekommenen Bojaren und aus armen, neiderfüllten, ungebildeten Bauern besteht; mit Hilfe der numerischen Kraft der letzteren kann sich irgendwelcher tatenlustige, kluge und rücksichtslose Mann zur leitenden Stelle aufschwingen, auch wenn das Wohl des ganzen Volkes darunter leidet.

In Siebenbürgen und in den rumänischen Teilen Ungarns besteht eine solche Gefahr nicht.

Auch hier beherrschen die Rumänen die Städte nicht; diese gehören vielmehr der alten bürgerlichen Aristokratie der Handel und Gewerbe treibenden Sachsen sowie der neuen magyarischen Beamtenschaft zum weitaus gröſsten Teile. Die rumänischen Elemente der Städte bilden, gerade wie in der Bukowina, meistens nur die Bewohner der Vorstädte, die in bäuerlichen, hier selbstverständlich viel besseren Verhältnissen leben. So zählt Kronstadt ungefähr 6000 Şcheĭ, welche die obere Vorstadt innehaben, und unter ihnen gibt es viele wohlhabende und sogar sehr reiche Familien. Auch in der Altstadt Kronstadt, welche bei den Rumänen Braşovechiŭ heiſst, finden sich sehr viele rumä-

nische Einwohner, die meist gewerblichen Beschäftigungen obliegen. Viel geringer ist dagegen die Zahl der Rumänen in den unteren Klassen zu Hermannstadt sowie in Bistritz und anderen Provinzstädten. Eine grofse Rolle dagegen spielen sie im kleinen Mühlbach.

Eine soziale Oberschicht bilden die Priester, höheren Lehrer, Rechtsanwälte und Ärzte, hier und da auch die Bankbeamten. In jeder Stadt gibt es einen rumänischen Protopopen, und es kommt auch vor, dafs für jedes der beiden Bekenntnisse ein Protopope da ist. Einige Kirchen, so z. B. die nichtunierte des H. Nikolaus in Şcheĭ, haben reiche Einkünfte, Renten und Güter und tragen viel zu der Entfaltung rumänischen Lebens in den Städten bei. Die Lehrer sind an den Primarschulen und auch an den Seminaren, an den Gymnasien (in Kronstadt, Blasendorf, Beinş-Belényes und Năsăud-Naszód), an den Handelsschulen (nur in Kronstadt) und an den Mädchenschulen (in Kronstadt, Beinş-Belényes, Hermannstadt und Blasendorf) beschäftigt. Sie haben in Klausenburg oder Budapest, auf den magyarischen Universitäten, manche sogar in Wien oder in Deutschland, selten jedoch in Rumänien studiert und haben die ungarische Staatsprüfung für den höheren Unterricht bestanden. Wenn sie sich nicht aus kleinlichen Motiven zu verschiedenen Parteien halten, bilden sie als Gesamtheit einen hochwichtigen Faktor für die rumänische Kultur und die Selbsterhaltung auf nationalem Gebiete. Durch ihre täglichen Beziehungen zu dem Volke sind die an den beiden magyarischen Universitäten promovierten Rechtsanwälte immer imstande, einer politischen Bewegung Leben einzuhauchen. Dies hat sich deutlich darin gezeigt, dafs nach den letzten Wahlen, obgleich seit Jahren die vom Staate verbotene Wirksamkeit des aufgelösten Nationalkomitees zu Hermannstadt aufgehört hatte, die Rumänen, dank der Tätigkeit des Rechtsanwalts in der Stadt und der des Priesters auf dem Lande, nicht weniger als acht Vertreter in den Budapester Reichstag entsenden konnten. Grofser Eifer und eine vielverheifsende Begeisterung gaben sich dabei kund, und die unantastbare rumänische Solidarität, die vom Bischofe bis zum Tagelöhner reicht, hat sich bestens bewährt. Auch bei vielen Komitatswahlen, d. h. bei denen, durch die die Mitglieder



der Komitatsräte bestimmt werden, haben die Rumänen, besonders im Banate, guten Erfolg gehabt. Nur müssen in dieser Beziehung die Kulturinteressen seitens der leitenden rumänischen Kreise in den Städten durch literarische und wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine zur Volksaufklärung gefördert werden.

An einen raschen Magyarisierungsprozefs in nächster Zukunft braucht niemand zu denken. Nur einzelne Staatsbeamte verleugnen ihre Nationalität und nehmen ungarische Namen an, aber an die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung glauben doch nur die Interessierten. Die in der Bukowina so häufigen gemischten Ehen zwischen Rumänen und fremden Mitbürgern gehören hier zur Seltenheit, sehr oft sogar nimmt die zweite Generation die von dem Vater verlassene Nationalität wieder an. Mancher gute Rumäne trägt heute einen magyarischen Namen, der irgendeinem seiner Vorfahren aufgezwungen worden ist.

* * *

In Rumänien selbst mufs man, was das städtische Leben betrifft, den Marktflecken, die Provinzialstadt und die Hauptstadt unterscheiden.

Der moldauische Marktflecken gleicht in jeder Hinsicht dem der Bukowina, nur dafs hier der allerdings auch nicht reinlichere Jude keine höheren politischen Rechte geniefst. Die Strafse ist gerade so lang, staubig und schmutzig; man sieht dieselben niedrigen, finsteren Buden, in denen billige, minderwertige Waren verkauft werden; die Bauern tauschen nach demselben System gute Naturalien gegen schlechte Fabrikate ein; auch hier macht sich im geheimen überall der Wucher bemerkbar. Abseits vom Gewimmel des ärmlichen, aber geräuschvollen Geschäftstreibens lebt der rumänische Beamte in einem hübschen Hause mit einem Garten davor; er ist ein angenehmer Gesellschafter, aber etwas träge und gibt sich zuviel dem Vergnügen und der Parteipolitik hin. Wenn die letztere ihn nicht immer mit seiner Versetzung und sogar Absetzung bedrohte, wäre er auch ein guter Vertreter der Staatsgewalt, aber unter den gegenwärtigen Zuständen, wo nur die Lehrerschaft und die höheren richterlichen Beamten sicher in

die Zukunft blicken dürfen, mufs er gelegentlich der Wahlen Dienste leisten, sich einen Beschützer suchen, und manchmal erspart er sich auch etwas, was nicht vom Gehalte kommt, für die schwere „Oppositionszeit“. Die politische Agitation wird, unter Aufsicht des Bezirkspräfekten, seines Stellvertreters, der jetzt an Stelle des Unterpräfekten Gemeindeinspektor geworden ist, und selbst der des Gemeindevorstehers, unter Benutzung aller ehrlichen und unehrlichen Mittel, von diesem kleinen Kreise betrieben. Der Bauer gibt meistens seine Stimme ab, ohne sich über die Bedeutung dieses Aktes recht klar zu sein, und er folgt dabei oft dem Wunsch der Verwaltungsbeamten oder den Drohungen seines Arbeitgebers und selbst den manchmal geradezu zynischen Verheifsungen der Kandidaten, die selbst das gefährliche Versprechen einer Güterverteilung nicht verschmähen. Der Jude mischt sich öffentlich nicht in die Politik, und wenn er dies täte, so würde seine Einmischung als Wähler oder Gewählter nur noch eine Verstärkung der dem politischen Leben anhaftenden sittlichen Mängel bedeuten.

In den Marktflecken der Walachei, die viel weniger stark bevölkert sind, fehlt der Jude. Dort geben sich besonders die Bauern ein Stelldichein zu der Zeit der Jahrmärkte, die hier ihre wirtschaftliche Bedeutung in viel geringerem Grade als in der Moldau verloren haben. Beim Jahrmarkte von Rîurenĭ (Vîlcea) strömen mehrere Wochen lang ganze Dörfer zusammen, während der berühmte jüdische Jahrmarkt von Folticenĭ vielmehr eine Zerstreuung der Stadtbewohner mit Panoramas, Volksmusiken und Volksschauspielen darstellt. Übrigens ist in der Walachei das System, mittels Heranziehung Fremder lediglich im Interesse des Staatsschatzes tîrgurĭ zu bilden, nicht in Anwendung gekommen. Zur gegenwärtigen Stunde werden vielmehr einige recht grofse, schöne und reiche Dörfer, wie Rucăr (Bezirk Muscel), nur deshalb nicht zu Marktflecken erhoben, damit das Eindringen der Fremden verhindert wird.

In der rumänischen Provinzialstadt wohnen in der Tat Fremde und Rumänen nebeneinander.

Die Fremden sind in der Moldau beinahe ausschliefslich Juden; christliche Fremdenkolonien finden sich nur wenige, und



auch diese haben keine Organisation. Im Gegensatze dazu haben die Juden ihre besonderen religiösen Einrichtungen, Rabbiner und hahamen, die das Vieh nach jüdischem Ritus abschlachten und das erlaubte koscher von dem unreinen, den Christen zu verkaufenden trif unterscheiden. Sie haben ihre eigenen Schulen — aber nur ein Gymnasium zu Bukarest —, die meist sehr wenig gesund gebaut sind und an denen zahlreiche, unsäglich schlecht bezahlte und ausgesaugte belferĭ, Lehrer, wirken. In Jassy und Botoşanĭ besitzen sie auch Spitäler, obwohl ihre Kranken auch in den rumänischen, unter dem Namen eines Heiligen, besonders des Heilung spendenden St. Spiridon, bestehenden Spitälern, die von Privatpersonen in grofser Anzahl gegründet worden sind, Aufnahme finden. Diese Bewohner der moldauischen Städte bilden aber nicht eine einzige Klasse; in der komplizierten Hierarchie gibt es vielmehr recht verschiedene Abstufungen vom elenden Gewerbetreibenden oder Krämer, der kaum seine tägliche Zwiebel erwerben kann und in unsäglich schmutzige Fetzen gekleidet einherwandert, bis zum reichen Bankier, zum vielbeschäftigten Arzte oder zum Pächter ausgedehnter Güter. Auch der interessante Typus des jüdischen Zeitungsschreibers fehlt nicht; er redigiert jedoch keine jüdischen – es existiert nur ein einziges Jargonblatt —, sondern die rumänischen Parteiblätter, und zwar mit grofser Begeisterung. Die weitverbreitete Bukarester Adevĕrul („die Wahrheit"), welche die Dynastie bekämpft und dabei nur ihren täglichen Interessen huldigt, ist ganz in jüdischen Händen.

Bis zum Bankier hinauf spricht der jüdische Arbeiter und Geschäftsmann nur Deutsch, d. h. den jüdisch-deutschen Jargon. Die Juden verkehren auch nur untereinander. Politische Rechte sind diesen Leuten gleichgültig, denn auf ihre Armut oder ihren Reichtum hat das Wählen und das Gewähltwerden keinen Einflufs.

Anders steht es mit der jüdischen Intelligenz, die auf rumänischen Schulen gebildet ist, den Dienst im rumänischen Heere durchgemacht hat und sich doch am politischen Leben ebensowenig wie der Krämer und Wucherer beteiligen kann. Einige von diesen besten Vertretern der jüdischen Nation in Rumänien



sprechen Rumänisch ziemlich gut; diejenigen, welche die Staatssprache tadellos sprechen, sind jedoch eine grofse Seltenheit. Sie lesen und schreiben Rumänisch auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete. Jüdischer Abkunft war der Naturforscher Barasch und sind jetzt die Philologen Tiktin (übergetreten), Şăineanu (lebt jetzt in Paris) und Gaster (jetzt Rabbiner in London) und der Dichter Ronetti Roman (naturalisiert), neben denen viele andere von geringerer Bedeutung stehen. Für diese Männer bildet der Ausschlufs vom politischen Leben einen grofsen Schmerz, und vielleicht könnte man ihnen dadurch Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs man sie vorzugsweise bei der individuellen Naturalisation berücksichtigte, während ihnen heute öfters der jüdische Geschäftsmann vorgezogen wird. Aber eine selbstverständliche Bedingung, die bisher nicht erfüllt wurde, ist die, dafs sie selbst ihre feindliche Haltung gegenüber dem Rumänentum vollständig aufgeben und geistig in der rumänischen Gesellschaft aufgehen. Dem staatlichen Unterrichte würde übrigens dabei eine Rolle zufallen, die bisher nicht ausgefüllt worden ist. Es ist aufserdem zu beobachten, dafs die stark verschuldete und ganz energielose rumänische Gesellschaft in der oberen Moldau sich dem Gedanken, mit den reichsten, Französisch und Rumänisch sprechenden Juden gesellschaftlich zu verkehren, nicht mehr verschliefst.

In dem ehemaligen Fürstentume Walachei finden sich Juden in Gruppen nur in den gröfseren Städten und Häfen, in Bukarest, Brăila und Craiova. Die meisten sind aus der Moldau herübergekommen und gehören dem galizischen Zweige an. Andere, aber der Zahl nach sind es weniger, bilden spanische Judengemeinden, und von deren Gliedern sprechen manche die rumänische Sprache ziemlich gut.

Die Griechen von Brăila machen die bedeutendste griechische Gemeinde im Lande aus. Eine prächtige griechische Kirche ist eine der Zierden der regelmäfsig gebauten und sauber gehaltenen Donaustadt; die neuerrichtete in Bukarest steht ihr weit nach und wird auch viel weniger besucht. Bedeutende Summen werden von Brăila aus für die hellenistischen Kulturzwecke und für die politischen Ziele des Hellenismus gespendet. Viele suchen ihre Töchter in Konstantinopel und Griechenland zu verheiraten.



Griechisch wird eifrig gelesen; in Bukarest erscheint sogar die griechische Zeitung *Πατρίς* („das Vaterland"). Manchmal sieht man in den Läden der Geschäftshäuser von Brăila das Bild des griechischen Königs Georg und andere patriotische Bilder. Die auf dem Lande und in kleineren Orten zerstreuten Griechen besitzen dagegen kein so ausgesprochenes nationales Bewufstsein.

Eine Organisation der bulgarischen Einwohner der rumänischen Städte ist nicht zu spüren: einzelne Personen tragen zu dem Fonds für die makedonischen Aufstände und Mordtaten bei, vielleicht leisten hier und da auch einzelne dem bulgarischen Staate Spionendienste; gelegentlich der Ermordung des Aromînen Mihăileanu wurde wenigstens die Existenz eines gefährlichen Mittelpunktes bulgarischer Propaganda in Bukarest aufgedeckt.

Die österreichische Kolonie ist bisher nicht als solche organisiert; die Siebenbürger Sachsen, welche bis in die achtziger Jahre an der Spitze des Bukarester deutschen Elementes standen, haben jetzt ihren besonderen Verein. Die Ungarn haben ihre calvinistische Kirche und entsprechende Schulen und geben seit einiger Zeit auch eine Zeitung heraus. Die bedeutendste Kolonie und dazu die am besten organisierte ist diejenige der Reichsdeutschen. Jetzt gehört ihnen an erster Stelle die lutherische Kirche in der Strada Luterană, und die Reichsflagge wird bei den Festlichkeiten der Kirche und der in Verbindung damit stehenden Schulen — darunter einer sechsklassigen Realschule — neben der rumänischen gehifst. Die Deutschen haben auch ausgezeichnete Diakonissenanstalten, eine höhere Mädchenschule in der Strada Diaconeselor und ein Sanatorium. Ein deutscher Turnverein besteht seit langem, und einer der schönsten Konzertsäle in Bukarest ist der der „Liedertafel". Der „Rumänische Lloyd" und das „Bukarester Tageblatt", übrigens mittelmäfsige Blätter, erscheinen in Bukarest besonders für die Deutschen, während die französisch geschriebenen Blätter, „L'Indépendance Roumaine", ein vortrefflich redigiertes Organ, und „La Roumanie" nicht etwa für die französische Kolonie da sind, sondern lediglich die Ansichten der Liberalen und Konservativen vor dem Auslande vertreten. Auch in kleineren Städten macht sich die Solidarität der Deutschen bemerkbar. Bis heute haben die Schwaben von Turnu-Severin, die vor



achtzig Jahren sich hier angesiedelt haben, ihren deutschen Charakter bewahrt, und neuerdings ist in dem kleinen Tîrgu-Jiiŭ, um nur ein Beispiel anzuführen, eine gute deutsche Primarschule entstanden [1]).

In jeder Hinsicht schulden die Deutschen der lutherischen Geistlichkeit für das Geleistete Dank. Der katholische Klerus spielt selbstverständlich eine ganz andere Rolle und stellt sich nicht in den Dienst einer Nationalität. Seit den achtziger Jahren ist die römische Kirche einheitlich organisiert, und ihr Oberhaupt ist der Erzbischof von Bukarest, der sich eine schöne Residenz erbaut hat und über zwei große Kirchen verfügt, über die neue luxuriöse Sankt Josephskathedrale, die mit einem Seminar verbunden ist, und die ältere, aber renovierte Bărăţia (Kirche der barát, der ungarischen Franziskaner). Der seit kurzem verstorbene Prälat Xavier von Hornstein, der noch keinen Nachfolger erhalten hat, entstammte einer schweizerischen Familie und war am Hofe des katholischen Königs nicht besonders beliebt, aber auch in anderen Kreisen wenig bekannt. Sein Katholizismus schien ein Vertreter fremden Einflusses zu sein. Der Klerus könnte manchmal besser ausgewählt werden; seine Glieder gehören aber verschiedenen Nationalitäten an; die Franzosen wenigstens treiben religiöse Propaganda in den Französisch sprechenden Familien der Aristokratie. Der Bischof von Jassy war bis vor wenigen Jahren ein früherer Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz und ebenfalls Schweizer von Herkunft, Mgr. Dominique Jaquet. Nachdem er wegen des alten Streites mit der ungarischen Geistlichkeit wegen des von dem Bischofe beanspruchten Rechtes, auch Dorfgeistliche irgendwelcher Nationalität in den katholischen ungarischen Gemeinden der Moldau zu ernennen, zurückgetreten war, wurde der verdiente Italiener und aufrichtige Freund Rumäniens, Camilli, wieder zum Bischofe von Jassy ernannt. Die Verwaltung dieser Diözese entspricht vielmehr dem Interesse des rumänischen Staates. Die Nonnen des Sacré Cœur und der Notre Dame de Sion,

1) Vgl. Teutschländer, Geschichte der evangelischen Gemeinden in Rumänien (Bukarest 1891) und H. Meyer, Die Diaspora der deutschen evangelischen Kirche in Rumänien, Serbien und Bulgarien (Potsdam 1901).



französische Orden, haben in Jassy, Galaţĭ und Bukarest grofsartige Mädchenschulen errichtet; der Unterricht ist jedoch in vielen Beziehungen mangelhaft, und Fälle von Proselytenmacherei veranlafsten (1904) einen Prozefs gegen die Schwestern, die jedoch der ihnen drohenden Gefahr, ihre Institute geschlossen zu sehen, entgangen sind [1]).

Die rumänischen Einwohner der Städte verteilen sich auf vier soziale Schichten.

In der Walachei wie in der Moldau hat man zuerst die Vorstädte, die nach dem türkischen mahalà (Vorstadt) mahalagiĭ heifsen. Die Vorstädte sind in allen Städten gleichmäfsig ausgedehnt, schlecht verwaltet und bewacht. Seit dem Beginn der modernen autonomen Stadtverwaltung hat man nicht den Mut gehabt, rücksichtslos ein angemessenes Gebiet für dieselben abzugrenzen, so dafs heute die Stadt tatsächlich auch mehrere Dörfer mit umfafst. Die Bewohner der letzteren sind meistens arme und wenig gebildete Leute; ihre Häuser ähneln denjenigen in den Dörfern, aber die Lage dieser Leute ist schlechter als die der Dorfbewohner, denn ihnen kommen nicht die vielfachen Begünstigungen des Agrargesetzes zugute, und aufserdem müssen sie die städtischen Gemeindesteuern entrichten. Einige sind Karrenfuhrleute, und als solche erzielten sie vor der Einführung der Eisenbahnen als grînarĭ, Getreidefuhrleute, einen hübschen Verdienst, mit dem es nunmehr endgültig vorüber ist. Jetzt stehen sie mit ihren unglaublich mageren und heruntergekommenen Pferden auf den öffentlichen Plätzen und warten bescheiden auf Transportaufträge. Wenige nur treiben ein Gewerbe, und erst in jüngster Zeit sind durch ein Gesetz die alten, früher abgeschafften Zünfte wieder eingeführt worden, deren Leitung nunmehr in rumänischen Händen liegt. Das Gesetz Missir, welches grofse Unzufriedenheit mit dem rumänischen Staate hervorgerufen hat [2]), besonders weil es falsch verstanden wurde, enthält auch die Bestimmung, dafs

1) S. die Notiz C. Auners in der Enciclopedia romînă unter dem Stichworte: România (Bisericĭ). Die Arbeit A. Abts: Die katholische Kirche in Rumänien (Würzburg 1879) ist mir nicht zugänglich gewesen.

2) Deshalb erschien das Gesetz auch in französischer und deutscher Übersetzung: Loi pour l'organisation des métiers (Bukarest 1903).

eine besondere Ermächtigung notwendig ist, wenn einer ein Gewerbe betreiben will, und dafs der Zunftvorstand eine Kontrolle hinsichtlich der Bedingungen ausübt, zu denen gearbeitet wird. Bisher hat dieses Gesetz allerdings noch keine sichtbaren Früchte getragen. Viele Vorstädter sind auch in den Bukarester Fabriken, besonders in den Staatsfabriken, neben zahlreichen Fremden beschäftigt. Bei dem bis in neueste Zeit sehr lebhaften Häuserbau finden besonders Italiener, die auch für den Strafsenbau gerufen werden, und die sehr billig arbeitenden, fröhlichen Zigeuner aus den benachbarten Dörfern Verwendung.

Die Armut und der herausfordernde Mut dieser Bukarester Vorstädter hat ihnen einen nicht gerade sehr rühmlichen Platz bei den politischen Kämpfen verschafft. Die Parteien haben sie gelegentlich militärisch organisiert, und gegen eine mäfsige Belohnung oder das Versprechen einer bescheidenen Anstellung im Staatsdienst erscheinen sie — ob Wähler oder nicht, das kümmert sie wenig — in den Wahllokalen, um durch Schreien, Schimpfen und Schlagen (bătăuşĭ) die politischen Gegner der Auftraggeber an der Abgabe ihrer Stimmen zu verhindern. Einer ihrer Führer, ein notorischer Trunkenbold, ist auf diese Weise bis zum Deputierten der konservativen Kammer gestiegen. Trotz eines neuen Gesetzes (1904), das eine geheime Stimmabgabe gewährleistet, haben sich dank ihrer Tätigkeit auch bei den letzten Wahlen (1905) Gewaltszenen abgespielt.

Eine höhere Klasse des rumänischen Bürgertums, das im Handel und der Unternehmung tätig wäre, gibt es in der Moldau kaum; in der Walachei dagegen, wo viele griechische, bulgarische und albanesische Elemente in der rumänischen Bevölkerung aufgegangen sind und noch täglich aufgehen, ist eine solche Schicht ziemlich stark. In ihrem geselligen Leben haben diese Kreise Fühlung mit dem Volke, nur wenige aber bekommen Zutritt in die Gesellschaft der höheren Kreise. Zu der Beamtenklasse dagegen finden sich Beziehungen und Familienverbindungen mit ihren Gliedern sehr häufig, trotz des gewöhnlich sehr grofsen Unterschiedes in der Lebenshaltung.

Die Stellung der Beamten ist keineswegs befriedigend. Die ehedem allzu hohen Gehälter sind bei der letzten Finanznot all-



zustark herabgesetzt worden, und unter den höheren, sehr oft unnötigen Beamten sind nur sehr wenige diesen Schwierigkeiten zum Opfer gefallen. Noch jüngst wurden neue, ganz überflüssige Stellungen für Parteigenossen geschaffen. Das neue Pensionsgesetz, das viele Mifsbräuche beseitigt hat, scheint zu knappe Bezüge zu gewähren; indes bei der Anhäufung der Pensionen kann der Staat nicht mehr tun. Am schlechtesten ist aber das System, nach welchem die Beamten ernannt, befördert und abgesetzt werden. In der Verwaltung wird entweder keine besondere Qualifikation verlangt oder das Diplom eines Lizenziaten der Rechtsfakultät gilt als hinlänglich. Nun ist aber bei der schlechten Organisation der betreffenden Fakultäten nichts leichter, als binnen drei Jahren ein solches Diplom zu erwerben. Die Anzahl derjenigen, die es besitzen, ist folglich sehr grofs, und deshalb wird unter diesen bzw. unter den nicht-diplomierten Kandidaten die Wahl nach Parteirücksichten vorgenommen. Manche junge Leute schufen sich noch bis vor kurzem regelmäfsig ihre zukünftige Anstellung als Staatsbeamte, indem sie noch während ihrer Studienzeit der Regierung oder den Oppositionsparteien Dienste leisteten, die ganze Schule des hohlen und unaufrichtigen Redners durchmachten und sich durch vieles feuriges Sprechen für das ganze Leben Charakter und Urteil verdarben. Ein Wechsel in der Regierung bringt solche Leute dann wieder zu Falle. Dann benutzen sie ihr Diplom, um als Rechtsanwälte, obwohl es deren gerade genug gibt, tätig zu sein. Oft werden auch Schulden gemacht, die bei der späteren Wiedereinsetzung oder Beförderung bezahlt werden sollen. Um diese Aussicht auf eine bessere Zukunft nicht zu verlieren, wird die „politische Tätigkeit" weiter und zwar immer eifriger fortgesetzt. Wenn die Zeit, da die Gegenpartei am Ruder ist, zu lange dauert, dann erreicht diese Tätigkeit eine besorgniserregende Höhe; die Schimpfereien in den Reden an das „Volk", die Schimpfereien in den Parteizeitungen [1],

1) Die besten sind die „Voinţa Natională" der Liberalen und die „Epoca" der Jungkonservativen. Dagegen wird die Presse der Altkonservativen, selbst nachdem die Partei ans Ruder gekommen ist, nicht in Schranken gehalten; unsägliche Verleumdungen werden darin täglich gedruckt. Kein Parteiblatt hat fur die Kultur ein aufrichtiges Interesse. — Von den Unparteischen wird immer

die oft solche Leute redigieren, werden immer rücksichtsloser; sogar an den König wendet man sich in unziemlichster Weise. Die Presse der nunmehr wieder regierenden konservativen Partei erdreistete sich sogar, als sie sich noch in der Opposition befand, die Belgrader Mordtaten mit Genugtuung zu besprechen! Nun kommt endlich der lang erwartete Zeitpunkt: der „Wille des Landes" wird befriedigt, und die verarmten und bis zum Äußersten getriebenen Oppositionellen sind berufen zu regieren. Täglich finden neue Beamtenwechsel statt; viele tüchtige Beamte verlieren ihre Stellen, mit denen die „Vorkämpfer" für die regierende Partei belohnt werden müssen. Zum größten Teile setzt sich die Schar der Politiker aus diesen Leuten zusammen, denen sich wohlhabende, wirtschaftlich unabhängige Personen zugesellen. Die letztgenannten betrachten als höchstes Ziel ihres Lebens die Beteiligung an der Regierung, oder wenigstens die Eigenschaft eines Kammermitgliedes [1]). Zum Schaden des Landes verpachten viele Gutsbesitzer ihre Güter, um nach Bukarest zu ziehen und sich hier tagtäglich an der Politik zu eigennützigen Zwecken zu beteiligen. Sogar pensionierte Beamte, die vom Staate Pension beziehen, sehnen sich nach Parlamentssitzen und beteiligen sich mit jugendlicher Begeisterung am politischen Leben. Aus Eitelkeit verlangt ihren Teil daran auch die Lehrerschaft, die nur insoweit von dem Wechsel der Parteien abhängt, als die unteren Schichten mit Versetzungen geplagt werden können. Unglückliche Bestimmungen im neuen Unterrichtsgesetze gestatten außerdem der Regierung, einen Gymnasiallehrer dadurch zu begünstigen, daß er eine größere Zahl Unterrichtsstunden bekommt und dann ein höheres Gehalt bezieht. Ferner wünscht mancher Primar- oder

---

mehr die gut informierte Zeitung „Universul" (zu 5 banĭ; andere werden mit 10—15 bezahlt), gelesen. Alle Bukarester Zeitungen erscheinen täglich. Ihr Absatz beläuft sich höchstens auf 100000 Exemplare.

1) Es gibt eine „Camera deputaților" mit 183 auf vier Jahre gewählten Mitgliedern, und einen Senat mit 108 gewählten Mitgliedern, denen sich die acht Bischöfe und der Kronprinz von rechtswegen zugesellen. Beinahe dieselben städtischen Wähler, nur anders eingeteilt (es gibt 3 nach dem Zensus abgestufte Wählerklassen für die Kammer, 2 für den Senat), stimmen bei den Wahlen für beide Körperschaften. Die Gesetze werden in beiden beraten; mit dem Budget dagegen beschäftigt sich die Deputiertenkammer allein.



Gymnasiallehrer [1]) aus der Provinz nach Bukarest „detachiert“, d. h. provisorisch versetzt zu werden, und endlich hat das Ministerium die Macht, die Stellvertreter der Lehrer beliebig zu ernennen, während ordentliche Lehrerstellen nur mit Leuten besetzt werden können, welche die Prüfungen für die Gymnasiallehrer (examene de capacitate genannt) bestanden haben. Seit einiger Zeit herrscht die Politikwut auch im Heere, denn auch hier hoffen viele dadurch ihre Beförderung zu beschleunigen; manchmal werden auch die Offiziere gezwungen, die Wahllokale aufzusuchen, und dies ist auch bei den letzten Wahlen geschehen.

Die Bauern, welche die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, spielen politisch eigentlich keine Rolle. Nur wenn sie gewisse Bedingungen erfüllen, können sie ihre Stimme direkt abgeben; die ungebildeten und armen unter ihnen, d. h. bisher die meisten, können nur Wahlmänner bezeichnen, die zur Bezirkshauptstadt gehen und hier gewöhnlich die Kandidaten der Regierung für die Deputiertenkammer wählen. Bei den Wahlen zum Senat dagegen haben sie überhaupt keine Stimme. Die Bauern bildeten vormals für sich die vierte Wählerklasse; jetzt machen sie, zusammen mit einigen städtischen Elementen, die dritte aus, die weniger Deputierte wählt, als die beiden ersten. Mit Hilfe der Dorfältesten, manchmal auch der Dorfpriester, und der Schankwirte der Residenzstadt wird meistens, wie schon gesagt, der Kandidat der Regierung gewählt; selten nur kommt ein einflußreicher Gutsbesitzer, wenn er sich zu außerordentlichen Wahlgeschenken bereit finden läßt, durch. Die Versuche, eine bäuerliche Partei zu gründen, sind bisher stets an der Nichtswürdigkeit derer, die sich zu Führern aufwarfen, und an den Gegenmaßregeln jeder Regierung gescheitert. Nur als eine Kuriosität verdient die Tatsache erwähnt zu werden, daß die ehemaligen Sozialisten, die sich später in der liberalen Partei verloren haben, als sie bei den wenigen, meistens fremden und

1) Die Lehrerschaft an den Gymnasien zählt über 1000 Mitglieder; es gibt über 40 „Lyzeen“ und Gymnasien, mit mehr als 700 Lehrern. Dazu kommen die ungefähr 100 Lehrer an praktischen Schulen (Handel, Gewerbe und Ackerbau) und ebenso viele an den Fachschulen.

politisch rechtlosen Arbeitern der Städte kein Glück hatten, sich an die Bauern wandten. Diese schienen in der Tat zu hoffen, dafs es durch diese Volksfreunde zu der erwünschten Verteilung der Güter kommen würde, und so wurde der damalige Führer der Sozialisten, der wissenschaftliche Popularisator, Ioan Nădejde, zum Deputierten erwählt. Dies gehört aber der Vergangenheit an. Bisher sind die Bauern ein unbedeutender Faktor im politischen Leben gewesen, was sich übrigens durch ihre wirtschaftlich abhängige Lage, durch ihre ungenügende Bildung und durch die Unmöglichkeit, sich selbst zu organisieren, zur Genüge erklärt.

Die städtische Oligarchie der Rechtsanwälte, Beamten und Vertreter der „freien Berufe" (Ärzte, Ingenieure usw.), Rentner, Schankwirte und Vorstädter haben vielmehr das politische Leben in Erbpacht.

Die Bojarenaristokratie hat ihre Bedeutung zum gröfsten Teile eingebüfst. Viele der angesehensten Familien sind in verschämte Armut hinabgesunken. Die Güter der meisten sind unglaublich mit Schulden belastet, und es ist fast ein Wunder, dafs sie sich noch immer durch allerlei freundliche Hilfeleistung und politische Kniffe erhalten können. Die Bojaren schreiten nicht mehr an der Spitze der Kultur, und diejenigen von ihnen, welche nur französische Umgangssprache und Literatur kennen wollen [1], stehen sogar der nationalen Kultur ganz fremd gegenüber und werden deswegen von den Vertretern der rumänischen Intelligenz immer mehr befehdet. Es gibt darunter sogar solche, die sich wegen ihrer geringen Vertrautheit mit der Staatssprache an dem politischen Leben nicht wirklich beteiligen können! Häufig haben sie Frauen aus nichtaristokratischen Kreisen, und so ist dieser Aristokratie das erhebende Gefühl des edleren Blutes verloren gegangen. Nur das gesellschaftliche Leben, das Pariser Vorbilder nachahmt, ist immer glänzend geblieben, und gegen Abend bildet die Calea Victoriei, die hauptsächlichste Verkehrsstrafse in Bukarest, die zwar eng und krumm ist, aber viele stattliche Gebäude besitzt, sowie die im Frühling, Sommer und bis spät in den Herbst hinein in prächtigem Grün prangende Chaussee, mit den vielen Equi-

1) S. meine in der Bibliographie erwähnten Broschüren.



pagen und kostbaren Toiletten ein wunderbares Schauspiel für den Fremden und nicht minder für denjenigen, der daran gewöhnt ist. Die reichen Leute aus dem Bürgertum und selbst viele von den Beamten, die durch Heirat oder politische Spekulationen reich geworden sind, nehmen an diesem lustigen Schauspiele der Eitelkeit teil, während in den entgegengesetzten Stadtteilen mit ihren zahlreichen aneinandergeklebten Buden, namentlich in den Strafsen Lipscanĭ und Şelarĭ, der meistens in fremden Händen befindliche Handel seine Heimat hat; jenseits der Dîmbovița aber liegen die jüdischen Strafsen in der Nähe der Calea Văcăreştĭ, und dort ist der Kleinhandel zu Hause.

In anderen Städten — so auch in Jassy — ist die Aristokratie beinahe ausgestorben, und es erinnern in der ehemaligen Hauptstadt der Moldau daran nur noch die schönen, eleganten, mit prächtigen Gärten umgebenen Wohnhäuser auf der Copoŭstrafse und in den benachbarten stillen und reinlichen, aber toten Gassen. Die grofsen, hohen Kirchen zu Jassy mit slowenischen Inschriften stehen traurig und verlassen da, die stattlich renovierte Metropolitankirche aber prangt mitten im jüdischen Gewimmel der Hauptstrafse.

Seit einiger Zeit widmen sich manche aristokratischen Familien mit Eifer und Verständnis dem Ackerbau und folgen dem guten Beispiele, das die Verwaltung der Krondomänen gibt; sie erzielen auch einen reichlichen Ertrag. In dieser Weise hat sich Barbu Ştirbeĭ, der Enkel des gleichnamigen einstigen regierenden Fürsten, um die Förderung des nationalen Wohlstandes bemüht, und hier und da beginnen auch andere Mitglieder der Aristokratie, sich den Anforderungen des modernen Lebens zu fügen.

Aber bis jetzt kann sich auf diese Kreise eine konservative Partei noch nicht stützen. Das Verständnis für eine solche existiert zwar, und nicht nur bei den Alten, aber eine rumänische Partei ist immer nur eine solche, die regieren, und zwar allein regieren will. Alle diejenigen Parteien, die ein bestimmtes Ideal verfolgten, aber es nur zu wenigen Mitgliedern gebracht haben und deshalb nicht ans Ruder kommen konnten, haben ihren Einflufs verloren. So hatte sich die literarische Gesellschaft Junimea zu einer politischen Gruppe unter Führung von P. P. Carp, einem ungemein begabten, energischen und aufrichtigen Politiker umgewandelt. Der König hatte



ihm auch in dem Übergangsjahre 1888 die Regierung anvertraut. Indes allein konnten sich die Junimisten, die sich den Namen „Konstitutionelle“ beilegten, nicht halten, sie mufsten sich vielmehr zu allerlei Kompromissen mit den Altkonservativen Catargius verstehen. Nach dessen Tode aber wurde Carp nur von der Minderheit der Konservativen als Führer anerkannt, während die Mehrheit sich den einer berühmten Familie entsprossenen reichsten Gutsbesitzer des Landes, G. Gr. Cantacuzino, zum Führer erkor. Einige Jahre lagen die beiden konservativen Parteien miteinander in Hader, bis schliefslich Carp Ministerpräsident aller Konservativen wurde, während Cantacuzino die ideelle Leitung behielt. Bald aber wurde sein Ministerium von der konservativen Kammer gestürzt, und jetzt hat wieder der Kampf zwischen „Carpisten“ und „Cantacuzinisten“ — ironisch werden diese auch „Byzantiner“ oder nach dem Namen ihres rührigsten Agitators, Take Ionescu, „Takisten“ genannt — begonnen. Als dritte Partei wollen die Anhänger Carps sich nicht betätigen. Take Ionescu hat seinerseits sehr viele Anhänger unter der grofsen Masse derer, die sich zu der oben erklärten städtischen Oligarchie bekennen, besonders unter den Häschern nach Staatsämtern, aber seine „Takisten“ sind keine Konservativen und haben übrigens kein besonderes Programm.

In den achtziger Jahren sind in Jassy zwei neue Parteien begründet worden: die Radikalen scharten sich um Georg Panu, einen interessanten, rationalistischen Denker, und die Sozialisten um die Brüder Nădejde, die beide Gymnasiallehrer waren, und ihnen gesellte sich nach einiger Zeit der aus Rufsland herübergekommene Gherea-Dobrogeanu zu. Die derbe radikale Zeitung Lupta („Der Kampf“) und die sozialistische Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur, „Contemporanul“, deren Inhalt meistens sehr bunt zusammengesetzt war und nur geringen künstlerischen Wert hatte, wurde viel gelesen. Die Juden in der Moldau und die Bukarester Jugend waren von der „Lupta“ entzückt: letzterer gefielen besonders die heftigen Angriffe auf den König, durch die sich auch die miserabel geschriebene „Adevĕrul“ („Die Wahrheit“) einen Ruf erwarb. In der Literatur entspann sich bald ein Kampf um „die reine Kunst“ und die dem sozialen Nutzen dienende Kunst; letzteres war eine von Gherea aufgegriffene Frage, die mit der



Entwickelung des rumänischen Volkes nur wenig zu tun hat. Die Jungen traten beinahe alle für Gherea ein und wandten sich von dem verdienstvollen Maiorescu ab, der für sie nicht mehr der gefeierte Führer rumänischer Kultur war, sondern in ihren Augen zum verschrieenen Metaphysiker herabsank. Panu, Ioan Nădejde und V. G. Morţun wurden zwar Deputierte, aber verstanden es nicht, ihre Ideen würdig zu vertreten. Einige Jahre vergeblichen Wartens vergingen, und zuletzt schlossen sich die Sozialisten der liberalen Partei an, die Radikalen aber mit Ausnahme des unstet umherirrenden Panu den Konservativen. Aus ersteren, die jetzt Morţun leitet, bildete sich der fortschrittliche Teil der Liberalen, während die letzteren nunmehr keine besondere Richtung darstellen und dem gegenwärtigen konservativen Ministerium zwei Mitglieder gegeben haben.

Man kann behaupten, dafs die echten Konservativen im Aussterben begriffen sind, denn die Stärke der Partei bilden die „Takisten". Ihnen gegenüber stehen die Liberalen, die sich ihrerseits wieder aus zwei Gruppen zusammensetzen. Die Alten und einige von den Jungen vertreten die Ideen der städtischen Oligarchie, die sich als opportunistisch charakterisieren läfst und deren Grundsatz lautet: „Nur nicht zu viel ändern!". Im Verhältnis zu den „Takisten" sind diese Politiker „aristokratisch" und „konservativ" gesinnt, und die liberale Partei hat im letzten Ministerium Sturdza gegen diese plebs der Beamten Stellung genommen. Von der letzteren will ja auch der konservative Carp nichts wissen, sie finden dagegen bei Take Ionescu das gröfste Entgegenkommen, dem sie zur Führung des Staates verholfen haben. Die alten Liberalen halten noch an einigen leitenden Ideen fest und bemühen sich, den äufseren Anstand zu wahren, während sich bei den Takisten alles offen „ohne Phrasen" vollzieht. Die Fortschrittler, junge Leute und zum grofsen Teile frühere Sozialisten, vertreten einen viel höheren Standpunkt, denn sie denken viel weniger an die Gröfse und die Entwickelung der Partei als an einige nutzbringende Reformen. Sie sind daher wie die Carpisten und vielleicht in noch höherem Mafse, aber in weniger bedächtiger Weise, Reformfreunde. Sie wünschen die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, die Gründung eines

ländlichen Kreditinstituts usw. Die Brüder Brătianu halten auch zu ihnen, wenn sie auch andrerseits sich mit Eifer ihrer Partei widmen. Der siebzigjährige D. A. Sturdza, dem die gute Leitung des letzten liberalen Ministeriums beinahe ausschliefslich zu danken ist, huldigt persönlich vielmehr der Staatsidee, und sein unentschlossenes Schwanken zwischen diesen Richtungen hat seinen Fall und denjenigen der liberalen Regierung (1905) verursacht.

* * *

Trotz des Parteikampfes ist wenigstens in einigen Zweigen des rumänischen Lebens von einer Kontinuität die Rede. Es kommt zwar sehr oft vor, dafs ein gutes Gesetz durch das daraufolgende feindliche Ministerium schlechte Zusätze erhält oder sogar eine vollständige Umwandlung erfährt. Manchmal erklärt ein Führer der Opposition geradezu, dafs seine Partei dieses oder jenes Gesetz abschaffen will, aber vieles bleibt trotzdem lediglich Drohung bzw. Versprechen. So hat z. B. die liberale Partei das Bergwerksgesetz, obwohl sie, als es zur Abstimmung kam, die Kammer verlassen hatte, im wesentlichen beibehalten. Am neuen Schulgesetze haben die Minister Take Ionescu und Haret sogar gemeinsam gearbeitet. In wirtschaftlichen Fragen gibt es die gegensätzliche Stellungnahme von 1890 nicht mehr, und neuerdings hat sogar ein konservativer Senator dem Handelsvertrag mit Deutschland, dem Werke des liberalen Ministers Costinescu, seine Anerkennung ausgesprochen.

Die auswärtige Politik Rumäniens bleibt immer dieselbe, denn der König hat sich diesen Teil der Regierung selbst vorbehalten, und ebenso die Angelegenheiten des Heeres, das zur stärksten Stütze des Staates geworden ist. Es zählte 1900 34 Regimenter Infanterie, 8 Bataillone Jäger, 6 Regimenter rote Husaren (roşiorĭ), 11 Regimenter blaue Husaren (călăraşĭ), 14 Regimenter Artillerie und 2 Genieregimenter, ohne die minderwertigen Bestandteile zu berücksichtigen. Nebst 300 Geschützen kann das Land als erstes Aufgebot 150000 Mann ins Feld stellen, wovon 60000 die Friedenspräsenzstärke bilden. Die Anzahl der Offiziere, die in zwei niederen Schulen (zu Jassy und Craiova),



in drei höheren (Offizier-, Artillerie- und Administrationsschule in Bukarest, für Offiziere, denen die Verwaltung des Heeres anvertraut wird), in drei Fachschulen (der Anstalt für Artillerie und Genietruppen in Bukarest, der Marineschule und [seit 1884] Kavallerieschule in Tîrgoviște, sowie in der Bukarester Kriegsakademie) ihre Ausbildung geniefsen, beträgt über 3000. Um den finanziellen Schwierigkeiten zu begegnen, werden zwei Drittel der Infanterie und ein gröfserer Teil der Kavallerie nur in geringerem Mafse ausgebildet, indem diese Soldaten nur zeitweilig (cu schimbul) eingezogen werden; dabei werden auch die Interessen des Ackerbaues und der bäuerlichen Wirtschaft berücksichtigt. Die Dienstzeit beträgt drei Jahre, für die Abiturienten der Gymnasien ein Jahr; bei einem Jägerbataillon ist eine zweijährige Dienstzeit probeweise eingeführt worden. Das ganze Heer ist in vier Armeekorps und in die „aktive Division der Dobrudscha“ eingeteilt.

Die Kriegsmarine entspricht noch nicht den Bedürfnissen der Landesverteidigung; sie zählt nur einen Kreuzer und fünf Torpedoboote nebst einigen Kanonenbooten [1]).

* * *

In nicht allzu ferner Zukunft wird sich gewifs eine starke Reformpartei bilden, die einem höheren Ideale nachstreben und die anarchistischen Elemente der obengenannten plebs bekämpfen wird. Denn dies hat sich allmählich auf literarischem und wissenschaftlichem Wege als notwendig erwiesen.

Die latinistische Strömung ist seit langem in ihrer ursprünglichen Form erloschen. Seit dem Erscheinen des lächerlichen „Dictionariu“ von Laurian und Massim, die jedem nichtlateinischen Worte das Recht, geschrieben und gesprochen zu werden, absprachen, hat sich manches geändert, und jene Fanatiker sind vereinsamt. Aber aus dieser lateinischen Richtung in der Philologie und Geschichtschreibung — Laurian schrieb eine Geschichte

1) S. L'armée roumaine en 1900, notice publiée pour l'exposition universelle de Paris par la commission militaire roumaine (Angers 1900).

der Rumänen für den Gymnasialunterricht, die er mit Romulus und Remus begann! — ist eine Anschauung entsprungen, die noch recht lange nachgewirkt hat.

Die Rumänen sind danach echte Lateiner, wahre Römer. Kein Volk kann sich mit ihnen vergleichen; ihre Zukunft ist gesichert, die rumänische Vergangenheit aber mit ihren slowenischen Büchern, ihren cyrillischen Buchstaben, ihrem religiösen Dunkel und ihren „griechischen“ Fürsten mufs eiligst und für immer begraben werden. An die römische Tradition gilt es wieder anzuknüpfen. In der auswärtigen Politik ist demnach die einzig berechtigte die „lateinische Idee“, die auf Italien und besonders auf Frankreich hinweist. Noch in den neunziger Jahren sind zweimal rumänische Pilger und Pilgerinnen zur römischen Trajanssäule gewandert unter der Führung eines Universitätsprofessors, einer Dame und eines sonderbaren Siebenbürger Hirten, der nur für den Gedanken des „römischen Ursprungs“ lebt. Alle Moden Frankreichs in der Literatur, in der Politik und im Leben wurden nachgeäfft.

In der Literatur hatten schon in den dreifsiger Jahren Alecsandri, Bălcescu und Kogălniceanu den Versuch gemacht, einer rumänischen, nur rumänischen Richtung zum Siege zu verhelfen. Sie hatten auch Erfolg, aber bald erhob die latinistische, italienistische, französisierende Richtung ihr Haupt. Zur richtigen Stunde wurde dann in den sechziger Jahren in Jassy die Zeitschrift „Convorbirĭ literare“ gegründet. Sie kritisierte rücksichtslos, namentlich durch die Feder Maiorescus, die Ungeheuerlichkeiten, die aus den herrschenden Schulen hervorgingen, und auf dem von diesem einsichtigen Kritiker empfohlenen Wege der Aufrichtigkeit und der Mäfsigung sind dann Schriftsteller ersten Ranges weiter fortgeschritten, so Gane und Creangă, von denen der erstere das Städteleben und der letztere das Leben in den Dörfern der Moldau schilderte, Slavicĭ, welcher seine Gegenstände dem bäuerlichen Leben Siebenbürgens entnahm, Ispirescu, der die Volksmärchen der Walachei einfach und doch fesselnd wiedererzählte. Aufserhalb des Kreises der „Junimea“ schrieb im selben Sinne der Archäologe Odobescu, ein eleganter Stilist, und auch der universelle Hasdeu. Aber alle anderen überragte ein Mann, welcher das rumänische



Volk in allen seinen Schichten und allen seinen Provinzen, in seinen gegenwärtigen Zuständen und in seiner ganzen Vergangenheit, aus der Geschichte und Literatur kannte und welchem dieses ausgedehnte Wissen die reinste und reichste Sprache verlieh, um die starken Gefühle und hohen Gedanken seiner genialen Persönlichkeit auszusprechen: in dem 1849 geborenen Mihail Eminescu, der ein unbeständiges und kummervolles Leben geführt hat, bis er, kaum vierzigjährig, im Irrenhause zu Bukarest starb, besafs nicht nur die rumänische Literatur, sondern das rumänische Denken ein Vorbild und zugleich einen Führer auf allen Gebieten.

Nachdem sich die literarische Gesellschaft „Junimea" in den achtziger Jahren aufgelöst hatte, und nach dem Mifserfolge der Junimisten in der Politik schienen sich wieder schlechte Zeiten anzubahnen. Doch einige glückliche Umstände führten das Wiedererwachen des nationalen Bewufstseins herbei, das sich bald auf allen Gebieten dokumentierte.

Infolge der siebenbürgischen Prozesse und der Agitation der dortigen Rumänen brach sich zuerst die Überzeugung Bahn, dafs die ganze Nation, obgleich politisch in mehrere Teile gespalten, dennoch ein Ganzes bildet und eine eigene Volksseele besitzt. Von dorther kam auch 1890 der Sänger des Landlebens, des frohen, fleifsigen, bescheidenen und poetischen Lebens auf den siebenbürgischen Fluren, Georg Coşbuc. Er entstammt dem Bistritzer Winkel und ist ein grofser Künstler, dem keiner von den neueren Dichtern an Formvollendung gleichkommt, und die rumänische Dichtung entwickelte sich nunmehr einige Zeit — abgesehen von den Nachahmern der Pariser Symbolisten und Dekadenten — unter dem Einflusse Coşbucs. In der 1861 gebildeten Transsilvanischen Gesellschaft für rumänische Kultur, die sich aber bisher nur wenig mit Literatur und Wissenschaft beschäftigt hatte, schien das Gewissen der Pflicht zu erwachen, denn sie gab die Hermannstädter erste rumänische Enzyklopädie heraus (1897—1904). Der Bund der rumänischen Landwirte zu Hermannstadt hat seinerseits 1904 einen wunderbaren Bilderatlas rumänischer Bauerntrachten und der Erzeugnisse der Bauernkunst im Nähen und Sticken veröffentlicht.

Wie auch schon oben betont wurde, haben die leitenden Kreise



dem Bauern viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als früher. Die literarischen und wissenschaftlichen Kreise haben die Gedichte, die Erzählungen, die Lieder, die Sagen, die Tracht, kurz, alle Arten der geistigen Kultur des Volkes fleifsig studiert, und die Bukarester Akademie hat diese Bewegung fortwährend unterstützt. In derselben Akademie, an deren Spitze seit langem tatsächlich D. A. Sturdza steht, wurde das Studium der rumänischen Geschichte mit liebevoller Fürsorge gepflegt. In den letzten Jahren hat auch der Unterricht an den Universitäten zu Bukarest und Jassy eine Wandelung erfahren, damit er sich den Bedürfnissen der Gesellschaft besser anpafst. Dies macht sich besonders in Bukarest bemerkbar, wo die medizinische Fakultät übrigens schon lange mit Recht als die beste im europäischen Orient gilt [1]).

Unter diesen Einflüssen ist eine neue Generation herangewachsen, die sich von allem Lateinertum, von der römischen Idee und von der der französischen Kultur erwiesenen Huldigung freigemacht hat. Praktisch und nüchtern, sucht sie die Wahrheit zu erkennen und sich nutzbar zu machen, um ein allgemeines, hoch über den einzelnen Klassen und Provinzen des Rumänentums schwebendes Nationalgefühl zu erwecken und ihm auf allen Zweigen des kulturellen und politischen Lebens Geltung zu verschaffen. Die Jungen machen ihren Vorgängern auf literarischem Gebiete Ehre; diese sind aufser Coşbuc, der klassische Erzähler und geistreiche Beobachter der sozialen Verhältnisse einer Übergangszeit, I. L. Caragiale, der feine Stilkünstler Delavrancea und der Dichter Vlahuţă, der in frommen Weisen die tiefsten Gefühle der Seele kundgegeben hat. Neben diese sind in neuerer Zeit getreten die feinfühlenden Dichter Iosif, Goga, Cerna und die Erzähler M. Sadoveanu, C. Sandu, V. Pop und J. Ciocîrlan. Die „Conv. lit." werden dem neuen Geiste gemäfs fortgesetzt, und unter der Leitung oder wenigstens dem Einflusse des Schreibers dieser Zeilen stehen die drei Zeitschriften, welche in Bukarest, in der Moldau (Bîrlad) und in Budapest die neue Richtung vertreten (1905): Sămănătorul, Făt-Frumos und Luceafărul. Eine wissenschaftliche Schule, die alles Minderwertige verwirft, steht dieser

1) S. Antipa, in den Conv. lit., 1905.



literarischen zur Seite und vermittelt ihrerseits unserem **Volke** die notwendige Kenntnis seiner Sprache (Ov. Densusianu) **und** Geschichte (J. Bogdan, D. Onciul), auf der allein weiter gebaut **werden** kann. Immer weitere Kreise erschliefsen sich dieser „**Renaissance**", und bald wird man ihre Folgen auch im öffentlichen Leben deutlicher spüren. Mit diesem tröstenden Gedanken soll dieses Buch geschlossen werden.



Register.

[In dem folgenden Register bezeichnen die Zahlen die Seiten. Diejenigen Seitenzahlen, die sich auf den zweiten Band beziehen, sind durch eine II kenntlich gemacht; bei denen des ersten Bandes ist eine entsprechende Andeutung weggeblieben. Es bezeichnet also die Angabe »Caffa, Stadt 50, 187; II, 7«, dafs dieser Ort im ersten Bande auf Seite 50 und 187 und im zweiten Bande auf Seite 7 genannt wird.]

I. Namenregister.









II. Sachregister.

[Hier sind auch die zitierten rumänischen Worte eingereiht].





III. Verzeichnis der Fürsten.

A. Fürstentum Walachei (Ţara-Romănească).

Seneslav 1247—12..
Ivanco Tihomir (Tocomerius) 12.. bis ca. 1330.
Basarab I., Sohn des vorigen, 1330 bis ca. 1340.
Nikolaus Alexander, Sohn des vorigen, ca. 1340 bis 16. November 1364.
Vladislav oder Laico, Sohn des vorigen 1364 bis ca. 1380.
Radu I., Sohn des vorigen ... 138...
Dan I., Sohn des vorigen, ...—1386.
Mircea I., der Alte, der Grofse: cel Mare, cel Bătrîn, Bruder des vorigen, 1386 bis 31. Januar 1418.
Vlad I. 1394—1395.
Michael I., Sohn Mirceas, 1418 bis 1420.
Dan II., Bruder des vorigen, 1420 bis Juni 1431.
Radu II., der Kahle (slavisch: Praznaglava, wahrscheinlich rumänisch Pleşul genannt), Bruder des vorigen, 1422—1427.
Basarab II., Laiotă, Sohn Dans II., Juni 1431.
Alexander I., als Bojare Alde genannt, Sohn Mirceas, 1431—1435.
Vlad II., Dracul (Drăculea), der Teufel, Bruder des vorigen, 1435 bis Dezember 1446.
Dan III. oder Danciul, Sohn Dans II., 1446—1447.
Vladislav II., Sohn Dans II. oder eines Prätendenten desselb. Namens, 1447 bis Frühling 1456.



1) Die Zeitangaben sind seit der Einführung des Gregorianischen Kalenders, obwohl dieser von den Rumänen nicht angenommen worden ist, auf denselben umgerechnet.

1) Die Zeitangaben sind von nun an diejenigen der Ernennung der Fürsten, wenn sich der Tag genau angeben läßt.

Johann Maurokordatos, Bruder des vorigen, 2. Dezember 1716 bis 23. Februar 1719.

Nikolaus Maurokordatos, zum zweiten Male, 2. März 1719 bis 3. September 1730.

Konstantin Maurokordatos, Sohn des vorigen, September bis Oktober 1730.

Michael Racoviţă, durch seine Mutter, eine Tochter des Thomas Kantakuzinos, Verwandte der walachischen Fürsten aus dieser Familie, Oktober 1730 bis 24. Oktober 1731.

Konstantin Maurokordatos, zum zweiten Male, 24. Oktober 1731 bis 16. April 1733.

Gregor II. Ghica, durch seinen Vater Matthäus Enkel Gregors I. Ghica, 16. April 1733 bis 27. November 1735.

Konstantin Maurokordatos, zum dritten Male, 27. November 1735 bis September 1741.

Michael Racoviţă, zum zweiten Male, September 1741 bis Juli 1744.

Konstantin Maurokordatos, zum vierten Male, Juli 1744 bis April 1748.

Gregor II. Ghica, zum zweiten Male, April 1748 bis 6. September 1752.

Matthäus Ghica, Sohn des vorigen, September 1752 bis Juli 1753.

Konstantin Racoviţă, Sohn des Michael, Juli 1753 bis ca. 29. Februar 1756.

Konstantin Maurokordatos, zum fünften Male, ca. 29. Februar 1756 bis 7. September 1758.

Scarlat Ghica, Bruder des Matthäus, 7. September 1758 bis 11. Juni 1761.

Konstantin Maurokordatos, zum sechsten Male, 11. Juni 1761 bis März 1763.

Konstantin Racoviţă, zum zweiten Male, März 1763 bis 8. Februar (28. Januar a. St.) 1764.

Stephan Racoviţă, Bruder des vorigen, Februar 1764 bis September 1765.

Scarlat Ghica, zum zweiten Male, September 1765 bis 13. (2.) Dezember 1766.

Alexander Ghica, Sohn des vorigen, 13. (2.) Dezember 1766 bis 28. Oktober 1768.

Gregor III. Alexander Ghica, Neffe Gregors II. durch dessen Bruder Alexander, 28. Oktober 1768 bis November 1769.

Emmanuel Giani-Rosetti, Mai 1770 bis Oktober 1771.

Russische Besetzung des Fürstentums, November 1769 bis 10./21. Juli 1774: Frieden von Kötschük-Kainardschi.

Alexander Ipsilanti (Hypselantes), September 1774 bis Februar 1782.

Nikolaus Caragea (Karadscha), Februar 1782 bis August 1783.

Michael Suţu (Suzzo), durch seine Mutter ein Sprößling der Maurokordatos-Familie, August 1783 bis April 1786.

Nikolaos Mavrogheni (Maurogenis), April 1786 bis zu seinem Tode, 19. Juni 1790.

Österreichische Besetzung des Fürstentums, 15. November 1789 bis 4. August 1791: Sischtower Frieden.

Michael Suţu, zum zweiten Male, März 1791 (ernannt) bis Januar 1793.

Kaimakamie des Konstantin Kantakuzino, 26. September 1848 bis Juni 1849.

Barbu Știrbeĭ, Bruder Georg Bibescus, Fürst für die Zeitdauer von sieben Jahren, Juni 1849 bis 17./29. Oktober 1853.

Russische Besetzung des Fürstentums, Diwanpräsident General Budberg, 17./29. Okt. 1853 bis 31. Juli 1854.

Barbu Știrbeĭ, mit österreichischer Besetzung, 5. Oktober 1854 bis 25. Juni 1856.

Kaimakamie des Alexander Ghica, gewesenen Fürsten, 4. Juli bis Oktober 1858.

Kaimakamie von drei Mitgliedern: Ioan Manu, Emmanuel Băleanu, Ioan Filipescu, Oktober 1858 bis 5. Februar (24. Januar) 1859.

Erwählung Alexander Ioan Cuzas als Fürst der Walachei innerhalb der vereinigten Fürstentümer, 5. Februar (24. Januar) 1859.

B. Fürstentum Moldau (Țara Moldoveĭ).

Dragoș, Wojwode im Namen des ungarischen Königs, gegen 1352 bis 1353.

Sas, Sohn desselben, gegen 1360.

Bogdan, erster selbständiger Fürst, 1360 bis ca. 1364.

Lațco, Sohn des vorigen, ca. 1364 bis ca. 1372.

Jurij Koryatowicz, litauischer Teilfürst, ca. 1372 bis Dezember 1377 [1]).

? Stephan I., Gemahl Margaretas oder Mușatas, der Schönen, einer Erbin des erloschenen bogdanischen Geschlechtes, und seine Söhne Peter und Stephan, miteinander kämpfend, 1377, 1378 bis 137..

Peter I., Sohn der Mușata, ca. 1378 bis ca. 1393.

Roman I., Bruder des vorigen, ca. 1393 bis ca. 1394.

Stephan I. (oder II.), Bruder des vorigen, ca. 1394—1400.

Iuga, Sohn Romans I. 1399 bis 1400.

Alexander I., Bruder des vorigen (zuerst in gemeinschaftlicher Regierung mit dem Bruder Bogdan), 1400 bis Winter (1. Januar?) 1433 oder vielmehr 1432.

Ilie oder Iliaș (Elias), Sohn des vorigen, Winter 1433 (1432) bis September 1434.

Stephan II., Bruder des vorigen, Septbr. 1434 bis 27. August 1435.

Ilie mit Stephan II. als Koregent, 27. August 1435 bis 29. Mai 1443.

Stephan II. allein, 29. Mai 1443 bis Juli 1447.

Roman II., Sohn des Ilie, Juli 1447 bis 2. Juli 1448.

Alexander II., Bruder Romans II., 2. Juli 1448 bis August 1448.

Peter II., Bruder des Ilie, 1444 (als Prätendent), dann August 1448 bis ... 1449.

Alexander II., ... 1449 bis Oktober 1449.

1) G. Popovicĭ, Anul de la Martie în Moldova în timpul luĭ Alexandru-cel-Bun, Bukarest 1905, S. 14; Onciul, Datele cronicelor mold. asupra anilor de Domnie aĭ luĭ Alexandru-cel-Bun (Denkw. der rum. Ak.), Bukarest 1905.



Jeremias Movilă (Moghilă), August 1595 bis 10. Juli 1606.

Simeon Movilă, Bruder des vorigen, 10. Juli 1606 bis 24. September 1607.

Michael (Mihăilaș) Movilă, Sohn des vorigen, 24. September bis Oktober 1607; November bis 16. oder 19. Dezember 1607.

Konstantin Movilă, Sohn Jeremias', Oktober 1607; Dezember 1607 bis 20. November 1611 († Juli 1612).

Stephan IX., Tomșa, Sohn Stephans VII. Tomșa, 20. November 1611 bis 22. November 1615.

Alexander V., Movilă, Bruder Konstantins, 22. November 1615 bis 2. August 1616.

Radu Mihnea, walachischer Fürst, August 1616 bis 4. Februar 1619.

Gaspar Gratiani, gewesener Herzog von Paros und Naxos, 4. Februar 1619 bis Ende September 1620.

Alexander VI., Iliaș, ehemaliger walachischer Fürst, September 1620 bis September 1621.

Stephan IX., Tomșa, zum zweiten Male, September 1621 bis August 1623.

Radu Mihnea, zum zweiten Male, August 1623 bis 23. Januar 1626.

Miron Barnovschi (Barnowski) Movilă, durch seine Mutter mit der Familie Movilă verwandt, Januar 1626 bis Juli 1629.

Alexander VII., Coconul, Sohn Radus und ehemaliger walachischer Fürst Juli 1629 bis 28. April 1630.

Moise Movilă, Sohn Simeons, 28. April 1630 bis November 1631.

Alexander VI., Iliaș, zum zweiten Male, November 1631 bis April 1633.

Miron Barnovschi (Barnowski), zum zweiten Male, April 1633 bis 2. Juli 1633.

Moise Movilă, zum zweiten Male, 2. Juli 1633 bis April 1634.

Basilius (Vasile) Lupu (nach seinem Bojarennamen), April 1634 bis 13. April 1653; 8. Mai bis 16. Juli 1653.

Georg I., Stephan, 13. April bis 8. Mai 1653; 16. Juli 1653 bis 13. März 1658.

Georg II., Ghica (nach seinem Bojarennamen; sein Sohn Gregor ist ihm beigegeben), 13. März 1658 bis November 1659.

Konstantin Basarab, ehemaliger walachischer Fürst, Ende November bis 1. Dezember 1659; 31. Januar bis Februar 1661.

Stephan X. (Ștefăniță), Sohn des Vasile Lupu, 1. Dezember 1659 bis 31. Januar 1661; Februar bis 29. September 1661.

Eustratius (Eustratie, Istratie) Dabija, September 1661 bis 21. September 1665.

Georg III., Duca (nach seinem Bojarennamen), Sept. 1665 bis Mai 1666.

Iliaș Alexander, Sohn des Alexander Iliaș, Mai 1666 bis November 1668.

Georg III., Duca, zum zweiten Male, Novemb. 1668 bis 16. August 1672.

Stephan XI. Petriceicu, 16. August 1672 bis Oktober 1673; Dezember 1673 bis Anfang 1674.

Demeter (Dimitrașcu), Kantakuzinos, November 1673; Anfang 1674 bis September 1675.

Antonius (Antonie) Rosetti (Ruset), September 1675 bis November 1678.

Georg III., Duca, zum dritten Male, November 1678 bis 4. Januar 1684 (25. Dezember 1683).





Russische Besetzung des Landes bis 1834; s. Walachei.
Michael Sturdza, April 1834 bis Juni 1849.
Gregor Alexander Ghica, Juni 1849 bis 26. September 1853.
Russische Besetzung des Fürstentums, 26. September 1853 bis 16. September 1854.
Gregor Alexander Ghica, 14. Oktober 1854 bis 26. Juni 1856.
Kaimakamie des Teodor Balș und dann des Nikolaus Vogoride (Bogorides), Sohn Stephans, 26. Juni 1856 bis Oktober 1858.
Kaimakamie von drei Mitgliedern: Ștefan Catargiu, Vasile Sturdza, Anastase Panu, Oktober 1858 bis 17. (5.) Januar 1859.
Erwählung Alexander Ioan Cuzas als Fürst der Moldau innerhalb der vereinigten Fürstentümer, 17. (5.) Januar 1859.

C. Vereinigte Fürstentümer (Principatele-Unite), später Rumänien (România).

1. Fürstentum.

Alexander Ioan I., Cuza, 5. Februar (24. Januar) 1859 bis 23. Februar 1866.
Carol I. von Hohenzollern-Sigmaringen, 20. April 1866.

2. Königreich.

Carol I., 26. März 1881.

IV. Erklärungen bezüglich der Aussprache des Rumänischen.

Im allgemeinen entspricht die Aussprache der des **Italienischen**. Im besonderen aber ist folgendes zu bemerken:

ŭ ist im Anlaut ein kurzes u;
ĭ ist im Anlaut ein kurzes i, entsprechend dem i im italienischen lui.
ă ist ein dunkles a, wie im Französischen e muet in carte oder porte.
î ist ein noch dunklerer, gutturaler Vokal, wie e im Französischen que.
ș wird wie sch gesprochen.
ț wird wie tz gesprochen.



Nachträge und Berichtigungen.

Band I.

Seite 1, Zeile 7 von oben lies: Cantacuzino statt Contacuzino.

„ 9: Die neuere Literatur über das Denkmal von Adamklissi braucht hier nicht erwähnt zu werden, da sich darin keine neuen Beweise finden. Erst jüngst (1905) erschien in Jassy eine Abhandlung vom dortigen Professor der Archäologie Teohari Antonescu: „Le trophée d'Adamclissi".

„ 24: Die Arbeit von Stéphane Gsell über die Regierung Domitians (in der Bibliothèque de l'école française de Rome) war mir nicht zugänglich.

„ 79, Zeile 14 von oben lies: elften statt zehnten.

„ 93, Anm. 2, Zeile 2 von oben lies: IX. statt 11.

„ 105, Zeile 18 von oben lies: Noviodunum statt Novodunum.

„ 142, Zeile 7 von oben lies: „Bruder", d. h. Bruder in der Bedeutung von Vetter.

„ 144, Zeile 4 von oben lies: Sfentislav statt Sentislav.

„ 149, Zeile 7 von oben lies: 18. Jahrhundert statt 15. Jahrhundert.

„ 167, Zeile 6 von unten lies: Rîul Tîrgulul statt Rîul Doamnel.

„ 171, Zeile 14—15 von oben lies: diente dem Kleinhandelsverkehr der Marktflecken (Cărbuneştl); er würde auch ...

„ 184, Anm. 1, Zeile 1 lies: Französische Ausgabe statt Ausg. d'Avril und Zeile 6: XI. statt XIV.

„ 225, Zeile 11 von unten lies: Mart statt Marţ.

„ 248 lies: Dritter Abschnitt statt Zweiter Abschnitt.

„ 261, Zeile 8 von unten lies: Mutter statt Gemahlin.

„ 276, Zeile 7 von unten lies: der unmittelbare Nachfolger des Mannes statt derselbe Mann.

„ 303, Zeile 12 von oben: Jetzt bin ich zu der Ansicht gelangt, dafs die von den Türken besetzte Stadt nicht Sulina war, sondern Jeni-Sale (Jeni-Sala) in der Nähe der Seen Babadag und Razim; dort liegen noch die Trümmer einer alten, roh gebauten Burg, die ich selbst zu besichtigen Gelegenheit hatte.

„ 310, Zeile 11 von oben lies: älteren statt jüngeren.



Seite 324, Anm. 1, Zeile 1 lies: Alexăndrel statt Aleaăndrel.
„ 329, Zeile 11 von oben lies: Der Deutsche Hermann nicht: Lucian Hermann.
338, Zeile 19 von oben lies: vielleicht der Bruder.
„ 347, Zeile 14 von oben: Vgl. meine „Îndreptări și intregirĭ la istoria Romîuilor după acte descoperite în Arbive săseștĭ I., Brașovul", in den Denkmälern der Rumänischen Akademie, Bd. XXVII, sowie Bogdan, „Relațiile Țăriĭ-Româneștĭ cu Brașovul" 1905, I, S. 330 bis 331. Die von mir früher benutzte Abschrift der Rumänischen Akademie war fehlerhaft. Der aus Sighișoara datierte Brief kann nur von dem alten Basarab und nicht auch von dem jungen herrühren.
„ 362, Zeile 4 von oben liefs: noch statt nach.
„ 399, Zeile 11 von oben lies: Basarab IV. Neagoe statt Basarab III. Neagoe.

Band II.

Seite 1 lies: Vierter Abschnitt statt Dritter Abschnitt.
„ 8, Zeile 1 von unten lies: Dnjepr statt Dnjestr.
„ 125, Zeile 15 von oben: und ist zu tilgen und durch ein Komma zu ersetzen, denn Stefani selbst war Bischof von Nikopolis.
„ 134, Zeile 6 von oben lies: Stephan statt Adam.
„ 171, Zeile 12 von oben lies: Faibiș statt Fibiș.
„ 213, Zeile 7 von unten ist zwischen „Kirche" und „Karlsburg" „von" einzuschieben.
„ 301, Zeile 10 von oben lies: Juli statt Juni.
„ 380: In der Bibliographie ist unter Nr. 2 als Erscheinungsjahr 1895 statt 1900 zu lesen. Ebenda müssen zur Statistik des Königreichs Rumänien die Arbeiten von L. Colescu: „Recensămîntul general al populațiuniĭ Românieĭ" (Bukarest 1905), dann „Population de la Roumanie, résumé démographique présenté à la IXe session de l'Institut international à Berlin", 1903, hinzugefügt werden, ferner zur Industrie die 1904 veröffentlichte: „Ancheta industrială din 1901—1902". Jüngst (1905) erschien in Bukarest eine wertvolle Broschüre über die bessarabischen Rumänen: D. C. Moruzi, Basarabia și viitorul eĭ.



Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.





14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

